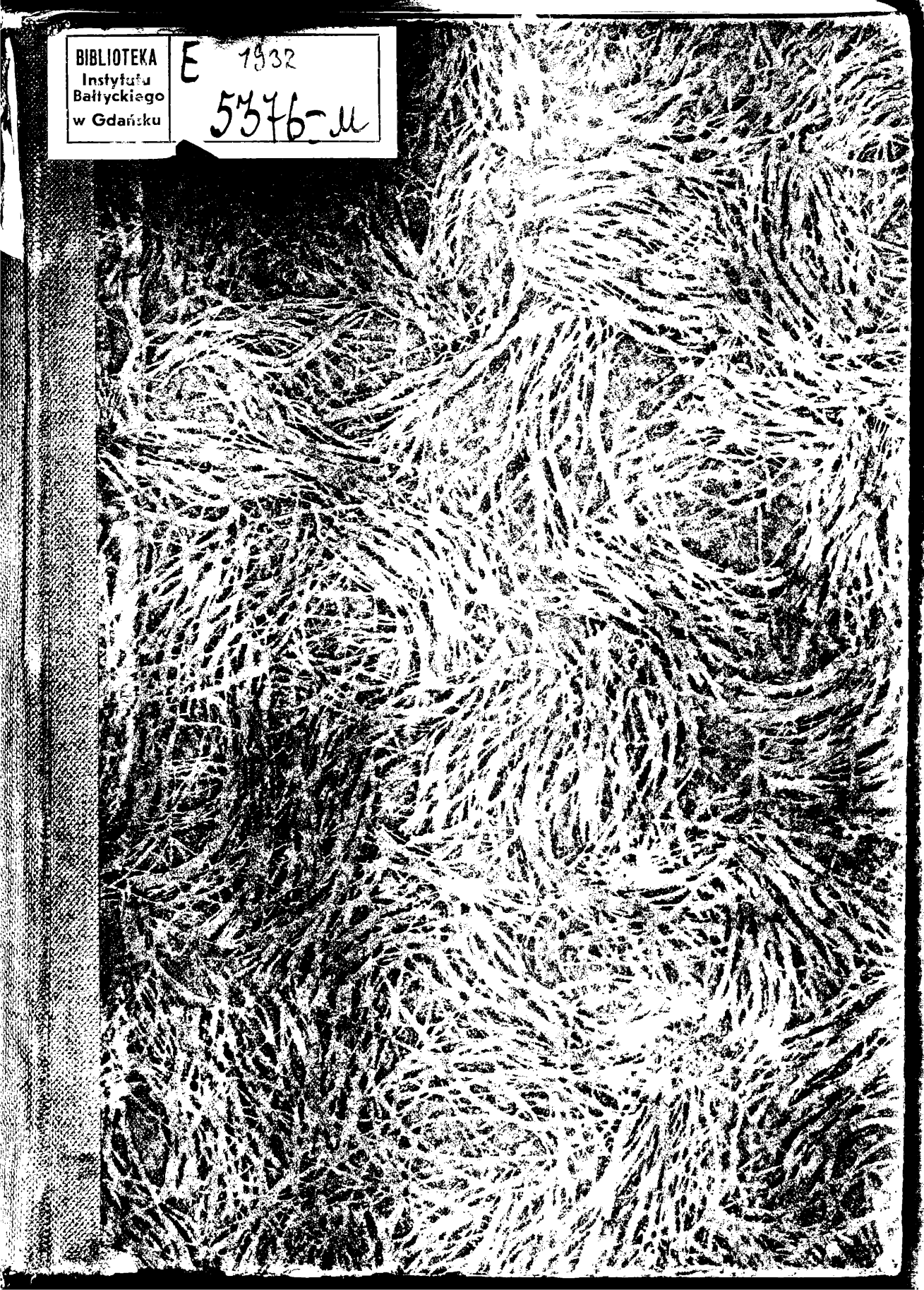
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdańsku
E 1932
5376-II



4 4. 38

BIBLIOTEKA KLASZTORNA

33131

Dr. N.

74021/XIV/1

74021

050+070]:: 327 = 112.2

= 52

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Professor an der Universität München, Generalmajor a. D.

XIV. JAHRGANG 1937

I. HALBBAND

HEFT 1—6 / JANUAR—JUNI

HEIDELBERG—BERLIN

KURT VOWINCKEL VERLAG

1938 181

Stadt-
Bibliothek
Elbing

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 1—6 / Januar — Juni 1937

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

K. von Boeckmann / Vor einem Jahr II/147
F. von Caucig / Die politische und wirtschaftliche Entwicklung Bulgariens IV/280
F. von Caucig / Die wirtschaftliche Seite der Dardanellenfrage II/97
P. Distelbarth / Das französische Volk und der Rundfunk VI/500
Z. Domaniewsky / Japanische Einwanderung in Brasilien I/25*
H. Dressler-Andress / Rundfunk und Ausland II/145
H. Eck / Die Äußere Mongolei als sowjetrussisches Kolonisationsobjekt V/373
K. Erdmann / Außenpolitik und Erziehung III/177
E. K. Fischer / Übersee sendet mit VI/505
H. Fritzsche / Die Grenzen des Rundfunknachrichtendienstes II/153
G. Fuhrmann / Farbig und Weiß I/65
A. A. Gulliland / "This is London calling!" II/157
A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/39, II/108, III/222, IV/299, V/389, VI/461
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum I/43*, II/111, III/226*, III/302*, V/393*, VI/466*
K. Haushofer / Drei Frauenbücher V/419
K. Haushofer / Ein Führer und sein Werk II/138
K. Haushofer / Mitteleuropa und die Welt I/1*
K. Haushofer / Raumüberwindende Männer III/186
K. Haushofer / Schrifttumsproben geopolitischer Dynamik III/251
K. Haushofer / Zur Statik und Dynamik Amerikas III/249
G. Hobus / Die Raumkameradschaft der Südostvölker VI/455*
H. Hummel / Büchertafel III/253
V. V. Irk / Rumäniens raumpolitische Sendung IV/261
W. Jantzen / Ein Werk über den deutschen Raum III/248
H. K. E. L. Keller / Einheit und Vielfalt im rechtlichen Weltbild III/246
G. von Lilienfeld / „CCC." Arbeitslager in den Vereinigten Staaten I/13
F. Markmann / Das deutsche Fluß- und Kanalsystem V/403*
J. März / Jugoslawien beschreitet neue Wege IV/289*

J. März / Südost-Schrifttum II/139
F. Meissner-Hohenmeiss / Die Volkspolitik der Tschechen im Kartenbild VI/434*
H. Offe / Geopolitik und Naturrecht III/239
Ohnesorge / Das Fernsehen — Möglichkeiten und Erreichtes IV/321
R. Olzscha / Zur Wirtschaftsentwicklung Irans II/83*
F. Pauser / Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart I/56*, II/124*, III/202*
R. Pearl / Krieg und Übervölkerung I/31
K. Roepke / Bibliographie der Geopolitik II/141, IV/315, VI/485
G. Runge / Bessarabien — Rumäniens Grenzmark gegen den Bolschewismus IV/270*
R. S. / Japanische Agrarfragen I/18, II/132, III/211*
R. S. / Zur Lage in der Inneren Mongolei V/361*
O. Schäfer / Die Frage des Sandschaks von Alexandrette II/118*
O. Schäfer / Geopolitik des Vorderen Orients II/69*
O. Schäfer / Politik gegen Geopolitik — Zur geopolitischen Lage der Tschechoslowakei VI/421*
H. Schaefer / Die kulturelle Standortfrage des Rundfunks II/159*
H. Schaefer / Rundfunk in der Mandschurei VI/489*
F. H. Schmolck / Der Panamerikanismus von Amerika aus .. V/381, VI/475
R. von Schumacher / Büchertafel I/66, V/420, VI/481
R. von Schumacher / Die Schöpferkraft des Südostens IV/257
A. Seifert / Das Bluterbe des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen III/188*
K. G. Sell / Auslandsvertreter des Rundfunks IV/328
Silesius / Religion und Politik in der Tschechoslowakei VI/446
J. Somogyváry / Ungarns Rundfunknachrichtendienst IV/323
P. Speet / Der Holländer als Hörer VI/497
F. Springer / Südafrikanische Rundfunkprobleme II/165, IV/335
G. O. Stoffregen / Von der Magie des Rundfunks IV/330
M. Th. Strewe / China schaltet sich in die Weltwirtschaft ein V/353
K. Wagenführ / Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt IV/326
K. Wagenführ / Die zweite Etappe IV/340
E. Wunderlich / Neue geopolitische Karten und Atlanten I/62, III/255, IV/312, VI/482
V. Ylöstalo / O. Y. Suomen Yleisradio A. B. II/150
H. F. Zeck / In den Niederlanden wächst ein Staat I/4

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. HAUSHOFER / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/39, II/108, III/222, IV/299, V/389, VI/461
K. HAUSHOFER / Bericht über den indopazifischen Raum I/43*, II/111, III/226*, IV/302*, V/393*, VI/466*

Hinweise und Berichte

Blick in die Rundfunk-Welt II/168, IV/341, VI/509
K. VON BOECKMANN / Vor einem Jahr II/147
Die Ergebnisse der Berliner UIR.-Tagung IV/338
O. SCHÄFER / Die Frage des Sandschaks von Alexandrette II/118*
K. WAGENFÜHR / Die zweite Etappe IV/340
Wirtschaft und Recht IV/348, VI/513

AUFSÄTZE

1. Der Deutsche Raum

F. MARKMANN / Das deutsche Fluß- und Kanalsystem V/403*
A. SEIFERT / Das Bluterbe des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen III/188*

2. Europa

F. VON CAUCIG / Die politische und wirtschaftliche Entwicklung Bulgariens IV/280
F. VON CAUCIG / Die wirtschaftliche Seite der Dardanellenfrage II/97
P. DISTELHARTH / Das französische Volk und der Rundfunk VI/500
G. HOBUS / Die Raumkameradschaft der Südostvölker VI/455*
V. C. IRK / Rumäniens raumpolitische Sendung IV/261
J. MÄRZ / Jugoslawien beschreitet neue Wege IV/289*
F. MEISSNER-HOHENMEISS / Die Volkspolitik der Tschechen im Kartenbild .. VI/434*
F. PAUSER / Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart I/56*, II/124*, III/202*
G. RUNGE / Bessarabien — Rumäniens Grenzmark gegen den Bolschewismus . IV/270*
O. SCHÄFER / Politik gegen Geopolitik — Zur geopolitischen Lage der Tschechoslowakei VI/421*
R. VON SCHUMACHER / Die Schöpferkraft des Südostens IV/257
SILESIUS / Religion und Politik in der Tschechoslowakei VI/446
H. F. ZECK / In den Niederlanden wächst ein Staat I/4

3. Asien

H. ECK / Die Äußere Mongolei als sowjetrussisches Kolonisationsobjekt V/373
R. OLZSCHA / Zur Wirtschaftsentwicklung Irans II/83*
R. S. / Japanische Agrarfragen I/18, II/132, III/211*
R. S. / Zur Lage in der Inneren Mongolei V/361*
O. SCHÄFER / Die Frage des Sandschaks von Alexandrette II/118*
H. SCHAEFER / Rundfunk in der Mandschurei VI/489*
M. TH. STREWE / China schaltet sich in die Weltwirtschaft ein V/353

4. Amerika

Z. DOMANIEWSKY / Japanische Einwanderung in Brasilien I/25*
K. HAUSHOFER / Zur Statik und Dynamik Amerikas III/249
G. VON LILIENFELD / „CCC."-Arbeitslager in den Vereinigten Staaten I/13
F. H. SCHMOLCK / Der Panamerikanismus von Amerika aus V/381, VI/475
K. WAGENFÜHR / Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt IV/326

Grundfragen

K. Erdmann / Außenpolitik und Erziehung III/117
K. Haushofer / Mitteleuropa und die Welt I/1*
K. Haushofer / Raumüberwindende Männer III/186
H. K. E. L. Keller / Einheit und Vielfalt im rechtlichen Weltbild III/246
H. Offe / Geopolitik und Naturrecht III/239
R. Pearl / Krieg und Übervölkerung I/31

WELT-RUNDFUNK

Blick in die Rundfunk-Welt II/168, IV/341, VI/509
K. von Boeckmann / Vor einem Jahr II/147
Die Ergebnisse der Berliner UIR.-Tagung IV/338
P. Distelbarth / Das französische Volk und der Rundfunk VI/500
H. Dressler-Andress / Rundfunk und Ausland II/145
E. K. Fischer / Übersee sendet mit VI/505
H. Fritzsche / Die Grenzen des Rundfunknachrichtendienstes II/153
A. A. Gulliland / "This is London calling" II/157
Ohnesorge / Das Fernsehen — Möglichkeiten und Erreichtes IV/321
H. Schaefer / Die kulturelle Standortfrage des Rundfunks II/159*
H. Schaefer / Rundfunk in der Mandschurei VI/489*
Schrifttum II/176, IV/350, VI/515
K. G. Sell / Auslandsvertreter des Rundfunks IV/328
J. Somogyváry / Ungarns Rundfunknachrichtendienst IV/323
P. Speet / Der Holländer als Hörer VI/497
F. Springer / Südafrikanische Rundfunkprobleme II/165, IV/335
G. O. Stoffregen / Von der Magie des Rundfunks IV/330
K. Wagenführ / Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt IV/326
K. Wagenführ / Die zweite Etappe IV/340
Wirtschaft und Recht IV/348, VI/513
V. Ylöstalo / O. Y. Suomen Yleisradio A. B. II/150

SPÄNE

Späne der Arbeitsgemeinschaft für Politik

I/50: Aus unserer Arbeit — Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? — Umsiedlungen auf dem Balkan — Chinesisches Staatsdenken.

II/120: Ein Staat stirbt an seiner Hauptstadt ... — Zeichen der Unterwanderung* — Fortentwicklung des Südostens zur Eigenständigkeit — Volkskunde und Geopolitik.

III/234: Von der Monokultur zur Polykultur und Autarkie — Zur geistigen Blockade Deutschlands im Weltkrieg* — Karte - Waffe oder Gift? — Festungen als geopolitische Kraftfelder.

IV/309: „Le crépuscule des traités".

V/400: Die Versteppung Deutschlands — Die Stärke der polnischen Minderheit in Deutschland.

VI/473: Josef Chmelar: „The German Problem in Czechoslowakia" — Tschechische Auslandspropaganda.

SCHRIFTTUM

G. Fuhrmann / Farbig und Weiß I/65
K. Haushofer / Drei Frauenbücher V/419
K. Haushofer / Ein Führer und sein Werk II/138
K. Haushofer / Schrifttumsproben geopolitischer Dynamik III/251
H. Hummel / Büchertafel III/253
W. Jantzen / Ein Werk über den deutschen Raum III/248
J. März / Südost-Schrifttum II/139
K. Roepke / Bibliographie der Geopolitik II/141, IV/315, VI/485
Schrifttum (Welt-Rundfunk) II/176, IV/350, VI/515
R. von Schumacher / Büchertafel I/66, V/420, VI/481
E. Wunderlich / Neue geopolitische Karten und Atlanten I/62, III/255, IV/312, VI/482

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Innerhalb der Gruppen in der Reihenfolge des Erscheinens angeordnet

1. Europa

Die Verteilung der Fremden in Europa II/121

Der deutsche Raum

Tagesreichweiten deutscher Sender 1936 ..... II/160
Einflußzonen typisch städtischer Kulturträger II/161
Anteil der Arbeiter unter den Rundfunkteilnehmern II/163
Mitteldeutsche Siedlungsbahnen III/195
Die deutschen Flüsse und Kanäle im Verteilungsprozeß der Rohstoffe V/404
Güterströme auf Wasser- und Schienenwegen in Deutschland V/405
Schema der Querschaltungen im deutschen Fluß- und Kanalsystem V/412
Der süddeutsche Mittellandkanal V/413

Mitteleuropa

Das Mitteleuropa der Franken I/3
Das Mitteleuropa der Hohenstaufen und die vier Eckpfeiler der Mitteleuropa-Vorstellung des Albertus Magnus I/3
Die Ausdehnung Mitteleuropas in der Vorstellung des Briten MacKinder I/3
Der französische Mitteleuropa-Begriff nach 1918 I/3

Südost-Europa

Bessarabien IV/271
Das Bahnnetz um die bulgarischen Grenzen IV/293
Die völkische Gliederung Jugoslawiens IV/296
Dalmatien, Kroatien, Slawonien IV/296
Die Lage der Tschechoslowakei zu den europäischen Großräumen VI/422
Die Kammern und wichtigen Einzellandschaften der Tschechoslowakei..... VI/423
Die Völker der Tschechoslowakei VI/423
Die Bevölkerungsdichte der Tschechoslowakei VI/425
Die Verbreitung wichtiger Industrien VI/426
Das Waldland der Tschechoslowakei VI/427
Bahnen der Tschechoslowakei VI/427
Die Kraftlinien der Tschechoslowakei VI/428
Die Lage der Tschechoslowakei zu den europäischen Kraftlinien VI/429
Stoßrichtungen des tschechischen Angriffes gegen das deutsche Siedlungsgebiet VI/441
Skizze auf dem Umschlag der Jednota-Karte VI/444
Das tschechische Staatsverteidigungsgesetz VI/445
Südostraum. Relief VI/457
Südostraum. Fluß- und Gebirgssystem VI/459
Die Bedeutung der Donau VI/460
Südostraum. Kraftlinien VI/461
Karte Prof. MASARYKS ..... } Einschaltblatt VI
Karte der „verdeutschten" Gebiete der böhmischen Krone ..... } Einschaltblatt VI
Ortsgruppen der tschechischen Schutzvereine ..... } nach S. 468

Alpenraum

Aufbau und Gliederung des Alpenraumes I/57
Die Anmarschlinien Hannibals und die Errichtung der Römerherrschaft I/59
Römische Provinzen und die Hochalpengebiete II/129
Staatenbildungen auf der westlichen Abdachung der Alpen III/207
Die heutige geopolitische Lage des Alpenraumes III/209

2. Asien

Naher Osten

Der Vordere Orient II/69
Der Vordere Orient von 1550—320 v. Chr. II/73

Der Vordere Orient von 328 v. Chr. bis 1450 n. Chr. II/75
Der Vordere Orient von 1500—1919 n. Chr. II/76
Der Vordere Orient 1936 ..... II/79
Die Umklammerung Großarabiens durch englische Stützpunkte, Verkehrswege und Einflußgebiete II/81
Zur Wirtschafts- und Verkehrsgeographie Irans II/85
Skizze zur Sandschakfrage II/118

Ferner Osten

China-Japan-Flugnetz I/44
Aufteilung des anbaufähigen Bodens von Japan III/217
Lagenbild zur Khaisora-Tal-„Befriedung" III/230
Das Gesamtgebiet der Mongolei V/365
Die Innere Mongolei V/363
Indo-Pazifische Verklammerung des Britenreichs VI/467
Lebensraum und Volkszahl der sechs Kongreß-Partei-Länder VI/469
Mandschurei. Bodennutzung VI/490
Mandschurei. Bevölkerungsdichte VI/491
Die Mandschurischen Sender VI/491
Einwanderungsströme nach der Mandschurei VI/492
Die wichtigsten Rundfunksender im Fernen Osten VI/494
Mandschurei. Entwicklung der Hörerzahlen VI/495
Rundfunkhörer in Mandschuko VI/495

3. Südamerika

Das japanische Siedlungsgebiet in Brasilien I/25

4. Weltüberspannende Fragen

Inselreiche im Spinnennetz des Weltluftverkehrs I/43
Australien im Weltflugnetz III/227
Zur geistigen Blockade Deutschlands im Weltkrieg III/237

5. Spottzeichnungen

America's Octopus III/231
Der Widerspenstige in Sianfu IV/303
„Tu es nicht, Schwester!" IV/305
Die Blitzableiter sitzen gut, aber hält der Grund? V/395
Ihre Haupt-Sorge V/399

TABELLEN

In der Reihenfolge des Erscheinens

Ablagerungen der Flüsse in den Niederlanden I/4
Prozentuale Größe der japanischen Bauernhaushalte I/22
Die dichtest bevölkerten Länder der Erde I/34
Gebiet, Bevölkerung und Bevölkerungsdichte von neun „Reichen" I/37
Gebiet, Bevölkerung und Dichte der Heimatländer der neun Imperien I/37
Chinas raumpolitische Reserven I/47
Schiffsverkehr von Istanbul II/104
Gesamttonnage des Schiffsverkehrs von Istanbul II/104
Italienischer Schiffsverkehr mit Istanbul II/107
Die natürliche Bevölkerungsbewegung des Bundeslandes Wien im Oktober 1936 II/120
Gesamtbevölkerung Frankreichs 1910, 1920, 1930 ..... II/120
Zahl der Fremden in Frankreich II/121
Die Zahl der selbständigen Bauern, Pächter und Halbpächter in Japan II/132
Prozentsätze der selbständigen Bauernhaushalte, Pächter und Halbpächter in verschiedenen japanischen Provinzen II/133
Anzahl der Rundfunk-Lizenzen in Finnland II/152
Entwicklung des Schulfunks in Finnland II/153

Faktorentabelle zur kulturellen Standortfrage der Reichssender Königsberg, Köln und Stuttgart II/164
Japanische Landwirtschaft: Verhältnis der Steuern und Lasten zu den Einkommen III/211
Brasilerzeugung und Welterzeugung an Baumwolle III/235
Erzeugung, Inlandsverbrauch und Ausfuhr von Brasilbaumwolle III/235
Die Baumwollindustrie Brasiliens III/236
Regionale Gliederung der brasilianischen Baumwollerzeugung III/236
Einfuhr und Ausfuhr Bulgariens IV/284
Beschäftigungszahlen für Bulgarien IV/285
Jugoslawiens Handelsverkehr mit Italien IV/291
Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt IV/327
Chinesischer Außenhandel V/355
Beteiligung des Sowjetstaates und der Privatunternehmer an der Handelstätigkeit der Mongolei V/375
Mongolischer Handelsaustausch mit Rußland V/378
Die Stärke der polnischen Minderheiten in Deutschland V/402
Verteilung der Verkehrsleistungen auf die Stromgebiete Deutschlands 1934 V/415
Verkehrsleistungen der deutschen Ströme 1913 und 1929 ..... V/417
Volkstum im deutschen Mehrheitsgebiet der Sudetenländer 1930 VI/440
Konfessionslose in der Tschechoslowakei VI/447
Hundertsätze der Konfessionslosen in den einzelnen Ländern der Tschechoslowakei VI/450
Deutsche Mehrheitsbezirke in der Tschechoslowakei VI/473
Bevölkerungsdichte der Mandschurei VI/491
Die mandschurischen Sender und die Verteilung städtischer Siedlungen VI/491
Chinesische Einwanderung nach der Mandschurei 1926—1935 VI/492
Ziel der chinesischen „Coolie“ Einwanderung 1935 ..... VI/492
Herkunft der chinesischen „Coolie“ Einwanderung 1935 VI/492
Ausländer in der Mandschurei VI/493
Entwicklung der Rundfunkhörerzahlen in der Mandschurei VI/495

KARL HAUSHOFER:

Mitteleuropa und die Welt

Mitteleuropa und die Welt ist heute als Gegenklang unsere Daseinsfrage; uns als solche eine Selbstverständlichkeit, um deren möglichst befriedigende Lösung schließlich unser ganzes geopolitisches Gedankengut kreist, wie unsere weltpolitische Einsicht kreisen müßte.

Man sollte glauben, seit zum erstenmal eine „Idee" von Mitteleuropa aus dem Helm voll Lose der Weltgeschichte sprang, also mindestens seit 800, hätten eben die Gedanken Mitteleuropas nicht aufgehört, seine möglichst günstige Verwirklichung im Verhältnis zur Welt anzustreben: Verkörperung!

Daran fehlt es weit! Lange, ehe Mitteleuropa sich selber fühlt, wird es von außen her als Gefahr geahnt und sein Werden wird bekämpft. Julius Cäsar, Tiberius und Drusus, Marc Aurel, alle weitsichtigen Päpste, Ludwig XI., Sully und sein Henri IV., Richelieu werfen ihm Steine in den Weg; England reißt die Rheinmündungsstaaten von ihm ab; seine drei Flüsse Rhein, Donau, Weichsel, geraume Zeit ganz von ihm besessen, werden ihm angezapft; Napoleon baut es als Machtversteifung und Pufferraum seinem Europa ein: alles das geschieht, ehe Mitteleuropa selbst merkt, daß es eine Einheit ist, mindestens sein müßte, bis es den „Central-Powers" eingebläut wird: 1914—1919; 1919—heute.

Vorher haben von Friedrich List über die Großdeutschen von 1848 und später, über Bruck, den Handelsminister von Felix Schwarzenbergs Groß-Österreich, viele Deutsche davon geträumt und damit gespielt, wie später auch Friedrich Naumann, E. Jaeckh, Hermann Oncken und einer, der eine Mitteleuropareihe von Leibniz bis Naumann konstruieren wollte.

Wenn wir ein Handbuch öffnen, tritt uns als erste brave, ernst zu nehmende Mitteleuropaschrift das „Mitteleuropa" von Josef Partsch (1904) entgegen. Post festum haben Hassinger und Machatscheck darüber geschrieben. Lesen wir aber die ehrliche Vorrede von Partsch, so finden wir, daß es der Brite Mackinder war, der ihm seinen Mitteleuropabegriff konstruiert und dann eingeblasen hat.

Mackinder sah wirklich die Welt, wie wir sie zwar nicht fürchten, aber mit gebührendem Mißtrauen betrachten gelernt haben: er schuf den Briten ein mehr geopolitisches als geographisches Handbuch für den Hausgebrauch der Weltdupierung; und damals paßte ihm ein Mitteleuropa, das von Ostende und Genf bis Memel und Burgas „den zentralen Kern der europäischen Staatenfamilie" umfaßte.

Das war Belgien, Holland, das Deutsche Reich und die Donaumonarchie im Vorkriegsumfang, Serbien, Rumänien und Bulgarien. Nur war es die Idee von Mackinder und nicht die von Josef Partsch. Es war ein Mitteleuropa, das sich mit dem An-

hang der belgischen, deutschen und niederländischen Kolonien wohl vor der Welt sehen lassen und ihrem Druck den gehörigen Gegendruck entgegensetzen könnte, wenn es seine natürlichen Trabanten klug um sich zu sammeln wüßte. —

Zwischen 1914 und 1919 zerbrach dieser Mitteleuropabegriff und ein unendlich viel schwächerer trat an seine Stelle, zugleich ein Spielzeug der klugen französischen Kulturpolitik der Ancel und Demangeon. Seit vielen Jahren hatten ihr die École des sciences politiques, die Adam und Chéradame vorgearbeitet, planmäßige Zerstörungswege gezeigt. Ihrem Spiel setzte der geopolitisch denkende Ungar Gömbösch, von Teleki klug beraten, mindestens für das Spiel mit dem Donauraum seinen Anspruch auf das Karpathenbecken entgegen. Aber wo ist unser selbstverständliches Gegenbild gegen die Fata Morgana von l'Europe Centrale, das man in Paris am liebsten ohne Deutschland konstruieren möchte, das dann hilfloses Anhängsel dreier Westmächte sein sollte?

Hier tritt uns volksbetörendes Lügenspiel, Verschleierung von Raumbetrug entgegen.

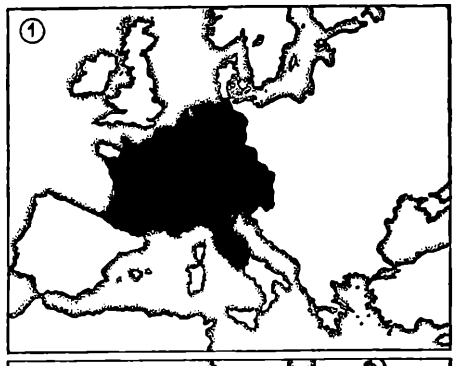
Ihn zuerst muß Geopolitik in der eigenen Volksseele, dann in den fremden bekämpfen. Das ist eine Herkulesarbeit!

Der Macht- und Wirtschaftswelt von heute steht das Mitteleuropa von heute als der meistbetrogene Lebensraum gegenüber. Seit 1933 ist die Hypnose von ihm gewichen, von der schon der alte Tiger Clémenceau vorhersah und warnte, daß sie nicht ewig währen könne.

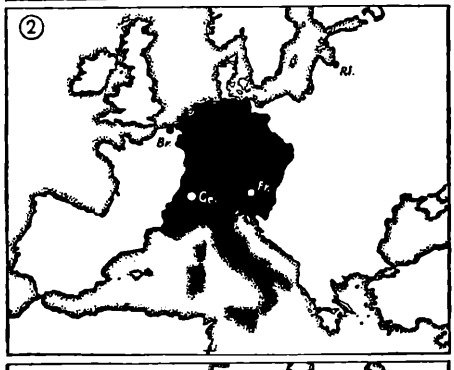
Dann folgte das Hinfinden zu den Schicksalsgefährten unter den Mächten der Erneuerung, die freilich jede inzwischen ihr Kaiserreich mehr sich angeeignet hatte, die eine Japan, seit 1931, die andre, Italien seit 1936. Völker ohne zureichenden Raum sind aber heute noch beide.

Und Mitteleuropa auch in seinen engeren Grenzen ist nicht, wie jene, eine staats- und volkspolitische Einheit; außerdem durchzieht es ein Blinddarm in gefährlichem Entzündungszustand, der gegen den Willen der guten Hälfte seiner Bewohner mit den Sarmaten und Rassenfremden des Ostens und der einen wenigstens der westlichen Demokratien verbündet ist. So fehlt Mitteleuropa eine seiner stärksten natürlichen Kernlandschaften, die sich in ihren kühnsten Träumen sogar anmaßt, seinen Kern ohne, ja gegen die fast 80 Millionen Deutschen Mitteleuropas bilden zu wollen.

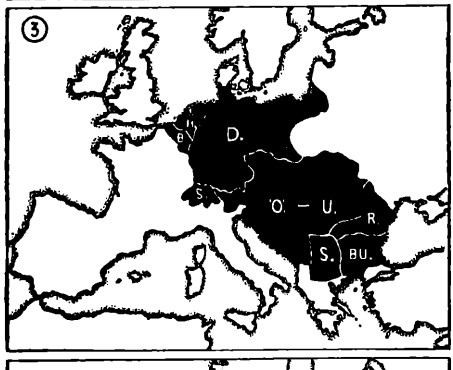
Daß sich Frankreich zur Zerstörung Mitteleuropas mit allen Feinden Europas überhaupt verbündet, ist uns nicht neu; bald war es der Großtürke, bald der Tartar, bald der weiße, bald der rote Zar; daß auch die angelsächsische Welt dabei Gefolgschaft leistet, wird ihr als Sünde gegen das eigene Dasein noch einmal zum Bewußtsein kommen; hoffentlich nicht zu spät, ehe sie Indien an den Bolschewismus losgeworden ist und im Lande der längst nicht mehr unbegrenzten Möglichkeiten das Problem der beginnenden Raumenge am eigenen Leibe spürt.



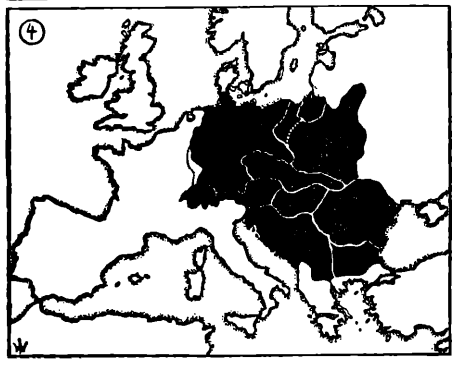
Das Mitteleuropa der Franken



Das Mitteleuropa der Hohenstaufen und die vier Eckpfeiler der Mitteleuropa-Vorstellung des Albertus Magnus



Die Ausdehnung Mitteleuropas in der Vorstellung des Briten Mackinder (1904)



Der französische Mitteleuropa-Begriff nach 1918

Die Gegenspannung von Raumnot und Menschenhunger leeren Landes tritt sich freilich am schroffsten im Pazifischen Kraftfeld gegenüber. Aber die Zeit ist längst vorbei, wo selbst ein überseeisch entmachtetes Mitteleuropa von indo-pazifischen Wirbeln unberührt blieb. Ist es vergessen, wie sich das im Osten abgeschmetterte Zarenreich nach dem Nahen Osten und gegen Mitteleuropa herumwarf? Ist es vergessen, wie seine falsche Fernostpolitik Mitteleuropa dem vereinigten Angriff der Russen, Ostasiaten und Amerikaner aussetzte, die sich bei halbwegs klugem Spiel gegenseitig in Schach gehalten hätten?

Hier hat Mitteleuropa zu seiner Rettung mit einem höheren Maß von geopolitischer Erkenntnis zu arbeiten als die Umwelt: je größer die Spannungen werden, je hellsichtiger, feinhöriger muß die geopolitische Sachkenntnis der Führung sein, wenn Mitteleuropa aus der Raumenge, aus dem klippenreichen Gewässer der Heimat wieder in die Weite, in die Weltbedeutung hinaus gesteuert werden soll, die immer nur zeitweilig unser war, von grausamen Rückschlägen unterbrochen — nicht ohne unsere Schuld, weil wir oft genug in unserer Geschichte über dem Stürmen des Blutes und der Willkür des Wunschtraumes die erdhafte Warnung des Bodens übersahen!

Gerade für Mitteleuropa muß Geopolitik das Recht des Bodens wahren — und wenn es nur die an die Welt verlorenen 14½ Millionen Hektar wären.

Es geht viel Blut auf 14½ Millionen Hektar!

Hans F. Zeck:
In den Niederlanden wächst ein Staat

Ruhelos arbeitet das Meer und wirft ein- und ausatmend seine Wogen gegen das Ufer. All die feinen Sinkstoffe, die es mit sich trägt, werden abgelagert und bauen in Jahrtausenden sich zu neuer Festlandmasse auf. Aber das Meer reißt auch wieder ganze Stücke des Festlandes weg. Besonders in seinen Sturmfluten. So ist das Meer Zerstörer und Baumeister zugleich. Mehr noch als das Meer sind die Flüsse Baumeister neuen Landes, aber auch wieder nagende Zerstörer. Eine Vorstellung von der gewaltigen Bauarbeit der Flüsse geben folgende Ziffern. In jedem einzelnen Jahre lagern ab:

Waal	3,3	Milliarden kg
Rhein	0,8	
Jjssel	0,5	„ „
Mündungsarme des Rheines zusammen	4,6	Milliarden kg
Schelde	1,5	
Maas	1,2	

Durch die ungeheure Masse der abgelagerten Stoffe haben Meer und Flüsse Sandbänke geschaffen, die allmählich verlandeten und die Wassertiefen vor der Küste flacher und flacher machten. Oft beträgt die Abdachung vor der niederländischen Küste nur 1:1000, so daß erst in 15 bis 20 km Entfernung von der Küste Wasser-

tiefen von etwa 20 m gemessen werden können. Bevor die Menschen zu arbeiten begannen, hatten die Niederlande eine Naturlandschaft, in der meilenweit fester Grund, Sandbänke, Wassertümpel, verlandete Haffs und tiefe Wasserrinnen miteinander abwechselten. Im ganzen gesehen bot diese Naturlandschaft der Kulturarbeit des Menschen allergrößte Chancen.

In Jahrtausenden sind aus den Ablagerungen von Meer und Flüssen die niederländischen Marschen aufgebaut worden, die in S-förmig geschwungener Kurve sich von den Kreidefelsen des Artois bei Sangatte (Calais) bis Jütland hinziehen. In Französisch- wie Belgisch-Flandern und in Schleswig-Holstein ist der Marschgürtel an die 10 km breit, in den Niederlanden — also dort, wo Rhein, Maas und Schelde am Werk sind — schwillt er bis auf 40 und noch mehr km Breite an.

Hinter den Marschen dehnt sich ein Gürtel bis zu 8 m mächtiger Hochmoore und die sandige, unfruchtbare Geest aus, die gerade noch für die anspruchslose Kiefer und für Heidegewächse Lebensmöglichkeit bietet. Noch weiter landeinwärts folgt dann die fruchtbare Lehmzone, die in Deutschland vielfach „Börde" genannt wird (Jülicher Börde, Soester Börde).

Auf solchem Lande saßen nebeneinander Friesen, Sachsen und Franken. Von Norden kommend hatten sich längs der Küste und von Insel zu Insel weiterziehend die Friesen in der Marschzone festgesetzt. Hinter ihnen, auf festem Grunde, hatten Sachsen und Franken das Land genommen und saßen dort auf breiter Front hinter den Friesen. Links des Rheines Franken und rechts des Rheines Sachsen. Auf dem unfruchtbaren Sandstreifen der Geest und in der Moorzone saßen meilenweit erhebliche Teile des fränkischen und des sächsischen Stammes; auf der fetten Marsch aber die Friesen. Die Friesen hatten die Marsch kultiviert und das in opfervoller Arbeit vieler Generationen geschaffene Kulturland gegen die Zerstörungsarbeit von Meer und Flüssen zäh verteidigt mit jedem Schritt aber auch, den ihr Kolonisationswerk voran tat, den Sachsen und Franken den Weg in die fruchtbare Marsch und ans ertragreiche Meer stärker verbaut.

So kam es zu Spannungen und schließlich zu jenen tragischen Kämpfen, in denen die Friesen unterlagen. Von diesen uralten Spannungen können wir heute noch einen letzten Nachklang in der Verschiedenartigkeit, wenn nicht gar Rivalität, des friesischen Bremen und des sächsischen Hamburg verspüren.

Die uralten, raumbedingten Spannungen zwischen den germanischen Nachbarn tragen ein gutes Teil Schuld an der so eigenartig ungünstigen Entfaltung des Friesentums, das trotz seiner großen Begabung unter den deutschen Stämmen so wenig zur Entfaltung der deutschen Art beigetragen hat. Die Friesen wurden von Sachsen und Franken erdrückt, und nur ein kleiner Teil des friesischen Volkstums konnte sich erhalten. Die Mehrzahl mischte sich mit Franken und Sachsen. Aus solcher Vermischung ist der Holländer hervorgegangen. Das holländische Volkstum zeigt deutlich die Merkmale seines Ursprungs. Zwischen Alkmaar und Groningen samt den

vorgelagerten Inseln lebt ein Rest des alten Friesentums; am Ostrande der Zuider-See eine friesisch-sächsische und im Westen davon eine friesisch-fränkische Mischbevölkerung. Alle aber sind durch das gemeinsame Raumerlebnis zu unlösbarer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt; alle durch das gemeinsame friesische Erbteil schwerblütig und mit einer reservierten, fast mißtrauischen Haltung gegen die Bewohner des festländischen Binnenlandes deutlich abgesetzt.

Ein erheblicher Teil des Landes, vor allem die Marschen zu beiden Seiten der Rheinmündung, liegt unter dem Meeresspiegel. Gerade diese Landesteile dem Meer für immer abtrotzen und der Kulturarbeit erhalten, war eine ganz große Leistung. Mit unverkennbarem Hinweis darauf sagt noch heute ein stolzes holländisches Sprichwort: „Gott hat die ganze Welt geschaffen, ausgenommen die Niederlande, die haben sich die Holländer selbst gemacht." Es war in der Tat ein gigantischer Kampf, den die Bewohner der Niederlande nun schon ein volles Jahrtausend mit dem Meere geführt haben und jeden Tag von neuem führen.

Vielleicht noch größer ist die vollbrachte Leistung im Kampf mit den Flüssen, die ja tiefer fließen, als der Meeresspiegel. Jedes Hochwasser droht die Marschen zu überfluten. Selbst in ruhigsten und normalsten Zeiten muß jedes Liter Flußwasser hoch- und ins Meer hinausgepumpt werden. Darum hat Holland ja auch die vielen Windmühlen, die den Wind zwingen, die Schöpfwerke zu treiben. Hohe Deiche und Dämme schützen das tief liegende Land vor Meerflut und Flußwasser, und allenthalben auf den Dämmen stehen die Windmühlen. Es bleibt für den Binnenländer eins der eindrucksvollsten Bilder, wenn er hoch über dem Lande die Schiffe auf Kanälen und Flüssen dahinfahren sieht. Das holländische Kanalnetz ist ein viel zu wenig beachtetes Wunderwerk der Technik.

Die in den Niederlanden geleistete, in der ganzen Welt einzig dastehende Kulturarbeit konnte nie und nimmer von einem Einzelnen durchgeführt werden. Chinesische Kulis und ägyptische Fellachen konnten zu Tausenden und aber Tausenden von absolut regierenden Herrschern zu ähnlichen Wasserbauten an Huangho und Nil gezwungen werden, nicht aber der freiheitliebende und persönlichkeitbewußte nordische Germane. Freie Menschen haben das große Kulturwerk im niederländischen Raum aus freiem Antrieb geschaffen. Unzählige Generationen haben daran geschaffen, aber in jeder Generation eine in sich geschlossene Gemeinschaft. Die Naturbedingungen des Raumes haben den Menschen zur Gemeinschaftsarbeit gezwungen und unter den Menschen ein Gemeinschaftserlebnis und damit ein Gemeinschaftsbewußtsein geformt, das von ganz besonderer Kraft war. An den benachbarten Küsten und erst recht im Binnenlande des Ersten Reiches ist ein auch nur ähnlich starkes Gemeinschaftsbewußtsein fremd geblieben. Will man eine Parallele finden, dann muß man schon in die alten Grenzmarken des Ersten Reiches gehen, wo der Wille zur Abwehr fremder Lebenskräfte eine ähnlich starke Gemeinschaft hat wachsen lassen. Während aber in den Marken das Leben einer Reihe von schwächenden

Einflüssen der Umwelt ausgesetzt war, wirkten die Kräfte des niederländischen Raumes unvermindert in Richtung einer Vertiefung des Gemeinschaftslebens fort.

Die niederländische Küste ist Mündungsgebiet von Rhein, Maas, Schelde, die vom Meer her gesehen Einzugspforten ins mitteleuropäische Binnenland darstellen. Diese Einzugstore haben Normannen und Wikinger auf ihren Wanderfahrten benutzt, sind flußaufwärts gefahren und haben die reichen binnenländischen Wohnzentren ausgeraubt. So sind sie mehrfach bis Köln gefahren und sogar darüber hinaus. Um sich gegen die Gefahren, die über See drohten, zu schützen, wurde hier — genau wie an andern bedrohten Stellen des Ersten Reiches — eine Grenzmark errichtet: die Normannenmark. Als Markgrafen wurden die Grafen von Holland eingesetzt. In dieser Mark hat, genau wie in allen Marken, nicht zuerst der Wille des Kaisers, der fern war und kaum die Verhältnisse kannte, sondern der Wille des Markgrafen geherrscht. So kam zum uralten und ungewöhnlich starken Gemeinschaftserlebnis nun auch eine politische Sonderstellung.

Im Zusammenwirken beider Voraussetzungen war der Grundstein zu einer eigenwilligen Entwicklung gelegt. Eine starke kaiserliche Zentralgewalt im Ersten Reiche hätte alle Möglichkeiten zu eigenwilliger Entwicklung hintangehalten ... aber eine solche Zentralgewalt gab es seit dem Ende der Staufer nicht mehr, und Rudolf von Habsburg samt den spätern Kaisern haben trotz mancher Anläufe die Schicksalsfrage des Ersten Reiches nicht zu lösen vermocht. Das Reich blieb ohne Zentralgewalt der Vielfalt rivalisierender Kräfte überlassen. Ein starkes Gemeinschaftsbewußtsein, das die Menschen des Ersten Reiches innerlich zur festen Einheit des Fühlens und Wollens geschmiedet hätte, wäre wohl imstande gewesen, selbst eine Folge von politisch schwachen Führern zu überwinden und dem Reich seinen Bestand unversehrt in bessere Zeiten großer Führergestalten hinüberzuretten ... aber auch dies lebendige Gemeinschaftsbewußtsein mit dem unbeugsamen Bekenntnis zum Ganzen fehlte. So kam im niederländischen Raume alles, wie es kommen mußte. Weitab, am äußersten Rande des Reiches gelegen, von einem durch Raumkräfte gezeugten und ungewöhnlich starken Gemeinschaftsbewußtsein zur Einheit gefügt; mit einer eignen, nur dem Kaiser unterstehenden politischen Gewalt ausgestattet, entwickelte sich immer stärker, immer lebendiger, immer mehr seiner eigenen Art bewußt gewordenes selbständiges Fühlen und Denken, Wollen und Handeln. Als um 1500 mit der Entdeckung der neuen Seewege nach Amerika und Asien die überlieferte Weltlage völlig umgekehrt und die bis dahin kaum beachtete niederländische Küste mit einem Schlage eine große Bedeutung erhielt, da war das eignen Gesetzen gehorchende Gemeinschaftsleben im niederländischen Raum nicht bloß keimhaft, sondern längst fertig entwickelt vorhanden und fähig, eine eigene politische Rolle zu spielen. Es fehlte nur noch die letzte Schlußfolgerung aus den gegebenen Tatsachen: der eigne niederländische Staat als schützende Hülle um das zu eignen Leben entwickelte und zu eignen Leben fähige Volkstum.

Politisch waren die Niederlande längst vor den Entdeckungen — zu Zeiten also, da sie politisch und wirtschaftlich noch wenig beachtet wurden — an Burgund gekommen und dann als Teil der burgundischen Erbschaft (gleichfalls noch vor den Entdeckungen) an die Habsburger gefallen. Als Glied der habsburgischen Lande erlebten sie die Entdeckungen und erhielten so mit einem Schlage eine besondere Bedeutung. Erst recht, weil die Niederlande auf der Gegenküste Englands liegen, das der größte und bei weitem gefährlichste Gegenspieler der Spanier gewesen und geblieben ist. Kein Zufall, daß die Spanier nach den Niederlanden griffen, um sie fest und straff in die Pläne des spanischen Zentralismus einzufügen . . . als willenlose Glieder, die spanischen Interessen gehorchen sollten, nicht aber wie bisher eignen Interessen leben durften. Im Zuge dieser spanischen Bestrebungen kam es zu den bekannten niederländisch-spanischen Spannungen und schließlich zum Abfall der Niederlande.

Eine überlieferte Geschichtschreibung sieht im Kampf der Niederländer gegen Spanien einen Religionskrieg. Das ist aber nur zum Teil richtig. Gewiß haben religiöse Dinge in jenen Kämpfen eine beachtliche Rolle gespielt, aber mehr als Mittel zum Zweck, denn als Selbstzweck. Das Wesen des Kampfes ging nicht um Religion, sondern um Politik. Egmont war z. B. katholisch und die Mehrheit des Volkes ebenfalls. Von der Religion her gesehen hatten sie keinen Grund gegen Spanien Front zu machen. Aber diese Katholiken fühlten sich als Glieder einer in vielen Jahrhunderten gewachsenen Gemeinschaft, deren Eigenleben bedroht war. Gegen diese Bedrohung machten sie Front zusammen mit den Protestanten, kämpften und ließen ihr Leben. Alba wurde nicht zuerst als Vollstrecker katholischer Politik, sondern als Repräsentant des spanischen Absolutismus gehaßt. Nur von Religiösen gewertet läßt sich die ungeheure Leistung der Niederländer gar nicht fassen. Beachtet man aber, daß eine jahrhundertealte Gemeinschaft sich zur Wehr setzte, dann versteht man den schließlichen Erfolg gegen das Weltreich Spanien. Wenn England den Niederländern so eifrig half, dann ist auch das nicht zuerst religiösen, um so besser aber aus politischen Gründen zu verstehen, denn die Niederlande fest unter spanischen Willen gezwungen, bedeuteten nicht mehr und nicht weniger, als eine starke spanische Stellung unmittelbar vor den Toren Englands; bedeutete für Spanien Beherrschung einer seemännisch erfahrenen Bevölkerung und damit für England, trotz Besiegung der Armada, eine sehr ernste Bedrohung.

Daß als schließliches Ergebnis des Kampfes nur der Norden des Niederländischen Raumes selbständiger Staat wurde und der Süden ausgeschaltet blieb, ist wahrhaftig nicht der freie Wille des Südens gewesen, sondern Folge nicht zuletzt raumbedingter Voraussetzungen. Im Süden nämlich, wo der Anteil festen Bodens ganz erheblich größer ist als im Norden, konnten die Niederländer sich nicht im gleichen Maße mit Überschwemmungen der Spanier erwehren, und die Spanier konnten auf

dem festen Grunde ihre überlegene militärische Macht einsetzen und sich so behaupten. Zwar haben auch im Norden die Spanier immer wieder versucht, ihre Herrschaft aufzurichten, aber nach 80 Jahren Kampf haben sie schließlich das Erfolglose eingesehen.

Was beim Abfall der Niederlande tatsächlich geschehen, das wurde 1648 beim Abschluß des 30jährigen Krieges auch formell und juristisch bestätigt: die uralte niederländische Gemeinschaft hatte einen Staat als Schutzpanzer ihres Volkstums erhalten. Es kann nicht oft und nicht klar genug wiederholt werden: daß es überhaupt so weit kam, ist die Folge des Fehlens einer starken äußeren Kaisergewalt und eines lebendigen inneren Bekenntnisses zur Gemeinschaft im Ersten Reich. Heute, wo die Niederlande als eigner Staat um ein eigenwilliges fühlendes Volkstum seit Jahrhunderten bestehen, anerkennen wir Deutsche diese geschichtliche Wirklichkeit. Niemand aber kann uns verwehren, den Untergründen und Triebfedern nachzuspüren, die einst dieses Geschehen haben werden lassen, um aus der Kenntnis der Ursachen zu lernen.

Hinter sich ein ohnmächtiges Reich, neben sich die Herrschaftsansprüche eines wesensfremden spanischen Zentralismus, vor sich das freie Meer mit seinen ungeheuren, lockenden Chancen ist es da ein Wunder, wenn der seegewohnte Niederländer aufs Meer ging, um dort die Grundlagen seiner Macht zu suchen und auch zu finden. Aus Schiffahrt, Handel und Kolonien holten die Niederländer sich innerhalb von kaum zwei Menschenaltern gewaltigen Reichtum zusammen, wurden politische Großmacht und eins der ersten Zentren der Kultur und Zivilisation und blieben mit Wohlleben auch dann noch gesättigt, als England ihre Weltstellung zerschlug, während zur gleichen Zeit das Reich in armseliger Ohnmacht dahinsiechte und in seiner binnenländischen Raumenge Jahrhunderte brauchte, um die schweren Schläge des 30jährigen Krieges wenigstens einigermaßen zu verwinden. Grundverschieden ist das Bild des Gemeinschaftslebens diesseits und jenseits der deutsch-niederländischen Grenze. Grundverschieden aber auch die Auswirkungen. Davon legt die Entwicklung derselben Naturlandschaft diesseits und jenseits der deutsch-holländischen Grenze beredtes Zeugnis ab.

In der Marschzone lag das Lebenszentrum des niederländischen Staates. Dort lagen und liegen heute noch die großen Siedlungszentren des Landes. Mit zunehmender Bevölkerung und wachsendem Reichtum legte sich in organischem Wachstum Ring um Ring um die uralten Stadtkerne. Die Niederländer haben mit denkbar größter Sorgfalt und Liebe die Marschzone erschlossen, auf- und ausgebaut. Dort, unmittelbar am Wasser lebten und wirkten sie. Das Hinterland der sandigen Geest ließen sie völlig unbeachtet. Wer dort wohnte, der stand eigentlich schon außerhalb der niederländischen Lebensgemeinschaft. Wer in der Geest wohnte, der galt als armer Teufel und war es auch. Erst in unsern Tagen, wo

die auf Weltwirtschaft und Welthandel eingestellten Niederländer unter der fortschreitenden Auflösung der weltwirtschaftlichen Bindungen zu leiden haben und vor die Aufgabe gestellt sind, erhebliche Teile ihrer dauernd arbeitslos gewordenen seemännischen Bevölkerung unterzubringen und sich vom Bezug ausländischer Waren möglichst unabhängig zu machen, gewinnt die Geest als Wohngebiet wie als Standort der erstehenden Industrie Bedeutung, zumal hier in der Geest auch Kohle gefunden wird. Die Jahrhunderte hindurch völlig unbeachtete, ja mißachtete Geest ist heute die große Reserve im Lebensraum der Niederländer geworden, die mehr und mehr in die Geest und damit zugleich ins binnenländische Festland hineinwachsen.

Im Gegensatz zur Geest hat die Moorzone schon sehr früh das Interesse der Niederländer auf sich gezogen. Mittelpunkt der Moorkolonisation war schon kurz nach 1600 die holländische Stadt Groningen geworden. Handelsinteressen und gute Verdienstaussichten wurden Veranlassung zum Abbau der bis zu 8 m mächtigen Torfläger des Hochmoores. Dank der Geschlossenheit des politischen und des Reichtums des wirtschaftlichen Lebens konnten die Holländer planmäßig und mit Einsatz sehr großer Mittel arbeiten. Ein Kanalnetz zur Entwässerung, für die Abfuhr des Torfes und die Anfuhr von Düngemitteln ward geschaffen. Je mehr Torf abgegraben wurde, desto mehr kam der feste Untergrund zum Vorschein und ermöglichte den Übergang von der Torfwirtschaft zur Ackerwirtschaft, so daß die großen Kapitalien, die einst für die Moorkultur aufgewandt waren, nun Zins aus Bauerngütern abwarfen. Als dann in neuester Zeit die Stein- und späterhin auch die Braunkohle das Torf mehr und mehr verdrängte, da war auf holländischer Seite das Moor im wesentlichen abgebaut, und lebenskräftige Bauern saßen auf den Gütern von ausreichender Größe. Holland hat im Hochmoor bäuerliches Siedlungsland gewonnen und dabei auch noch glänzend verdient. Man sieht, daß bei weitsichtiger Wirtschaftspolitik und großzügigem Einsatz Wunder an Erfolgen auch noch im Moor zu erzielen sind[1]).

Die Erfolge der Holländer haben schon im 17. Jahrhundert zur Nachahmung auf deutscher Seite gereizt. Deutsche Territorialfürsten suchten sich Unternehmer und übertrugen denen die Aufgabe, das Moor in Siedlungsland zu verwandeln. Dieselbe Methode hatte sich im 13. Jahrhundert, bei der Kolonisation des deutschen Ostens, glänzend bewährt. Der Mißerfolg lag also nicht in der gewählten Methode, sondern in andern Ursachen. So war es in der Tat! Die Unternehmer besorgten nur den Kanalbau und überließen dann alles andere den angesetzten Kleinpächtern. Diese besitzlosen Leute waren aber bei allem Eifer gar nicht in der Lage, Jahre hindurch Arbeit und Kapital ohne sofort greifbaren Erfolg in das Kolonisationswerk hineinzustecken. Daß die Siedler zu früh auf eigne

1) *Vgl. Büdel, Deutscher und niederländischer Kulturboden, Ztschr. f. Geopolitik, XI. Jhg. 1934, Heft 12, S. 736 ff.*

Füße gestellt und ihnen zu wenig Hilfe geleistet wurde, war der erste Fehler, der das Kolonisationswerk ungesund hemmte. Weder im Ertrag noch im Absatz ihres Torfes kamen die Kolonisten gegen die Holländer auf. Der zweite Fehler lag darin, daß das gewaltige, meilenweit sich hinziehende Moor keineswegs von einem planmäßig angelegten großen Netzwerk von Kanälen durchzogen wurde, denn jeder Unternehmer gehörte zu einem anderen Landesherrn und jeder verfolgte andere Pläne. So ist deutsche Kleinstaaterei zur zweiten Wurzel des schließlichen Mißerfolges geworden. Die dritte Fehlerquelle liegt darin, daß jeder Landesherr bzw. jeder Unternehmer zu viel zinszahlende Pächter ansetzen wollte und so die Größe der einzelnen Pachtstellen von vornherein zu klein wurde, um eine Familie ernähren zu können. Am Ende brach der erste Anlauf zur Moorkolonisation auf der deutschen Seite zusammen.

Angeregt durch seine großen Erfolge im Warthe-, Netze- und Oderbruch, machte etwa 100 Jahre später Friedrich der Große einen zweiten Versuch. Wieder wurden aus übergroßer Rücksicht auf steuerliche und fiskalische Interessen dieselben Fehler gemacht, so daß im Wesen an den trostlosen Zuständen im Emslande nur wenig geändert wurde.

Ein dritter Anlauf wurde nach 1870 gemacht, als Deutschlands wirtschaftlicher Aufstieg einsetzte. Aber auch dieser Versuch versackte, weil man sich nicht zu planmäßigem Einsatz großer Mittel an Kapital und Menschen entschließen konnte. Man stellte die Menschen und die Mittel lieber in den Dienst der weltwirtschaftlichen Industrialisierung, statt in die Moorkultur und damit in den Auf- und Ausbau der innerdeutschen Wirtschaft.

Alle früheren Versuche scheiterten, weil ihnen die notwendigen Voraussetzungen zum Gelingen fehlten. Weltwirtschaftliche Orientierung als oberster Wirtschaftsgrundsatz verhinderte das Aufkommen nachhaltigen Interesses an der Erschließung der eigenen Scholle. Weil das letzte Interesse fehlte, darum fehlte auch der letzte Krafteinsatz und weil der Krafteinsatz fehlte, blieb der Erfolg versagt.

Noch vor ganz wenig Jahren sah es schlimm aus im Emslande. Unfruchtbares Hochmoor und Ödland, so weit das Auge reichte. Nur hier und da einmal ein einsamer Siedler. Man konnte diesen unwirtschaftlichen Landstrich mit den unwirtlichen Gegenden Schwedens vergleichen, so öde, so einsam und so menschenleer war er. Jahrhunderte schon lastete es wie ein Fluch auf dieser Landschaft, die allenfalls ein Paradies der Füchse, Hasen und Moorvögel war. Die Bewohner der zum Teil weltabgeschiedenen Dörfer lebten in dürftigen Verhältnissen. Nur ganz geringe Erträge ließen sich trotz schwerster Arbeit dem armseligen Boden abringen. Um zu besseren Erträgen zu kommen, fehlte es an allem; fehlte es an Kunstdünger, an Geld, vor allem aber am Masseneinsatz planmäßiger Arbeit. Die Sterblichkeit war immer hoch. Besonders die Tuberkulose raffte gar viele

dahin. Kein Wunder, da viel zuviele Menschen in schlechten Wohnungen hausten; in Wohnungen, die z. T. buchstäblich Erdhöhlen waren. Aussicht auf Besserung der Lebensverhältnisse bestand so gut wie gar nicht, so daß jeder, der auch nur eingermaßen eine Möglichkeit sah, auswanderte. Überall im Reich trifft man heute die lebensharten, kampfgewöhnten Emsländer, die in der Fremde sich eine neue Heimat gesucht haben. Durch diese erzwungene Abwanderung hat die emsländische Bevölkerung viel ihrer besten und leistungsfähigsten Menschen verloren, denn nur das wagemutigste und wertvollste Menschenmaterial bringt die Kraft auf, sich eine neue Heimat zu suchen. Seit mit dem Siege des Nationalsozialismus die Wirtschaft unter Führung der Politik steht und Politik auf weiteste Sicht getrieben werden kann, sind auch die wichtigsten Voraussetzungen für das gewaltige Werk der Moorerschließung gegeben. Der Wille der Führung will auch den letzten Winkel deutscher Heimaterde dem Volke nutzbar machen und die lebendige Kraft des ganzen Volkes hilft durch ihren Einsatz im Arbeitsdienste mit, dies Wollen Wirklichkeit werden zu lassen.

In beträchtlichem Umfange konnten schon Moor- und Ödländereien zur Besiedlung herangezogen werden. Nach der Reichssiedlungsstatistik 1934 wurden zunächst nicht weniger als 4147 Hektar Land = rund 16 000 Morgen bereitgestellt. Aber das ist nur ein Anfang. Der Kampe-Dörpen-Kanal durchquert als Großschiffahrtsweg ein riesiges, fast unbewohntes Gebiet, in dem weitere 80 000 Morgen der Erschließung harren. Im Kreise Hümling sind fast 4000 Morgen in mühsamer, dreijähriger Arbeit bereits fertig erschlossen worden, so daß hier etwa 60 Bauernhöfe erstehen.

Überall wächst Leben, überall werden Straßen und Kanäle gebaut, die erbärmlich primitiven Heuerlingskästen verschwinden und machen gesunden Wohnungen Platz. Aus Enge, Dumpfheit und Hoffnungslosigkeit führt ein Weg hinaus auf zukunftsträchtiges Siedlerland. Menschen, die Jahrhunderte hindurch buchstäblich nicht einmal das Notwendigste zum Leben hatten, lernen Bauer werden auf eigner freier Scholle; andere, die längst die Hoffnung verloren hatten, einmal Bauer auf eigenem Besitztum zu werden, schaffen hier auf Neuland. Und wenn auch noch gar viele Opfer gebracht werden müssen und gar manche schwere Arbeit zu leisten ist, es ist wieder Hoffnung ins Emsland eingezogen. Wo Hoffnung ist, da gewinnt alles Arbeiten und Opfern wieder Sinn. Und morgen wird dort Garten sein, wo heute noch Moor und Ödland ist.

Es gibt kaum ein eindrucksvolleres Beispiel für die ungeheuere und nachhaltigere Auswirkung eines starken Gemeinschaftslebens unter einer zielklaren Führung, als die so grundverschiedene Entwicklung derselben Naturlandschaft zu beiden Seiten der deutsch-holländischen Grenze. Hier Ödland, das auf den Menschen wartet, dort eine blühende Landschaft. Aber die lebendige Kraft des neuen Deutschland holt in wenigen Jahren nach, was die Niederländer dank günstiger Voraussetzungen vor Jahrhunderten schon haben vormachen können.

G. VON LILIENFELD:

„CCC."-Arbeitslager in den Vereinigten Staaten

Ziemlich unbekannt im Ausland, wenig beachtet von der eigenen Presse und fast verschwindend in dem ungeheuren Werk der umwälzenden Gesetzgebung, zu der sich der amerikanische Präsident Roosevelt schon kurz nach seinem Amtsantritt infolge der zerrütteten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse seines Volkes gezwungen sah, entstand im März 1933 im Rahmen der „New Deal"-Gesetzgebung und insbesondere der „Emergency Relief"-Akte („Notverordnung") die Einrichtung der „Civilian Conservation Corps" (CCC. — „nichtmilitärische Verbände zur Erhaltung und Vermehrung nationaler [Boden-] Werte"). Dieses auf die persönliche Initiative Roosevelts begonnene rein staatliche Unternehmen, das als solches dem Grundgedanken amerikanischer Privatwirtschaft widerspricht, ist in Aufbau und Entwicklung von größtem Interesse besonders für uns Deutsche, stellt es doch einen Versuch der Übertragung des deutschen Arbeitsdienstgedankens auf amerikanische Verhältnisse und Menschen dar.

Für den europäischen Beobachter ist es immer ein wenig spaßhaft, zu sehen, wie jegliche sozialen und wirtschaftlichen Hilfsmaßnahmen von den Amerikanern selbst als mustergültig und beispielhaft für die ganze Welt hingestellt werden. Der Durchschnittsbewohner dieses „freiesten und demokratischsten Landes" — wie es der Amerikaner gerne nennt! — pflegt immer noch ungläubig zu lächeln, wenn man ihm klarzumachen versucht, daß alle seine AAA., WPA., PWA. und sonstigen mit ihren Anfangsbuchstaben zitierten industriellen, landwirtschaftlichen und sozialen Hilfs- und Notmaßnahmen lediglich ein verspäteter Nachahmungsversuch der in Europa, und besonders in Deutschland, bereits seit Jahrzehnten bestehenden Sozialgesetzgebung sind, und daß Arbeitslosenfürsorge, Invaliden- und Altersversicherung, Bestimmungen über Arbeitszeit und Mindestlöhne, Landwirtschafts- und Industriehilfen nicht gerade völlig neue Ideen sind — neu allerdings in diesem von der Natur so beispiellos verwöhnten und bis jetzt von seinen Bewohnern planlos und rücksichtslos ausgeraubten Lande! Und dann ergreift einen fast auch ein Gefühl des Neides, wenn man sieht, mit welchen immer noch unerschöpflich erscheinenden Geldmitteln, welch ungeheurem Apparat und großem Maßstab an die Lösung solcher Probleme herangegangen werden kann.

Der Gedanke, zwei verschiedene Fragen mit einem Schlage zu lösen: dringend notwendige Meliorations-, Straßenbau- und Forstarbeiten zu ermöglichen und gleichzeitig durch Einstellung einer ganzen Armee von Arbeitern die immer drohender ansteigende Arbeitslosenzahl zu vermindern, findet sich bereits in Reden Roosevelts zur Zeit seiner Kandidatur. So ist denn auch der Gesetzesvorschlag in seinen Grundzügen bereits ausgearbeitet, als in kurzer Sitzung der neue Präsident fünf Tage nach seiner endgültigen Einführung durch den Kongreß Vertretern der zuständigen

Ministerien seinen Plan entwickelt. Drei Wochen später geben Senat und Kongreß ihre Zustimmung; die „Civilian Conservation Corps" werden durch die Akte zur „Bekämpfung der Arbeitslosigkeit mittels Durchführung volkswirtschaftlich nützlicher öffentlicher Arbeiten" ins Leben gerufen, gleichzeitig wird ein Fonds von zehn Millionen Dollar zur Verfügung der neuen Organisation bereitgestellt, als deren Zweck die „Wiederherstellung und Erhaltung natürlicher Werte der Vereinigten Staaten mittels eines geregelten Programms nützlicher öffentlicher Arbeiten, sowie Arbeitsbeschaffung" angegeben wird.

Unter der Oberleitung eines Direktors — Robert Fechner, Vorsitzender des Maschinenarbeiterverbandes, der als hervorragender Kenner von Arbeitsproblemen gilt — werden vier verschiedene Ministerien an der Durchführung des Planes beteiligt: dem Arbeits-, Kriegs-, Landwirtschafts- und Innenministerium fallen verschiedenartige Aufgaben im Aufbau der CCC.s zu, die in bewundernswert reibungsloser Zusammenarbeit in Angriff genommen werden.

In den Händen des Arbeitsministeriums (Department of Labor) liegt die Festsetzung der Quoten für die verschiedenen Staaten der Union, Bezirke und Gemeinden, und unter Bezugnahme darauf die Auswahl der Mannschaft.

Dem Kriegsministerium (Department of War) ist die umfangreichste Aufgabe übertragen worden, die wohl nur von einem auf die Minute arbeitenden militärischen Apparat in derartig vorbildlicher Weise und kürzester Zeit gelöst werden kann: Einschreibung, Ausrüstung, Ernährung, Transport und Unterkunft der Arbeitsleute, Aufbau der Lager sowie deren Leitung und Verwaltung, Durchführung des erzieherischen Programms und ärztliche Pflege und Überwachung der Lagerinsassen!

Aufgabe des Landwirtschaftsministeriums (Department of Agriculture) ist Auswahl des Lagerplatzes, sowie Auswahl und Beschaffung der Arbeitsprojekte, ferner Überwachung und Leitung der eigentlichen Arbeit, während das Innenministerium (Department of the Interior) verantwortlich ist für alle Arbeit in den National- und Staatparks und in den Indianerreservationen.

In dieser komplizierten Arbeitseinteilung wurde der Plan mit größter Tatkraft und höchster Arbeitseile in Angriff genommen. Der Apparat der Armee bewährte sich mit vollendeter Genauigkeit; bereits im voraus ausgearbeitete Pläne machten Einschreibung, Einkleidung und Organisation so schlagartig möglich, daß die Mobilmachung eines regulären Heeres in Kriegszeiten fast übertroffen wurde. So konnte schon nach zehn Tagen die Errichtung des ersten 200-Mann-Lagers gemeldet werden — zu Ehren des Präsidenten „Camp Roosevelt" genannt; im Laufe des Juni wurden täglich durchschnittlich 1530 Mann eingestellt, und am 1. Juli 1933 waren bereits 275 000 Mann in über 1300 Lagern untergebracht, verteilt über die ganze ungeheure Ausdehnung des Landes.

Kaum zu erschöpfende Einsatzmöglichkeiten boten sich für die neue Arbeits-

armee in den Riesenforsten des Westens, den Überschwemmungs- und Dürregebieten, in Staat- und Nationalparks, bei Straßenbauten und landwirtschaftlichen Hilfsarbeiten, und schon im ersten Halbjahresbericht des Direktors Fechner heißt es, daß es möglich war, „Hunderttausenden von entmutigten und unterernährten jungen Männern, deren Familien der staatlichen Wohlfahrtspflege überlassen sind, Arbeit zu geben und gleichzeitig ein weitgehendes Programm zur Vermehrung nationaler Werte durchzuführen".

Der Arbeitsmann erhält 30 Dollar im Monat als Lohn; 5 Dollar werden ihm ausbezahlt, die restlichen 25 direkt an seine Angehörigen überwiesen, die dafür allerdings von der staatlichen Unterstützungsliste gestrichen werden. Führer und Unterführer, soweit sie aus den Reihen der Arbeitsmänner hervorgegangen sind, erhalten 45 bzw. 36 Dollar monatlich — die wirklichen „Führer", Lagerleiter, Arbeitsaufseher, Ingenieure, Schulleiter usw. gehören ja nicht den CCC.s als solchen an, sondern sind von den verschiedenen Behörden lediglich abkommandiert oder eigens angestellt und unterliegen natürlich daher gänzlich anderen Bestimmungen. Gearbeitet wird auf Grund einer 40-Stunden-Woche unter Aufsicht technisch geschulten Personals und Anleitung örtlich erfahrener Arbeiter, während die Leitung der Lager Armeeangehörigen zusteht.

Die ursprünglich nur auf einen Zeitraum von zwei Jahren vom Kongreß festgesetzte Lebensdauer der CCC. wurde im April 1935 durch Kongreßbeschluß auf weitere zwei Jahre verlängert und gleichzeitig die notwendigen Gelder zur Weiterführung vom Kongreß genehmigt. Die ursprüngliche Altersgrenze von 18 bis 25 Jahren ist auf 17 bis 28 erweitert worden, auch die Vorschriften über Ledigsein und Nichtwiedereinstellung sind nicht beibehalten worden. Die im Herbst 1935 eingeleitete planmäßige Vergrößerung der arbeitenden Mannschaft auf insgesamt 600 000 Mann wurde jedoch nicht durchgeführt, so daß sich im November 1935 eine Höchststärke von zirka 520 000 Mann in etwa 2500 verschiedenen Lagern ergab. Für den Rest des Haushaltsjahres bis zu März 1937 ist die Stärke der gesamten CCC.-Organisation auf 350 000 Mann festgesetzt worden.

Neben jungen Erwerbslosen sind starke Gruppen alter Kriegsteilnehmer, ferner ältere erfahrene Leute aus der Nachbarschaft der Lager, sowie in besonderen Lagern auch Indianer, untergebracht worden, die sich aus notdürftigen Zeltdörfern zu regelrechten Barackenstädten entwickelt haben, mit schönen Schlafräumen, Eßsälen, Küchen, Gesellschaftsräumen und kleinen eigenen Theatern und Kinos. Ausgezeichnete Verpflegung, vernünftig geregelte Arbeit und ärztliche Überwachung dienen in hohem Maße der Gesundheitsförderung der Lagerinsassen. Ausgedehnte Möglichkeiten zur weiteren Fortbildung des einzelnen in den Freistunden sind gegeben, Bibliotheken, Zeitungen, Rundfunkapparate vorhanden; ferner ist ein besonderer „educational adviser" (Schulungsleiter) damit beauftragt, in Zusammenarbeit mit nahegelegenen Schulen oder Universitäten ein Schulungsprogramm durchzuführen

und nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß den aus den Lagern ausscheidenden CCC.-Männern die zum Finden regelrechter Arbeit notwendigen Voraussetzungen mitgegeben und die Wege dazu vermittelt werden.

Im Vordergrunde der Arbeit steht die Verbesserung des Bodens. Kontrolle der Naturkatastrophen, durch die jährlich viele Millionen Werte vernichtet werden. Aufforstungsarbeiten, Verhütung und Bekämpfung der ungeheuren Waldbrände, Be- und Entwässerungsarbeiten, Straßenbau, Einsatz in Notstandsgebieten sind die wichtigsten Arten der Arbeit der CCC.-Männer. Der volkswirtschaftliche Wert der bis zum 31. Dezember 1935 geleisteten Arbeit wird auf über 600 Millionen Dollar geschätzt, ohne Berücksichtigung der zukünftigen Wertzunahme vieler Projekte auf Grund der geleisteten Arbeit und ohne Einrechnung der infolge der Tätigkeit der CCC.s verhüteten Verluste, die in vorbeugender Arbeit vermieden werden konnten. Seit ihrem Bestehen konnten fast zwei Millionen Arbeitslose in CCC.-Lagern untergebracht und vielen Tausenden von stellungslosen Ingenieuren, Reserveoffizieren, Lehrern, Facharbeitern, Ärzten und Forstleuten Arbeit gegeben werden. Der Geldumlauf infolge der Neuanschaffungen und Bestellungen ist außerordentlich hoch; die Abrechnungen der Verwaltung in Washington zeigen, daß mit Einschluß der an die Lagerinsassen gezahlten Beträge etwa 1,3 Milliarden Dollar verbraucht worden sind, wobei nach einem besonders ausgearbeiteten System viele Tausende von kleinen Firmen bei den Auftragsgebungen berücksichtigt wurden.

Eine allgemeine Beurteilung der Lager und ihrer Insassen ist außerordentlich schwer infolge der geographisch bedingten Verschiedenartigkeit der Lagertypen, der Zusammensetzung der Lagermannschaft und der Verhältnisse in der Lagerleitung. Am besten sind wohl die Lager im Westen, wo unter prächtigen Lagerführern noch oft der alte Pioniergeist zu finden ist, wo Arbeit und das Leben in der herrlichen Bergwelt, weit entfernt von den Riesenstädten, gute Kameradschaft und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit schafft. Im Osten und Südosten drücken wohl die Nähe der großen Städte und die zahlreichen farbigen Insassen — die Aufnahmebestimmungen setzen ausdrücklich fest, daß „weder Glaube, Rasse, Abstammung oder politische Überzeugung" bei der Einschreibung maßgeblich sein dürfen — das Niveau der Gesamtheit herab; Drückebergerei und Faulenzen ist allgemeiner Grundsatz. Disziplin und äußere Erscheinung der CCC.-Leute machen hier oft einen recht schlechten Eindruck.

Doch auch bei den besten Lagern im Westen — vielleicht mit ganz wenigen Ausnahmen — fehlt der Gedanke des Dienstes, der Verantwortung der Gesamtheit gegenüber, der Gedanke des erzieherischen Wertes, der unsere deutschen Lager ins Leben gerufen und gestaltet hat. Es fehlt der Idealismus, die Begeisterung für die Idee des Arbeitsdienstes an sich, die unsere jungen Studenten und Arbeiter in der Kampfzeit in die Lager brachte, ohne Bezahlung und oft unter schwersten Opfern. Bis jetzt ist der Sinn der amerikanischen Lager lediglich volkswirtschaftlich: Ent-

lastung des Staatsbudgets, Ankurbelung des Wirtschaftslebens. Auf der Seite der Arbeitswilligen ist der Gedanke vorherrschend, für einige Zeit bei guter Verpflegung, nicht zu harter Arbeit und regelmäßigem Lohn untergebracht zu sein, eine Durchgangs- und Übergangsstation gefunden zu haben, von der es leichter sein wird, den ersehnten „job" zu finden. Nicht die Arbeit an sich und ihr erzieherischer Wert sind es, worauf es dem Amerikaner ankommt, wenn er von einem Erziehungsprogramm in den CCC.-Lagern spricht, sondern die Fachausbildung in den Lagern soll dem einzelnen bessere Berufsaussichten sichern. Allerdings sind hier auch noch andere Aufgaben zu lösen als es in unseren Lagern nötig wäre: dies zeigt deutlich die Ausbildungsverordnung, in der als erster Punkt bei der Aufzählung der Ziele des Lagerunterrichtes „Beseitigung des Analphabetentums" angegeben ist, wozu festgestellt wird, daß von 350 000 Lagerinsassen über 10 000 weder „die Zeitung lesen noch einen gewöhnlichen Brief schreiben können", und daß seit Bestehen der CCC.s mindestens 35 000 Mann ihren ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten haben! Verschwindend gering ist der Anteil derjenigen, die eine schulmäßige Bildung erhalten haben: über 50% der Lagerinsassen haben niemals die Volksschule beendet, etwa 16% haben die Mittelschule beendet, und etwa 1/5% hat jemals eine Universität besucht!

In wirtschaftlicher Hinsicht hat die CCC.-Bewegung unbestreitbar einen Riesenerfolg gehabt: es ist gelungen, hunderttausende junger Leute aus den Arbeitslosenlisten zu streichen und von der Straße zu entfernen, nützliche Arbeit im Werte vieler Millionen zu leisten und Milliardenwerte neu in der Volkswirtschaft in Umlauf zu bringen. Und immer noch sind die Einsatzmöglichkeiten für die Kompanien der CCC.s unabsehbar: die unermeßlichen dünnbesiedelten Gebiete des Westens liegen offen da für Meliorations- und Siedlungsarbeiten in größtem Stil, Bodenerosion, Sandstürme, Erdrutsche, Überschwemmungen vernichten jährlich noch Millionenwerte; die von der Sonne ausgedörrten Landstriche des Südens warten auf Bewässerungsanlagen, um in fruchtbarstes Getreideland verwandelt zu werden.

Das Schicksal der CCC..s ist noch ungewiß. Gegenwärtig ist eine Kommission an der Arbeit, um mit Hilfe von privaten Mitteln die Lage der CCC.s sowie die Ergebnisse freiwilligen und staatlichen Arbeitsdienstes in anderen Ländern zu prüfen. Nach dem Ergebnis der Untersuchungen dieses Ausschusses und seiner Vorlegung beim Kongreß soll die Frage der CCC.-Organisation geregelt werden; soviel steht aber auch wohl heute bereits fest, daß die aufgebaute Einrichtung in irgendeiner Form erhalten bleibt und weitergeführt werden wird.

Die Verbundenheit der Lagerinsassen mit der Bevölkerung der Umgebung hat sich in letzter Zeit an vielen Orten vergrößert; auch hat sich der Geist in den guten Lagern geändert: bei den ausscheidenden Leuten hat sich ein gewisser Stolz herausgebildet, dabei gewesen zu sein, ein Gefühl, zu einer Art Auslese gehört zu haben, und die Freude an Arbeit, wiedergewonnener Gesundheit und neuer Kraft.

R. S.:

Japanische Agrarfragen I

Inhaltsangabe:

1. Die Bedeutung der Landwirtschaft für Japan
2. Klima und Arbeitsweise in Japan
3. Das Eigentum des Bauern am Boden
4. Japanische Pachtverhältnisse
5. Schulden, Steuern, andere Lasten des japanischen Bauern
6. Lebensstandard des japanischen Bauern
7. Strukturwandel der japan. Landwirtschaft
8. Agrarpolitische Meinungen

Tokio 1936

I. Die Bedeutung der Landwirtschaft für Japan

Asien ist weitaus der größte Agrarkontinent der Erde. Der Flächeninhalt seiner riesenhaften Gebirge, Ströme und Einöden wird weit übertroffen durch die Unermeßlichkeit der Agrarräume Sibiriens, Zentralasiens, Chinas und Indiens. In diesen Räumen leben fast eine Milliarde Menschen, also 66% der Erdbevölkerung, — als Bauern! Der Ostküste dieses mächtigen Kontinentes liegt dicht der japanische Inselbogen vorgelagert: ein winziger Teil dieses asiatischen Agrarraumes mit miniaturhaft wirkenden Ebenen zwischen zerklüfteten Küsten und hohen Gebirgsketten eingestreut. Das geographisch kleine, agrarisch zwerghafte Japan ist die Antithese des großen Bauernkontinentes. So erscheint es jedenfalls auf den ersten Augenblick.

Und als wollte dieses Land die Folgerungen aus dieser Antithese ziehen, setzt es in den letzten Jahrzehnten rücksichtslose Energien an, um sich auf Industriewirtschaft umzustellen. Als wollte es entmutigt an weiteren Entwicklungsmöglichkeiten seiner Landwirtschaft verzweifeln, preßt es härter denn je ihre Kraft aus, um stärkere Industrialisierung, größeren Industriewarenexport und bessere Industrieversorgung der Wehrmacht im schnelleren Tempo zu erzwingen. Schon heute hat Japan aufgehört ein reiner, ja selbst ein vorwiegender Agrarstaat zu sein. Es gehört schon jetzt der Gruppe der acht führenden Industrieländer der Welt an. Im Baumwollexport, in der Produktion wie Ausfuhr von Kunstseide steht es an allererster Stelle in der Welt! Der Umfang und die wirtschaftliche Bedeutung seiner Elektrizitäts-, Schwer- und Maschinenindustrie nimmt gewaltig zu, ebenso die Mannigfaltigkeit seiner Exportindustrie. Sogar seine chemische Industrie ist in den letzten Jahren fest auf eigene Füße gestellt worden und gewinnt in der Ausfuhr an Bedeutung. Und das Heer der industriellen Arbeiterschaft macht einen wachsenden Prozentsatz der Gesamtbevölkerung aus. Mächtige Industriestädte fressen sich tief in die Landwirtschaft der Ebenen hinein.

Dennoch spielt wohl kaum in einem anderen Lande der Grund und Boden, das Reisland, der Bauer, das Wetter, der Ausfall der Ernte im Bewußtsein und Unterbewußtsein der Menschen, in Tradition und Weltanschauung eine solch große Rolle wie im heutigen Japan. Immer wieder entdeckt man staunend, wie diese Trieb-

kräfte das gesamte Leben bis in die Stadtfamilien hinein durchdringen. Immer ist hinter dem industriellen, modernen Japan der großen Städte dieser Hintergrund zu spüren. Auch heute noch ist die Landwirtschaft, genauer gesprochen der Reisbau, die festeste Grundlage des aufstrebenden Reiches im pazifischen Raume. Neben der Armut an industriellen Rohstoffen wird die Dichte der Landbevölkerung mit als Hauptgrund für die jüngste sprunghafte Expansion des Reiches (territorial, einflußmäßig und im Industrieexport) angegeben. Und heute wie früher ist es fast ausschließlich der Bauernsohn im Soldatenrock, der auf dem asiatischen Kontinente neue mächtige Gebiete dem Willen Japans unterwirft. Der Städter, der Kaufmannssohn, der Industriearbeiter ist nur in ganz geringer Anzahl dabei.

Viele Gründe gibt es für die außerordentliche Bedeutung der Landwirtschaft im Tun und Denken Japans. Die vier wichtigsten dürften folgende sein:

Erstens war Reis bis vor 70 Jahren der einzige Maßstab allen Reichtums. Der Mensch wurde sozial nach der Anzahl „Koku" Reis, die ihm zur Verfügung standen, eingeschätzt. (1 Koku ist ein japanisches Gefäßmaß, das 180,3 Liter faßt.)

Zweitens ist der Reis auch heute noch eine der wichtigsten Kraftquellen Japans, denn, im Gegensatz zur Entwicklung in den meisten Industrieländern kann Japan auch heute noch seine gesamte Bevölkerung durch den Reis des eigenen Reiches ernähren. Die Landwirtschaft des japanischen Reiches ernährt eine Bevölkerung von 100 Millionen ebenso schlecht und recht, wie sie in der Nara-Periode (im 8. und 9. Jahrhundert) eine Bevölkerung von 5 bis 6 Millionen kümmerlich ernährt hatte. Und trotz aller pessimistischen Voraussagen besteht die Wahrscheinlichkeit, daß auch die weiterwachsende Bevölkerung noch bis zum natürlichen Nachlassen des Wachstumes unter die eigene Nahrungsdecke, einschließlich derjenigen Koreas und Formosas, gebracht werden kann. Denn sogar das eigentliche Japan braucht in guten Erntejahren nur geringen Zuschuß an Reis aus seinen Kolonien; Korea und Formosa leiden fast immer an Absatzmangel; und sie können zum mindesten ihre Produktion noch wesentlich erhöhen. So schlecht Japan in industriellen Rohstoffen gestellt ist, die Nahrungsdecke kann ihm nicht so leicht in absehbarer Zeit entzogen werden, und damit auch nicht die eiserne Ration für Kriegszeiten [1]).

Drittens liefert die Landwirtschaft einen der wichtigsten Exportartikel Japans, die Rohseide. Erst in den letzten Jahren ist der Wert dieser Exportware von der ersten Stelle im japanischen Export auf die zweite verdrängt worden; nämlich durch die beispielslose Entwicklung des Baumwollwarenexportes. Doch noch immer spielt die Rohseidenerzeugung eine hervorragende Rolle in der Gestaltung der heimischen Kaufkraft.

1) Ernst Schultze, in seinem Buch „Japan als Weltindustriemacht" hat Unrecht, wenn er auf Seite 320, Bd. 1, behauptet: „Es müssen daher steigende Mengen Reis eingeführt werden. Die japanischen Kolonialgebiete können . diesen Zuschußbedarf meistens nicht decken. ." Schultze läßt bei seiner Urteilsbegründung die besonders wichtigen Ziffern der letzten 10 Jahre weg.

Viertens endlich ist der Aufstieg der modernen japanischen Industrie entscheidend an das japanische Dorf gebunden. Die Notlage der landwirtschaftlichen Bevölkerung treibt jährlich Hunderttausende von Bauernburschen und Mädchen als Lohnarbeiter mit niedrigsten Lebens- und Lohnansprüchen in die Industrie der Städte. Im Falle der Arbeitslosigkeit nimmt sie das Dorf stillschweigend wieder auf, ohne damit dem Staat oder der Industrie zur Last zu fallen. Die Landwirtschaft erleichtert durch die Übernahme einer hohen Steuerlast die Lasten der Industrie. Und sie versorgt aus ihrer Not die Städte mit billigen Lebensmitteln. deren Verkauf nach modernen Methoden der Kostenberechnung gewaltige Verluste für ihre Erzeuger bedeutet. So sind Agrarnot und Industrieaufschwung in Japan so eng und so eindeutig miteinander verbunden, wie es nur einmal vorher, in Europa, zur Zeit des Beginns der industriellen Revolution Englands der Fall gewesen ist.

Doch die Bedeutung der japanischen Landwirtschaft reicht weiter. Der Fremde, der heute durch die großen Städte Japans wandert, steht staunend vor dem „Geheimnis" des Doppelgesichtes Japans, vor dem Nebeneinander des alten und neuen Japans. Es ist nicht nur ein Doppelgesicht; es ist die Doppelexistenz Japans selbst. Auch heute noch lebt die Hälfte des Volkes fern der modernen Technik, außerhalb der Geld- und Börsenwirtschaft, wenig berührt vom modernen gesellschaftlichen Gegensatz in der Vermögenslage und Lebenshaltung. Die Landwirtschaft wird heute technisch nicht viel anders betrieben wie vor Hunderten von Jahren. Der japanische Bauer rechnet und zahlt auch heute noch zu einem großen Teile in „Koku" Reis. Der gleiche Händler und Grundbesitzer nimmt ihm auch heute noch die Pachtzahlungen in natura ab, und hält ihn fern vom Großmarkt und der Börse, indem er Teile des übrigen Produktes des Bauern nach der Ernte aufkauft, da der Bauer Bargeld braucht, und indem er häufig vor der neuen Ernte Lebensmittelvorschüsse dem Bauern gegen hohe Zinsen gibt, da dieser meistens mehr von seinen Produkten zu Geld machen muß, als er für das ganze Jahr entbehren kann. Und endlich sind 75% aller Bauern dieselbe Masse armer Zwergbauern und Pächter, wie vor Hunderten von Jahren. Die japanische Landwirtschaft, stark in „feudalen" Wirtschaftsformen haftend, ist der Träger der alten Sitten und Lebensauffassungen. In der Tatsache einer noch in alten Formen arbeitenden Landwirtschaft und der Gleichzeitigkeit höchster technischer und kapitalistischer Verkehrs- und Wirtschaftsformen, ist ein gut Teil des „Geheimnisses" des Doppelgesichtes und der Doppelexistenz Japans begründet.

Solange aber die Landwirtschaft in ihrem jahrhundertealten Zustande verbleibt, trägt das Land immer wieder das alte Japan in die Städte hinein, durchsetzt es die modernen Formen, das moderne Denken der anderen Hälfte Japans mit den alten Ausdrucksformen seiner Lebensverhältnisse und Auffassungen. Gerade heute sind selbst in der Stadt starke Kräfte am Werke, die bewußt die neue Durchdringung des modernen Japans mit standfester, traditioneller bäuerlich-feudaler Geistes-

haltung im Sinne des „Nipponnismus“ [1]) betreiben, um so die Grundlage der Weltmacht Japan, wie sie hoffen, unerschütterlich zu machen.

Die Doppelexistenz Japans ist aber heute keine Synthese, wie oft geglaubt und noch häufiger gewünscht wird. Rein äußerlich gesehen ist sie zwar ein farbiger und ästhetischer Kompromiß; in Wirklichkeit aber ein sehr einseitiges Zwangsverhältnis zwischen Stadt und Land, bei dem die japanische Landwirtschaft, der Bauer, fast nur zu geben hat, aber keine vollen Gegendienste empfängt.

II. Klima und Arbeitsweise in Japan

Klimatisch ist die japanische Landwirtschaft ebenso begünstigt, wie Japan es geopolitisch in jeder Hinsicht ist. Die Üppigkeit der Vegetation, ihren stellenweise wirklich subtropischen Charakter verdankt Japan nicht so sehr den heißen Sommer- und mäßigen Wintertemperaturen, wie der außerordentlich großen und gut verteilten Feuchtigkeit, die warme Monsunwinde im Frühjahr und Sommer bringen. Daher ist Japans Klima gut geeignet, die eigentliche Sumpfpflanze, den Reis, als Hauptfrucht des Landes anzubauen [2]).

Theoretisch liegt die Nordgrenze für den Reisbau sogar an der nördlichsten Spitze Hokkaidos, praktisch allerdings erheblich südlicher. (Die fortdauernden Mißernten und Hungersnöte in Tohoku, den nördlichen Provinzen der Hauptinsel Honshu, sind zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß man sich von der Reistradition verleiten ließ, in diesen verhältnismäßig jungen Anbaugebieten den theoretischen Möglichkeiten des Reises zu folgen, anstatt den günstigeren, praktischeren Möglichkeiten des Weizens und Roggens.) Die zweitwichtigste Pflanze der japanischen Landwirtschaft ist der Maulbeerstrauch, der Futterlieferant für die Seidenraupenzucht, die über 2 Millionen Bauernhaushalte, teils als wichtige Nebenarbeit, teils als Hauptbeschäftigung betreiben. Die Anbaugrenze für diesen Strauch liegt im nördlichen Teil der Hauptinsel Honshu. Gerste, Weizen, andere Getreidearten, Tee, Gemüse, süße Kartoffel und Früchte folgen in dieser Reihenfolge ihrer Wichtigkeit hinter den beiden Hauptprodukten der japanischen Landwirtschaft, zeigen einen fortdauernden Aufschwung und können noch in erheblich größeren Mengen vorwiegend als Zwischenernte angebaut werden.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die treibhausähnliche Atmosphäre, aber auch der Arbeitsfleiß des japanischen Bauern erlauben durchschnittlich anderthalb Ernten jährlich. Das heißt im Süden sind zwei, stellenweise sogar drei Ernten, im Norden mindestens eine Ernte im Jahre möglich. Die Möglichkeit der Erhöhung dieses Durchschnittes ist durchaus noch vorhanden; sie gilt bei Verbesserung der Anbau-

---

1) Siehe Geopolitik, Heft 8 1935, R. S.: „Die japanische Wehrmacht“.

2) Über Klima und Fruchtbarkeit vgl. K. Haushofer „Japan und die Japaner“ und S. Nasu „Land utilisation in Japan“.

methoden als durchaus gesichert. Beeinträchtigt wird die Gunst des Klimas allerdings durch Sturm und Überschwemmungsgefahren, die im Herbst besonders groß sind und regelmäßig Schäden verursachen, die zwischen mehreren Millionen bis zu Hunderten von Millionen Verluste verursachen. Denn Japan liegt in der Taifunzone des Pazifischen Ozeans. Der große Taifun im Herbst 1934 verursachte sogar einen Schaden von rund 1 Milliarde Yen; reine Flurschäden machten ungefähr 200 Millionen Yen aus. Allerdings könnten staatliche Wasserbauten, Forstmaßnahmen usw. das Ausmaß dieser Schäden stark herunterdrücken.

Doch die natürlichen günstigen Bedingungen der Agrarwirtschaft werden durch den ausgesprochenen Gebirgs- und Hügelcharakter Japans eingeschränkt. Ein Blick auf die Karte zeigt die wenigen und verhältnismäßig kleinen landwirtschaftlichen Hauptebenen wie z. B. rings um Tokio; nördlich davon die Sendai-Ebene; das von mächtigen Gebirgen eingeschlossene Yamagata-Tal und weniger bedeutende Flächen um Aomori; an der Japan-See ist es die Niigata-Ebene und die schmale Toyama-Ebene; um Nagoya, Osaka, Kyoto und endlich im Süden auf der Kyushu-Insel liegen die anderen wichtigen landwirtschaftlichen Zentren. Das Gebirge läßt zwar zahlreiche, aber nur kleine Ebenen und Täler für landwirtschaftlichen Anbau frei. So beträgt denn auch die landwirtschaftlich bebaute Fläche Japans nur 16% der Oberfläche des eigentlichen Japans. Dieser kleine Prozentsatz bedeutet, daß nur rund 61 000 qkm unter landwirtschaftlicher Benutzung stehen. Die bäuerliche Bevölkerung, die seit längerer Zeit beinahe stationär geblieben ist (das gewaltige Bevölkerungswachstum ließ die Städte anschwellen), macht heute noch 48% der Gesamtbevölkerung aus. Es müssen also rund 31 Millionen Menschen auf den 61000 qkm ein Volk von 70 Millionen ernähren. Das bedeutet, daß auf einen Menschen der landwirtschaftlichen Bevölkerung ein Stück Land in der Größe etwa 50×40 m kommt. Auf einen Bauernhaushalt entfällt ein Grundstück von etwas über 1 Hektar, genauer gesprochen von einer Größe von 110×100 m. Das nennen wir in Deutschland einen mittleren Hausgarten. Diese theoretisch als gleichmäßig verteilt angenommene Anbaufläche entspricht ungefähr der Größe, die in Japan als durchschnittliches Existenzminimum für einen Bauernhaushalt angesehen wird. Durchschnittlich ist die Existenz erst dann gesichert, wenn der Bauernhaushalt über einen Cho oder rund über 1 Hektar Boden bearbeiten kann.

In Wirklichkeit ist die Größe des von einem Bauernhaushalte bebauten Bodens sehr verschieden. Nach Angaben der offiziellen Statistik des Landwirtschaftsministeriums (unter Ausschluß von Hokkaido) ist die Größe des von dem Bauernhaushalte bearbeiteten Landes (die Zahl der Bauernhaushalte, die eine bestimmte Kategorie Land bearbeiten, ist in Prozentsätzen ausgedrückt) folgende:

	bis zu ½ ha	½ bis 1 ha	1 bis 3 ha	3 bis 5 ha	5 und mehr ha
Prozentsatz der Bauernhaushalte	36%	35%	27%	2%	1%

Die 36%, die unter einem halben Hektar Land bearbeiten, sind natürlich aussichtslose Zwergbetriebe, aber auch die nächsten 35% liegen unter dem allgemein als Existenzminimum angenommenen Grundstück. Von allen Bauernhaushalten sind infolgedessen 71% nie oder nur bei sehr günstigen Ernteverhältnissen in der Lage, durch landwirtschaftliche Arbeit ihre Existenz zu sichern. 26% der japanischen Bauernschaft gehören zu dem gesunden Bauernstande, der im allgemeinen existieren kann. Nur 2% können zum wohlhabenden und reichen Bauern gerechnet werden. Der restliche 1% gehört zur Kategorie der Großgrundbesitzer. Nach deutschen Begriffen ist der Großgrundbesitz allerdings recht klein. Die allergrößten Großgrundbesitzer nennen 2000 ha ihr eigen. Dennoch ist der Einfluß dieser Großgrundbesitzer wirtschaftlich und politisch außerordentlich stark. Der meiste Großgrundbesitz befindet sich in Hokkaido, in der Yamagata- und Niigata-Provinz, also überwiegend in Nordjapan, dem ehemaligen Kolonialgebiet Japans. Trotz aller vorhandenen individuellen Größenunterschiede geht schon aus den gegebenen Zahlen der vorherrschende Zwergcharakter der japanischen landwirtschaftlichen Betriebe deutlich hervor, und auf Grund dieser Kleinheit wird die außerordentlich schwere Lage der meisten Bauernhaushalte bereits in ihrer ersten Ursache verständlich[1]).

Dem aufmerksamen Beobachter fällt noch eine andere Eigenart der japanischen Agrarwirtschaft auf. Sie ist eine rein pflanzliche Wirtschaft, kennt so gut wie keine Arbeitstiere und erst recht keine großzügige Viehzucht. Hochtäler, Bergabhänge, Wildland wären an sich für eine ausreichende Schaf-, Ziegen- oder Rindtierzucht genügend vorhanden. Die fehlende Grasdecke (in Japan sind die Bergabhänge sehr häufig mit unverdaulichem Bambusgras bewachsen) ist kein ausschlaggebender Grund, sie auszuschalten, da gute Weideflächen in vielen Ländern ein Produkt großer Mühe- und Arbeitsleistung sind. Nach einer Zusammenstellung von Prof. Nasu[2]) kommt auf rund 5 Bauernhaushalte ein einziges Stück Rindvieh, das fast ausschließlich als Arbeitstier dient. Genau so gering ist die Zahl der Pferde. Nur das Militär hat größere Pferdezucht. Noch schlimmer steht es mit dem Schweinebestand. Auf 9 Haushalte kommt durchschnittlich nur ein einziges Schwein. Geflügel ist etwas reichlicher vorhanden; und die Geflügel- wie Kaninchenzucht, die beide große Zukunftsmöglichkeiten haben, werden allmählich entwickelt. Sicherlich spielen beim Zurückbleiben aller Viehzucht religiöse, z. B. die buddhistische Lehre, oder abergläubische Motive wie z. B. die Tabu-Vorstellung, daß Blut unrein ist, eine gewisse Rolle; aber die heutige Einstellung des Durchschnittsjapaners zum Fleischgenuß ist bereits positiv, und er entsagt nur noch aus finanziellen Gründen. Die Hauptursachen für die mangelnde Entwicklung der Viehzucht dürften heute folgende sein: die Armut des Einzelbauern, der kein Vieh anschaffen kann; störende Besitzverhältnisse beim unbebauten Lande, die seine Verwandlung in Weiden erschweren; fehlende Zusammenarbeit in den Gemeinden und mangelndes staatliches

1) Prof. S. Nasu „Land utilisation in Japan" 1929, S. 198. 2) Ebenda, S. 79.

Interesse und, auf Grund all dieser Ursachen eine völlig fehlende Beziehung zum Haustier im Gegensatz zur Pflanzen- und Blumenliebe der Japaner.

Eine weitere sehr deutliche Eigenart der japanischen Landwirtschaft ist das völlige Fehlen moderner Technik. Kraß stehen sich hierin Stadt und Land gegenüber. Rechts und links neben den Bahndämmen hochmoderner Schnellbahnen, unter den zahllosen Hochspannungsleitungen der vielen japanischen Überlandzentralen, dicht in der Nachbarschaft modernster Maschinenfabriken steht der Bauer im Reisfeld, zerdrückt jede einzelne größere Erdscholle, nach dem ersten Umbruch, der häufig mit der einfachen Hacke erfolgt, mit den Händen oder mit den Fußzehen; setzt er, bis zu den Knien im Wasser, mit der Hand die jungen Reispflanzen in den weichen Schlamm, oder jätet lange Tage und Abende mit den Fingern und einem Messer das Unkraut einzeln aus. Oder er betreibt mit seiner Muskelkraft ein Wasserrad zur Bewasserung seiner Felder, oder er schneidet die gereiften Grashalme Handvoll für Handvoll mit seiner kurzen Sichel. Das Dreschen des Reises geschieht in einer winzigen Holztrommel mit einer Handdrehvorrichtung, oder noch einfacher, die reifen Reisbündel werden über eine Stange geschlagen und die herausfliegenden Reiskörner in einem Bottich aufgefangen. Der Holzpflug ist noch genau derselbe wie schon vor Jahrhunderten. Höchstens die Eisenspitze ist etwas länger und stärker. Künstliche Düngemittel sind fast das einzige, was der japanische Bauer an modernen Arbeitsmitteln und Erfindungen in großem Maße anwendet; allerdings recht ungern, denn an diesen Düngemitteln haftet soviel moderne wirtschaftliche Erpressung, soviel Preistreiberei und Verschuldung, daß der Segen des Kunstdüngers, dem Japan seine noch immer mögliche Selbsternährung zum großen Teil verdankt, dem einzelnen Bauern auch als Fluch vorkommt. (Die japanische Kunstdüngerindustrie und der Düngerhandel sind besonders schlimm in der eben genannten Beziehung, und der Staat erweist sich immer wieder machtlos gegen ihren Egoismus.)

Es ist nicht richtig zu glauben, wie so oft behauptet wird, daß der intensive Reisbau die Anwendung moderner Technik verbietet. In den Vereinigten Staaten und in Indo-China ist ihre Anwendung als möglich erwiesen worden. Sie ist dem japanischen Einzelbauern nur zu teuer, da er nie Geld, zuviel hungrige Münder, zu viele freie Arbeitshände in seiner Familie hat, die auf dem kleinen Grund und Boden nicht ausgenutzt werden können. Wozu da noch arbeitsparende Maschinen durch neue Schulden anschaffen! Die menschliche Arbeitskraft kostet in Japan sehr wenig. Auf dem Lande so gut wie nichts, wie allgemein in Asien.

Der Zwergbetrieb und die Hand als fast ausschließliches Werkzeug wie in der primitivsten Zeit der menschlichen Gesellschaft, sind zwei der auffallendsten Eigenarten der japanischen Landwirtschaft, zwei der deutlichsten Unterschiede zu der Größe der modernen Städte und Industriebetriebe und zu ihrer hoch komplizierten Technik.

(Fortsetzung in Heft 2)

ZBIGNIEW DOMANIEWSKI:

Japanische Einwanderung in Brasilien

Japans Imperialismus drängt heute mit steter, unheimlicher Zähigkeit auf dem asiatischen Festland in die an Naturschätzen reichen Gebiete. Japan führt auch Kampf gegen die abendländische Wirtschaftswelt. Es führt ihn auf allen Weltmärkten. Doch am interessantesten entfaltet sich dieser Wirtschaftskrieg in Brasilien, wo als Kämpfer nicht nur der asiatisch-japanische Industrielle, sondern der in Brasilien ansässige japanische Auswanderer auftritt.

Das Problem der japanischen Einwanderung beherrscht seit einigen Jahren stark das politische Leben Brasiliens. Die japanische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten Südamerikas ist schon auf den ersten Blick etwas ganz Merkwürdiges. Während der Einwandererzufluß aus den europäischen Ländern infolge der schlechten

Wirtschaftslage in Brasilien in den letzten Jahren stark zurückgegangen ist, nahm der japanische Zustrom gleichzeitig eine stürmische Entwicklung an: von einigen tausend jährlich zu Beginn der zwanziger Jahre schwoll er auf rund 12 000 Köpfe im Jahre 1932, 20 000 im Jahre 1933 und schließlich an 30 000 im Jahre 1934. Die Gesamtzahl der in Brasilien ansässigen Japaner beträgt heute rund 170 000[1]), soweit auf Grund der lückenhaften brasilianischen Statistik eine Schätzung möglich ist.

Die japanische Auswanderung nach dem südamerikanischen Tropenreich ergießt sich vornehmlich in zwei Gebiete. Im Staate Parà besitzt Nippon ein geschlossenes Konzessionsgebiet von einer Million Hektar Ausdehnung. Dieses neueste, 1928 großartig gestartete Unternehmen der „Nambei Corporation" mit 30 Mill. Yen Kapital ist jedoch heute von den 1934 erlassenen und 1935 durchgeführten Einwanderungsbeschränkungen nach Brasilien aufs stärkste bedroht. In voller Blüte dagegen befindet sich das Japanertum in Brasiliens reichstem Staate São Paulo, wo gegenwärtig 105 000, also über 90% der Auswanderer aus dem Reiche der aufgehenden Sonne in steigender wirtschaftlicher Konkurrenz mit den Brasilianern, Italienern, Levantinern und Deutschen leben.

Die japanische Auswanderung nach São Paulo ist der vollkommen organisierte Aufmarsch eines Expansionsheeres der Weltmacht Japan. Alles wird hier von der Regierung in Tokio geleitet und finanziert, und zwar durch die halbamtliche, 1917 gegründete Gesellschaft „Kaigai Kogy Kabushiki Kaisha", die die Auswanderung praktisch durchführt. Der Auswanderung selber und dem schon lebhaften Warenverkehr dient die Reederei „Osaka Shosen Kaisha", die eine Flotte von insgesamt 90 000 t in den brasilianischen und La-Plata-Dienst eingestellt hat.

Auswanderergruppen verlassen Japan gewöhnlich, wenn die Kaigai einen Auftrag für Arbeitskräfte von paulistanischen Großbesitzern bekommt. Im allgemeinen übersteigt die brasilianische Nachfrage nach japanischen Landarbeitern die Auswahlmöglichkeiten der Kaigai. Im Jahre 1923 z. B. erhielt sie insgesamt 8200 „Bestellungen", konnte aber nur 3800 Familien aus Japan der Landwirtschaft des Staates São Paulo zur Verfügung stellen.

Die Kaigai wählt ihre Leute (junge Familien) nach moralischer, patriotischer und physischer Eignung, befördert sie zum Arbeitsort und betreut sie während der ersten zehn Aufenthaltsjahre in Brasilien. Die Ankömmlinge beginnen größtenteils ihre neue Laufbahn entweder in den Gebieten der alten brasilianischen Großgüter der Kaffeekultur — im Nordostwinkel des Staates, der durch den Rio Pardo abgegrenzt ist, und im Gebiete der Eisenbahnlinie Araraquara—Rio Preto — oder in den Konzessionen der Kaigai an der Küste des Staates, wo auch japanische Fischereien tätig sind, südwestlich von Santos.

Das altpaulistaner Kaffeeland ist das Ausmarschgebiet der japanischen Einwanderung im Staate São Paulo, weil es dem Japaner fast immer gelingt, nach

1) Vgl. hiergegen die Besprechung 1. des Herausgebers in Heft 12/1935 auf S. 844.

einigen Jahren harter Arbeit auf dem Großgut, dank seiner äußersten Sparsamkeit, gewinnreiche Kartoffel- und Gemüsekulturen in der Umgebung der Millionenstadt São Paulo aufzubauen oder eine eigene Landwirtschaft irgendwo im Staate zu gründen. Eine kleine Anzahl der Japaner zerstreut sich als Arbeiter oder Kleinunternehmer aller Art über ganz Brasilien. Sie sind dort einfach überall, aber niemand hat in Brasilien je einen herabgekommenen oder arbeitslosen Japaner gesehen, da im Fall eines Fehlschlags aus irgendwelchem Grunde, z. B. verlängerter Arbeitskrisis, die japanischen Auswanderungsgesellschaften die betroffenen Familien nach ihrer Inselheimat vertragsmäßig zurückbefördern.

Die unternehmungslustigen paulistanisch-japanischen Bauern streben vornehmlich dem Riesenfluß Parana zu, und zwar in zwei „Korridoren", die sich längs den Eisenbahnlinien hinziehen: zwischen den Flüssen Paranapanema und do Peixe, zwischen dem sagenhaften Rio Tieté und Rio Aguapehy. Die Zwischenzone ohne Eisenbahn ist auf der brasilianischen Staatskarte noch weißer Fleck, wird aber allmählich gelbe Farbe annehmen: der japanische Vormarsch in dieses Gelände hat schon eingesetzt. Gleicherweise drängen die Japaner in das von europäisch-brasilianischer Bevölkerung längst kolonisierte Gebiet (Sorocaba), das wie eine Sperre zwischen den japanischen Siedlungen an der Küste und denen an den Zuflüssen des Parana liegt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Karte des Staates São Paulo. Der Rio Tieté teilt das Staatsgebiet in zwei große Hälften: östlich liegt das Hauptgebiet der alten brasilianisch-italienischen Aufbauarbeit, die dem Staat seine wirtschaftliche Stellung in Brasilien geschaffen hat. Hier erlernt der frisch zugewanderte Kaigaimann während der wenigen Arbeitsjahre auf dem Großgut die Landessprache, hier wird der in der Heimat schwachgenährte Asiate dank des Überflusses an Lebensmitteln kräftig und widerstandsfähig, hier nimmt er willig die Ackerbaumethoden an — er bildet sich zum Pionier und Eroberer der Urgebiete aus und wandert dann über den Rio Tieté in den westlichen Teil des Staates, wo er in dieser wenig berührten Zone endgültig Wurzel als Kolonist schlägt.

Die Japaner widmen sich vorwiegend der Landwirtschaft, sie wandeln die Wildnis in fruchtbare Plantagen um; sie sind von sprichwörtlichem Fleiß, moralisch hochstehend und bringen überallhin steten Fortschritt im Aufbau des Landes, ohne der Staatsregierung die geringste Belastung finanzieller oder sozialer Natur zu verursachen; kurz sie wären die ideale Einwanderung nach São Paulo im Sinne des brasilianischen Staatsgedankens, wenn sie nicht eine Eigentümlichkeit hätten: die nationale „Unlöslichkeit". Durch ihre geopolitisch wohldurchdachte Siedlung in geschlossenen, abgelegenen Gebieten, aber doch in steter Fühlung mit der japanischen Oberleitung und dank der eigenartigen Mentalität bleibt jeder einzelne Japaner für immer Japaner, gleichgültig ob er in Japan oder Brasilien geboren ist, sammelt sich zu Gruppen, in denen die einzelnen Familien zu kompakten „Zellen" des Japanertums zusammenwachsen.

Diese „Zellenbildung" wird leicht verständlich im Lichte der Statistik der Heiratsverträge, die in den Jahren 1917—1931 im Staate São Paulo unterzeichnet wurden (nach Lowrie): auf 830 japanische Staatsangehörige haben sich 632, also 76,1%, mit japanischen Staatsangehörigen, 168, also 20,2% mit brasilianischen, und 3,6% mit Angehörigen anderer Staaten verheiratet. Man darf jedoch hierbei nicht vergessen, daß das in Brasilien geborene Japanerkind nach brasilianischem Gesetz brasilianischer Staatsangehöriger ist; von diesen 20,2% aller Ehemänner, die als brasilianische Staatsbürger Staatsjapaner heirateten, waren bestimmt dreiviertel Japaner, die zwar in Brasilien geboren, aber japanisch-patriotisch erzogen worden sind, oder auch Einwanderer, naturalisierte brasilianische Staatsangehörige. Tatsächlich also haben während der Jahre 1917—1931 im Staate São Paulo über 90% der eheschließenden Japaner nur Rassengenossen geheiratet. Es ist also klar, daß bei solcher Haltung der japanischen Einwanderer in Brasilien von rascher und widerstandsloser Einschmelzung der gelben Fremdlinge in die brasilianische Volkseinheit — was der brasilianische Staatsaufbau aufs stärkste fördern möchte — keine Rede sein kann: es bleiben also nur die japanischen „Zellen" als feste Tatsachen zu behandeln.

Diese japanischen „Zellen" in Brasilien — besonders Gruppen von Kolonisten — sind und bleiben Einheiten des Ganzen, das der japanische Generalkonsul in São Paulo als Feldherr der national-japanischen Expansionsarmee befehligt. Ein Beispiel veranschaulicht seinen unbeschränkten Einfluß auf die japanische Einwanderermasse in Brasilien: die Gattin des japanischen Generalkonsuls in São Paulo trat zur katholischen Religion über, und den Taufakt nahm in feierlichster Weise der brasilianische Primas vor. Diese Bekehrung beschleunigte den schon von oben längst angeregten Massenübertritt der japanischen Einwanderer zum Katholizismus; aber ein brasilianischer Politiker gab der skeptischen Meinung vieler Landsleute in folgender Warnung Ausdruck: „Der Massenübertritt zu unserem Glauben ist aller Wahrscheinlichkeit nach von langer Hand vorbereitet ist unaufrichtig, geschieht auf Befehl und hat den Endzweck, unsere Feindschaft gegen die imperialistische Durchdringung durch die Japaner zu mildern oder gar einzuschläfern." — Diese moralische Diktatur des japanischen Generalkonsuls ist nur möglich durch die Vorarbeit der „São Paulo Fukeiwei", der „Gesellschaft der Freunde der japanischen Schule". Sie pflegt und überwacht die national-japanische Erziehung der Einwandererkinder und betreut im Staate insgesamt 205 Lehranstalten.

Zur Kennzeichnung der politischen Haltung des japanischen Einwandertums in Brasilien teilen wir hier einige Stellen aus einem Briefe mit, den ein brasilianischer Staatslehrer einer „Zelle", am 12. April 1935, in Brasiliens bedeutendster Zeitung „Jornal de Commercio" veröffentlicht hat:

„Die Japaner bauen Reis, Bohnen, Mandioka, sehr viel Tee und züchten Seidenraupen. Im Bau der Häuser ist große Nachlässigkeit zu bemerken; sogar die Wohnungen älterer Kolonisten haben nur improvisierten Charakter, aber nirgends fehlen an den Wänden die Bilder des Kaisers und der drei Helden von Shanghai, noch auch eine Kiste mit Büchern und Zeitungen in der Sprache des Landes der aufgehenden Sonne."

„Das in Brasilien geborene Japanerkind besucht bereits früh die brasilianische Staatsschule, da nach diesem Anfangsunterricht der junge Japaner im Alter von 10 Jahren schon zum genaueren Studium der japanischen Sprache übergeht. Noch Schüler der Staatsschule, beginnt er die japanische Schule, ‚Nihon Gakko', zu besuchen. Dort erlernt der junge Japaner all das, was nötig ist, um mit der Sprache und Geschichte des großen Japan eng vertraut zu werden,

nimmt den Geist von Büchern auf, die in Japan unter Kontrolle der Regierung herausgegeben sind; er atmet den Duft ein, der ihn im neuen Japan, ‚Shin Nihon', wenn es sich auf südamerikanischen Boden einst verwirklichen wird, heimatlich anmuten soll."

„Ist das Studium in der Nihon Gakko vorüber, dann wird der nippobrasilianische Jüngling Mitglied von ‚Sinekwei', also der ‚Gesellschaft der Jungen Männer'. Hier in der Atmosphäre von Sport und Spiel und Versammlungsdiskussionen vergißt er die brasilianische Landessprache, das Portugiesische, das er früher in den vier Jahren staatlicher Volksschule beherrscht hat. Er formt sich, obschon Brasilianer nach Geburt und Gesetz, endgültig zum Japaner, der nur an japanischem Sport sich beteiligt, Bücher und Zeitschriften Groß-Japans liest, unter fortschreitender Beherrschung der japanischen Sprache — der jüngeren Generation ein herrliches Beispiel der Liebe zur japanischen Urheimat und der Abneigung gegen das Geburtsland Brasilien."

Diese Anklage richtet sich gegen die Siedlung Registro, im abgelegenen Winkel des Staates São Paulo, dicht an der Mündung des Rio da Ribeira in das Meer. Ihre Bevölkerung besteht fast völlig aus Japanern, 430 Familien. Eine kleine japanische Insel in der unberührten Wildnis brasilianischer Abgeschiedenheit.

Registro ist eine Musterleistung der Kaigai. Im Gebiet der 50 000 ha der Konzession entstanden innerhalb einiger zehn Jahre: Elektrizitätswerk, Hospitäler, Kirchen, Schulen, Zootechnisches Institut, 300 km Landstraßen, 34 km Eisenbahn und der Hafen am Ribeira, dessen Handelsumschlag sich von 395 000 Milreis im Jahre 1920 auf 2 196 000 im Jahre 1931 anstieg. Keine Kolonisationsgesellschaft europäischer Nationalität kann etwas Ähnliches aufweisen.

Die Japaner sind in Brasilien wirtschaftlich den europäischen Einwanderern und den Brasilianern entschieden überlegen, ja, sie sind auf vielen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens schlechthin konkurrenzlos, sie erobern langsam und stetig den brasilianischen Arbeits- und Handelsmarkt mit ihren Arbeitern und ihren in Brasilien erzeugten Produkten. Dazu geht die Ausfuhr der von Japanern in Brasilien erzeugten Produktion wieder nur über japanische Firmen, auf japanischen Schiffen, und so schließt sich der Kreis: Die Erde gehört dem Japaner, die Frucht seiner Arbeit verdrängt entweder andere Brasilienbewohner vom Markt oder geht in die Hände der japanischen Exporteure in Brasilien über; das so verdiente Geld, sowohl Kolonistenersparnisse wie auch Handelsgewinne, fließt den Banken in Japan zu.

Der Japaner ist also „national unlöslich", bleibt für immer Japaner und bildet seine „Inseln", Zellen einer kaiserlich-japanischen Organisation, die an Mitgliederzahl und Besitzausdehnung gerade in dem Lande ständig wächst, das er wirtschaftlich erobern will. Die japanische Einwanderung ist also für die ganze nichtjapanische Welt in Brasilien eine direkte wirtschaftspolitische Gefahr.

Als diese Tatsache sich klar und unzweifelhaft in Brasilien abzuzeichnen begann, setzte prompt die Reaktion der politischen Kreise Brasiliens ein. Da aber — der brasilianischen Mentalität gemäß und aus außenpolitischen Rücksichten — eine antijapanische Demonstration vermieden werden sollte, betonte man öffentlich und deutlich, daß auch der europäische Einwanderer dem Brasilianer starke Konkurrenz mache, daß er ebenso wie der Japaner in geschlossenen Gebieten Brasiliens zu siedeln pflege. Folgerichtig wurde die Idee einer eigenen Kolonisation des Binnenlandes in den Vordergrund der brasilianischen Bevölkerungspolitik geschoben, und

die ganze fremde Einwanderung als für Brasilien schädlich bezeichnet. Die neue Verfassung setzte im Jahre 1934 als Ergebnis dieser politischen Entwicklung spärliche Einwanderungsquoten fest, in der Höhe von nur 2% der Gesamtzahl der in Brasilien schon ansässigen Staatsangehörigen des betreffenden Landes. Sie bestimmte ferner, daß Einwanderer derselben Nation nicht in geschlossenen Gebieten auf brasilianischem Boden sich konzentrieren dürften und legte der Regierung die Pflicht auf, die Ankömmlinge so zu verteilen, daß die Verschmelzung mit der Masse der Einheimischen möglichst schnell und widerstandslos vor sich gehe. Die Quote für Japan beträgt jetzt kaum 3500 Einwanderer pro Jahr, was einen Sturz aus der Riesenhöhe der Ziffern der vergangenen Jahre bedeutet.

Es würde nun zu weit führen, die Gründe darzulegen, die zu der Behauptung führten, daß diese Einwanderungsbestimmungen hauptsächlich eine Reaktion auf Japans Tätigkeit in Brasilien seien. Unerläßlich ist nur der Hinweis, daß sofort nach der Abstimmung über die neue Verfassung der japanische Botschafter in Brasilien sein Rücktrittsgesuch eingereicht hat, mit der Begründung, daß er „der Heimat schlecht dienen könnte". Japan hat also die brasilianischen Einwanderungseinschränkungen trotz ihrer allgemeinen Fassung als gegen seine Auswanderung gerichtet aufgenommen.

Die Eingangstore Brasiliens wurden 1934—1935 durch die Bestimmungen der neuen Verfassung der japanischen Einwanderung praktisch fast völlig gesperrt und ihre Organisation auf brasilianischem Boden aufs schwerste betroffen. Hat aber Japan seine weitschauenden Pläne sofort endgültig zu den Akten gelegt? — Es gibt genug Anzeichen, daß dies nicht zutrifft; es ist auch nicht anzunehmen, daß der brasilianische Verfassungsdamm eine nachhaltige Widerstandskraft gegen die andrängende gelbe Flut zeigen werde.

Viele brasilianische Politiker — wenn auch nur eine Minorität — stehen auf dem Standpunkte, daß die japanische Einwanderung keine imperialistische Durchdringung Brasiliens bedeute, sondern ein für Brasilien günstiges Element im nationalen Aufbau. Zu den Verfechtern dieser Anschauung muß man auch einige Männer aus höheren Regierungskreisen zählen. Übrigens war der Vorentwurf zu den Einwanderungsbestimmungen in der neuen brasilianischen Verfassung, den die Regierung des Dr. Getulio Vargas der Nationalen Versammlung vorlegte, viel milder als die endgültig angenommene Form. Der versöhnliche Geist in den Einwanderungsparagraphen, so wie die Regierung ihn der Versammlung suggerieren wollte, wurde erst im Laufe der Verfassungsdebatte, zweifellos auch unter dem Druck der Presse, in starre Feindseligkeit umgewandelt.

Die neue brasilianische Verfassung ist schon heute, nach anderthalb Jahren, in den Ruf der Lebensunfähigkeit in vielen Punkten gekommen. Abänderung steht zu erwarten, und tatsächlich lauert Japan auf diesen Augenblick in Erinnerung an die versöhnliche Haltung der Regierungskreise in der Einwanderungsfrage.

RAYMOND PEARL[1]):
Krieg und Übervölkerung

(Übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Adolf Meyer)

In jedem größeren Kriege der Neuzeit hat der Angreifer als erstes und vornehmstes Motiv für sein natürlich nur widerstrebenden Abpeichen vom Pfade des Friedens die Notwendigkeit angegeben, mehr Lebensraum für sein Volk schaffen zu müssen. Er fordert die Welt auf, zwei Gemälde zu betrachten, die er nebeneinander stellt:

Das eine zeigt ein in Armut verstricktes und so zusammengeballtes Volk, daß selbst die bescheidenste Lebenshaltung nicht mehr möglich ist. Das eigene Land ist nicht groß genug, um sich noch irgendwie ausbreiten zu können. Seine Hilfsquellen sind völlig ungenügend; es kann sich nicht so unterhalten, wie es unterhalten werden sollte.

Das andere Gemälde zeigt reiche, schöne und spärlich bevölkerte Länder, die irgendjemandem sonst gehören. Ihre selbstsüchtigen und aufgeblasenen Eigentümer machen nur einen völlig unangemessenen Gebrauch von ihren Reichtümern, zumal sie auf den prächtigen Höhen des Reiches sitzen und sich am Elend ihrer armen, aber würdigen Knechte weiden. Dieses Gemälde hat den Sinn, Euern gerechten Zorn zu erregen, damit Eure Sympathien, Euer Benzin, Eure Munition und schließlich selbst das Lebensblut Eurer Landsleute im Sinne des Künstlers, der solche Bilder malte, eingesetzt werden.

Viele verschiedene Meinungen sind darüber geäußert worden, wieviel wirkliche Wahrheit in einer solchen zu Herzen gehenden Geschichte zum Ausdruck kommt. Einige Schriftsteller haben gesagt, daß es in unserer fortgeschrittenen und aufgeweckten Welt keine Übervölkerung gebe und auch gar nicht geben könne, — ausgenommen vielleicht solche unbedeutenden und närrischen Anhäufungen, die es versäumt haben, sich der Segnungen des industriellen Lebens zu bedienen. Andere versichern dagegen, daß der Bevölkerungsdruck nicht nur eine entsetzliche Wirklichkeit in einem großen Teil der Welt darstellt, sondern auch das ernsteste Problem bedeutet, dem sich die Intelligenz der Menschheit gegenübergestellt sieht. Weitere widerstreitende Meinungen gruppieren sich zwischen diesen Extremen. Wir wollen daher einmal eine objektive und realistische Prüfung der Tatsachen versuchen und die Bevölkerungsdichte auf einer weltweiten Grundlage betrachten.

*

1) Dr. Pearl ist Professor der Biologie in der Medizinischen Fakultät der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore, USA. Er gehört zu den ersten Autoritäten in der Welt auf dem Gebiete der Bevölkerungsbiologie und der vitalen Statistik. Seine im folgenden vorgetragenen Argumente sprechen eine unmißverständliche Sprache für alle, die denken können und guten Willens sind. Das Streben Deutschlands, Italiens und Japans nach kolonialer Gleichberechtigung und Betätigung erweist sich als bevölkerungspolitische Notwendigkeit. Der Übersetzer.

Die gesamte Oberfläche der Erde beträgt in roher Schätzung rund 500 000 000 qkm. Von dieser Gesamtfläche nehmen die Ozeane nach Schätzung der Geographen und Geologen jedoch etwa 72% oder zwischen 350 und 360 000 000 qkm ein und lassen nur 28% oder ungefähr 140 000 000 qkm für die Landflächen übrig. Das sind natürlich nur angenäherte Schätzungen. Eine neue sorgfältige Überprüfung, die auf einer Summierung aller offiziellen Angaben für die politischen Landgebiete der Erde beruht, ergibt rund 135 000 000 qkm für die gesamte Landfläche der Erde.

Keineswegs sind natürlich alle diese Gebiete für Menschen bewohnbar. Klimatische, topographische und rein physikalische Faktoren schließen wesentliche Teile von ihnen für dauernde menschliche Besiedlung aus. Fernerhin berücksichtigen in vielen Fällen die gegebenen Landschätzungen nicht die Seegebiete und andere Inlandgewässer. Diese werden zwar zweifellos in gewisser Beziehung ein wenig zur menschlichen Existenzermöglichung beitragen. Allein außer in ganz unbedeutenden Ausnahmefällen können Menschen auf der Oberfläche von Seen dauernd genau so wenig wohnen, wie auf der Oberfläche von Ozeanen.

Fernerhin können bestenfalls nur ganz außerordentlich dünn gesäte menschliche Bevölkerungen dauernd in echten Wüstengebieten leben. Ein kompetenter Beurteiler hat unlängst geschätzt, daß gegenwärtig „ein Viertel der Landoberfläche der Erde und fast ein Viertel des kontinentalen Gebietes der Vereinigten Staaten trocken oder halbtrocken sind". Andere Autoritäten halten dafür, daß, wenn die halbtrockenen Gebiete einbezogen werden, die für die Vereinigten Staaten gegebenen Schätzungen mehr als ein Viertel betragen müßten. Augenscheinlich übertreffen also die rund 135 000 000 qkm der Landoberfläche der Erde ganz beträchtlich das für Menschen bewohnbare Gebiet.

Noch ein anderer Gesichtspunkt verlangt Berücksichtigung bei unseren Überlegungen: die grundlegend wichtige Unterscheidung nämlich zwischen bloßem Leben oder Vegetieren („living") und der Gewinnung eines wirklich ausreichenden Lebensunterhaltes oder einer menschenwürdigen Existenz („getting a living"). Vor einigen Jahren war es ein beliebter Schwindel, an unkundige und arglose Städter Landparzellen in den abgelegenen Kieferneinöden des nördlichen Teiles der unteren Halbinsel von Michigan zu verkaufen. Die armen Käufer mußten bald die Unmöglichkeit feststellen, durch Siedlung auf diesem Land ihren Lebensunterhalt zu gewinnen; denn es wuchs dort nicht genug für ihren Unterhalt. Überall in der Welt gibt es ähnliche Gebiete, die der menschlichen Existenz zwar keine absoluten physischen Hindernisse entgegensetzen, in denen aber auch die blühendste Phantasie nur einigen wenigen, wenn überhaupt einigen menschlichen Wesen den Lebensunterhalt sicherstellen kann.

Auf den 135 000 000 qkm Landfläche, die wir auf diesem Planeten zusammenrechnen können, wobei wir allerdings etwaige Beschränkungen und Ungeeignet-

heiten für menschliche Wohnzwecke außer Betracht lassen, leben heute mehr als 2 073 000 000 Menschen — Männer, Frauen und Kinder. Eine einfache arithmetische Berechnung ergibt dann eine durchschnittliche Bevölkerungsdichte von ungefähr 15 Menschen auf den Quadratkilometer. Das bedeutet, daß bei einer gleichmäßigen Verteilung der berechneten Landfläche jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in der Welt rund 6,5 ha erhalten würde, was offenbar für eine bescheidene Hühnerfarm genug sein würde.

Allein wie gesagt, nicht die gesamte Landfläche des Erdballs ist für Hühnerfarmen oder ähnliches geeignet. Gegenwärtig würde eine vorsichtige Schätzung wahrscheinlich ergeben, daß nicht mehr als die Hälfte der statistisch errechneten 6,5 ha brauchbar sein würde, um für den Unterhalt eines jeden Gliedes der Weltbevölkerung Land zu liefern, das wertvoll genug ist, um tierische, pflanzliche und mineralische Erzeugnisse zu liefern, die direkt oder indirekt menschliches Leben ermöglichen.

Nach der Schätzung von 1930 kommt die Bevölkerungsdichte der Vereinigten Staaten, 15,7 Menschen auf den Quadratkilometer, der für die Welt als ganzes geschätzten Zahl sehr nahe. Wenn man daher den eigenen persönlichen Eindruck von der Bevölkerungsdichte dieses Landes zugrunde legt, wobei man natürlich nicht vergessen darf, daß die Städte genau so gut wie die Landgebiete in Rechnung zu stellen sind, dann kann man sich ein ungefähres Bild davon machen, was die ganze Welt für die menschliche Bevölkerung und die ihr zur Verfügung stehenden Landflächen bedeutet.

Die Bevölkerung und die Landgebiete der Erde verteilen sich folgendermaßen nach den Kontinenten: Europa ist der am dichtesten bevölkerte Kontinent mit etwa 10 180 700 qkm, 517 000 000 Einwohnern und einer durchschnittlichen Dichte von ungefähr 51 Menschen auf den Quadratkilometer. Zunächst kommt dann Asien, der größte aller Kontinente, mit 42 530 000 qkm, ungefähr 1 154 000 000 Einwohnern (mehr als die Hälfte der augenblicklichen Gesamtbevölkerung der Erde) und einer durchschnittlichen Dichte von etwa 27 Menschen je Quadratkilometer. Der Rest der Welt liegt unter diesen gewaltigen Durchschnittsdichten. Nordamerika (einschließlich Zentralamerika) ist der drittdichtest bevölkerte Kontinent mit etwa 8 Menschen auf den Quadratkilometer. Afrika und Südamerika liegen wieder unter Nordamerika, da jeder dieser Kontinente roh geschätzt eine durchschnittliche Bevölkerungsdichte von etwa 4,5 Menschen pro Quadratkilometer besitzt. Australien und Ozeanien haben eine ebenso roh geschätzte durchschnittliche Bevölkerungsdichte von nur etwa 1 Mensch auf den Quadratkilometer.

Wenn wir uns jetzt einzelnen Ländern zuwenden, dann finden wir unter den größeren politischen oder „nationalen" Gliederungen der Erde und ihrer Bevölkerung folgende zwanzig Länder als die am dichtesten bevölkerten:

Land	Menschen pro qkm	Land	Menschen pro qkm
Belgien	269,2	Polen	85,1
England und Wales	263,4	Dänemark	84,8
Niederlande	253,5	Österreich	80,3
Japan (das eigentliche)	172,8	Frankreich	75,7
Deutsches Reich	139,8	Indien	75,0
Italien	136,9	Portugal	73,9
China (das eigentliche)	115,1	Rumänien	59,1
Tschechoslowakei	104,4	Bulgarien	58,8
Schweiz	98,1	Jugoslawien	56,0
Ungarn	93,0	Griechenland	50,6

Diese Tabelle bringt dem Laien in Bevölkerungsfragen einige Überraschungen. Zunächst einmal sind China und Indien entgegen der populären Auffassung nicht die am dichtesten bevölkerten Länder der Erde. China steht an siebenter und Indien erst an fünfzehnter Stelle in unserer Liste der Zwanzig. Gegenwärtig hat nur eine kleine Provinz von China (Kiangsu, die Küstenprovinz mit den großen Städten Nanking, Soochow und Shanghai) mit ihren 345 Menschen auf den Quadratkilometer eine größere Dichte als Belgien.

Um ein uns näher gelegenes Beispiel zum besseren Verständnis für die Möglichkeiten menschlichen Gewimmels zu wählen, wollen wir Bermuda betrachten. Der amerikanische Tourist würde niemals auf die Idee kommen, daß die Bevölkerung dieser kleinen Insel enger zusammengepreßt ist, als die „wimmelnden Millionen" in solchen Provinzen Chinas wie Kiangsu. Dennoch lebten in Bermuda nach der Schätzung von 1931 mehr als 562 Menschen auf den Quadratkilometer, ungefähr ein und zwei Drittel mal soviel Einwohner auf der Einheitsfläche als in der am meisten bevölkerten Provinz von China. Dieser Vergleich hat nur Sinn im Hinblick auf die Bevölkerungsdichte. Obgleich Bermuda ein sehr kleines Gebiet ist und eine kleine absolute Bevölkerungsmenge hat, leben hier unter den heutigen Verhältnissen doch fast zweimal soviel Personen auf dem Quadratkilometer in einem sehr hübschen Grade von Wohlstand und Glück, wie in Chinas am meisten bevölkerter politischer Provinz dahinvegitieren.

Weil China sooft als „übervölkert" hingestellt worden ist, wollen wir die diesbezügliche Lage in einigen anderen Provinzen als Kiangsu prüfen. Kwangtung, die südlichst gelegene Küstenprovinz, zu der die Stadt Kanton gehört, hat ein Gebiet von ungefähr 260 000 qkm und eine Bevölkerung von ungefähr 142 Menschen pro Quadratkilometer. Jedoch Rhode Island mit einer Bevölkerungsdichte von 248 pro Quadratkilometer, Massachusetts mit 203 und New Jersey mit 207 sind jedes für sich ganz erheblich dichter besiedelt.

Man wird uns vielleicht entgegenhalten, daß alle Bevölkerungsangaben für China nicht auf exakten Zählungen beruhen, sondern reine Schätzungen darstellen. Das ist wahr. Es wäre denkbar, daß in den Provinzen Chinas eine größere Bevölkerung lebt, als hier angegeben ist. Nichtsdestoweniger beruhen die hier gemachten Angaben auf der besten Beurteilung nicht nur der am meisten zuständigen Autoritäten

in China selbst, sondern auch überall anerkannter Statistiker von Ruf. So dürften sie der Wahrheit wahrscheinlich sehr nahekommen.

Indien gilt in der öffentlichen Meinung als das nach China nächst dicht bevölkerte Land. Da es fast seine gesamte Bevölkerung zählt und nur bei einem kleinen Bruchteil auf Schätzung angewiesen ist, so können seine Censusberichte als zuverlässig angesehen werden. Die Angaben besagen, daß Indien als Ganzes eben über 75 Menschen pro Quadratkilometer besitzt, was wesentlich dieselbe Bevölkerungsdichte bedeutet, wie Frankreich sie hat. Jedoch sind beträchtliche Teile der Landfläche Indiens Dschungel, Wüsten und andere Hindernisse, also nicht imstande, großen menschlichen Bevölkerungen Unterkommen zu gewähren. Einige Gebiete dieses großen Landes sind infolgedessen viel dichter besiedelt, als es die verhältnismäßig bescheidene Angabe von 75 ahnen läßt; diese Dichte für das Land als Ganzes wäre nämlich geringer als die der Staaten New York (101), Pennsylvania (83) oder auch die der schon erwähnten Neuenglandstaaten.

Das einzige politische Gebiet in Indien mit mehr Personen je Quadratkilometer, als sie Belgien oder England und Wales besitzen, ist Cochin, das eine Fläche von annähernd 3850 Quadratkilometer einnimmt, also nur etwas größer als Rhode Island und beträchtlich kleiner als Delaware ist. Cochin hat eine Bevölkerungsdichte von 313 Menschen auf dem Quadratkilometer. England hat ohne Wales 287 Menschen und ist bestimmt dichter besiedelt als Travancore mit 257, Bengal mit 237, und viel mehr als die Vereinigten Provinzen mit 170, der Punjab mit 88, Baroda mit 115, Mysore mit 86, Hyderabad und die Präsidentschaft Bombay mit je etwa 67 Menschen pro Quadratkilometer.

Weil China und Indien zusammen ungefähr zwei Fünftel der gesamten Bevölkerung der Welt besitzen, deshalb wird allgemein geglaubt, daß sie auch die am dichtesten bevölkerten Gebiete der Erde sein müßten. Allein das ist ganz offensichtlich nicht der Fall. Die Entwicklung von Industrie und Handel — die Lieferung von Materialien und Energie in verkäuflicher Form und die parallele Zunahme leichterer und billigerer Methoden des Transportes und der Verteilung — haben in der westlichen Welt in gewissen Gegenden zu einer solchen Bevölkerungsanhäufung in Städten geführt, daß sie die größten Bevölkerungsdichten des Ostens weit übertrifft.

Wenn wir die ganze Welt in Betracht ziehen, müssen wir feststellen, daß das Anwachsen der Verstädterung noch keineswegs sein Ende erreicht hat. Während der Depressionsjahre gab es ganz gewiß einige Anzeichen für die entgegengesetzte Tendenz in den Vereinigten Staaten — das Volk kehrte aufs Land zurück —, allein darin drückte sich wahrscheinlich nur eine zeitbedingte Reaktion auf außergewöhnliche wirtschaftliche Verhältnisse aus. Aber in einem weiten Sinne ist wohl die größte Überraschung, die man der Landwirtschaft in den letzten fünfzig Jahren, und zwar nicht nur in den Vereinigten Staaten oder

in Kanada und Argentinien, sondern ganz allgemein überall in der Welt bereitet hat: daß die Fortschritte der Wissenschaft, der veredelten Technik und der reicheren Anwendung von Maschinenkraft es weniger Menschen ermöglichen, von allen Dingen mehr zu erzeugen als es früher der Fall war. Das bedeutet, daß landwirtschaftliche Gebiete — und dasselbe gilt auch von Bergwerksbezirken — in ihren eigenen Bereichen und Geschäften eine weniger dichte Bevölkerung benötigen und ihnen dennoch ein reichlicheres Leben bereiten können.

Vom Standpunkt der Bevölkerungsdichte führen solche Bewegungen zu einem seltsamen Paradoxon. Soziale und wirtschaftliche Kräfte und Denkweisen, die grundsätzlich wesensgleich sind — nämlich die Anwendung neuer Entdeckungen, verbesserter Maschinen, besserer Verkehrs- und Verteilungsmöglichkeiten mit dem Ziele, einen besseren Lebensunterhalt zu gewinnen —, wirken sich in entgegengesetzten Richtungen aus, je nachdem man sie auf Landwirtschaft und Industrie anwendet oder sie unter dem Gesichtspunkt des Volkswachstums betrachtet. Einerseits läuft die Bewegung in Richtung auf eine immer noch niedrigere Bevölkerungsdichte in landwirtschaftlichen Gebieten, die sowieso schon die am dünnsten besiedelten Gebiete desjenigen Teiles der Erdoberfläche sind, der überhaupt imstande ist, eine nennenswerte Bevölkerung zu ernähren. Andererseits besteht ein Zug zu immer noch höherer Dichte — ein immer noch größer werdendes Gewimmel — in den städtischen Industriezentren, die sowieso schon am dichtesten bevölkert sind. Das Paradoxe liegt dabei darin, daß es im Grunde dieselben Kräfte sind, die diese verschiedenen Ergebnisse hervorbringen.

Dasselbe Prinzip läßt sich in beträchtlichem Umfange auch auf die Beziehungen zwischen den Mutterländern und ihren Kolonien oder sonstigen Einflußsphären anwenden. Dichtbevölkerte Länder auf kleinem Raum, wie die europäischen Länder und Japan, sind hochindustrialisiert und kommerzialisiert. Sie fordern mehr Land für die Ausbreitung ihres Volkes. Aber ihre Volksgenossen denken im allgemeinen nicht daran, die Heimat zu verlassen und in irgendwie nennenswertem Maße in den weiten aber dünn bevölkerten, ihnen zur Verfügung stehenden Gebieten zu siedeln. Italien hat z. B. bis zum Kriege nur etwa 8000 Italiener in allen seinen afrikanischen Kolonien zusammen untergebracht. Im deutschen Kolonialreich gab es ferner am 1. Juli 1914 auch nur rund 24000 deutsche Einwohner[1]).

Der Grund dafür — und viele andere gleichsinnige Beispiele könnten noch angeführt werden — beruht darauf, daß der Fortschritt von Wissenschaft und Technik auf der einen Seite in wachsendem Maße Gelegenheiten bringt, in welchen der Ein-

1) Das war vor dem Kriege, als eine Arbeitslosigkeit in Deutschland unbekannt war und zudem noch ein reicher Auswanderungsstrom nach Nordamerika bestand. Hätten wir in den arbeitslosen Jahren der Nachkriegszeit unsere Kolonien noch zur Verfügung gehabt, so hätte sich diese Zahl wohl sehr rasch geändert. Der Übersetzer.

zelmensch für sich selbst — ob mit Recht oder Unrecht, tut nichts zur Sache — verhältnismäßig angenehme Daseinsmöglichkeiten im Heimatland erblicken kann, während sich auf der anderen Seite die günstigen Gelegenheiten für eine ähnlich angenehme Existenz in den Kolonien durch deren Ausbeutung im Interesse der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes vermindern.

Das Seelenleben der Völker ist genau so verwickelt wie das der Einzelmenschen. Auch die Nationen haben ihren Stolz. Aber sie sind nicht blind gegen die Schwierigkeiten, ihre Volksgenossen zu veranlassen, in die Kolonien zu gehen. In Wirklichkeit wünschen sie Kolonien, um ihren Wohlstand zu vermehren. Wenn sie die Welt überblicken, dann nehmen sie eine ungleichmäßige Verteilung der reicheren Länder wahr. Das kommt in den folgenden Tabellen zum Ausdruck, die sich mit neun politischen Großgebilden befassen, die insofern Reiche („empires") genannt werden, als immer alle ihre Länder und Völker unter der direkten, vollständigen oder teilweisen politischen Aufsicht eines einzelnen Landes stehen, das hier wie üblich das „Heimatland" genannt ist:

Tabelle 1

Gebiet, Bevölkerung und Bevölkerungsdichte von neun „Reichen"

„Reich"	Gebiet (qkm)	Prozent der Welt-Landfläche	Bevölkerung	Prozent der Weltbevölkerung	Weltreichdichte (Personen pro qkm)
Britisches	33 768 058	25,21	496 344 556	23,94	14,7
Russisches	21 338 233	15,93	165 778 400	8,—	7,7
Französisches	12 037 315	8,99	105 444 795	5,09	8,7
U.S. Amerikanisches	9 678 813	7,23	137 904 330	6,65	14,2
Italienisches	2 570 732	1,92	45 105 638	2,17	17,5
Belgisches	2 407 187	1,80	17 733 041	0,85	7,3
Portugiesisches	2 195 643	1,64	15 738 954	0,76	7,1
Holländisches	2 072 673	1,55	69 260 628	3,34	33,3
Japanisches (einschl. Manschukuo)	1 872 603	1,40	129 783 555	6,26	69,0
Alle Reiche zusammen	87 941 257	65,67	1 183 093 897	57,06	13,4
Übrige Welt	46 010 656	34,33	890 250 321	42,94	19,3
Gesamtwelt	133 951 913	100	2 073 344 218	100	15,4

Tabelle 2

Gebiet, Bevölkerung und Dichte der Heimatländer der neun Imperien

Heimatland	Gebiet (qkm)	Prozent des Weltgebietes	Bevölkerung	Prozent der Weltbevölkerung	Dichte
Belgien	30 485	0,023	8 247 950	0,40	296,3
Holland	33 567	0,024	8 290 389	0,40	253,5
Großbritannien	229 761	0,17	44 888 377	2,17	194,5
Japan	382 116	0,29	68 194 900	3,29	177,7
Italien	309 937	0,23	42 621 000	2,05	136,9
Frankreich	550 574	0,41	41 834 923	2,02	75,7
Portugal	91 884	0,069	6 825 883	0,33	73,9
Vereinigte Staaten v. Amerika	7 836 357	5,85	122 775 046	5,92	15,6
Europäisches Rußland	4 760 465	6,79	133 769 700	6,45	27
Total	18 562 722	13,86	477 448 168	23,03	25,6

Diese Tabellen offenbaren uns vollkommen einwandfrei eine der mächtigsten Ursachen, die zu Kriegen führen. Neun Nationen mit 23% der Weltbevölkerung, die selbst auf nur 14% ihres gesamten Landgebietes wohnen, kontrollieren 66% alles in der Welt vorhandenen Landes und in mehr oder weniger starkem Maße das politische Leben von 57% aller Menschen. Wenn man Rußland und die Vereinigten Staaten aus dieser Reihe herausnimmt, wofür es gute Gründe gibt, dann kontrollieren die übrigbleibenden sieben Nationen mit etwas über 11% der gegenwärtigen Weltbevölkerung auf weniger als 1¼% des ihr zur Verfügung stehenden Landes annähernd 42% aller Länder und Völker der Erde.

Der Gegensatz zwischen den ersten vier „Imperien" der Tabelle 1 und den anderen fünf springt in die Augen. Jedes dieser vier Imperien hat einen noch größeren Anteil an den Ländern der Erde als an ihrer Bevölkerung. Zusammen kontrollieren diese vier über 57% von der Landfläche der Welt. Ist es dann ein Wunder, daß Japan, Deutschland und Italien unruhig und unzufrieden sind oder daß der Appell, dagegen „etwas zu unternehmen", die Herzen ihrer Völker aufwühlt?

Aber angenommen, „sie unternehmen etwas" in dem angedeuteten Sinne, gehen also in den Krieg in der Hoffnung, sich möglicherweise einiger der schöneren Teile dieser guten Erde bemächtigen zu können. Ist damit dann das wirkliche Problem gelöst? Anscheinend doch wohl nicht. Wenn Land A (mit Bevölkerungsdichte n), Land B (mit Bevölkerungsdichte n oder größer) überwältigt und ihm seine reichen und spärlich bevölkerten Kolonien wegnimmt, dann wird sich hernach offenbar Land B in der gleichen Lage befinden, die A hatte, bevor der Trubel begann. Der Topf und der Kessel haben nur ihre Plätze vertauscht[1]).

Das Weltproblem von Volk und Raum jedoch bleibt theoretisch unverändert, obgleich es sich praktisch sogar noch verschlechtert hat wegen der ungeheuer verheerenden Zerstörung wirklichen Wohlstands, die jeder Krieg immer verursacht. Das ernsthaft hier vorliegende Problem lautet: Wie können 15 Menschen je Quadratkilometer Land auf dieser Erde ihr Auskommen finden, wobei gutes, schlechtes und indifferentes Land gleichermaßen mitzählen? Krieg kann die Landfläche, von der die Menschen leben müssen, nicht vermehren; er hat auch noch niemals die totale Volksmenge vermindert, die auf der Erde zu leben wünscht, von einem winzigen Bruchteil für eine ganz kurze Periode vielleicht abgesehen. Es gibt keinen Ausweg aus dem Dilemma auf dem Wege des Krieges.

Wer die von Prof. Pearl in so vortrefflicher Weise ermittelten Tatsachen unbefangen und im Hinblick auf die wirklichen Mächte, die Geschichte gemacht haben und sie auch in Zukunft bestimmen werden, prüft, der wird zweifellos den Eindruck

1) Liest man für A Entente und für B Mittelmächte, dann wird sofort der ganze Widersinn der in Versailles getriebenen Grenzveränderungen und besonders der Wegnahme der deutschen Kolonien offenbar. Im übrigen vgl. man den Zusatz am Schlusse des Aufsatzes. Der Übersetzer.

gewinnen, daß seine letzten Schlußfolgerungen durch die von ihm selbst geschilderten Tatsachen nicht voll gerechtfertigt sind. Allerdings kann in dem von ihm herangezogenen Fall der Länder A und B mit der gleichen Bevölkerungsdichte n der Krieg keine Lösung bringen, die vom Standpunkt der Menschheit als ein Fortschritt im Sinne einer über den Parteien stehenden Gerechtigkeit angesehen werden könnte. Aber wo ist denn dieser konstruierte Fall heute tatsächlich verwirklicht? Haben nicht Deutschland und Italien mit ihrer großen Bevölkerungsdichte ein Anrecht auf ein dem französischen mindestens ebenbürtiges Kolonialreich, wo das Mutterland Frankreich noch dazu nur etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerungsdichte Deutschlands und Italiens besitzt? Solange die Güter dieser Erde ungerecht unter den Völkern verteilt sind, was Pearl ja selbst so überaus einleuchtend für die vier ersten Imperien seiner Tabelle 1 nachgewiesen hat, scheint der Krieg das einzige Korrektiv bleiben zu sollen, über welches die Menschheit in ihrer Gesamtheit verfügt, um ungesunde und historisch überlebte Landverteilungen und Bevölkerungsprobleme zu korrigieren. Der Krieg würde erst dann entbehrlich werden, wenn die Menschheit als solche nicht länger nur ein statistischer Begriff, sondern auch eine so reale politische Macht werden könnte, daß sie in der Lage wäre, die Güter dieser Erde unter den Völkern gerecht zu verteilen. Wer aber, der offenen Auges durch unser Jahrhundert gegangen ist, kann bis heute daran zweifeln, daß auch für die Völker, die bei der Verteilung der Erde zu kurz gekommen sind, das alte Sprichwort gilt: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ *Der Übersetzer.*

Albrecht Haushofer:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die Krönungsfeierlichkeiten, die für den Monat Mai in der englischen Hauptstadt angesetzt waren, finden statt. Nur der Träger der zu feiernden Krone hat gewechselt. Die wirklichen Träger des britischen Reichsgedankens aber haben Haltung und Stil, mit der man Weltreiche baut und erhält, noch einmal unter Beweis gestellt in jenen knappen zehn Tagen, die nötig waren von dem ersten Aufblitzen des Konfliktes in einer bischöflichen Rede und dem plötzlichen Freiwerden der Presse (nach Monaten geschlossenen Schweigens — in einem Land, das stolz darauf ist, keine Zensur zu kennen) bis zu jener Abdankungsrede durch den Rundfunk, die an die lyrische, nicht die heroische Seite Shakespearescher Königsdramen gemahnte, und die nächtliche Fahrt über den stürmischen Kanal . Das Britische Reich hat sich in einer kurzen aber tiefgreifenden Krise eines Herrschers entledigt, der viele und große Gaben besaß, dem aber das eine, das Entscheidende fehlte: die Härte des Königs gegen sich selbst. Die Idee der Krone hat über einen König gesiegt — und damit seinem Nachfolger ein bindendes Gesetz für sein eignes Wirken gegeben. Zu gleicher Zeit aber hat die britische Reichsverfassung des Westminister-Statuts die Probe der Bewährung bestanden. Mit Ausnahme von Irland — wo De Valera die Gelegenheit benutzt hat, einen weiteren Schritt bis an den Rand der Unabhängigkeit zu wagen

(bis an den Rand — nicht darüber hinweg!) ist der Wechsel der Krone in allen Teilen des Britischen Reiches zur gleichen Stunde vor sich gegangen. Die Willensbildung war einheitlich vorhergegangen — zwischen England und Neuseeland, Kanada und Australien und Südafrika; zwischen Regierungen, in denen alle Farbschattierungen der politischen Überzeugung innerhalb der weißen Träger des Empire vertreten waren: Briten, Franzosen und Buren; die nationale Koalition Englands, deren Schwergewicht bei den Konservativen ebenso wie bei der Südafrikas, deren Väter noch von den Vätern ihrer britischen Kollegen ins Konzentrationslager gesperrt worden waren; die nationale Regierung Australiens ebenso wie die Labourherrschaft Neuseelands und der verjüngte Liberalismus Kanadas. — Baldwin aber kann als „grand old man" des Empire zur selbstgewählten Zeit seinen Rücktritt nehmen.

Hat sich also die Form-Struktur des Empire in einer scharfen und plötzlichen (obgleich von den Wissenden vorhergesehenen) Belastungsprobe bewährt, so läßt sich das gleiche nicht von seiner Außenpolitik, auch nicht von gewissen Teilen der wehrpolitischen Untermauerung sagen. Der englische Kriegsminister führt einen nicht gerade erfolgreichen Kampf um ein paar tausend Freiwillige für das Heer; eine irgendwie geartete Einführung wehrpflicht-ähnlicher Einrichtungen wird sich auf die Dauer kaum umgehen lassen. Die Durchführung auch einer kurzen Wehrpflicht in England aber bedeutet den Bruch mit einer jahrhundertalten Tradition, und bedarf einer sorgsamen Vorbereitung ebensosehr psychologischer wie technischer Art. Die Gefahr besteht, daß jede englische Regierung, die eine solche Vorbereitung zu übernehmen hätte, kaum darauf verzichten würde, außenpolitische Schreckmittel zu benutzen, die den Militärdienst — der von der großen Mehrheit der britischen Bevölkerung als Last und nicht als Ehre betrachtet wird — als Opfer im Namen der bedrohten Zivilisation zu deuten erlaubte. Daß sich eine so erzeugte Kreuzzugsstimmung bei der heutigen Einstellung Englands und Frankreichs nicht gegen den Bolschewismus richten würde, ist leider nicht zu leugnen. So bleiben die „Have-Nots" als möglicher Vorwand solcher Vernebelungen.

Daß man daneben nicht versäumt, realpolitischen Ausgleich zu treffen, wenn ein realpolitisch empfindender Gegner solchen Ausgleich bietet, beweisen die Mittelmeerverhandlungen zwischen London und Rom, die sich einem erfolgreichen Abschluß nähern. Wir erinnern in diesem Zusammenhang noch einmal daran, daß die außenpolitischen Sachverständigen des Britischen Reiches in der italienischen Eroberung Abessiniens niemals eine wirkliche Reichsgefährdung gesehen, die Genfer Gefühlspolitik teils offen, teils geheim, mißbilligt haben. Sir Samuel Hoare ist zwar nicht mehr Außenminister; aber er ist als Erster Lord der Admiralität vielleicht einflußreicher als sein Nachfolger im Außenamt.

Wie weit in den englisch-italienischen Verhandlungen die Balearen, und damit die gesamte Spanienfrage, berührt worden sind, wird vielleicht einmal den Histo-

riker fesseln. So heikle Dinge pflegt man in offiziellen Niederschriften erst recht in Publikationen nicht zu erwähnen, auch wenn sie berührt worden sind. Einstweilen wird von allen Mächten um das blutende Spanien manövriert — ein erschütternder Beweis für das Schicksal, das in sich uneinigen Volkskörpern heute widerfahren kann.

Die strategische Lage in Spanien hat sich — abgesehen von einem nicht unwichtigen Vordringen der nationalen Südarmee gegen Jaen und Linares — wenig verändert. Der Kampf um Madrid ist noch immer nicht abgeschlossen; die Einwirkung von außen wird stärker und stärker. Dabei glaubt allein die französische Regierung in der Lage zu sein, gleichzeitig mit dem Hasen und mit den Hunden zu jagen, d. h. die Lieferungen und vor allem den Menschenschmuggel nach Spanien kräftig zu fördern, und gleichzeitig im Londoner Nichteinmischungsausschuß den strengsten Wächter internationaler Tugend zu spielen. Man fragt sich, wie lang selbst die Geschicklichkeit des gegenwärtigen französischen Ministerpräsidenten für dieses Spiel ausreicht. Es ist ein gefährliches Spiel.

Auch im Osten Europas ist in den letzten Wochen des Jahres die Hand der englischen und der französischen Politik wieder spürbar geworden. Englischer Einfluß ist spürbar bei dem Versuch, die finnische Politik enger an die skandinavische insbesondere die schwedische anzuschließen. Der gleiche finnische Außenminister, der einmal über den Versuch eines finnisch-polnischen Bündnisses gestürzt worden ist, betätigt sich jetzt als eifriger Verfechter der Zugehörigkeit Finnlands zu Skandinavien; und eine solche Zugehörigkeit entspricht den Zielen der englischen Außenpolitik, die den ganzen Norden mit seinen etwa 16 Millionen Menschen neutralisieren, und von allen großen Konflikten ausschalten will. Das Schicksal der schwedischen Erze — an einen Ernstfall gedacht — spielt dabei eine unausgesprochene, aber vordringliche Rolle. Der politische Wille der skandinavischen Staaten, deren Regierungen alle ziemlich weit links stehen, ohne doch Moskau Gefolgschaft zu schwören, kommt diesen Wünschen der britischen Politik entgegen. Sichtbarer als die britische — die auch dort nicht fehlt! — ist die Hand der französischen Politik in Warschau, Bukarest und Prag. Polen hat eine neue Anleihe bekommen — die Presse der Sowjets beklagt sich darüber, daß es ohne Gegenleistung deutschfeindlicher Natur geschehen sei —; Bukarest hat Hoffnung, eine Anleihe zu bekommen. Daß mit beiden Anleihen politische Ziele verbunden werden, braucht nicht ausgesprochen zu werden. Sofern sie für Frankreich in den Rahmen des Sowjetpaktes und der traditionellen Völkerbundspolitik fallen, ist ihr Ziel freilich ein etwas anderes als das der britischen Politik, die im gleichen Raume wirkt. Frankreich ist noch immer bestrebt, eine antideutsche Koalition zu seiner eigenen „Sicherheit" zu bilden. England ist bemüht, zwischen Deutschland und der Sowjetunion einen Sicherheitskordon von selbständigen, aber verbündeten Staaten zu stellen, der sich automatisch gegen einen hypothetischen „Angreifer"

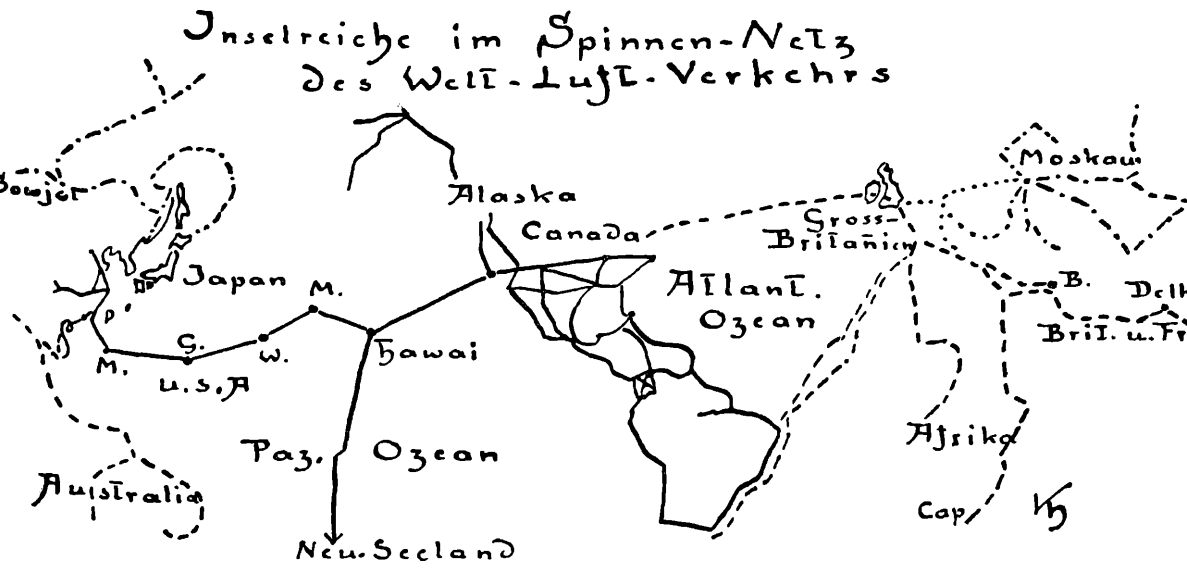
richten würde, und ein natürliches Interesse daran hat, in keinem seiner Mitglieder zum Kriegsschauplatz zu werden. Es geht also nicht an, von einem Desinteressement Englands an den osteuropäischen Fragen zu sprechen. Im Gegenteil! Das Interesse ist so groß, daß man sich vor der englischen Öffentlichkeit Mühe gibt, es zu verbergen.

Im Nahen Osten schreitet der Ausbau von Cypern fort; die Palästinakommission studiert an Ort und Stelle, und die Araber sind wieder unruhig geworden. Die neue Irakregierung hat noch nicht unter Beweis gestellt, wie sie sich die praktische Wirksamkeit ihrer Vertragstreue denkt. Dafür hat die englische Mandatsverwaltung Gelegenheit, mit einer gewissen Schadenfreude auf das benachbarte französische Syrien zu schauen, wo sich im Bereich des sogenannten „Sandschak Alexandrette" (jener altberühmten und geopolitisch immer wieder hervortretenden Landschaft der kilikischen Tore) ein hübsches internationales Problem entwickelt hat. Dort wohnen Türken in regionaler Mehrheit; und jetzt, nachdem das französische Mandat einer arabischen Selbstverwaltung weichen soll — der schon die syrischen Christen mit recht gemischten Gefühlen entgegensehen — verlangen diese Türken Selbstbestimmung. Sie seien nie gefragt worden, ob sie zu Syrien gehören wollten, und sie wollten heim in die Türkei. Daß die Regierung von Angara einen solchen Wunsch nicht ohne freundliche Beistimmung betrachtet, ist begreiflich. Sie hat schon in der Meerengenfrage mit der Betonung eines völkerbunds- und vertragstreuen Revisionismus gewisse Erfolge erzielt; sie benutzt nicht ohne Geschick gewisse Strömungen, die den Wunsch haben (an einer Stelle, wo es niemand wehtut außer den nicht zu befragenden Arabern) ein Probestück friedlicher Territorialrevision mit Hilfe des Völkerbundes durchzuführen. Wie sich versteht, nicht ohne Nebenabsicht.

Die Entscheidung darüber, wo zwischen der Türkei und Syrisch-Arabien die „richtige" Grenze liegt, würde auch einer zweiten Telekikommission gewiß nicht leichtfallen. Ist schon in Osteuropa das Feststellen von Völkergrenzen nicht immer ganz leicht — um wieviel schwieriger ist es in Asien!

Jenseits des Roten Meeres hat die italienische Besatzungsarmee im Westen Abessiniens die Sudangrenze erreicht; und in Addis Abeba wandeln sich Gesandtschaften in Generalkonsulate. Italien aber hat erklärt, daß es nunmehr zu den „Gesättigten Mächten" gehöre. Wir möchten einschränken: So lange wenigstens, als der eben geschluckte Bissen noch nicht eingegliedert ist.

Jenseits des Atlantik aber zeigt sich eine wachsende Neigung, Abkehr von allen europäischen Wirren zu suchen. Freilich — das ist auch in Buenos Aires wieder zutage getreten — ist man weder in Mittel- noch in Südamerika gewillt, sich einseitig einer nordamerikanischen Wirtschaftsdiktatur zu unterwerfen; auch dann nicht, wenn Roosevelt eine Sicherheit dafür bietet, daß die alten Methoden der Dollardiplomatie nicht wiederkehren.



KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

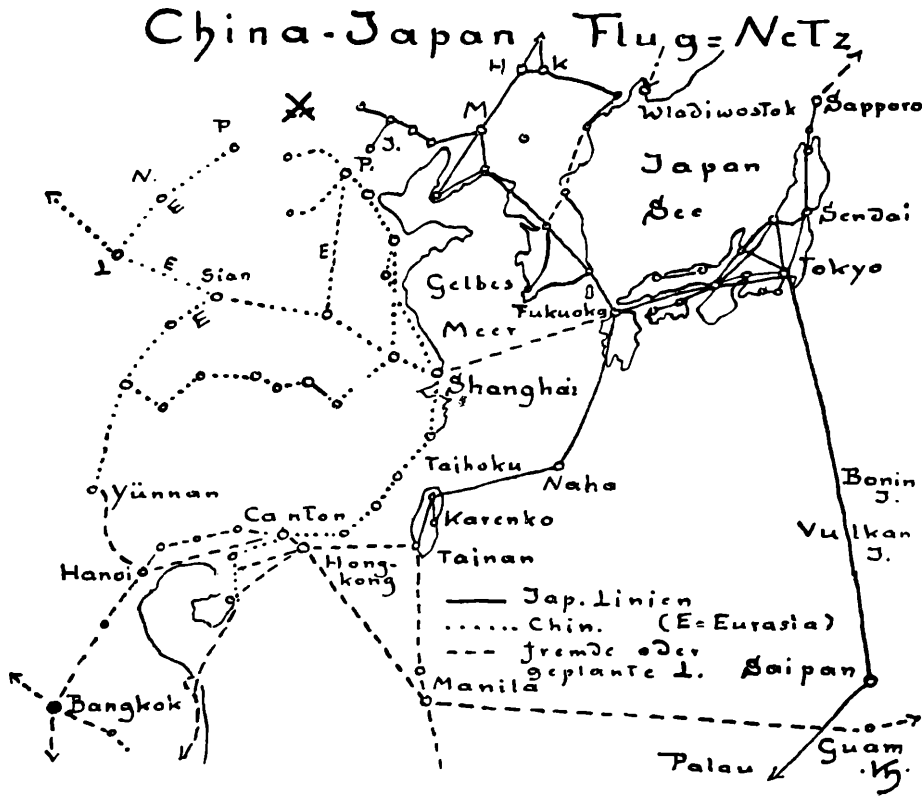
Eine Gesamtschau über den Indopazifischen Raum und seine Leitfragen ist uns an der Jahresschwelle längst zur guten Gewohnheit geworden. Sonderfragen fallen mehr den Einzelheften der Zwischenmonate zu. An die Jahreswende gehört die Großbilanz.

Sie wurde uns für 1936/37 wesentlich erleichtert durch das ungewöhnlich gehaltvolle Heft 9 der „Far Eastern Rieview" (Schanghai, S. 381—420, 1936). Dieses Heft stellt auf den S. 399—405 das letzte über das japanische und usa. (vereinstaatliche) Flugwesen und seine Bodenvorbereitung im Indopazifischen Raum zusammen, mit einem vorzüglichen Fernost-Flugkärtchen und einer Flugweltkarte, aus denen wir vereinfachte Auszüge wiedergeben. (Abb. 1 u. 2.) 1937 wird Tokio—Bangkok über Formosa—Taiwan, Hongkong—Hanoi beflogen; Tokio—Palau mit seinen 2500 Meilen in 1½ Tagen, Tokio—Sapporo mit Zwischenhalten in 6 Stunden. Noch hält sich die von Junkers geschaffene „Eurasia" zwischen dem japanischen, dem u.s.-amerikanischen Wettbewerb, der russischen Anfeindung und den Ausläufern der britischen, französischen und niederländischen Fluglinien. Die Bilder des „China Clipper" zwischen den zwei Schutztürmen von Midway, des Air-Liners der Imperial Airways im Durchschnitt und unterwegs in Singapore, des „Dolphin" der China Nat. Av. L. über dem Sutschaufluß in Schanghai (letztere auch in der Weltflugkarte gleich mit der USA.-Signatur bezeichnet!) wecken zugleich klare geopolitische Machtvorstellungen, zu denen 1937 die Ausdehnung bis Neuseeland kommt.

Richtig wird auf die wieder erneuerte Bedeutung Hongkongs als Flugtreffpunkt hingewiesen, der nun außer Briten, USAmerikanern und Chinesen auch Japaner regelmäßig verkehren sieht. (Macao dient den USA.-Leuten nur als Nothafen.) Spät hinkt der nordatlantische Verkehr durch ein Abkommen zwischen Kanada (20%), Irland-Freistaat (5%), Neufundland und Vereinigtem Königreich

(zusammen Rest) hinter dem transpazifischen drein, während der südatlantische längst durch Deutsche Lufthansa und Air France bedient wird.

Singapore, in dessen Wehrgeopolitik nun viele Mill. £ schlummern, von den „Times" (21. 11. 36, S. 11) „A Malayan Babel" genannt, wächst sich ebenfalls zur Luftdrehscheibe zwischen dem mehr festländischen Zerrungsgebiet Südostasiens und dem ozeanischen des austral-asiatischen Mittelmeers aus und gewinnt dadurch wieder an geopolitischer Bedeutung. Nur behält die spöttische Bemerkung der „Times"



Recht, „daß die Wehrbehörden, falls sie den Gebrauch von Gasmasken anordnen wollten, ihn mindestens in einem Dutzend Sprachen zu verkündigen hätten und es dann noch etwa 200 000 der fast 500 000 Einwohner eigens sagen müßten". Denn bei einer durchschnittlichen Zahl von 14 E. auf den Hausgiebel wohnen dort 347 117 Chinesen, „nur" 47 402 Inder; 45 077 Malaien und Verwandte (die eigentlichen Hausherren); 8338 Europäer aller Sorten; 7151 Eurasier, nur 3659 Japaner und dann noch 4375 „Andere" (eine Fundgrube für Ethnologen und Sprachforscher, da schon die Chinesen nicht durch eine Sprache, die Inder meist nur durch dravidische: d. vorherrschende Tamil, Telugu und Malayalam erfaßt werden kön-

nen). Eine Scheidewirkung hat die See-Burg an der indo-chinesischen Wendeflagge: die Chinesen gehen selten westlich, die Inder selten östlich über sie hinaus.

Kulturpolitisch ein Mischkessel und Pandämonium, wirtschaftspolitisch die umschlagsreiche, außen liegende Hauptstadt Indonesiens, machtpolitisch Scheide zwischen indischem und ostasiatischem Raum und Hauptstütze außenbürtiger Seemacht, rein wehrpolitisch zugleich Flugdrehscheibe, Flottenrückhalt und -drohung, rassenpolitisch Mischkessel und Scheidewand zugleich hat Singapore vielen Aufgaben auf einmal zu dienen: eine chinesische Stadt mit schmaler weißer Oberschon kaum mehr Herrenschicht; Emporium; geballte Faust und Zuflucht; Sinnzeichen der ungeheuren Spannungsbelastung des britischen Weltreichs im Indopazifischen Raum und der Geschicklichkeit, deren seine Führung im großen und kleinen 1937 bedürfte.

„Eisenbahnen bauen sich selbst": auch gegen Weltreichswiderstände! In zwei Jahren wird sich die letzte Lücke zwischen Nordwest-Ast und Südost-Ast der Bagdadbahn über Kirkuk und Mossul schließen und der Perser Golf doch von Haider Pascha aus erreichbar sein. „Calais—Kuweit" statt „Hamburg—Kuweit". Wer hat auf das falsche Pferd gesetzt? (Who backed the wrong horse?)

Sonst wird die indopazifische Lage beherrscht durch die Panamerikanische Zusammenschlußbewegung seit Buenos Aires (1. 12. 36); durch die in Bd. 4 Nr. 11 der „World Culture" von Chiang Chia-Sung behandelten Anglo-Russischen und Anglo-Japanischen Schaukelbeziehungen (wobei sich die britische Regierung nicht ganz unähnlich der vorkriegsdeutschen verhält); durch die geopolitische Analyse der russisch-japanischen Beziehungen, die der offenbar linksfreundlich eingestellte Geschichtsprofessor von Wu-Han, Dr. Kuo Ping-Chia, als reibungsfroh und kriegsnah, aber nicht unbedingt zum Kriege führend hinstellt; und endlich durch die stellenweise treibhausartig gesteigerte wirtschaftliche Entwicklung Sibiriens, die Anna Semionow z. B. für Yakutien begeistert schildert, ebenso wie die zweifellos mit großen Leistungen vorangetriebenen Nordverkehrsverhältnisse.

Die 1920 vorgestoßene Karaexpedition hat schließlich doch 1934/35 zur Nutzung der Nordwestpassage geführt: Igarka hat in fünf Jahren immerhin eine Bevölkerung von 20 000 Köpfen, Jakutsk von 10 000 auf 30 000 erreicht, Konsomolsk am Amur eine von 80 000 Köpfen, und angeblich sind 55,7% der Jakuten kollektivisiert, deren Gebiet seit den Goldfunden am Aldan und andern Bodenschatzfunden an der Yana etwa 320 Mill. Rubel zugeströmt seien.

Magnitogorsk wird mit 150 000 E., Stalinsk mit 250 000, Karaganda mit 116 000 registriert.

Die Bevölkerung der rund 2 Millionen fernöstlichen qkm ist von 1 Mill. auf 2 gestiegen, die nun die immer noch dünne Grundlage der nach Terauchi 200 000 bis 300 000 Köpfe starken roten Fernostarmee bilden. Die neue Autostraße Komso-

molsk—Chabarowsk—Wladiwostok, rund 800 km lang, in 18 Monaten gebaut, 1935 eröffnet, ermöglicht Fahrzeiten von 18 Stunden für Personenwagen, 30 für Lastkraftwagen; Chabarowsk ist von den 65000 E. (1929) auf 170000 gestiegen, Komsomolsk seit 1932 auf 80000 E.

Birobijan hat 13000 E. (Ostjudenstadt), Oha auf Sachalin (Ölstadt) 24000. Jedenfalls stürzt sich der Sowjetbund mit wilder Tatkraft auf sein Fernostproblem.

Dieser Tatkraft gegenüber, die sich freilich auf weite und leere Räume verteilen muß (vgl. „Geopolitik" XI/36), hat Japan mit seiner Land- und Luftstreitkraft ebenfalls außerordentlich weite Land- und Seeräume mit einer festlandwärts mehr und mehr seiner Volksgewohnheit widersprechenden Wesensart zu schützen. Wie aber steht es mit den Seestreitkräften? Bei ihrem Ausgleich rechnen die japanischen Stellen mit einem Mindestmaß von 50 in Wladiwostok verwendungsbereiten U-Booten und wissen selbst, daß Zusammendrängen von Macht zur See in engen Räumen die Wirkung der Luftwaffe vervielfältigt.

Ein unvorhergesehener Angriff z. B. auf die in der Osaka-Bucht zur Kaiserparade am 29. 10. 1936 eng zusammengezogenen 108 Einheiten mit mehr als 1 Mill. t schwimmenden Flottenmaterials (dreimal mehr als die 1922 aufgezwungene Washington-Quote!) könnte als Angsttraum wirken (Skizze: „Japan Times", 3. 11 36). Die Erinnerung an 21 cm Mörserfeuer auf sammelnde Kav.-Divisionen vom Zinkelberg 1914 wurde wachgerufen, wenn man sich lebendig die Lage der zwischen Osaka (über 3 Mill. E.), Kobe und Umgebung (nahe an 1 Mill. E.), Sano und Sumoto auf Awaji und Tanowa-Kishiwada eingekeilten Flottenteile bei einer solchen Überraschung vorstellte, auf die man nach scharfen Reden des Außenministers Arita, des Kriegsministers Terauchi über das Verhältnis zu den Sowjetbünden gefaßt sein mußte, so wie pazifische Kriege ohne Kriegserklärungen beginnen.

Aber man rechnete wohl (vgl. „Yomiuri" vom 28. 10. 36) mit „der Unvermeidlichkeit eines Kriegsausbruchs zwischen Reich, Italien einerseits und Sowjetbünden andrerseits auf der iberischen Halbinsel auf spanische Kosten", so daß man dem Kreml nicht gleichzeitig das Einschlagen pazifischer Fenster zutraute. Man brachte sogar einen Fischereivertrag unter diesem leisen Druck beinahe unter Dach.

Aber es ist begreiflich, daß die Südamerikafriedensfahrt des neu wiedergewählten Präsidenten der USA. über Rio nach Buenos Aires angesichts dieser Brandherde an beiden Enden der Alten Welt einen doppelt starken Eindruck machte. Man konnte ihr kaum einen wirksameren Hintergrund geben, als es die Alte Welt in ihrem mittelmeerischen Westen und ihrem Fernen Osten tat.

Wertvollste geopolitische Zahlen, die wir kritisch beleuchten müssen, finden wir in der „People's Tribune" (Nov.-Heft 36, S. 163) in einem Aufsatz von T'ang Chi-Yu, weil er Anhaltspunkte dafür gibt, wie weit China durch Raumplanung großen Stils noch raumpolitische Reserven durch bessere Agrarpolitik nutzbar machen könnte, wenn es nach dem Fall Sianen aus dem Chaos herausfindet.

Die Untersuchungen und Schätzungen halten sich an die Großgruppen Yangtseländer (Kiangsu, Anhwei, Kiangsi, Hupe, Hunan, Szechuan); Hwangholänder (Hopei, früher Tschili, Shantung, Honan, Shansi, Shensi, Kansu); die Südbreiten (Kwangtung, Kwansi, Yünnan, Kweichow), dann die noch verbliebenen Außenländer. Dabei liegen die Durchschnittsländergrößen des Altkulturgebiets zwischen 105 000 qkm (Süddeutschland) und nicht ganz 230 000 (Altpreußen), mit Ausnahme der „Wildwest"-Länder Szechuan (546 000 qkm), Kansu (428 400), Yünnan (371 500).

Ausgeschieden wird unter Pflege genommenes Land und für Pflege geeignetes, aber noch unbenutztes: Durchschnitt der Yangtseländer 21,13% zu 4,72; der Hwangholänder, 24,53 zu 4,55; der Südbreiten nur 12,1% zu 9,47! Diese Zahlen liegen weit unter der landesüblichen Vorstellung des Westens und zeigen, welcher Auswirtschaftung, welchem Raubbau die altchinesische Kulturlandschaft in den vier Jahrtausenden ihrer Ausbeutung unterlegen ist.

Die Durchschnittszahl für den altchinesischen Kulturboden im ganzen dürfte 19,59 für das bestellte, 6,14 für das noch bestellbare Land sein. Szechuan mit 15% zu 5,44; Kansu mit 4,88 zu 2,81; Yünnan mit 3,36 zu 11,27; aber auch Fukien mit 13,66 zu 6,99 (Kommunistenfolge!) verderben natürlich die Statistik, während Hope mit 51,31/1,43, Shantung mit 42,56/13,16, Honan mit 39,04/3,11 sie höher heben.

Die augenblicklich umstrittene Innere Mongolei weist in Suiyuan (mit 40% Ebenen, 35% Bergland, 25% Wüste) Weide, aber auch Weizen, Reis, Kauliang und Flachs mit 4,55 zu 9,38 auf; Chahar — zwischen 12 000 und 2000 m hoch — ist Weideland mit 3,99/11,77; Ninghsia mit 0,43/4,69%.

Für die Mandschurei werden 12/39 zu 14,03 genannt, was also allermindestens noch eine Aufnahmefähigkeit von weiteren 35—40 Mill. ergäbe.

Bemerkenswert ist, daß auch Angaben für die unsicheren Außenländer versucht werden, so 0,17/5,18 für Chinghai, 4,93 als bestellbaren Anteil für Sinkiang, 0,6/8,6 für Sikang, 7,4 als bestellbar für die Äußere Mongolei und 1,97 für Tibet, so daß man im ganzen für Groß-China auf 8,15 bestellten, auf 6,18 bestellbaren Prozentanteil der Landfläche kommt. Der Aufsatz ist wegen seiner gedrängten Angaben auch über die jeweiligen Ackerbauleitpflanzen der einzelnen Länder und Großgaue namentlich für Agrarpolitiker und mit Raumplanung befaßte Wissenschaftler von höchstem Wert. Nur mit diesem Einblick in die Landbaustruktur läßt sich die lange Dauer und die innere Logik der chinesischen Großgaugliederung verstehen, aber auch ihre schlechte zentrale Lenkbarkeit und Verkehrserschwerung, die mächtige Erweiterung der Besiedelungsfähigkeit durch Wasserverbauung größten Stiles, die z. B. in Kansu am Hwangho die Tragkraft des Bodens verzehnfachen könnte. Ebenso würde Aufforstung an Hängen von mehr als 15 Grad Neigung, planmäßige Verbauung der Abtragung Einhalt tun, so daß eine weitere Volksverdichtung wesentlich vom Wirken des Forstmanns und des Stromverbauers abhängt.

Wie aber in der Mandschurei die vier Großgaue der ehemaligen nordöstlichen

Länder unter japanischem Einfluß schnell eine weitere Untergliederung erfuhren, die aus vier unhandlichen Räumen siebzehn handliche, darunter ein paar Stadtbezirke machte („Geopolitik" XII, 36), so wird es auf die Dauer auch den 18 alten chinesischen Ländern und den noch zu rettenden Außenländern gehen, wozu ja der Anfang auf dem Wege durch vier militärische Sondergebiete, die Untergliederung der Inneren Mongolei, die Entgliederung von Hopei und Osthopei schon gemacht ist. Wer die Geschichte der inneren Schwierigkeiten Chinas seit 1911 genau verfolgt hat, der weiß, wie sehr eine namentlich wehr-geopolitisch besser durchdachte und rechtzeitig die übergroßen Verwaltungsräume zerlegende Raumplanung vielen mißlichen Wendungen, auch wohl dem Verlust wichtiger Außengebiete und Pufferräume vorgebeugt hätte: ein Beitrag mehr zur Erkenntnis der Wichtigkeit einer vor allem auf Außendruck eingestellten Reichsplanung in Ost und West!

Daß der Berichterstatter eine weltkundige Bekräftigung deutsch-japanischer Zusammenarbeit freudig begrüßt, an deren Zustandekommen er als einem seit 1899 erkannten, seit 1908 vertretenen, seit 1912 in vielen Büchern und Aufsätzen verfochtenen Ziel gearbeitet hat, werden die Leser begreifen. Sie ist ein hoffnungsvolles Vorzeichen kultur- und wehrpolitischer Rettung der Alten Welt vor Verderben und Zusammenbruch. Je eher die Welt das deutsch-japanische Abkommen in diesem Lichte und keinem andern sieht, desto besser für ihr Gedeihen. Mindestens ist das blutige, brandgerötete Gespenst der Kultur- und Rassenvernichtung einmal laut und deutlich angerufen. Es ist kein Wunder, daß es zuerst durch die männlichen Völker, durch die Mächte der Erneuerung, geschah.

Klar werden sich dabei nur Japan wie Italien darüber werden müssen, daß ihre Leistungen in den weiten Räumen, für die sie Verantwortungen übernommen haben, scharf auf das kulturpolitische und wirtschaftliche Vorgehen darin von der ganzen Welt beobachtet werden.

Sie söhnt sich mehr und mehr mit der Tatkraft aus, mit der in Äthiopien zunächst einmal an Verkehrserschließung und agrarpolitische Gerechtigkeit herangegangen wird, wobei der Rechenschaftsbericht von Marschall Badoglio in seiner monumentalen Schlichtheit sich für Italien ebenso günstig auswirkt, wie für Japans mandschurische Tätigkeit die sachlichen Jahrbücher und Berichte, allein z. B. über neue 3000 Eisenbahnkilometer. Heikler liest sich — z. B. in der Darstellung: „Japan on the Mainland" („Times" u. a. 20. 11. 36 m. Vorläufer u. Forts., S. 17), was über die Durchdringungsmethoden der Inneren Mongolei und von Osthopei zu sagen ist. Die sogenannte Autonomiebewegung der fünf nördlichen Länder: Chahar und Suiyuan (die nun zur innermongolischen Lösung abtriften), dann Shansi, Hopei und Shantung hätte japanisches Vorwalten in Nordchina bis an den Hwangho vorwärts getragen, zugleich aber schwerste außenpolitische Belastungen herbeigeführt. Teilerfolge waren die Osthopeiverwaltung und der Hopei-Chahar-politische Rat: Separatistenvorbildungen würden wir sagen.

Osthopei mehr, Hopei-Chahar etwas weniger leben unter hoher Hand der japanischen Besatzungstruppen, unter ähnlichen Verhältnissen, wie die Rheinlande in der Fremdbesatzungszeit, wenn man den britischen Berichten folgt. Mehr eigenständig, aber mit japanischen Beratern, haben sich Shantung und Shansi, die längst geplünderte, einstige Muster- und Bankierlandschaft, halten können, die letzte wieder unter dem durch japanisches Flugzeug von Dairen zurückgebrachten Yen Hsi-shan.

Einwirkung der Zentralregierung in Nanking auf die fünf Nordländer besteht mehr der Form, als der Sache nach; Einkünfte fließen ihr fast nur mehr von Shantung aus zu; nur wäre eine Unabhängigkeitserklärung des Nordens ein furchtbarer Prestigeverlust. Es ist kein Zweifel, daß die Politik der Kwangtungarmee die im wesentlichen auf den Reichtum der Yangtseländer gestützte Nankingregierung in ihre Wehr- und Wirtschaftsrüstung geradezu hineingetrieben hat. Japan könnte Nanking wehrpolitisch vielleicht überwältigen, aber die Folgen würden für die japanische Wirtschaftslage in China vernichtender, als für China selbst, und könnten die Gefahr des Wiederaufbrennens kommunistischer Bewegungen wieder anfachen.

Das kann sich Japan nicht leisten; und so bleibt eben Chiang Kai-shek nach seinem großartigen Glauben — vielleicht doch die Zeit, Chinas Haus wieder in Ordnung zu bringen, und es damit für jedes andere Volk zu einem kaum überwindlichen Gegenspieler auf lange Frist zu machen. „Wenn die Lehren der Geschichte einen Sinn haben, dann wird er damit Recht behalten", meint der kluge Beobachter der „Times". Zur Zeit durchlebt er freilich eine Krise.

Kann China seinen schwer verwundeten Nationalstolz in der Frage nordöstlicher Abschreibungen etwa so ähnlich überwinden, wie der Deutsche den seinen beim Anblick der Oberrheingrenze hat überwinden müssen, so müßte es möglich sein, die gleichmäßig der japanischen Staatskunst und dem scharfen Blick des chinesischen Führermarschalls für das mögliche vorschwebende Zusammenarbeit zu erlangen und damit für Ostasien und Mitteleuropa verwandte Grundlagen des Widerstandes gegen Rotfronten zu gewinnen.

Das deutsch-japanische Abwehrabkommen gegen Komintern zeigt Wege zu neuen Großgruppierungen, ganz ebenso wie die Panamerikanische Tagung in Buenos Aires solche Wege zeigt, die freilich durch allerlei mittel- und südamerikanische Reibungen noch verbaut werden.

Zu ihnen gehören, soweit der Pazifische Bereich in Frage kommt, der Gegensatz zwischen Mexiko und den ABC-Staaten in dem Verhältnis zu den Spannungen, die das spanische Mutterland durchtoben; weiterhin der erneute Drang Bolivias zum Pazifischen Ozean, nachdem die atlantische Ausdehnung im Chacokrieg fehlschlug, also ein Wiederaufbrennen der Aricafrage, mit gleich-

zeitigen argentinisch-chilenischen Reibungen in Feuerland und an der Magellanstraße, wo in Magellanes mehr Argentinier und Ausländer als Chilenen wohnen.

Vor allem aber ist sich die führende Schicht der USA. selbst nicht klar, wie weit sie sich im Pazifischen Ozean westwärts vorwagen und mit unwägbaren Werten festlegen soll. (Vgl. „Times" von Anf. Dez.; „D.A.Z." vom 1. 12. 36.) Diese Frage behandelt übersichtlich M. S. Farley: „America's stake in the Far East" (American Council, Institute of Pacific Relations, New York 1936). Die vielleicht allen Beteiligten zu viel nüchternes, wirtschaftliches Denken und Rechnen zutrauende Verfasserin gibt in der geist- und gedankenreichen Studie von nur 39 Seiten am Schluß eine kleine — leider nur auf englische Literatur bezogene — Schrifttumsübersicht, vorher aber den Versuch einer Prognose und Zusammenfassung. Sie betont die Abhängigkeit der USA. vom Fernen Osten für einen Teil unentbehrlicher Rohstoffe (Gummi, Zinn z. B.), die freilich durch technische Fortschritte und Entwicklung Südamerikas gehoben werden könnte. Ebenso wichtig sei der Ferne Osten als Baumwollmarkt für den Süden der USA., sonst aber sei der USA.-Absatz dort ein winziger Teil der USA.-Ausfuhr und ganz gewiß keinen Krieg wert, auch kaum den Wehraufwand für eine angriffsdrohende transpazifische Wehrpolitik. Die kleine Schrift und die großen Vereinigten Staaten stehen gleichermaßen vor inhaltschweren Fragen, die sie zur Zeit mehr im Sinn amerikanischer Konzentration als transpazifischer Ausdehnung beantworten.

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Aus unserer Arbeit

Es ist über zwei Tatsachen zu berichten, die für die Wirksamkeit der ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR GEOPOLITIK von wesentlicher Bedeutung sind: die Neuorganisation, die erstmalig bei der Tagung des Beirats am 10. 12. 1936 in Erscheinung trat, und der Schulungskursus, den wir vom 2. bis 6. 1. 1937 in Heidelberg abgehalten haben.

Über die Beirat-Tagung entnehmen wir unserem Rundschreiben 4/36 vom 14. 12. 1936 folgende Angaben:

Die Tatsache, daß im Laufe der letzten Jahre eine Reihe von Dilettanten durch Vorträge und Schriften mit geopolitischer Themenstellung an die Öffentlichkeit getreten waren, ließ es angebracht erscheinen, dem Konjunkturrittertum auf diesem Gebiet Einhalt zu gebieten. Im Einverständnis mit dem vom Führerstellvertreter besonders beauftragten Präsidenten der Deutschen Akademie, General a. D. Professor Dr. Karl Haushofer, hat die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik hierzu alle Vorbereitungen getroffen. Landesbauernführer Dr. R. Wagner, der Leiter der Arbeitsgemeinschaft, erstattete am 10. Dezember 1936 dem zukünftigen Führerkreise der geopolitischen Arbeit, der sich aus Beauftragten einer Reihe von Reichsstellen von Partei und Staat zusammensetzt, eingehend Bericht über die von ihm eingeleitete Neuregelung aller geopolitischen Betätigung in Forschung und Schulung.

Träger der Arbeit und einheitlicher Zusammenschluß aller deutschen Geopolitiker wird in Zukunft allein die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik sein. An ihrer Spitze steht ein Beirat, in den zwanzig fachlich anerkannte Vertreter derjenigen Reichsstellen berufen wurden, die sich in größerem Umfange mit geopolitischer Arbeit befassen.

Als erstem dieses Führerkreises galt der Ruf dem Schöpfer der deutschen Geopolitik, General Haushofer. Ihm zur Seite stehen die Beauftragten der Parteiamtlichen Prüfungskommission des NS.-Schrifttums, des Außenpolitischen Amtes der NSDAP., der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, zwei Vertreter der Reichsjugendführung, des Reichsbauernführers, der Reichsführung SS., des Reichsarbeitsdienstes, des Reichskriegsministeriums, des Propagandaministeriums sowie der Reichsstelle für Raumordnung und des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht. Beabsichtigt ist, darüber hinaus noch eine Reihe weiterer Vertreter, u. a. der Kriegsmarine und der Luftwaffe, des NS.-Lehrerbundes, der Studentenschaft, des VdA. und BdO. usw., hinzuzuziehen.

Dieser Führerkreis, der mit seinem ersten Treffen zugleich die Arbeiten zu der geplanten Vereinheitlichung aufnahm, trägt in Zukunft die Gewähr dafür, daß die Geopolitik die ihr entsprechende Stellung in Lehre und Schulung erhält.

Die bisherige Form der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik wurde in die juristische eines eingetragenen Vereins umgewandelt. Sie erstreckt sich über das Reichsgebiet und ist in Abschnitte, Gaue und Ortsgruppen eingeteilt. Mitglied kann jeder Deutsche werden, der sich zur nationalsozialistischen Weltanschauung bekennt. Als Redner oder Publizisten dürfen unter Bezugnahme auf die Arbeitsgemeinschaft in Zukunft nur diejenigen wirken, die ausdrücklich als Vertrauensleute anerkannt worden sind. Sie haben hierzu einen bestimmten geopolitischen Ausbildungsstand nachzuweisen und müssen ihrer Persönlichkeit nach geeignet erscheinen. Der Arbeitsbereich der Arbeitsgemeinschaft ist die „Forschung, Lehre und Werbung auf dem Gebiet der Geopolitik als Lehre von den raum- und rassebestimmten Zügen in der Entwicklung der Völker und Staaten".

Unter solch neuer Aufgabenstellung stand die Führertagung in Heidelberg vom 2.—6. 1. 37. Sie stand unter der Leitung von Professor Dr. Ludwig Neser, dem Inhaber des ersten geopolitischen Lehrauftrags an einer deutschen Universität. Zwei Themen waren es, auf welche die Tagung abgestellt wurde: es sollten zum einen die Grundbegriffe der Geopolitik, insbesondere in Richtung auf die Volkskunde, herausgearbeitet, und es sollten zum anderen gerade hier im Westen die Fragen der deutschen Ostgrenze den Teilnehmern vor Augen geführt werden, die aus allen deutschen Gauen nach Heidelberg gekommen waren. Die Tagung gliederte sich in Referate und in die Aussprache in einzelnen Arbeitskreisen; sie wurde umrahmt von freien Zusammenkünften der Teilnehmer, in denen die Aussprachen fortgesetzt wurden.

Nachdem einleitend der Leiter der AfG., Landesbauernführer Wagner, einen Überblick über die Ereignisse im Mittelmeer unter geopolitischem Blickwinkel gegeben hatte, begann Professor Neser die Reihe der grundsätzlichen Beiträge mit Ausführungen über: Grundlagen und Geschichte der Geopolitik. Das ungewöhnlich gehaltvolle Referat der Schriftleiterin des Archivs für Bevölkerungswissenschaft, Dr. E. Pfeil, Berlin, führte den Teilnehmern die Zusammenhänge zwischen Rasse und Raum, die Art der Lebensbeziehungen zwischen Raum und Volkskörper von einer der Geopolitik vielfach leider noch sehr fremden Seite vor Augen. H. F. Zeck behandelte die gleichen Fragen, diesmal aber von der Seite der Staatskunde und der Geopolitik her, während der formal wie gedanklich besonders durchgearbeitete Vortrag von Professor Dr. Schrepfer, Würzburg, sie stärker von der Geographie und der Geschichte her sah. In dem Dreiklang dieser drei Vorträge wurde die ganze Breite der geopolitischen Fragestellung offenbar und die Notwendigkeit solch umfassender Betrachtung.

Den Übergang zu den stärker praktisch-politischen Fragen bildete ein sehr überzeugender und mit Anschaulichkeit vorgetragener Bericht von F. Plümer, Elberfeld, über das Wesen der geopolitischen Karte. Geopolitische Skizze und die zum Raumgefühl erziehende geopolitische Reliefkarte wurden gleicherweise dargestellt und in ihrer Anwendungsfähigkeit umrissen.

In der Behandlung der Ostfragen stand im Mittelpunkt ein Vortrag und die Aussprache über ihn unter Leitung von Dr. Jantzen, Berlin. Neben der polnischen Frage wurden auch die Probleme der Südostgrenze behandelt. Den Abschluß der Tagung bildete ein mit Berichten aus der Arbeit im Lande durchsetzter Vortrag des Geschäftsführers der AfG., K. Vowinckel, über Wesen und Ziele der Umbildung der AfG. und die nächsten Aufgaben. V.

Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan?

Vor etwa einem Jahr brachten wir einen Span: Was wird Ibn Saud mit seinen Ölquellen tun? (Heft 11, 1935). Wir sind nunmehr in der Lage, einiges über die Ergebnisse des Wettkampfes um das arabische Öl mitzuteilen. England hat über Italien und Nordamerika gesiegt. Wieviel allerdings dieser

Sieg die Anglo-Iranian Oil Company, an der die britische Kriegsmarine interessiert ist, gekostet hat, ist aus dem Bericht nicht zu ersehen. Weiter ist auffallend, daß die Erwerbung dieser Konzessionen mit der Beschwichtigungsaktion der arabischen Fürsten in Palästina korrespondiert. Wir bringen nun den Artikel der Kölnischen Zeitung v. 11. Oktober 1936 im Wortlaut:

In den letzten Monaten ist im Hoheitsbereich der arabischen Königreiche und Fürstentümer auf dem Gebiet der Schürfung nach neuen Erdölvorkommen ein beachtenswerter Vorstoß der Anglo-Iranian Oil Company und ihrer Konsorten erfolgt. Abgesehen von der noch nachzuweisenden Abbauwürdigkeit gewisser festgestellter oder vermuteter Erdöllager auf der arabischen Halbinsel, haben bei dem plötzlich zugenommenen Interesse für das dortige Erdöl wohl verschiedene Erwägungen mitgespielt. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß die Standard Oil Company of California auf den Bahrein-Inseln im Persischen Golf durch die California Arabia Standard Oil Company seit mehreren Jahren fündig ist und im laufenden Jahr 4 Mill. Faß nach 1,26 Mill. Faß im Jahr 1935 durch die Texas Corporation auf den asiatischen Verbrauchsmärkten, abzusetzen hofft, während dieselbe Gruppe am angrenzenden Festland bei Hasa nordwestlich von Bahrein auf weitere Vorkommen gestoßen ist. Zwar ist die Gefahr eines italienischen Einbruchs in die vorderasiatische Erdölindustrie auf der einen Seite durch Ausscheiden der A. G. I. P. aus B. O. D.-Mosul Oil Fields und Rückgliederung dieser überzahlten Konzession an die Iraq Petroleum Company (Vierländer-Gruppe) verhindert worden, doch mußten die führenden Petroleumkonzerne, die unmittelbar (Anglo-Iranian) oder mittelbar über die Iraq Petroleum Co. (auch Royal Dutch-Shell, Standard Oil of New Jersey und Compagnie Française du Petrole) sich in die vorderasiatische Vormachtstellung teilen, darauf gefaßt sein, daß Italien sich neue und zu seinem Kolonialreich am Roten Meer günstiger gelegene Schürfrechte suchen würde. In der Tat hat der italienische Geschäftsträger in Dscheddah lange und eindringlich mit dem König Ibn-Saud von Saudisch-Arabien wegen der Vergebung großer Schürfkonzessionen an der westarabischen Küste verhandelt. Schließlich ist aber doch diese Konzession, die sich über das ganze Küstengebiet am Roten Meer im Hoheitsbereich Saudisch-Arabiens bis 100 km in das Landesinnere hinein erstreckt, der Iraq Petroleum Co. anheimgefallen. Konzessionsträgerin ist die Petroleum Concessions Ltd., die von der Iraq Petroleum Co. beherrscht wird; zum Zweck der Schürfungen ist nunmehr die Petroleum Development (Western Arabia) Ltd. mit 200 100 £ Kapital (davon 100 „A"- und 0,2 Mill. „B"-Anteile von je 1 £) gegründet worden. Man hält es keineswegs für ausgeschlossen, daß diese Gesellschaft später auch eine Parallelkonzession des Imem von Yemen hinzuerwerben wird. Bisher hat dieser Fürst vor allem mit den Italienern verhandelt, doch sollen gleichzeitige Besprechungen mit Vertretern der Petroleum Concessions (Iraq Petroleum Co.) in letzter Zeit erheblich gediehen sein. Sollte auch das Erdöl im Yemen dem unter englischer Führung stehenden Einfluß der Vierländer-Konzerne anheimfallen, so wäre Italien mit seinen Schürfplänen für die rasche und billige Versorgung seines nordostafrikanischen Kolonialreichs mit flüssigen Brennstoffen auf die eigene Küste in Eritrea und Somaliland verwiesen, es sei denn, daß sich die Zusammenarbeit mit Ägypten erreichen läßt. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß Ägypten im Rahmen des neuen Bündnisvertrags mit England den Konsorten treu bleibt, die bisher für die Bohr- und Verkaufspolitik der Anglo-Egyptian Oilfields Ltd. verantwortlich waren. Das hieße, die ins Auge gefaßten, auf Grund der jüngst weitgehend revidierten Bohrlizenzbestimmungen zu vergebenden Schürfrechte an die Royal-Dutch-Shell-Gruppe fallen lassen, da diese Gruppe naturgemäß das größte Interesse hätte, sich Ersatz für die der Erschöpfung entgegengehenden Brunnen der Anglo-Egyptian Oilfields (1935 nur 182 000 mt Ausbeute, nach 221 000 mt im Jahr 1934 und 238 000 mt im Jahr 1933) zu schaffen und ihre Absatzorganisation für den ägyptischen Verbrauchsmarkt nicht eingehen lassen zu müssen. Abgesehen von den erwarteten neuen Erdölfunden auf ägyptischem Hoheitsgebiet dürfte man auch bald wieder die Halbinsel Sinai auf Erdöl hin absuchen. Ob die sudanesische Küste Aussichten des gewinnbringenden Fündigwerdens für Petroleum bietet, mag dahingestellt bleiben; doch dürften auch hier nur Anwärter berücksichtigt werden, die bereit wären, mit der Iranian-Shell-Gruppe eng zusammenzuarbeiten.

Auch im Persischen Golf haben es die Iranian-Iraq-Konsorten keineswegs bei dem produktions- und schürftechnischen Vorsprung der Standard Oil of California-Gruppe auf Bahrein und zu Hasa am Festland belassen. Südöstlich von Bahrein ist vom Scheich von Qatar trotz scharfen Wettbewerbs der Standard-Oil-Texas-Gruppe eine wertvolle Konzession erworben worden; wiederum ist die Petroleum Concessions als Konzessionsträgerin eingeschaltet, während die demnächst aufzu-

nehmenden Schürfungen durch die Petroleum Development (Qatar) Ltd. (Aktienkapital 100 100 £) erfolgen sollen. Man bezeichnet diese Konzession als ganz besonders vielversprechend, weil sie in der angenommenen Linie des Erdrisses liegt, an dem nördlich die großen persischen Erdölvorkommen der Anglo-Iranian Oil Company festgestellt wurden, die sich bis Bahrein fortzusetzen scheinen. Damit nicht genug, sind noch vor wenigen Wochen durch dieselbe Gruppe zwischen Qatar und Ormuz an der Meeresenge gleichen Namens weitere Schürfrechte auf Festland und Inselreich erworben worden und sollen durch die Petroleum Development ausgewertet werden; auch sie wird von Petroleum Concessions, d. h. der Iraq Petroleum Co. beherrscht. Wichtig an dieser Konzession ist die Tatsache, daß jede einzelne Unterkonzession von Ibn-Saud gutgeheißen worden ist, da die in Frage kommenden Fürsten noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu dem starken König von Saudisch-Arabien stehen.
Damit ist eigentlich der Konzessionsring um die arabische Halbinsel geschlossen.
Bis auf die Bahrein-Brunnen der Standard Oil of California ist das ganze, von der Küste aus zu erforschende Gebiet dem Einfluß der Iraq Petroleum Co. bzw. der Anglo-Iranian Oil Co. anheimgefallen. Die Folgerungen für eine Macht wie Italien, zu deren wichtigsten Aufgaben es zählen muß, sich strategisch den Weg ins Rote Meer offenzuhalten, lassen sich ohne weiteres ausmalen. Insofern kann der Vorstoß der Anglo-Iranian Oil Co. in Arabien als Gegenstück zu dem neuen britisch-ägyptischen Bündnisvertrag angesehen werden.

F.

Umsiedlungen auf dem Balkan

Von der Öffentlichkeit als Möglichkeit und Vorbild viel zu wenig beachtet wurde der große Austausch zwischen den in der Türkei wohnenden Griechen und den auf griechischem Staatsgebiete wohnenden Türken nach Beendigung des griechisch-türkischen Krieges; er riß Millionen von Menschen im Staatsinteresse aus ihrer Heimat und gab ihnen einen neuen Boden — eine harte, aber saubere Lösung der Minderheitenfrage. Heute vollzieht sich zwischen Rumänien und der Türkei eine ähnliche Umsiedlung, wenn auch in bedeutend geringerem Ausmaß. Für die Betroffenen bedeutet sie natürlich einen schwerwiegenden Eingriff in ihr Dasein, auch wenn sich die Regierungen größte Mühe geben, die Schwierigkeiten auf ein Mindestmaß zu verringern. Über diese Umsiedlung berichtet die „Deutsche Tageszeitung", das „Blatt der Deutschen in Rumänien" am 9. September 1936:

Abkommen über Auswanderung der Türken unterzeichnet

Die Verhandlungen über die Regelung der Auswanderung rumänischer Untertanen muselmanischer Herkunft aus dem Kadrilater ist durch die Unterzeichnung eines Abkommens zwischen der rumänischen und der türkischen Regierung abgeschlossen worden. Um die Besiedlung des durch die Auswanderung freiwerdenden Gebietes zu gewährleisten, sollen die Auswanderungen gebietsweise im Zeitraum von 5 Jahren erfolgen.
Der rumänische Staat hat das Vorkaufsrecht. Der Preis wurde auf 6000 Lei je Hektar einheitlich für alle Grundstücke, ob bebaut oder unbebaut, festgesetzt. Insgesamt handelt es sich um etwa 100 000 Hektar. Im Laufe von 5 Jahren werden das Land etwa 35 000 Familien verlassen. Das Abkommen tritt am 1. April 1937 in Geltung.

F.

Chinesisches Staatsdenken

Dem Novemberheft (Nr. 16, 1936) von THE PEOPLES TRIBUNE (Schanghai), entnehmen wir Teile der Botschaft, die Chiang Kai-shek anläßlich der Feier seines 50jährigen Geburtstages an das chinesische Volk richtete. Sie zeigt die eigenartige, im Erlebnis der Familie wurzelnde Staatsauffassung der Chinesen ebenso deutlich wie die Persönlichkeit ihres großen Führers, die schon in der kürzlich veröffentlichten Auswahl seiner Reden überraschend sichtbar wurde.

Botschaft an das chinesische Volk

Obgleich ein großer Teil meines Lebens der Revolution gewidmet war, habe ich bisher erst den hundertsten Teil der Aufgaben vollendet, die ich mir für mein Vaterland gestellt habe. Ich bin heute 50 Jahre alt. Seit mehr als 30 Jahren werde ich vom Staat erzogen und unterhalten; denn mit Beginn des Mannesalters verschrieb ich mich dem Heer, ebensolange diente ich der nationalen Revolution. Alles, was ich diese Jahre hindurch aß, meine Kleidung und all die anderen Dinge, die ich Tag für Tag gebrauchte, — sie alle kamen vom Staat, mit anderen Worten: vom Schweiß und aus der schweren Arbeit meines Volkes. Meine Schuld dem Vaterland gegenüber ist groß.
Mit anfeuernder Herzlichkeit haben meine Landsleute, Männer und Frauen, alt und jung, daheim und draußen im Ausland beigetragen zum Kauf von Flugzeugen für die

Regierung — das soll mein Geburtstagsgeschenk sein. Es macht mir das tiefe Vertrauen und die großen Hoffnungen voll bewußt, die dies Volk in mich setzt. Unwürdig, wie ich mich fühle, kann ich nur schwer glauben, daß ich der Empfänger einer solchen Ehrung sein soll; ich weiß nicht, wie ich sie vergelten kann.

Ich erinnere mich heute der Erziehung meiner Lehrer, der Hilfe meiner Kameraden, des Heldenmuts wie der Opfer meiner Amtsgenossen in der Regierung. Sie sind in mir so lebendig, als ob sie vor meinen Augen stünden; ich denke ihrer mit tiefer Rührung.

Aber unter diesen Bildern steht unauslöschlich die Erinnerung an meine Mutter, die soviel bei der Erziehung ihres vaterlosen Jungen zu dulden hatte. Heute, wo die Bäume an ihrem Grab groß und stark geworden sind, muß ich erkennen, wie wenig ich bisher zu Ende führte und wie oft ich versäumt habe, gemäß den Hoffnungen zu leben, die sie in mich gesetzt hat.

Die Schwierigkeiten, die sich der Partei und dem Staat entgegenstellen, sind zahllos, das Elend unseres Volkes ist noch groß, der Weg des Wiederaufbaus, der vor uns liegt, noch sehr lang. Es beschämt mich, daß ich nicht alle meine Zeit genutzt habe, um meine Pflicht zu erfüllen.

Mein Geist ist voll solch quälender Gedanken. Aber ich will lieber von all den Mühseligkeiten und den Schwierigkeiten sprechen, die meine Mutter bei der Erhaltung und Erziehung ihrer Familie zu ertragen hatte und die sie überwinden mußte; dann kann sich die Welt die Lage der Hilflosen und Armen besser vorstellen und sie würdigen. Ich hoffe, das dient in mancher Hinsicht uns allen als Ansporn zu Zurückhaltung und Selbstzucht und mahnt uns an die große Aufgabe der Rettung von Nation und Volk.

Ich wurde in einem kleinen Dorf geboren, in dem mein Großvater und mein Vater einen kleinen Pachthof unterhielten und ihren Studien lebten. Durch Fleiß und Sparsamkeit erwarben sie einen bescheidenen Wohlstand. Mein Vater starb, als ich neun Jahre alt war; seit dieser Zeit hatte meine Familie viel Schwierigkeit und Trübsal zu erdulden.

Ich muß daran erinnern, daß die Manchu-Regierung damals das höchste Maß von Korruption erreicht hatte. Ein degeneriertes oberes Bürgertum und ein bestechlicher Beamtenstand ließen Ausnutzung und Mißhandlung des Volkes zur Gewohnheit werden.

Meine Familie, ohne Anhang und Einfluß, wurde sofort die Zielscheibe solcher Mißhandlungen und Kränkungen. Von Zeit zu Zeit wurden uns wucherische Steuern und Dienstleistungen aufgezwungen; einmal wurden wir sogar öffentlich vor Gericht beschimpft. Zu unserem Kummer und Leid blieben alle unsere Freunde und Verwandten hierbei nur uninteressierte Zuschauer.

Die elende Lage unserer Familie in dieser Zeit ist wirklich nicht zu beschreiben. Wir schulden es allein meiner Mutter, ihrer steten Freundlichkeit und ihrer Ausdauer, daß die Familie vom Untergang gerettet wurde. Kühn und mit eiserner Entschlossenheit ging sie daran, die Familie vom Untergang zurückzureißen, mit der gleichen Entschlossenheit wußte sie ruhig, aber resolut, ihre Kinder in einer anständigen Art zu erziehen.

Ihre Aufgabe war weder leicht noch beneidenswert; denn bei jeder Kleinigkeit mußte sie mit eigener Hand zupacken. Als Knaben liebte sie mich zärtlich, aber ihre Liebe war mehr als die übliche einer Mutter; sie war eine strenge Zuchtmeisterin. Nie unterließ sie, mich genau zur Rechenschaft zu ziehen, wenn ich einmal mutwillig war. Jedesmal, wenn ich nach Hause kam, fragte sie mich, wo ich gewesen sei und was ich getan habe; wenn ich von der Schule zurückkam, wollte sie die Aufgaben wissen. Sie ließ mich Handarbeit verrichten, um mich körperlich zu stählen. Mit einem Wort: all ihre Zeit und ihre Kraft hat sie meinem Wohlergehen geopfert.

In meiner Jugend war ich sehr mutwillig, voll jugendlicher Ungeduld, und konnte harte Zurechtweisungen nicht vertragen. Ich wurde hilflos wie ein Kind; die anderen Jungens behandelten mich stets schlecht und vertrieben mich oft von ihren Spielplätzen.

Als ich dann das Mannesalter erreicht hatte, beschloß ich, ins Ausland zu gehen, um eine militärische Erziehung zu genießen. Anfangs waren viele unserer Verwandten und Nachbarn darüber sehr erstaunt, einige standen meiner Entscheidung feindlich gegenüber. Sie würden mich wirklich verhindert haben meinen Wunsch durchzusetzen, wäre es nicht dem entschlossenen Willen meiner Mutter und ihren entschiedenen Bemühungen gelungen, mich mit dem notwendigen Kapital zu versorgen.

Als mir später die tragenden Grundsätze unserer nationalen Revolution bewußt wurden, beschloß ich, mich der Partei und der Nation zu widmen — ein Schritt, der viele Schwierigkeiten und Gefahren nach sich zog. In dieser Zeit brachen alle bis auf einen meiner Verwandten die Beziehungen zu mir ab. Diese einzige, die weiterhin an alles glaubte, was ich unternahm und die bereit war, alles zu

tun, um mich geistig und finanziell zu unterstützen, war meine Mutter.
Zur Zeit der Errichtung der Republik war ich 25 Jahre alt. Nun war ich imstande, unser Heim für meine Mutter besser auszustatten und ihre Wünsche ein wenig zu erfüllen. Unglücklicherweise brachte die republikanische Regierungsform nicht den Frieden.
Im ganzen Land tobten die Kämpfe zwischen den streitenden Militaristen. Unter diesen Umständen war die Anwendung der Parteigrundsätze völlig unmöglich; zeitweise schien die Sache der nationalen Revolution hoffnungslos verloren. In dieser kritischen Zeit war es wieder meine Mutter, die mir mit klugem Rat beistand.
16 Jahre hindurch, — das ist von der Zeit an, wo ich, 9 Jahre alt, meinen Vater verlor, bis zu dem Tag, wo ich 25 Jahre alt wurde, hat meine Mutter keinen Tag gekannt, der von häuslichen Schwierigkeiten frei war. Obgleich sie oft in Sorge war über mein Flüchtlingsleben in dieser Zeit, verlor sie nie Ruhe und Selbstvertrauen; sie betrachtete die Wiederherstellung unseres Hauses als ihre einzige Verantwortung.
Gelegentlich sagte sie zu mir: „Unglück, Mißerfolge, Gefahren und Leiden der Menschen: — das alles sind tägliche Erscheinungen überall in der Welt. Wir müssen Selbstvertrauen und Selbstzucht haben, um einen Weg daraus zu finden. Je größer unsere häuslichen Schwierigkeiten sind, desto wichtiger wird es, die Tradition unserer Familie aufrecht zu erhalten; je schlimmer unser häusliches Unglück wird, um so härter werde unser Wille. Für eine arme Witwe und eine arme Waise, aber auch für jeden anderen, der es versucht, sich in dieser schrecklichen Welt zu behaupten, gibt es nichts besseres als Selbstvertrauen und Selbstzucht."
Beim ersten Fehlschlag in den Anfangstagen der Revolution kam mir meine Mutter wiederum zu Hilfe. Sie lehrte mich, daß man das Prinzip der Ehrfurcht vor den Eltern auch auf die Nation anwenden müsse. Sie erinnerte mich daran, wie wir früher zu Hause über die Schwierigkeiten hinweggekommen waren und forderte mich auf, dasselbe Prinzip in erweitertem Sinne — nämlich im Sinne der Nation — anzuwenden; dann würden Ungerechtigkeit und Unterdrückung für immer aus der menschlichen Geschichte verschwinden. Sie prägte mir ein, daß man, um ein gehorsamer Sohn zu sein, nicht nur genau die Grundsätze der Ehrfurcht vor den Eltern erfüllen müsse: diese Grundsätze erfordern auch eine unerschrockene Hingabe an die Sache der Nation.
Solch gute Worte gab mir meine Mutter mit in der Absicht, mein Leben zu leiten. Obgleich es immer mein inbrünstiger Wunsch geblieben ist, all mein Handeln in Übereinstimmung mit den Wünschen meiner verstorbenen Mutter zu halten, ist es mir nicht gelungen, ihre großen Erwartungen zu erfüllen. Wenn immer ich an die Lage zurückdenke, in welcher wir zwei — eine verwitwete Mutter und ein vaterloser Sohn — im Schatten kalter Wirklichkeit lebten, kann ich nur beten, der Tag möge kommen, an dem ich fähig bin, die Wünsche meiner Mutter in einer würdigen Art zu erfüllen.
Das ist die große Schuld meinem Vaterland, das ist die große Schuld meiner Mutter gegenüber. In ruhigen Augenblicken habe ich mein Leben in den vergangenen 25 Jahren überdacht. Ich muß gestehen, daß die ersten 25 Jahre meines Lebens von großen Schwierigkeiten bedrängt waren. Ich habe den Verlust meiner Mutter erlitten, ich war gehemmt durch den Mangel an Mitteln, und wieder war ich im Lebenskampf gehemmt durch meine nur bescheidenen Kenntnisse.
Die letzten 25 Jahre waren ebenso schwer, weil auf meinen Schultern die große Aufgabe der nationalen Rettung lag. All diese langen Jahre eines harten Kampfes erscheinen mir so, als ob sie sich gestern ereignet hätten.
Es gibt ein Sprichwort: „Von der Familie wird die Nation gebaut." Grundsätze, aus denen heraus eine Familie aufsteigt oder fällt, zeigen sich ebenso bei Volkskörper und Nation. Wie eine Familie, so kann auch ein Volk mächtig sein, und zu anderer Zeit schwach. Aber ob ein Volk zugrunde geht oder aufblüht, — alles hängt von Willen und Zähigkeit jedes einzelnen ab.

Go. — V.

FRANZ PAUSER:

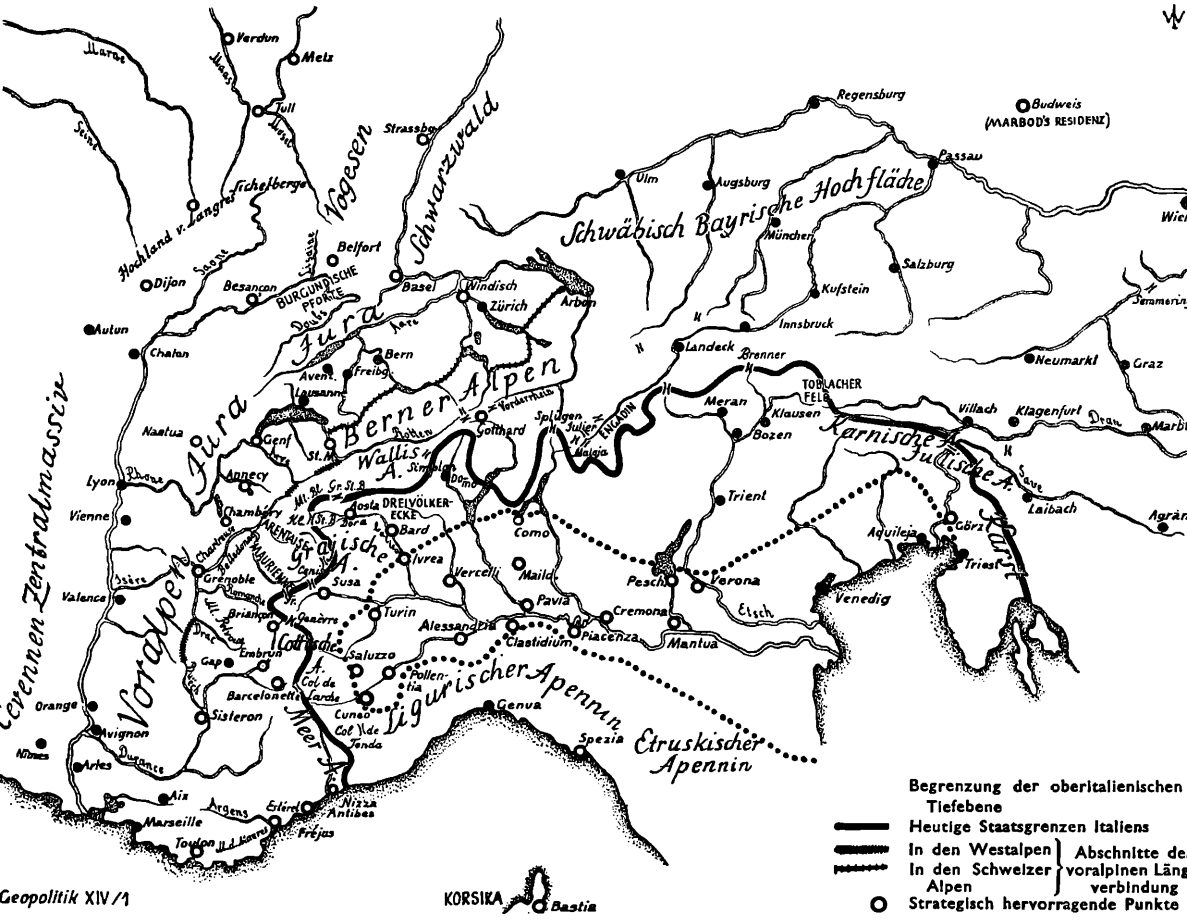
Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart I

Es war im Jahre 218 vor unserer Zeitrechnung. Das Unerhörte war Wirklichkeit geworden; das Heer Hannibals mit seinen Afrikanern und Elefanten, mit iberischer Reiterei und dem Fußvolk aus den spanischen Besitzungen der Karthager, hatte die gewaltige Mauer der Westalpen durchbrochen und stand nun plötzlich schon im Flachland, wo der Po — nur noch wenige Meter über Meereshöhe — seinen Lauf in der Tiefebene sucht.

Aber in dieses Einzugsgebiet des Po waren auch die Römer erst vor einigen Jahren vorgestoßen; über den Apennin, die natürliche Begrenzung des damaligen italischen Lebensraums, hatten sie zum Wehrschutz in das Vorland im Norden hinausgegriffen. Dieses weite Becken zwischen den apenninischen Höhenzügen und dem Halbkreisbogen der Alpen — ein ehemaliger Golf der Adria, welchen der mächtige Strom mit seinen Sinkstoffen aufgefüllt hat — war das Siedlungsgebiet gallischer Völker. Zwei Jahrhunderte zuvor waren Kelten in der geräumigen, fruchtbaren Ebene zur Landnahme geschritten und hatten dabei die vorindogermanische Urbevölkerung unterworfen oder vielmehr in die Berge beiderseits abgedrängt. Und die Wirkungen dieses Ausräumens der bisherigen Bewohner, vereint mit dem Hinzutreten anderer nordischer Elemente in der späteren Völkerwanderung, lassen sich in den drei Zonen: Alpentäler, Flußnetz in der Ebene und altitalische, apenninische Landschaft heute noch beobachten. Neben den geographischen Gegebenheiten verdankt diesem Wechsel der Besiedlung der Kulturbereich am Po sein eigenes Antlitz, seine Verknüpfung mit dem großen festländischen Zusammenhang!

Auf diesem damals gallischen Boden sollte nunmehr die große Auseinandersetzung im zweiten Punischen Kriege beginnen; hier wurde für die Folge das Ringen zweier Jahrtausende um die Geschicke Europas eingeleitet. Dieser geschichtliche Raum, der sich als die eigentliche Machtgrundlage des Italiens der Gegenwart in wirtschaftlicher, völkischer und politischer Hinsicht darstellt — von dem sogar in entgegengesetzter Richtung zum Aufbau des antiken Rom die Entwicklung des modernen Italiens ausgegangen ist, wie sie auf ihm beruht —, das Stromgebiet des Po war damals nichts weiter als vorgelagertes Land, ein Glacis vor den Grenzen der römischen Herrschaft. Erst zwei Jahrhunderte später, in der augusteischen Zeit, sollte auch der Gallia Cisalpina der Name Italien zuteil werden.

Dieses Vorfeld nördlich der Grenze am Apennin zu gewinnen — nach dem Erwerb der Inseln Sardinien und Korsika (238) als Schutzgürtel am Tyrrhenischen Meer —, war seitdem das Ziel der Kämpfe der Römer geworden. Überlegene Führung wie bessere Bewaffnung verschafften den Legionen die Oberhand über ihre keltischen Gegner, die Cenomani südlich des Gardasees und die Insubres in der Gegend um Mailand. Die Wohnsitze dieser gallischen Völker in der Ebene am Fuße



Begrenzung der oberitalienischen Tiefebene
Heutige Staatsgrenzen Italiens
In den Westalpen } Abschnitte der voralpinen Längsverbindung
In den Schweizer Alpen
Strategisch hervorragende Punkte

KORSIKA Bastia

Karte 1: Aufbau und Gliederung des Alpenraumes (Grundlage: Andreés Handatlas)

des Gebirges entsprechen ungefähr dessen Gliederung in Ost- und Westalpen; und bereits darin gibt sich der Januskopf dieses Raumes, wie auch die verschiedene geopolitische Wertung seiner beiden Flanken zu erkennen.

Die Entscheidung fiel im Westen, und zwar noch südlich des Stromes, dort wo die Mündung des Tessins den Po ganz dicht an die apenninischen Höhen heranrückt und damit die Landschaft auf dem rechten Flußufer in ihrer Mitte unterteilt. Am westlichen Ausgang des Engpasses, welcher den einzigen Durchlaß von der Ämilia zum Oberlauf des Po und der alten Liguria und weiterhin auch zu den Übergängen um die Cottischen Alpen gewährt, liegt das Schlachtfeld von 222 bei Clastidium. Gerade blieb den Römern Zeit zur Gründung des Brückenkopfes von Placentia am Eingang des Passes, zur Umgehung dieser Sperre auf dem linken Ufer des Po über Ticinum, das spätere Pavia geschichtlichen Angedenkens. Mit Mediolanum gewannen sie den Knotenpunkt inmitten der reichen, lachenden Ebene angesichts der Alpenketten; und ein Flußübergang abwärts, gen Cremona, hatte ihnen auch die Linien nach den Ostalpen geöffnet. Aber bevor es möglich wurde, die neugewonnene strategische Stellung von Brückenköpfen und Wegebündeln im Gallierlande durch die künftige Via Aemilia längs der Höhen des Apennin mit der

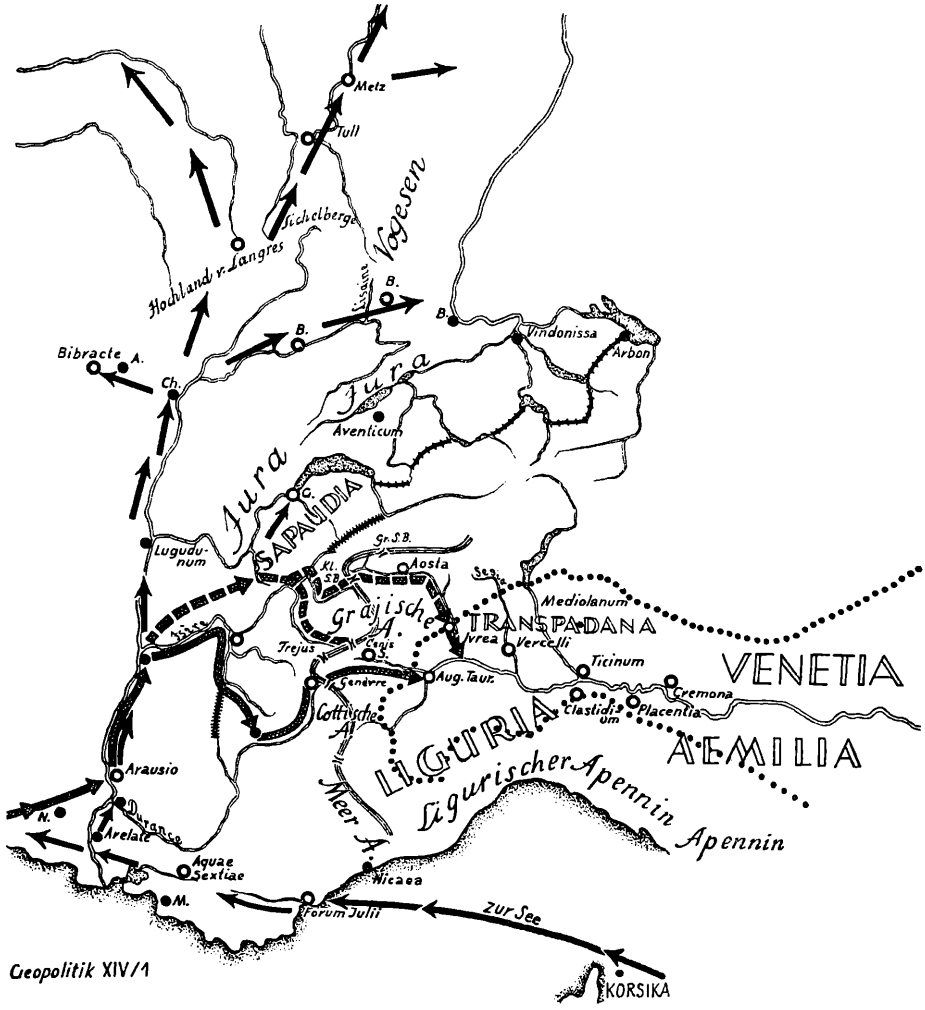
alten Grenze am Rubico zu verknüpfen, machte der Einfall Hannibals die römische Herrschaft wieder zunichte. Vier Jahre nach Clastidium und jenem Schlachtfeld gegenüber, bei Ticinum, und dann nochmals nahe der Flußpforte auf dem rechten Ufer schlug der karthagische Feldherr — unterstützt von aufständischen Galliern und von Soldtruppen aus dem Alpenraum — das römische Heer: Der Weg nach Italien lag damit frei!

Es läßt sich nun die Frage aufwerfen, weshalb die Römer nicht an günstigerem Orte der punischen Streitmacht entgegengetreten sind; und da erhebt sich das Problem der Grenze, das noch mehr als ein historisches, ein gegenwärtiges Interesse beansprucht. Dabei muß die Häufung geschichtlicher Schlachtfelder in der Gallia Transpadana auffallen; nicht ganz so zahlreich sind sie im Flachland vor den Ostalpen oder in dem bergigen Gelände im Südwesten. In der alten Liguria südlich des oberen Po wird das Flußnetz von wenig aufgeschlossenen Ketten umfaßt. Der Zug des Apennins und der Ligurischen Alpen trennt das mehrfach unterteilte Becken von dem schmalen Küstensaum ab und wendet das Gesicht der Landschaft vom Meere dem Festland zu — statt nach Genua gen Turin. So tritt denn auch in der späteren Entwicklung an die Stelle der Lagerung der römischen Verwaltungsbezirke Liguria und Gallia Transpadana in der Breite und mit dem Lauf des Po als Trennungslinie — wie es dem Blick von Rom her entsprechen mußte[1]) — eine Drehung in die Längsgliederung in der Richtung des Stromes: Die Herrschaft um Turin wird zur Klammer im Quellgebiet. Die Liguria — deren Unterwerfung den Römern erst 154, lange nach der Wiedereroberung der Gallia Cisalpina gelungen ist — wandelt sich in ihrem kontinentalen Hauptteil zur südlichen Hälfte des „Piemont": Steil, unvermittelt und ohne Vorberge steigen die Alpen aus ihm empor. Und der Übergänge ermangeln auch die senkrecht zum Meere verlaufenden Ketten der schwer zugänglichen, schwach besiedelten See-Alpen.

So wenig zum Durchzug geeignet mithin dieser südliche Abschnitt der Gebirge sich darstellt, so wegsam ist der im Norden anschließende Alpenraum — wenigstens westlich der Wasserscheide. Und hier ist seit den Tagen Hannibals die große Mehrzahl der Heeresbewegungen über die Westalpen vor sich gegangen. Während das weite Becken der oberitalienischen Tiefebene von Ketten umschlossen wird, welche durch kurze, hohe Steilhänge gekennzeichnet sind, folgt jenseits des Alpenkamms eine breite, stufenreiche Abdachung zu der Furche der Rhone hin. In allmählichem Anstieg greifen langgezogene Täler weit in das Hochgebirge hinein.

Von ihrer Mündung unweit des Rhonedeltas reicht das Quertal der Durance bis in die Cottischen Alpen und dicht an die Quellflüsse des Po heran. Die bedeutende Länge des Flusses (380 km) läßt eine Gliederung in verschiedene Landschaften erwarten; sie liegt dort, wo der eiszeitliche Gletscher endigte, bei der Paßenge von Sisteron. Die untere Hälfte des Flußlaufs weist sie dem Trockenklima des Mittelmeeres und der ehemaligen Provence zu. Aufwärts

1) So bilden auch Landesgrenzen, die dem Rheinstrom parallel gezogen sind, eine Begünstigung der westöstlichen Blickrichtung!



Karte 2: Die Anmarschlinien Hannibals und die Errichtung der Römerherrschaft (Grundlage: Putzgers Historischer Atlas)

- Begrenzung der oberitalienischen Tiefebene
- Wasserscheide in den Westalpen
- Strategisch wichtige Punkte
- Anmarschlinien Hannibals
- Vorstoß Cäsars in Richtung der Ausdehnung der Römerherrschaft
- Abschnitte der voralpinen Längsverbindung: In den Westalpen; In den Zentralalpen

ergibt sich eine Gabelung: Im Talweg und jenem der Nebenbäche gewährt eine Reihe fruchtbarer und sonniger Schwemmlandbecken (Gap-Embrun-Barcelonnette), deren Entstehung glazialer und fluvialer Erosion zu verdanken ist, eine gute Besiedlung bis zur obersten Talweitung hin, dem uralten Brigantio-Briançon, unmittelbar an der heutigen Grenze.

Dieser obere Abschnitt ist großenteils dem alpinen Gebiet der Dauphiné zugehörig.

Die Verknüpfung mit dem Stammland und der Hauptstadt Grenoble (dem vorrömischen Cularo) wird auf der Trennungslinie der Voralpen vom Hochgebirge in der Narbe vom Mittellauf der Durance durch die Täler des Buëch und des Drac zur mittleren Isère hergestellt — als einem Glied in der großen Längstalflucht, welche schließlich durch das Tal von Chamonix und die Furche von Rotten und Vorderrhein in weitem Bogen in den Gebirgskörper eingesenkt ist und mitten durch den langgezogenen Alpenraum eine innere Verbindung gestattet.

Ihr parallel verläuft — auf kürzerer, aber wichtiger Strecke — im Bereich der eigentlichen Westalpen der Sedimentgürtel des sogenannten Briançonnais, welcher zwischen der kristallinen Zone des Belledonne- und Pelvouxmassivs (4103 m) und den Grajischen und Cottischen Alpen eingebettet liegt. Klimatisch geschützt, ist dieser Teilraum seit alters ein ausgezeichnetes Durchzugsgebiet: Während man von der oberen Durance bereits durch das Becken von Barcelonnette und den Col de Larche (1995 m) am Nordende der Seealpen nach Cuneo im südlichen Piemont gelangen kann, erlaubt der bequeme Paß des Mont Genèvre (Mons Matrona 1860 m), der in die Glanzschiefer der Cottischen Alpen eingeschnitten ist, den Weg ins Tal der Dora Riparia gen Turin. Und noch auf dieser Seite der Kämme ist dasselbe Briançon über den Lautaret usw. mit der Romanche im Westen (Grenoble) und der Maurienne im Norden verbunden. Schließlich führt aus der Maurienne, dem Tal des Arc, schon seit 1857 die Eisenbahn Viktor-Emanuel unter dem Col de Fréjus (2528 m) von der Hauptstadt des alten Savoyen, Chambéry, zur Residenz Turin; und weiter oberhalb legt der Mont Cenis (2084 m) die kürzeste Stoßrichtung über Susa nach Turin frei und faßt damit die italienischen Stellungen in den Cottischen Alpen und an der obersten Dora Riparia im Rücken. Endlich wird durch die Kerbe zwischen den Grajischen Alpen und dem Montblancmassiv, den Kleinen Sankt Bernhard (2188 m), das andere der savoyischen Hochalpentäler (das der oberen Isère), die Tarentaise, mit dem Aostatal der Dora Baltea verknüpft.

Einerlei, welcher dieser Linien Hannibal den Vorzug gegeben haben mag; heute noch sind die Meinungen darüber geteilt, ob aus dem Gebiet der Dauphiné, von der unteren Isère über Cularo (das künftige Gratianopolis und Grenoble), den Drac und dann die Durance aufwärts nach Brigantio-Briançon und dem Genèvre zur Dora Riparia — oder aber aus dem Savoyischen über Chambéry und durch die Maurienne zum Cenis, auf kürzerer Strecke gleichfalls gen Turin — oder auch von der Tarentaise über den Kleinen St. Bernhard ins Augster Tal in den Rücken von Turin: Kennzeichen der westlichen Abdachung dieses Alpenzugs ist die große Aufgeschlossenheit des Gebirgskörpers; und des Nachdenkens wert, namentlich in den Auswirkungen auf die äußere Politik, ist die Verschlechterung der Lage, welche Turin, das Kraftzentrum der Industrie des modernen Italiens, durch die Änderung der Grenzziehung 1860 erfahren hat — auch ohne Überschreitung des Alpenkamms liegt es im Bereich des Fernfeuers! Aber selbst wenn es einmal überraschend gelingen sollte, den Gegner aus seinen vordersten starken Festungen im Gürtel des Briançonnais zu werfen — niemals könnte dieses Bravourstück von entscheidender Bedeutung werden; immer wird die Zugänglichkeit der jenseitigen Täler dem Gegner gestatten, schrittweise aus dem Hochgebirge auf die nächsten Befestigungen zurückzugehen. Auf die festen Stellungen Grenoble-Toulon und auf die schluchtenreichen, wenig zugänglichen Voralpen würde schließlich die natürliche Verteidigungsfront am reißenden Strom der Rhone folgen, welche wiederum den steilen Abfall des Zentralmassivs im Rücken hat!

Fürwahr, die Neigung für die „lateinische Schwester" wird verständlich — denn nichts von alledem bietet sich auf der anderen Flanke des Hochgebirges dar: In jähem Absturz brechen die Alpen, geradezu geologisch greifbar, innert 40 km von der Grenze steil in das Tiefland der Poebene ab. Einzig das Augster Tal weist in seinen Gefällstufen, wie in jener beim Fort Bard, natürliche Begrenzung auf — nicht vergebens entspricht ihr die Scheidung italienischen Volkstums vom savoyardischen, franko-provenzalischen, im gleichzeitigen Zusammentreffen mit den ennetbirgischen Siedlungen der deutschen Walliser an dieser Dreivölkerecke! In jedem Falle aber lehrt das Beispiel vom Ortler und den Dolomiten, wie wenig geeignet für militärische Operationen großen Stils und zu endgültigen Entscheidungen das Gebirge ist; nicht dort liegen die großen Schlachtfelder..

Nicht allein aus der Fremdheit des Lebensgefühls hielten sich die Römer — Söhne des Südens, der sonnigen und ariden Gestade des Mittelmeeres — noch während der nächsten zwei Jahrhunderte dem Alpenraum fern. Bessere Strategen als ihre Nachfolger, waren sie sich bewußt, daß nicht auf dem erkünstelten Begriff der „Grenze auf der Wasserscheide" die Sicherheit ihres Staates beruht, vielmehr in der Beherrschung der Anmarschlinien. Auf dieser Erkenntnis bauten namentlich die Eroberungen Cäsars das Römerreich auf. Und wenn das dritte, das vorfaschistische Italien die „Grenztheorie der Wasserscheide" bis zur Vollkommenheit entwickelte und vielleicht sogar auch selber daran glaubte — so erblickt jedenfalls das gegenwärtige in ihr nichts anderes als ein Mittel, mehr für die politische als für die militärische Auseinandersetzung. Denn so geschickt hat im Vertrage von Plombières Napoleon III. es verstanden, mittels der Ziehung der Grenze auf dem Alpenkamm für alle Zukunft sich einer friedlichen Politik seines Nachbarn zu versichern, so daß auch „das vierte Italien" beim Versuch, jene Spur des großen Cäsar wieder aufzunehmen, nach Linien geringeren Widerstandes Ausschau hält, als sie in den Westalpen anzutreffen sind...

Die Anmarschlinien Hannibals dort zu durchkreuzen, wo allein der Erfolg erhofft werden kann — vor seinem Eintritt in den westlichen Alpenraum —, war den Römern mißlungen. Zu spät hatte der Konsul Publius Cornelius Scipio zum zuvorkommenden Stoße über See ausgeholt, dem Angriff auf die karthagische Basis in Spanien; nun vermochte er nicht mehr den großen Punier daran zu hindern, mit überlegenen Kräften aus dem Küstenland vor den Cevennen auf das linke Ufer der Rhone überzutreten, dann die Furche dieses Stromes aufwärts zu steigen und in großem Bogen schließlich den Wall des Hochgebirges zu durchbrechen. Aber auch der zweite Einbruch aus dem Westen, der des Hasdrubal 207, gab den Römern noch keine Veranlassung, nach dem Raum jenseits der Alpen überzugreifen, denn beim Ausgang des Krieges war kein ebenbürtiger Gegner mehr vorhanden. Rom wandte sich wieder vom Norden ab und stand nun ganz im Banne des Mittelmeeres. Zum Wehrschutz gegen die Kelten genügte die Gallia Cisalpina, welche in schweren

Kämpfen erneut unterworfen wurde, um in der Folge einer allmählichen Romanisierung anheimzufallen. Der Alpenraum jedoch lag aus geopsychischen[1]) wie aus strategischen Gründen außerhalb des Gesichtskreises — für beinahe zwei Jahrhunderte, bis zur Zeit des Augustus!

Das Hochgebirge blieb draußen, in der Hauptsache also das um die Zone des Briançonnais, in welcher auch später, in der augusteischen Epoche, das Königtum des Cottius als eines Bundesgenossen der Römer bestehen bleiben sollte. Hingegen wurde der Raum der Voralpen bald in die römische Herrschaft einbezogen, nachdem sie erst einmal im Hinterland von Massilia Fuß gefaßt hatte. Zum Ausgangspunkt einer großen Entwicklung wurde die Hilfeleistung, welche die Römer ihrem Verbündeten aus den Punischen Kriegen, der Griechenkolonie am Saume des Mittelmeers, gegen die unruhigen Bewohner des Landesinnern gewährten. Dieser schmale Raum, wie er zwischen den sogenannten provenzalischen Ketten vom Osten zum Westen streicht, sollte zur Grundlage für die gesamte Reichsbildung in Gallien, in Britannien, wie im rheinischen Germanien werden. Auch nach Öffnung der Alpenpässe und noch beim Untergang des Römerreichs lag hier das Bindeglied zwischen Inland und Meer, zwischen dem unterworfenen Gallien und der Hauptstadt der Welt. Es ist kein Zufall, wenn ein Jahrtausend später das Zwischenreich Kaiser Lothars auf den gleichen Linien erstand! Aber im Gegensatz zu der späteren Schöpfung der binneneuropäischen Germanen, deren Peripherie lediglich dieses reiche Landstück angelagert war, fußte die römische Macht seitwärts der noch nicht erschlossenen Alpen auf der unbestrittenen Beherrschung der Seewege.

(Fortsetzung in Heft 2 und 3)

1) „Geopsychisch" — wegen der Fremdheit des Lebensgefühls der mediterranen Menschen im „nordischen" Hochgebirge!

Neue geopolitische Karten und Atlanten

Zusammengestellt und besprochen von Prof. Dr. E. Wunderlich, Leiter des Volksdeutschen Kartendienstes Stuttgart.

Die Zusammenstellung, die in Zukunft an dieser Stelle regelmäßig, möglichst monatlich, gegeben werden soll, verfolgt den Zweck, die Leser der „Geopolitik" rasch mit den entsprechenden Neuerscheinungen bekannt zu machen. Von eingehenden Besprechungen muß an dieser Stelle jedoch abgesehen werden; beabsichtigt ist, nur die allgemeine Bedeutung der Veröffentlichung zu charakterisieren.

Die einzelnen Karten werden jeweils in der Reihenfolge: Weltkarten und Allgemeines, einzelne fremde Erdteile, Gesamteuropa, Mitteleuropa und Deutsches Reich, Grenz- und Auslanddeutschtum, deutsche Einzelgebiete nacheinander besprochen. Dabei sind jeweils die Gegenwartsdarstellungen von den historischen getrennt. Nähere Auskünfte jederzeit gern durch den „Volksdeutschen Kartendienst", Stuttgart, Haus des Deutschtums.

Holló, Paul, Dipl. rer. pol. **Helmut Kühn: Geopolitische Weltkarte.** Ausführung: P. Holló, U. v. Pezold. Etwa 1:24 000 000. Mit 2 Nebenkarten. Waisenhaus Halle, 1936. 164×105 cm (Farbendruck). (Kopf- u. Fußt.) Auf Lw. mit Stäben RM. 16,50.

Die Karte will vor allem die geopolitischen Kraftlinien der verschiedenen Mächte veran-

schaulichen und versucht gleichzeitig — ohne daß jedoch die notwendige Übersicht voll erreicht wird — auch die entsprechenden wirtschaftlichen Rohstoffgebiete in ihrer Bedeutung zu zeigen. Zwei Nebenkarten bringen außerdem die Bevölkerungsdichte und die politische Gruppierung der Mächte zur Darstellung. Man vermißt eine ergänzende Übersicht der völkischen Gliederung.

Putzger, Fr. Wilh.: Historischer Schulatlas. Gr. Ausgabe; 53. Aufl., bearb. u. hrsg. von Max Pehle. Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig, 1936. RM. 5,40.

Die neue Auflage zeigt verschiedene kleine Ergänzungen. Im übrigen bietet der bekannte Atlas eines der wichtigsten Hilfsmittel für den geopolitischen Unterricht an höheren Schulen und auch Hochschulen.

Karte von China, 1:6 000 000, Format 55×40 cm. Freytag & Berndt, Wien 1936. Auslief. f. d. Reich: Grieben-Verlag G. m. b. H., Berlin. RM. —,85.

Übersichtskarte des westlichen Hauptteiles von China bis Lanchou am Hoang-ho, mit farbigem politischem Flächenkolorit. Die umstrittenen fünf nördlichen Provinzen, die zur Zeit in die japanische Interessensphäre fallen, sind weiß gelassen. Für die erste Orientierung weiterer Kreise.

Hermann, Albert, Ph. D., Prof.: **Historical and commercial Atlas of China.** — Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press. Harrassowitz, Leipzig 1935 (Ausg. 1936). 112 S. mit Kt. (Ant. u. Chin.). 4^0 = Monograph Series. Vol. I. Lw. RM. 12,50.

Im Gegensatz zum Titel wird hier die erste Darstellung Gesamtchinas und seiner Hauptteilgebiete geboten; auch geopolitisch ist der Atlas wichtig, weil die territoriale Entwicklung Chinas seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. zusammenhängend dargestellt wird.

Abessinien. Etwa 1:2 000 000. Mit 2 Nebenkarten. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935. 116,5×88,5 cm (Kopf- u. Fußt.). Best.-Nr. 9968 = Wandkarten zur Zeitgeschichte. RM. —,80.

Schwarz-Weiß-Übersicht mit klarer Charakteristik des Geländes. Angabe der politischen Besitzverhältnisse bis zum italienischen Krieg, Eintragung der italienischen Vormarschrichtungen sowie einer Gesamtübersicht der bisherigen politischen Aufteilung Afrikas. Ausgesprochen für geopolitische Unterrichts- und Schulungszwecke.

Kumsteller, Bernhard: Europa seit Versailles. 1 3 500 000. (9 Nebenkarten.) 125×185 cm. Westermann, Braunschweig 1933. RM. 32.

Durch Pfeile, deren Färbung dem Flächenkolorit der betreffenden Staaten entspricht, wird das Ausdehnungsbestreben, die Bündnispolitik usw. der verschiedenen Mächte zur Darstellung gebracht und so trotz einzelner Lücken eine willkommene Übersicht der Entwicklung Europas seit Versailles geboten. Eine größere Zahl von Diagrammen usw., die wichtige Einzelheiten der Entwicklung herausheben, ergänzt die auch für die geopolitische Schulung weiterer Kreise beachtenswerte Darstellung.

Kumsteller: Europa im Jahrhundert der nationalen Bewegung 1815 bis 1914. Wandkarte 1:3 000 000. 182×115 cm. 3 Nebenkarten. 6 Farben. Gg. Westermann, Braunschweig 1931. Schulfertig, Leinenaufzug RM. 30.

Farbige Übersicht der territorialen Entwicklung Europas im letzten Jahrhundert bis zum Weltkrieg. Die Entwicklungsrichtungen der maßgebenden Mächte sind durch farbige Pfeile eindrucksvoll zur Darstellung gebracht. Die Nebenkarten zeigen Bismarcks Bündnispolitik, ferner die Bündnispolitik der Mächte bis 1890 sowie den Zerfall der Habsburgischen Monarchie. Für den geopolitischen Unterricht, namentlich an höheren Schulen, sehr willkommen.

Tappe, Dr. Georg: Deutschlands Entwicklung im Laufe seiner Geschichte. (9 Karten in versch. Maßstäben.) Fusbahn, Bückeburg 1936. 1 Bl. 187×183 cm (Farbendr.). (Kopf- u. Fußt.) Auf Lw. mit Stäben RM. 30,50, auf Lw. mit Stäben und Wachstuchschutz RM. 33,50.

Serie von neun einfachen farbigen Übersichtskarten, die die Entwicklung Deutschlands von der Zeit vor der Völkerwanderung bis zum Dritten Reich zur Darstellung bringen. Man vermißt dabei jedoch eine Übersicht der völkischen Gegebenheiten, die zum Verständnis unbedingt notwendig ist. Ebenso wäre ein größerer Maßstab der Karten erwünscht. Hauptsächlich für die geopolitische Schulung in weiteren Kreisen.

Das ungeschlagene Deutschland, ca. 1:3 000 000, 58×70 cm. Hrsg. vom Verlag „Der Praktische Schulmann", Stuttgart 1936. Unaufgezogen RM. 4, auf Lw. mit Stäben RM. 6.

Eintragung der verschiedenen Fronten des Weltkrieges mit Angabe ihrer Entwicklung; dazu Flächenkolorit für die am Kriege beteiligten Staaten. Hauptsächlich für den geopolitischen Unterricht und Schulungszwecke in weiteren Kreisen.

Tertoolen, Dr. Anton: Die Aufteilung der kolonialen Rohstoffgebiete — und das Deutsche Reich? Nebst Leitf. Waisenhaus, Halle 1936. 1 Tafel 115 × 72,5 cm; 7 S. 8°. (Farbendr.) (Kopf- u. Fußt.) Ausg. A mit Stahlschienen RM. 5,60, Ausg. B auf Lw. RM. 9.

Willkommene Darstellung des kolonialen Besitzes der verschiedenen Staaten unter Einbeziehung der alten deutschen Kolonien, mit Flächenkolorit. Wichtig sind die beigegebenen Tabellen, die die Rohstoffversorgung und die Verteilung der Rohstoffgebiete auf die verschiedenen Mächte zeigen, um damit die unbedingte Notwendigkeit kolonialen Besitzes für Deutschland zu belegen. Gutes Werbungsmaterial für weitere Kreise.

Schlenger, Dr. Herbert: Deutsche Stämme und Volksinseln. Wandatlas des deutschen Volkstums. Hrsg. von Dozent Dr. W. Czajka, Reihe A, mit Erläuterungsheft. Maßstab 1: 2 000 000, 108 × 80 cm. Priebatsch's Buchh., Breslau 1936. Aufgezogen auf Lw. mit Stäben RM. 9,80.

Übersicht des Verbreitungsgebietes der verschiedenen deutschen Stämme mit Angabe ihrer Bewegungsrichtungen im 1. und 2. Jahrtausend, leider nicht ganz mit der erwünschten Fernwirkung. Begrüßenswert ist die ergänzende Eintragung der im großen und ganzen zutreffenden Darstellung der auslandsdeutschen Volksinseln im Osten und Südosten Europas.

Weizsäcker, Prof.: Die Verbreitung des deutschen Stadtrechts nach dem Osten. 1: 300 000, 61 × 60 cm. 2. Aufl. Verlag Vowinckel, Heidelberg 1936.

Verdienstlicher Versuch, die Verbreitung des deutschen Stadtrechts an Hand neueren Materials zu erfassen. Die Karte bietet daher eine wichtige Ergänzung zu entsprechenden älteren Übersichten. Trotz gewisser bildhafter Züge vorwiegend für den Handgebrauch.

Karl Springenschmid: Deutschland, geopolitisch gesehen. 1—10. Tausend. Verlag Ernst Wunderlich, Leipzig 1936. RM. —,66.

Sammlung einer Auswahl von einfachen, aber zum Teil sehr einprägsamen Schwarz-Weiß-Skizzen zur geopolitischen Lage und Entwicklung des Deutschen Reiches und Volkes. Die Karten wirken durch die Gegenüberstellung anderer Völker und Länder geopolitisch besonders lehrreich.

Stuhlfath, Prof. Dr. Walter: Deutsches Schicksal. Ein geopolit. Erziehungsbuch. 6 S., 55 Bl. Kt.-Skizzen. kl. 8° = Volk an d. Arbeit, H. 6/7. 2. Aufl. J. Beltz, Langensalza, Berlin, Leipzig 1935. RM. 1,20.

Zusammenstellung von rund 55 einfachen Schwarz-Weiß-Kärtchen, die die Entwicklung des Deutschen Reiches und Volkes bis auf die Gegenwart und ihre Hauptaufgaben in 5 verschiedenen Gruppen darstellen, hauptsächlich für Schulungszwecke des Arbeitsdienstes. Man vermißt eine Übersicht des Auslandsdeutschtums.

Wandkarte von Schlesien: a) Schlesiens deutsche Vergangenheit, b) Schlesiens Lage in der Gegenwart. Maßstab ca. 1: 700 000. 86 × 120 cm. Hrsg. vom Bund Deutscher Osten, Breslau 1936.

Übersicht des schlesischen Raumes und der angrenzenden Teile mit Angabe der ehemaligen Siedlungsgebiete der verschiedenen germanischen Stämme etwa um 100 n. Chr., ferner besonders der Auswirkungen der deutschen Kolonisation, namentlich aus der Zeit Friedrichs des Großen. Eine Nebenkarte zeigt die schwierige volkspolitische Lage Schlesiens in der Gegenwart. Hier sind insbesondere die Verbreitung des deutschen Volksgebietes, die neuere Entwicklung der Grenzen sowie die Vorstoßrichtungen der polnischen Aufstände eingetragen. Die Karte ist für geopolitische Schulungszwecke, namentlich in weiteren Kreisen, wertvoll.

Wehrgeographische Karte von Österreich. Bearb. von R. Mlaker und A. Hympan. Maßstab 1: 500 000. 54 × 24,5 cm. Freytag & Berndt, Wien 1936. RM. —,50.

Bringt durch eine Haupt- und verschiedene Nebenkarten trotz des kleinen Maßstabes die schwierige wehrgeographische Stellung Österreichs anschaulich und mit reichen Einzelangaben zur Darstellung. Dazu kurzer erläuternder Text. Vorwiegend für den Unterrichts- und Handgebrauch.

GUSTAV FUHRMANN:
Farbig und Weiß

Dagobert von Mikusch: Cecil Rhodes, der Traum einer Weltherrschaft. 262 S. Vorhutverlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin. Brosch. 4.50 RM., kart. 5.50 RM., Ln. 6.50 RM.

Rupert Donkan: Die Auferstehung Arabiens, Ibn Sauds Weg und Ziel. 260 S. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig. Kart. 4.50 RM., Ln. 5.80 RM.

Wahrhold Drascher: Die Vorherrschaft der Weißen Rasse. 420 S. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. Ln. 9.— RM.

Heinrich Krieger: Das Rassenrecht in den Vereinigten Staaten. 361 S. Juncker & Dünnhaupt Verlag, Berlin. Brosch. 10.— RM.

Wenige Männer haben im vorigen Jahrhundert das politische Weltbild mehr verändert als Cecil Rhodes, jener einsiedlerische, zwischen Kaufmann und Soldat, Staatsmann und einsamem Idealisten schwankende Mensch, dem England nicht nur riesige neuerworbene Länder verdankt, der vielmehr dem britischen Weltreich die große Afrika-Idee Kap—Kairo gab. Dagobert von Mikusch hat Cecil Rhodes eine Biographie gewidmet, die in einfacher und volkstümlicher Sprache die wesentlichen Phasen im Leben dieses bedeutenden Mannes aufzeigt. Hinter der Schilderung südafrikanischer Negerkönige tritt allerdings oft die große Linie der Weltpolitik die stark vereinfacht dargestellt wird, zurück, und von dem Geiste des Testaments, in dem Cecil Rhodes schon in jungen Jahren seine weltpolitischen Pläne entwickelte, ist wenig spürbar. Eine Reihe von Bildern aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schmücken das Werk, dem leider ein gutes Porträt Cecil Rhodes fehlt. Ein Literaturverzeichnis ist nicht vorhanden.

Ähnlich wie Cecil Rhodes an der weißen Front, hat Ibn Saud auf der farbigen Seite gewirkt. Aus kleinsten Anfängen stieg er nach dem Kriege zum Herrscher des größten und wichtigsten Teils der arabischen Halbinsel empor und gab mit der Wiederbelebung der wahhabitischen Idee und der Propaganda für den panarabischen Gedanken Millionen von Arabern ein neues politisches Zentrum. Donkan schildert in seinem Werk den seltsamen Aufstieg Ibn Sauds und gibt wichtige Aufschlüsse gerade über jene Periode seiner Herrschaft, die bisher im Dunkeln lag, die Zeit vor dem Weltkrieg und während des Krieges. Donkan ist kein Freund von Lawrence; es scheint uns aber, daß er angesichts des politischen Mißerfolges von Lawrence auch den Menschen und Soldaten Lawrence verkenne. Interessant ist die Schilderung der Siedlungsversuche der Ichwane, mit deren Hilfe Ibn Saud die Überwindung der Stammesunterschiede herbeizuführen bestrebt ist. Donkan schöpft stark aus eigenem Erleben, hat aber auch die in Frage kommende Literatur, wie der ausgedehnte Schriftennachweis zeigt, weitgehend verarbeitet.

Durch eigene Erlebnisse angeregt und befruchtet, ist auch das Buch von Wahrhold Drascher entstanden. Wer sich, wie es heute üblich wird, den Problemen der „farbigen Front" zuwendet, sollte vorher die Entstehung und heutige Situation der „weißen Front" kennenlernen. Drascher zeigt ihm hier den Weg dazu, indem er eingehend die Gründe behandelt, die zur Erringung der Vorherrschaft der weißen Rasse führten und die eine Bedrohung dieser Herrschaft ermöglichten. Er verzichtet dabei auf die Darstellung der Einzeltatsachen (die man etwa bei Rein nachlesen kann) und scheut sich auch nicht, für die weiße Rasse unangenehme Folgerungen zu ziehen. Draschers Wort: „Man hielt für Kolonialpolitik und Weltwirtschaft, was im Grunde eine ungeheure Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Rassen war" zeigt, worauf es dem Verfasser besonders ankommt.

Einen Ausschnitt aus dieser Auseinandersetzung der Rassen behandelt das Werk von Krieger. In den Vereinigten Staaten von Amerika mußte sich zwangsläufig ein Rassenrecht entwickeln, nachdem einmal durch die Sklaveneinfuhr aus Afrika, zum andern durch die immer stärker werdende Einwanderung aus China und Japan eine Gefährdung der herrschenden angelsächsischen Schicht zu befürchten war. Trotz der dem Neger nach Aufhebung der Sklaverei formal zugebilligten Gleichberechtigung steht er unter Ausnahmegesetz, und die Einwanderung aus Japan und China ist gesperrt. Dr. Krieger hat das Rassenrecht Nord-

amerikas, das, durch die Vielfalt der Staaten bedingt, ein recht buntes Bild bietet, in einer sehr sorgfältigen Arbeit in den Neuen Deutschen Forschungen dargestellt. Krieger faßt zusammen: „Die rassische Gleichheitsideologie bildet die eine Quelle des amerikanischen Rassenrechts, die aus dem Rassenempfinden hervorgehende Erkenntnis der praktischen Notwendigkeit die andere. Zwischen diesen beiden Polen steht das geltende Rassenrecht als Kompromißergebnis."

RUPERT VON SCHUMACHER: Büchertafel

Hermann Wendt: Der italienische Kriegsschauplatz in europäischen Konflikten. Seine Bedeutung für die Kriegsführung an Frankreichs Nordostgrenzen. Verlag Juncker & Dünnhaupt, Berlin 1936, 497 S. RM. 16.

Schon der Titel verrät, daß es sich hier um ein Geschichtswerk handelt, das den alten Boden kleindeutscher Geschichtsschreibung vollständig verläßt. Es ist fast selbstverständlich, daß es dadurch zu einem unerhört weitem Geschichtsbild kommt, aber der Verf. hält auch im einzelnen die in der Themenstellung versprochene Gesamtschau durch. Zum erstenmal liegt uns hier eine Arbeit vor, die die Mehrfrontenstellung des Gesamtdeutschtums in ihrer politisch- und militärisch-strategischen Spannung fruchtbar beleuchtet und die politische und militärische Bedeutung Italiens für die anderen Fronten positiv und daher richtig sieht. Die Vogel-Strauß-Politik, die während des Weltkrieges zum Teil gegenüber Italien für richtig gehalten wurde, konnte die Dynamik des italienischen Faktors weder im positiven noch im negativen Sinn aus der Welt schaffen. Wendt bricht nun endgültig mit der Methode, mit Ressentiment die Frage der Wichtigkeit der südlichen politischen und militärischen Front entscheiden zu wollen. Er sucht die gesamtdeutschen Erfahrungen der neuen deutschen Geschichte auf — die Kriegführung Prinz Eugens, die Napoleonischen Kriege und den Weltkrieg — und zieht aus den Tatsachen die zwingenden Schlüsse über die Methoden des Ausspielens der verschiedenen Fronten des Deutschtums: die Südfront (der italienische Kriegsschauplatz) wird für die mitteleuropäische Nordwestfront zur Entlastung oder Behinderung. Erfolge an ihr können der Nordwestfront die Entscheidung vorwegnehmen, und schließlich können von hier aus umfangreiche Flankenangriffe in den Raum jenseits der Alpen unternommen werden.

Wendt läßt auch manches aufschlußreiche Streiflicht auf die Rolle der Ostfront für die beiden anderen Fronten fallen. Ein Dokumentenanhang (mit unveröffentlichten Dokumenten Prinz Eugens) beschließt das für eine Gesamtschau deutscher Notwendigkeiten fundamentale Werk.

Wehrwissenschaft

Die Grundlagen des Luftschutzes. Hsg. v. Prof. Dr. Julius Meyer. Vlg. S. Hirzel, Leipzig 1935. 328 S. RM. 4,80.

Eine umfassende Zusammenstellung der technischen und sanitären Aufgaben, Mittel und Methoden des Luftschutzes. Es werden behandelt: Konstruktion und Wirkung der verschiedenen Bombenarten, Wesen, Verwendung und Wirkung der chem. Kampfstoffe, Erkennung und Nachweis von Kampfstoffen durch den Schutz, Gasschutzgeräte, Schutz des Menschen, der Tiere und der Lebensmittel, Entgiftung, baulicher Luftschutz, Laienhilfe, ärztliche Hilfe und Luftschutzsanität.

Paul Schmitthenner: Europäische Geschichte und Söldnertum. Juncker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1933. 32 S. RM. 1,50.

Vf. untersucht die wehrethischen Seiten des Söldnerwesens, die kulturelle Beeinflussung des öffentlichen Lebens durch den Söldner, die Spannung Söldner-Bürger, die militärische Rolle des Söldners usw. an Hand geschichtlicher Beispiele seit der Antike.

Gerhardt Scholtz: Kriegs- und Wehrwesen im Unterricht. Gedanken, Erfahrungen, Umrisse. B. G. Teubner, Leipzig 1936, 73 S. RM. 2,—.

Vf. gibt eine Übersicht über Begriff, Aufgaben, Methoden und Mittel der Wehrerziehung an den verschiedenen Schultypen, in den verschiedenen Fächern, in der politischen Schulung, unterstützt von zahlreichen praktischen Beispielen. Unterrichtsmäßig geht daraus hervor, daß sich die Wehrkunde in ähnlicher Lage wie die Geopolitik befindet: sie läßt sich nicht ohne weiteres in den Rahmen eines „Faches" spannen, sondern bildet eine „Schau" für die verschiedensten Fächer.

A. v. Schell: Kampf gegen Panzerwagen. G. Stalling, Oldenburg i. O. 1936, 142 S. RM. 3,20.

Das Buch schließt eine Lücke in der militärischen Literatur. Es behandelt den Schutz des Ungepanzerten gegen den Panzer: beim

Marsch, bei der Entfaltung, bei der Verteidigung, beim hinhaltenden Widerstand, beim Angriff, bei der Verfolgung, beim Rückzug. Vf. kommt zu dem Schluß, daß es kein absolutes Mittel gegen den Panzerwagen gibt. Deswegen darf aber nicht auf die Ausschöpfung aller Möglichkeiten der Abwehr verzichtet werden, wofür das Buch die theoretischen Regeln sucht.

Heinz Kipp: Moderne Probleme des Kriegsrechts in der Spätscholastik. Eine rechtsphilosophische Studie über die Voraussetzungen des Rechtes zum Kriege bei Vittoria und Suarez. Vlg. F. Schöningh, Paderborn 1935. 125 S. RM. 6,80.

Die beiden Völkerrechtslehrer der Spätscholastik vertreten weniger gewundene Sätze über das Kriegsrecht als der Völkerbund usw. Ihr sittlicher Standpunkt bestimmt, daß der Krieg als ultima ratio gestattet ist zur gerechten Verteidigung, als Angriffskrieg gegen Verletzungen des Territoriums, der völkerrechtlichen Freiheiten und der Ehre eines Staates, wenn das Übel für den eigenen Staat größere Schäden bringt als der Krieg. Eine folgerichtige Anwendung dieser Sätze durch die europäischen Staatsführungen von heute müßte den Frieden sicher stellen, da jeder Krieg zum Schrittmacher des Bolschewismus werden müßte. Der Nationalsozialismus ist in der Wiederherstellung der sittlichen Prinzipien des Völkerrechts vorangegangen, das rechtfertigt die Bezeichnung dieser Probleme als „modern".

Luftfahrt

Walther Pahl: Die Luftwege der Erde. Politische Geographie des Weltluftverkehrs. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936, 128 S. RM. 3.80.

Konrad Hamann: Deutschland im Weltluftverkehr. Triltsch & Huther. Berlin 1936. 143 S.

Giulio Douhet: Luftherrschaft. Drei Masken-Vlg., Berlin 1935, 185 S.

Es ist erstaunlich, wie langsam das wissenschaftliche und politische Denken dem technischen Fortschritt nachfolgt. Noch merkwürdiger ist jedoch, daß gerade jene technische Erfindung, die am tiefsten das alte Weltbild des Menschen revolutioniert hat — das Flugwesen — scheinbar am allerwenigsten in seinen umwälzenden Wirkungen von der menschlichen Vorstellungswelt annektiert ist. So herrschen über die Bedeutung der dreidimensionalen Ausweitung des Lebensraumes, über die Art der Bodengebundenheit des Luftwesens, über die politischen Wirkungen und die militärischen Möglichkeiten, die geographischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge und die völkerrechtlichen Formen allerorten noch Unklarheit, Zweifel, Meinungsverschiedenheiten und Mangel an Orientierung. Diesem Mangel durch eine Vertiefung der Kenntnisse über das Wesen der Luftfahrt auch außerhalb der Fachkreise abzuhelfen, haben verdienstvollerweise die Verfasser der beiden erstgenannten Werke übernommen. Pahl schält in einer kurzen Einführung die wesentlichsten Merkmale der Grundlagen und Funktionen und der geschichtlichen Entwicklung des Weltluftverkehrs heraus, um anschließend den Hauptteil seiner Untersuchung der organisatorischen, geographischen und wirtschaftlichen Struktur des Luftverkehrs in den einzelnen Erdräumen zu widmen. Ein ausführlicher Ausblick über den werdenden ozeanischen und künftigen arktischen Luftverkehr schließt die Arbeit ab. 25 sehr instruktive Karten unterstützen das Gesagte.

Eine erstaunliche Fülle von Material und Erkenntnissen drängt Hamann auf 143 Seiten zusammen. Aus dem Inhalt: Grundlagen und Entwicklungskräfte, Verkehrsmotive, regionaler und organisatorischer Aufbau, Verkehrsleistungen und Rentabilitätsverhältnisse des deutschen Weltluftverkehrs. Kurz gesagt: eine grundlegende Arbeit.

Die militärische Seite des Flugwesens hat bekanntlich der Italiener Douhet „zu Ende gedacht" und mit seinen Thesen die erste folgerichtige Luftstrategie geschaffen. Sein Buch liegt nunmehr in deutscher Übersetzung vor. Er liefert im ersten Teil eine Theorie der künftigen Kriegführung unter dem Gesichtspunkt der Verwendung einer vollkommenen Luftwaffe, im zweiten zeigt er die praktische Anwendung am angenommenen Beispiel eines deutsch-französischen Krieges. Seine theoretischen Ausführungen gipfeln in folgenden Folgerungen: Die Luftherrschaft bedeutet absoluten Sieg. Die Luftflotte fügt nicht einen „gewissen" Schaden zu, sondern führt ihre Zerstörungsarbeit mit mathematischer Sicherheit durch. Die Luftmacht muß in Massen eingesetzt werden. Ihr Prinzip ist der Überfall, ihr Ziel die Zerstörung der materiellen und moralischen Reserven des Gegners. Das Völkerrecht ist ihr gegenüber bedeutungslos. Dem Luftangriff können keine kompakten Hindernisse entgegengestellt werden, daher ist die beste Abwehr die Eroberung der Luftherrschaft. Flotte und Landmacht billigt er infolge der ungeheuren Fortschritte der Defensivmittel nur mehr Verteidigungscharakter zu. Gewiß liegen auch hier die Dinge mehr nach der Mitte zu, aber es soll nicht übersehen werden, daß Italien selbst und auch andere Länder diesem „Douhetismus' huldigen, daß Befestigungen wie die

Maginotlinie tatsächlich als unüberwindlich gelten und der als durchaus primitiv zu bezeichnende Einsatz der Luftwaffe in den verschiedenen Wirren der letzten Zeit immerhin schon einige Überraschungen geboten hat.

Sonstiges

Fritz Berber: Locarno. Eine Dokumentensammlung. Verlag Juncker & Dünnhaupt, Berlin 1936, 408 S. RM. 8,50.

Fritz Berger: Nachkriegspakte im Wortlaut. Palm & Enke, Erlangen 1936. 166 S. RM. 3,75.

Die beiden Bände sind Musterwerke diplomatischer Dokumentenveröffentlichungen. Besonders der Band Locarno, dem Botschafter Ribbentrop ein Vorwort vorausschickt, ist ein bis in die kleinste Einzelheit durchgefeilter Beweis für die rechtlich einwandfreie Haltung der deutschen Reichsregierung, an dem auch das Ausland nicht achtlos vorbeigehen konnte. Von der Note des Marschalls Foch an die Bevollmächtigten der alliierten und assoziierten Mächte vom 10. Januar 1919 bis zum englischen Fragebogen vom 6. Mai 1936 sind alle einschlägigen Dokumente aufgenommen und — was besonders hervorgehoben werden muß, weil es den Wert der Sammlung zu dem einer politischen Tat steigert — auch alle Reden, offiziösen Verlautbarungen usw. zitiert. Dadurch wird ein ebenso erschöpfender wie erschütternder Einblick in die internationalen Versuche, das natürliche Recht der Völker in einem unerträglichen Formalismus zu ersticken, gewährt.

Die zweite Sammlung stellt die Dokumente zu 43 diplomatischen Aktionen der Nachkriegszeit zusammen, wobei besonders die weniger bekannten Materien des Balkans und des vorderen Orients Beachtung gefunden haben, was den Band zu einem wertvollen Behelf der politischen Arbeit jeder Art macht.

Dr. Alois Fischer: Historisch-Statistisches Handbüchlein. Deutscher Verlag für Jugend u. Volk, Wien-Leipzig 1935. 68 S. RM. 1,60.

Eine Zeittafel der alten und neuen Geschichte. Ein graphischer Teil veranschaulicht mit Hilfe der Wiener stat. Methode verschiedene geschichtliche Entwicklungen, z. B. Gebietsgröße und Bevölkerungszahl des Deutschen Reiches in seinen wichtigsten Stadien, Größe der bedeutendsten Großstädte seit dem Altertum, Heeresstärken in Altertum und Neuzeit usw.

Albrecht Forstmann: Der Kampf um den internationalen Handel. Haude & Spemersche Buchhdlg., Max Paschke, Berlin 1935. 416 S. RM. 14.

Forstmann gibt ein System der Methoden des internationalen Ringens um die Behauptung und Ausweitung der Handelspositionen. Zwischen diese sehr verdienstliche Darstellung sind aber Theorien eingeflochten, die man füglich in das doch schon endgültig begrabene Kapitel „Wirtschaftsliberalismus" einreihen kann. Vf.s Kritik ist durchaus unberechtigt: ein Blick ins Ausland hätte ihm die Linien künftiger Entwicklung zeigen müssen. Das Buch ist ein Spätling nurwirtschaftlichen Denkens.

Dr. Martin Rikli: Wie ich Abessinien sah. Scherl, Berlin 1935. 350 Bilder, 9 S. Text. RM. 1.

Der bekannte Reporter zeigt in seinen Bildern das Leben im abessinischen Kaiserreich von allen Seiten — gewiß ein interessantes historisches Dokument.

Diesem Heft sind 2 Werbeblätter beigefügt, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen: Essener Verlagsanstalt G.m.b.H., Essen, „Weltgeschichte der Gegenwart"; Kurt Vowinckel Verlag G.m.b.H., Heidelberg, betr. Einbanddecken, und Buchvertrieb G. m. b. H., Berlin für Meyers Lexikon.

OTTO SCHÄFER:

Geopolitik des Vorderen Orientes

Unter dem Vorderen Orient versteht man seit alters eine Landmasse, deren Teile zwar den beiden Kontinenten Asien und Afrika zugerechnet werden, die aber durch eine Reihe von Meeren, Gebirgen und Wüsten so wirkungsvoll aus diesen herausgeschnitten und zu einer besonderen Einheit zusammengefügt wird, daß man sie fast als einen Zwischenkontinent bezeichnen könnte. Sie wird im Westen und Norden vom Mittelmeer und seinen Nebenmeeren, der Ägäis, dem Marmarameer und dem Schwarzen Meere, dem Kaukasus und Kaspischen Meere mit dem Elbursgebirge und seinen zum Hindukusch führenden Fortsetzungen Dsagatai, Mirabi und Parapamis begrenzt. Von Indien trennt sie das zum Ozean nach Süden ziehende Solimangebirge mit seinen Ausläufern. An den Indischen Ozean und das Rote Meer schließt sich dann nach Westen und Norden hin die Nubische und Lybische Wüste an.

Karte 1: Der Vordere Orient

Kernlandschaften

Das Klima dieses verhältnismäßig großen Raumes ist aufs Ganze gesehen ziemlich einheitlich. Nehmen auch die starken Temperaturunterschiede des Nordens zwischen Sommer und Winter in Ägypten und Arabien sehr ab, so kennen doch auch die Wüsten des Südens starke Schwankungen zwischen Tag und Nacht. Die im Norden durch die hohen Randgebirge und Tafelränder und die Nachbarschaft großer Landgebiete verursachte Trockenheit ist auch für die in Wendekreislage befindlichen Länder des Südens charakteristisch und dementsprechend weist das Gesamtgebiet einen mehr oder weniger ausgeprägten Steppen- und Wüstencharakter auf, der nur in den Winterregengebieten an den Rändern des Mittelmeeres und den Ufern des Schwarzen Meeres zeitweise oder gänzlich verschwindet. Seine Flüsse pflegen, abgesehen von einigen nördlicheren, große Schwankungen in der Wasserführung zwischen Winter und Sommer aufzuweisen, und in vielen Fällen zeitweise völlig zu versiegen. Nur die größten unter ihnen sind schiffbar und erreichen dauernd das Meer. Alle führen sie je nach der Länge und den Bedingungen ihres Laufes gewaltige Geröll- oder Schlammassen mit sich. Sie allein schaffen die Möglichkeit zur Entstehung einer bäuerlichen und städtischen Oasenkultur, von einigen

wenigen großen Quelloasen und den Winterregengebieten abgesehen. So werden die weiten Räume des Gebietes seit den ältesten Zeiten von nomadischen Hirten und Viehzüchtern durchzogen. Hieraus und aus der wesentlich punkthaften Verteilung der Oasen ergibt sich die verhältnismäßige Gleichheit der kulturellen und religiösen Haltung der Völker des Gesamtraumes, der die arabische Eroberung eine überall verstandene Sprache des Verkehrs und Kultus hinzufügte.

So hebt sich der Vordere Orient in der Tat zwischen den umgebenden Kontinenten Europa, Asien und Afrika, ebenso wie zwischen den Kulturkreisen des Mittelmeeres, Osteuropas, West- und Innerasiens, Indiens und Negerafrikas, die er wirkungsvoll voneinander trennt und doch auch in sich wieder eint, deutlich als völlig eigenartige und selbständige Raumeinheit ab.

Diese vom Griechentume überkommene Erkenntnis hat sich im Laufe der Kreuzzüge, als Orient und Europa sich als zwei geschlossene Ganze feindlich gegenübertraten, im europäischen Denken nur noch weiter vertieft und befestigt. Dennoch können wir sie heute nur mit wesentlichen Einschränkungen als richtig anerkennen.

Durch die Wirkungen der tertiären Faltungsperiode zerfällt die Landmasse des Vorderen Orientes in zwei sehr verschiedene Teile. Der nördliche besteht aus den Ketten der Tauriden und Iraniden, die von dem armenischen Gebirgsknoten nach Westen und Osten ausstrahlen und ausgedehnte Hochländer umranden. Ihm ist im Norden das große kaukasische Längstal vorgelagert. Den südlichen Teil bilden Bruchstücke der im Tertiär zerstörten lybisch-arabischen Tafel. Zwischen jene gebirgsumrahmten Hochländer im Norden und die Tafelländer des Südens schiebt sich der Persische Meerbusen und seine natürliche Fortsetzung, das mesopotamische Tiefland, während das Tafelland selbst von Süden nach Norden durch den tertiären Graben des Roten Meeres und seine Ausstrahlungen fast ganz durchbrochen wird. Beiden kommt von Westen das Mittelmeer weit entgegen. So schließen Gebirge und hohe Bruchränder, Wüsten und Meere die großen Randlandschaften Kleinasien, Armenien, Iran und kaukasisches Längstal im Norden Ägypten und Arabien im Süden gut untereinander und von den kleineren Mittellandschaften Mesopotamien und Syrien ab.

In diesen Großlandschaften selber schaffen große Wüsten, Salzsümpfe und Teilgebirge eine weitere lebhafte Untergliederung. Vor allem im iranischen Hochlande werden so die wichtigen Landschaften Afghanistan und Beludschistan, auf der arabischen Tafel die westlichen, südlichen und südöstlichen Küstenlandschaften vom in sich wieder stark gegliederten Innern abgetrennt. Am wirkungsvollsten ist diese innere Zersplitterung in Kaukasien und dem armenischen Gebirgsknoten, die gemeinsam mit den südarabischen Gebieten als die Rückzugslandschaften des Gesamtgebietes bezeichnet werden dürfen.

Somit löst sich bei näherem Zusehen die Einheit des Vorderen Orients schon rein gestaltsmäßig in eine große Zahl verschiedener und gut gegeneinander abge-

grenzter Landschaften auf. Den gebirgsumrandeten sand- und geröllerfüllten Hochländern stehen Senkungsgebiete und Talmulden mit reichem Anbau in den Oasen, den Tafelländern mit weiten Wüsten und Steppen und ihren Wasserstellen, Gebirgsländer mit schroff ansteigenden Höhen und tiefeingeschnittenen Tälern mit brausenden Wassern oder meist trockenen Bachbetten in reicherem Wechsel gegenüber als wir gemeinhin anzunehmen pflegen.

So nachteilig diese starke Aufgliederung der gesamten Landmasse für den Binnenverkehr und damit für ihre Zusammenfassung unter einer Führung werden kann und wurde, so bildete sie doch für den Durchgangsverkehr der in lebhaftem Austausche miteinander stehenden großen umliegenden Kulturkreise, nie ein ernstes Hindernis. Mittelmeer und Rotes Meer und Mittelmeer, Syrien, Mesopotamien und Persischer Golf haben stets günstige Straßen für den Verkehr der wichtigsten unter ihnen geboten. Nur der osteuropäische, west- und innerasiatische Verkehr durch Turkestan und über das Hochland von Pamir, hatte die nördlichen Hochländer und ihre Randgebirge zu überschreiten. Infolge dieser Verkehrsgunst und des verhältnismäßigen Wasserreichtums wurden die beiden Mittellandschaften Mesopotamien und Syrien schon früh zu kulturellen politischen Zentren des Vorderen Orientes. Im Laufe seiner Entwicklung gewann vor allem die nachbarreichste Landschaft Syrien für die Beherrschung des Gesamtraumes eine immer größere Bedeutung. So entstanden hier die symbolischen Städte Damaskus, Aleppo, Beirut, Antiochia, Sidon und Tyrus, drängten sich die Schlachtfelder, auf denen sich die Schicksale der Großreiche erfüllten, Eroberer Grenze oder Erfüllung ihres Herrschaftsdranges fanden, war und blieb Syrien Ausgangspunkt und Ende aller großen Reisen und Eroberungszüge.

Der geographischen Gliederung und Mittellage des Vorderen Orientes entspricht die Zahl der ihn erfüllenden Rassen, Völker und Stämme durchaus. Neben der eigenständigen und verhältnismäßig reinen Rasse der Semiten (Orientalen) in Arabien, finden wir in Kleinasien und Armenien wesentlich Türken, Armenier und Kurden, der mongolischen, vorderasiatischen und arischen Rasse angehörig, in Ägypten Hamiten, Negroide und Semiten, in Iran die Nachkommen arischer, vorderasiatischer und türkischer Stämme. Stärker ist das Gemisch der Völker in Mesopotamien, wo semitische Araber, Armenier und Kurden heute die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, arisches und türkisches Blut pulsiert. Am stärksten ist jedoch die Blutsmischung in dem ewig unruhigen Durchgangsland Syrien, wenn auch hier äußerlich ebenfalls das semitische Element vorherrscht. In den Rückzugslandschaften des Nordens treffen wir endlich die verschiedensten, zwar rein erhaltenen, rassisch aber schwer einzuordnenden Stämme. Dieser völkischen entspricht auch die starke religiöse Zersplitterung in den Mittel- und Rückzugslandschaften, während in den übrigen Gebieten der Islam allein, wenn auch in den verschiedensten Formen auftritt.

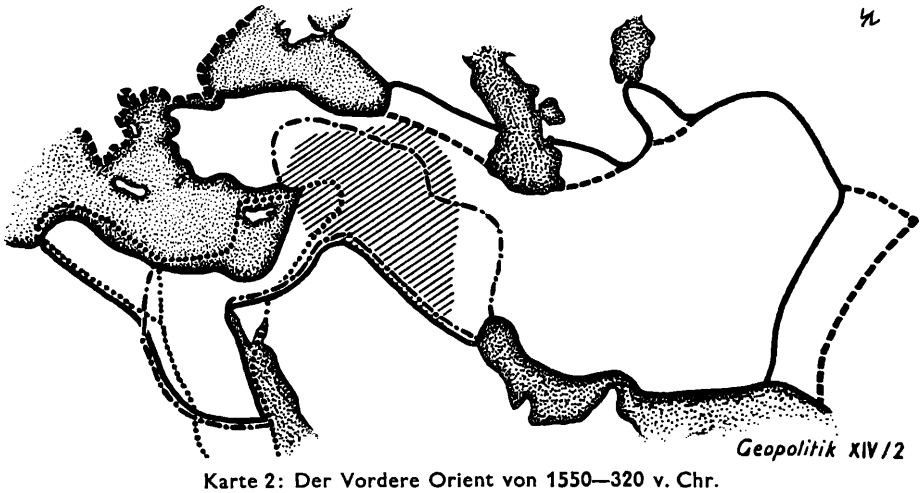
Der Widerspruch zwischen äußerer geographischer Einheit und innerer Zersplitterung und Zergrenzung, der Trennungs- und Mittlerstellung des Vorderen Orientes bestimmte von jeher sein geopolitisches Geschick. In Zeiten ihrer Macht griffen seine Völker oft genug über seine Grenzen hinaus und unterwarfen die Randlandschaften benachbarter Kulturkreise, ihre Einflüsse überwindend und aufnehmend. In Zeiten der Schwäche fanden sie Schutz im Bereich ihrer Großlandschaft, erlagen aber auch ebenso oft den von außen kommenden Eroberern. Dagegen ist es bis heute noch nicht zu der auf den ersten Blick selbstverständlichen Zusammenfassung aller Länder — selbst wenn man von dem am stärksten vereinzelten Ägypten absieht — in einer Hand gekommen. Alle Versuche dieser Art scheiterten immer wieder an der Zergrenzung des Gebietes, den Verkehrsschwierigkeiten, der Größe der Entfernungen und der Kleinheit der Mittellandschaften, die vor allem im entscheidenden Syrien selbst der Entfaltung großer, auch außerhalb des Vorderen Orientes wurzelnder Macht verhängnisvoll entgegenwirkte.

Der erste Versuch zu einer Einigung der Länder des Vorderen Orientes in einer Hand ging um 1750 v. Chr. von dem arischen Volke der Chetti aus, die sich im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien festgesetzt hatten. Er scheiterte an der geringen Zahl der Angehörigen dieses Volkes, der Kleinheit der Kernlandschaft und den in jener Zeit noch sehr bedeutenden Verkehrsschwierigkeiten. Mit größeren Mitteln und unter günstigeren Voraussetzungen unternommene Versuche der Assyrer im neunten Jahrhundert unter Tukult-Ninurta II. (890—885) und Assur-nasir-apli III. (884—860) führten zum Zusammenschluß Assyriens, Mesopotamiens, Syriens, Südostkleinasiens und Südarmeniens. Die gleichen Schwierigkeiten, die den Versuch der Hetitter scheitern ließen, verursachten jedoch bald den Zerfall des Reiches unter schwachen Königen, bis Tiglat-Pilesar III. (747—728), Salmanassar V. (727—722), Sargon (722—705) und Assarhardon (680—669) noch einmal die alten Grenzen wiederherstellten und Unterägypten ihrem Reiche angliederten. Ihr Nachfolger wurde für kurze Zeit Babylon unter Nebukadnezar II. (605—562), der jedoch nicht über die Grenzen der beiden Kernlandschaften hinausgriff.

Erfolgloser als diese Versuche einer Einigung aller Länder des Vorderen Orientes blieben die der Ägyptischen Herrscher. Weder Thutmosis III. (1501—1441) noch Ramses II. (1324—1258) vermochten mehr als Syrien ihrem Reiche einzuverleiben. Die letzte Ursache für diese Geringfügigkeit ihrer Erfolge ist keineswegs in der damals noch verhältnismäßig großen Macht der Chetti und später der Mittani zu suchen. Sie liegt vielmehr in den Besonderheiten der geographischen Lage und Wesenheit Ägyptens beschlossen. Als Flußoasenstaat kann Ägypten seine Macht nur unter größeren Schwierigkeiten als jeder andere Staat zusammenziehen. Außerdem fehlt ihm die Möglichkeit einer dauernden breiten und flächenhaften Wirkung auf andere Länder, die bereits für das weniger abgeschlossene und nachbarreichere Mesopotamien besteht. Ägypten vermag seine Macht meist nur punkthaft geltend

zu machen. Infolge der Abgeschlossenheit und betonten Randlage des Landes ist sein Drang zur Wirkung nach außen an sich geringer. So kommt es nur in jenen kurzen Zeiten höchster Willensanspannung und kluger Ausnutzung der Verkehrsmöglichkeiten, die der Nil und das ihn verlängernde Mittelmeer bieten, zu raschen und machtvollen Vorstößen, deren Gewinn aber auf die Dauer, zumal noch die Verkehrsschwierigkeiten der Sinaiwüste und Südsyriens hinzukommen, nicht gehalten werden kann.

Diese Umstände haben sich immer wieder in der Geschichte Ägyptens geltend gemacht. Durch seine Abgeschlossenheit ist das Land wohl imstande, seine Unab-



Karte 2: Der Vordere Orient von 1550—320 v. Chr.

Assyrer im 9. Jhdt. v. Chr.
Assyrer im 7. Jhdt. v. Chr.
Perser 550—330 v. Chr.
Alexander der Große
Ägypten 1550—1370 v. Chr.

hängigkeit zu verteidigen. Seine Lage und seine innere Kraft als wirtschaftlich wertvolles und dichtbevölkertes Land machen es zu einem begehrten Bundesgenossen, während die Eigenart seiner Gestaltung und der Lagerung seiner Kraftzentren es in die Gefahr bringen, in einer einzigen Schlacht seine Unabhängigkeit zu verlieren. Nicht zum Herrn über andere berufen, wird es deshalb die besten Grundlagen seiner Politik in einer gewissen Zurückhaltung und der Bundesgenossenschaft mit einem Stärkeren finden, der im Vorderen Orient und Mittelmeer seine Dienste und Freundschaft nicht entbehren kann. Auf ihnen baut auch der englisch-ägyptische Vertrag von 1936 auf.

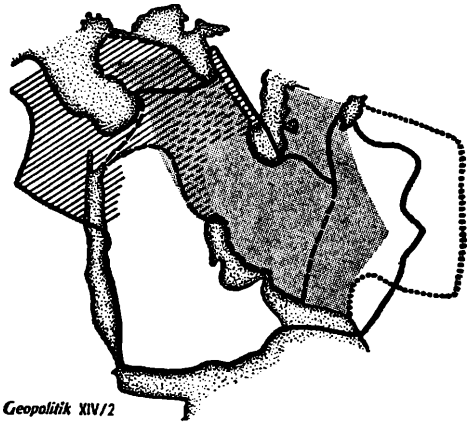
Während des letzten babylonischen Einigungsversuches bildeten sich in den Randlandschaften Kleinasien und Iran das Lydische und das Medische Reich, von denen das letztere unter dem Perser Kyros (559—529) den Sieg davontrug. Kyros

und seine Nachfolger Kambyses (529—522) und Dareios I. (522—486) vereinigten alle Großlandschaften des Vorderen Orientes, mit Ausnahme Arabiens, unter ihrer Herrschaft und gliederten sogar die anstoßenden Gebiete bis zum Indus und Oxus, die östliche Balkanhalbinsel, Lybien und die Cyrenaika ihrem Reiche an. Die zweihundertjährige Dauer dieser Erfolge war dem vorzüglichen Nachrichtenwesen zu danken, das die persischen Könige für die staatlichen Bedürfnisse auf den Königsstraßen begründeten. Sie brachten so auch die entferntesten Landschaften in enge Fühlung mit dem Machtzentrum in Persien und sicherten ihren Befehlen volle Wirksamkeit. Dazu kam die große Beweglichkeit des persischen Reiterheeres, die gestattete, Gehorsamsverweigerungen und Aufstände in kürzester Frist zu ahnden und niederzuschlagen. Erst als die Bedeutung der Reiterei im persischen Heere infolge der kriegerischen Unfähigkeit späterer Herrscher zurückging, litt die Festigkeit des Reichsgefüges und sank die persische Macht. Die frühen Niederlagen gegen die Griechen erklären sich wesentlich aus dem Eindringen der binnenländischen Perser in die ihnen wesensfremde Meereslandschaft und dem System des Hilfsvölkerkrieges.

Die Erbschaft der Perser trat Alexander der Große an. Die Eroberung Syriens und die Schlacht bei Gaugamela, sowie die Beweglichkeit seines Heeres, in dem wieder die Reiter entscheidend waren, gewannen ihm das große Reich. Im Grunde schlug er die Perser mit ihrer eigenen vergessenen Kampfesweise. Als Herr des Reiches erneuerte er das in Verfall geratene staatliche Verkehrs- und Nachrichtenwesen, sicherte dem Reiter den Vorrang im Heere und faßte den kühnen Entschluß, auch das schwer zugängliche Arabien seiner Herrschaft zu unterwerfen. Jndes sollte die Einheit des Vorderen Orientes auch jetzt nicht politische Wirklichkeit werden. Alexander starb mitten in den Vorbereitungen zur Ausführung seiner Pläne. Die starke innere Gliederung der gewaltigen Landmasse, die nur ein großer Wille zusammenhalten konnte, machte sich sofort wieder geltend und das Reich zersplitterte völlig.

Unter den Nachfolgestaaten waren Ägypten und das Seleucidenreich die größten. Der iranische Teil des letzteren zerfiel bald in das Parthische und Baktrische Reich. Armenien wurde selbständig. Erst den aus dem Mittelmeerraum kommenden Römern gelang es, seit 200 vor Zeitwende, die westlichen Großlandschaften allmählich unter ihrer Herrschaft zu vereinen. Ihr Besitz Armeniens und Mesopotamiens blieb jedoch stets vorübergehend und zweifelhaft, da sich ihre Macht auf das Mittelmeer gründete. Von da aus gesehen waren diese Länder nur Grenzbereiche, die nicht zur natürlichen, geographischen Reichseinheit gehörten. Dementsprechend trat auch Hadrien 123 nach Zeitwende die Eroberungen Trajans (115—117) wieder ab und begnügte sich mit der Euphratgrenze. Weiter im Osten hatte sich inzwischen in Iran und Mesopotamien das arsakidische Partherreich gebildet (150—224), das dann bis 644 von dem persischen Sassanidenreiche abgelöst wurde.

Zwölf Jahrhunderte, nachdem es den Persern gelungen war, der Einheit des Vorderen Orientes fast vollkommene politische Gestalt zu geben, kam ein neuer Anstoß dazu aus der bisher völlig unpolitischen, mit den schwersten Verkehrshindernissen kämpfenden und am dünnsten besiedelten Großlandschaft der arabischen Halbinsel. In raschen kühnen Vorstößen, die wiederum von begeisterten kriegstüchtigen und verhältnismäßig kleinen Reiterheeren getragen wurden, eroberten sie in kaum 24 Jahren (632—656) den gesamten Vorderen Orient, mit Ausnahme des oströmischen Kleinasiens, und schlossen unter anderen geopolitischen Einflüssen bald darauf Nordafrika und Spanien einerseits, das Jaxartes- und Indusgebiet andererseits an. Dieses gewaltige Reich zerfiel jedoch sehr bald (750) in seine größeren und kleineren von der Natur vorgezeichneten Teile. Den Wüstensöhnen fehlte die organisatorische Begabung und der Rückhalt an einem dichtbesiedelten Kernstaate. Erst der türkischen Dynastie der Seldschuken gelingt es (1037—1194), wieder von Hamadan und Kerman aus, das Gebiet des alten Perserreiches mit Ausnahme Ägyptens zu einer Einheit unter Melikschah (1072—1092) und seinen Nachfolgern zusammenzufassen. Nach kurzer Zeit stärkster Zersplitterung des Orientes erliegt das eben erstehende große Reich der Chowaresmier (1194—1230) dem Ansturm der Mongolen, die jedoch weder unter Hulagu noch unter den Ilchanen und Timur mehr als Iran, Armenien, Mesopotamien, Georgien und die Osthälfte Kleinasiens zusammenschließen. Vor allem das wichtige Syrien bleibt dauernd unter der Herrschaft der ägyptischen Mameluken. Als Randlandschaft des Mittelmeeres ist es bereits den rein binnenländischen Mongolen, deren Herrschaftszentrum in den Steppen Westasiens und Irans liegt, wesensfremd. Seine Bedeutung für die Beherrschung des Orientraumes vermögen sie aus ihrem geopolitischen Sein heraus nicht zu erkennen. Deshalb bleiben auch Arabien und Ägypten in ungestörter Abgeschiedenheit, die nur vorübergehend in diesen Jahrhunderten für Ägypten als Mittelmeerlandschaft und Besitzer Syriens durch die Kreuzzüge gestört wird.



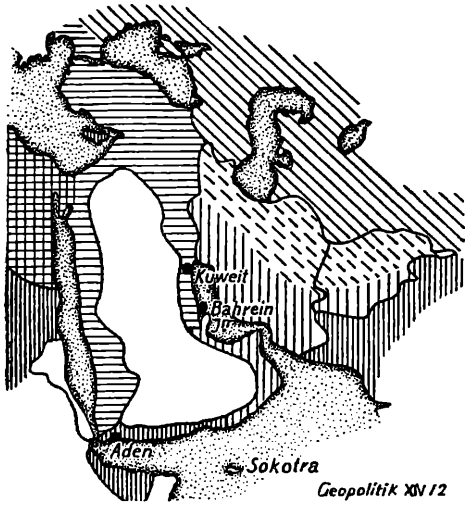
Karte 3: Der Vordere Orient von 328 v. Chr. bis 1450 n. Chr.

Römerreich, vorübergehend
Römerreich, dauernd
Araberreich
Seldschukenreich
Timurs Reich, Westgrenze
Mongolenreich

Mit dem Reiche der Osmanen, das seit 1389 als kleinasiatischer dann als Staat des östlichen Mittelmeerbeckens heranwächst, greifen ebenso wie zur Römer- und Mongolenzeit wieder geopolitisch fremde Kräfte in den Bereich des Vorderen

Orientes ein. Obwohl die Türken 1516 Syrien, 1514—34 Mesopotamien, 1517 Ägypten, um 1514—34 Armenien, 1517—1683 Westarabien erobern und ihrem Reiche angliedern, bleibt ihr Staat infolge des Gewichtes der nordafrikanischen und balkanischen Gebiete, der Schwarzen Meer- und Karpatenländer ein mittelmeerischer.

Der im 19. Jahrhundert dann vor sich gehende Zerfall des türkischen Reiches hat dann die natürlichen Strebungen zur geopolitischen Einheit des Vorderen Orientes keineswegs belebt, sondern erst recht die innere Zergrenzung des Gebietes wirksam werden lassen. Ägypten und die arabischen Emirate gelangen zu immer größerer Selbständigkeit, die kurdischen Bergstämme entziehen sich der türkischen Oberhoheit ebenso wie die Stämme der Wüste. Die Russen bringen das kaukasische Längstal und Nordarmenien in ihren Besitz. Vom Mittelmeer und Indischen Ozean aus dringen die Engländer ein. Sie besetzten 1839 Aden, 1867 Bahrein, 1882 Ägypten, 1900 El Kuweit und bringen Nedschd und Oman unter ihren Einfluß.



Karte 4: Der Vordere Orient von 1500—1919

Englisches Gebiet und Einfluß, erworben von 1800—1919

Türkisches Gebiet, erworben von 1500—1600

Russisches Gebiet und Einfluß, erworben von 1800—1919

Ebenso zersplittert die Großlandschaft Irans. Das 1508 gegründete neupersische Reich verliert bald die Herrschaft über Mesopotamien und Westarmenien. Herat geht 1747 verloren und Beludschistan entzieht sich seinem Einfluß. Die Russen erwerben Baku und Derbend 1813, in den dreißiger Jahren Eriwan und Aserbeidschan. Die Engländer bringen Afghanistan (1830) unter ihren Einfluß und besetzen 1893 Beludschistan. 1907 wird endlich Persien selbst von Russen und Engländern in zwei Einflußzonen und eine neutrale aufgeteilt.

Den Höhepunkt der politischen Zersplitterung bringt schließlich die Beendigung des Weltkrieges. Ägypten wird 1914 Sultanat, 1922 selbständiges Königreich unter britischer Schutzherrschaft. In Arabien werden die Königreiche Nedschd, Hedschas und Asir und das Emirat Yemen unter britischem Einfluß selbständig. In Syrien entsteht unter britischer Schutzherrschaft die jüdische Heimstätte Palästina und der arabische Staat Transjordanien unter Emir Abdullah, dem Sohne Husseins. Unter französischer Schutzherrschaft wird Syrien mit den autonomen Gebieten von Alexandrette, Dschebel Drus, Alwitien und Libanon gebildet. Mesopotamien wird

zum Königreich Irak erhoben und unter britische Verwaltung und Besatzung gestellt. In Kleinasien, West- und Südarmenien bildet sich der Nationalstaat der Türkei, der zahlreiche fremde Bevölkerungsbestandteile ausscheiden kann, in Iran bleibt die Dreiteilung bestehen. Transkaukasien und Nordarmenien gehören weiterhin zur Sowjetunion. Versuche der Griechen und Italiener, in Kleinasien einzudringen, bleiben jedoch vergeblich. Nur in Yemen erlangt Italien einen gewissen Einfluß.

Mit dem Erwerb der arabischen Gebiete durch England in den heute üblichen Formen, hat England die für eine Beherrschung des Vorderen Orientes und seines Verkehrs ausschlaggebenden Landschaften in seine Hand gebracht. Der Bahnbau zwischen Bagdad und Haifa in Südsyrien sichert ihm den gesamten indisch-iranisch-mittelmeerischen Handel. Der Verkehr zwischen Europa, dem Mittelmeergebiet und dem Indiameerreich, sowohl über den persischen Golf, wie durch das Rote Meer ist in seiner Hand, und damit alle wichtigen Militärstraßen des Zwischenkontinentes. Von Mossul aus erhält es nicht nur Öl für seine Flotte, sondern kontrolliert auch aus dieser vorgeschobenen Stellung in hohem Maße den Verkehr zwischen der Türkei und Iran. Ebenso überwacht es natürlich auch den gesamten arabischen Verkehr von seinen Küstenstellungen aus. Zum vierten Male in der Geschichte des Vorderen Orientes greift eine starke meerbestimmte Macht in sein Gebiet ein. Aber sie erscheint diesmal von zwei Seiten, von Süden und Osten in der Gestalt des Indiameerreiches, das die empfindliche ägyptisch-arabische Nahtstelle seines Gebietes und zugleich die Verbindung mit dem englischen Mittelmeergebiet sichern will. Von Westen kommt sie als englische Mittmeerherrschaft und besetzt die wichtigen Randlandschaften Palästina und Transjordanien. Ägypten, Südsyrien und Irak gehören gleichsam beiden geopolitischen Herrschaftsbereichen zugleich an und verkörpern so aufs Beste die Vorteile und Nachteile der Mittlerstellung des Vorderen Orientes.

Der Versuch Frankreichs, durch die Besetzung von Syrien Einfluß auf die Geschicke der Landmasse und das östliche Mittelmeerbecken zu gewinnen — letzteres auch als Druck auf Italien gedacht — ist dagegen völlig mißlungen. England hat es auf den Norden Syriens abgedrängt und den vorderasiatischen Handel durch Transjordanien nach Haifa, Akkon und Jaffa abgelenkt, wobei ihm die guten irakisch-ägyptischen Beziehungen und die jüdische Bevölkerung Palästinas sehr zu statten kamen. Durch seine Ölpolitik in Mossul, vor allem aber durch den französisch-türkischen Vertrag über Mossul vom Oktober 1921 und seinen rücksichtslosen Bruch Anfang 1923, hat sich Frankreich, sowohl die Freundschaft des Irak wie der Türkei verscherzt. Jnfolgedessen ist seine Kolonie Syrien heute völlig isoliert, und kostet durch die beständigen Unruhen viel Geld, statt die erwarteten Vorteile zu bringen. So ist es kein Wunder, wenn die Stimmung in Frankreich mehr und mehr dahingeht, die Schutzherrschaft aufzugeben. Was die Regierung veranlaßt,

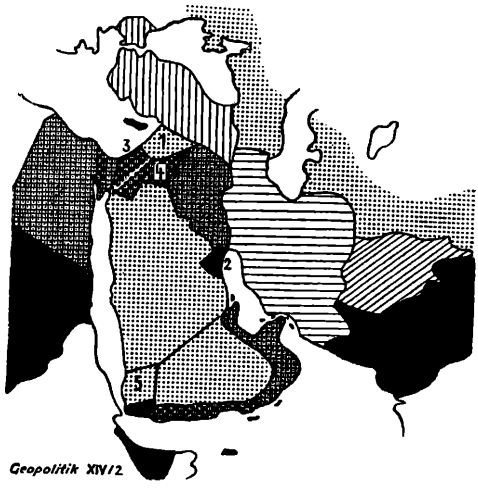
den Besitz vorläufig zu halten, ist die schlechte Erdöllage Frankreichs und die Schwierigkeit einen geeigneten Nachfolger zu finden. Gegen eine Überlassung an Italien spricht die Gefahr einer weiteren Stärkung seiner Mittelmeerstellung und die Aussichtslosigkeit, eine entsprechende Gegenleistung zu erhalten. Außerdem würde aber England ein solches Vorgehen im Augenblick als eine ausgesprochen unfreundliche Handlung empfinden. So bleibt Frankreich zunächst nichts anderes übrig als halb freiwillig, halb unfreiwillig diese „Machtstellung" zu halten.

Dieses Eindringen der europäischen Mächte in den Vorderen Orient ist, abgesehen davon, daß die Europäer von jeher in diesen Ländern als Fremdlinge empfunden wurden, zu einem starken Anstoß nationalen Erwachens geworden. Dazu kam noch die englische Propaganda während des Weltkrieges, die die nationalen Leidenschaften gegen die Türkei und die Mittelmächte mobil zu machen suchte, eine Tat, die England heute vielleicht bereut.

Zuerst regte sich der Widerstandswille in Ägypten, als die Engländer 1882 das Land besetzten. Er sei seitdem niemals völlig geschwunden, und zeitweise sehr heftig gewesen. Seit 1914 erfaßte er das ganze Volk, so daß heute England die größten Schwierigkeiten hat, seine Herrschaft zu behaupten. Im Innern Arabiens gewann seit Beginn des Weltkrieges die Sekte der fremdenfeindlichen Wachabiten unter Ibn Saud die Führung einer national arabischen Bewegung. Ibn Saud einte allmählich den größten Teil der Wüstenstämme, brachte El Hasa, Schammar und Dschuba in seine Gewalt. In Westarabien und dem Norden wurde Faisal, der Sohn des Königs Hussein von Hedschas der nationale Führer. Als Zugeständnis an die von ihm mit englischer Hilfe entfachte panarabischen Bewegung wurden die arabischen Schutzstaaten des Nordens geschaffen. Faisal wurde zunächst König von Syrien, dann auf französisches Drängen hin König von Irak, während sein Vater Hedschas und Asir an Ibn Saud verlor. Ebenso ging mit dem Ende des Weltkrieges ein nationales Erwachen durch das fast erlöschende Volk der Türken. Unter der Führung von Mustafa Kemal Pascha wehrte es die Angriffe der Griechen und Italiener ab, und schuf einen durch die Griechenaussiedlung und Armenierauswanderung ziemlich reinen Nationalstaat. Von der Türkei sprang endlich die Welle nationalen Erwachens auf Afghanistan über, wo die Reform Aman Ullah Chans zwar bald eine Reaktion und den Sturz des Fürsten herbeiführte, aber das nationale Erwachen des Volkes seinen Fortgang nahm. Der letzte der großen Eingeborenenstaaten, der zur nationalen Selbstbesinnung kam, war Persien. Sein Führer war der aus kleinsten Verhältnissen aufgestiegene Kosakenoffizier Resa Chan, der die russische und englische Bevormundung des Landes beseitigte und 1926 als Resa Schach Pahlewi den Thron bestieg.

Erfolgte die nationale Selbstbesinnung dieser großen Völker auf der Grundlage eines alten Volks- und Heimatbewußtseins, so wurde die der Völker Syriens und Mesopotamiens wesentlich vom Kultur- und Rassebewußtsein der panarabischen Be-

wegung getragen, das vor allem auch die religiösen Spaltungen in Syrien wirkungsvoll überwand. So beginnt in dem neugegründeten Königreiche Irak mit seinen Türken, Kurden, Armeniern und Arabern, den Oasen- und Städtebewohnern, Wüsten- und Gebirgsnomaden, Händlern und Ackerbauern erst langsam ein Staats- und Volksbewußtsein zu entstehen. Dabei leiht Ägypten auf panarabischer und panislamitischer Gefühlsgrundlage wesentliche Hilfe, indem es seine akademische Jugend in Scharen für den Aufbau und Ausbau des Staatswesens zur Verfügung stellt. Noch geringer ist die innerstaatliche Festigung Syriens und Transjordaniens. Ihre Bewohner wünschen am stärksten den Anschluß an die größeren arabischen Reiche Irak oder Nedschd, allerdings sehr gegen den Willen der europäischen Schutzmächte. Palästina stellt einen jüdisch-arabischen Mischstaat dar mit einer Zweidrittelmehrheit der Araber, die ebenfalls den Anschluß an einen der arabischen Nachbarstaaten anstreben.



Karte 5: Der Vordere Orient 1936

Englisches Gebiet
Englischer Einfluß
Arabische Staaten und Rußland
Nicht-arabische Staaten

1 Syrien
2 El Kuweit
3 Palästina
4 Transjordanien
5 Yemen

Fassen wir zusammen, so sehen wir, daß die Bezeichnung Vorderer Orient seit Jahrtausenden die Vorstellung einer Einheit der erfaßten Länder hervorruft, die in diesem Maße und dieser Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Bei ruhiger Abschätzung müssen wir sagen, daß die in ihm als geographische Raumeinheit angelegten einigenden und trennenden Kräfte sich die Waage halten. Infolgedessen liegt die Entscheidung über die letzte geopolitische Raumgestaltung bei der inneren Kraft der Völker, die jene sich zunutze machen, diese überwinden müssen. Dazu war noch keines bis heute in vollem Maße imstande, vor allem gelang die restlose Überwindung der Verkehrschwierigkeiten niemals, und ebenso macht sich immer wieder das Fehlen eines großen Zentralraumes bemerkbar.

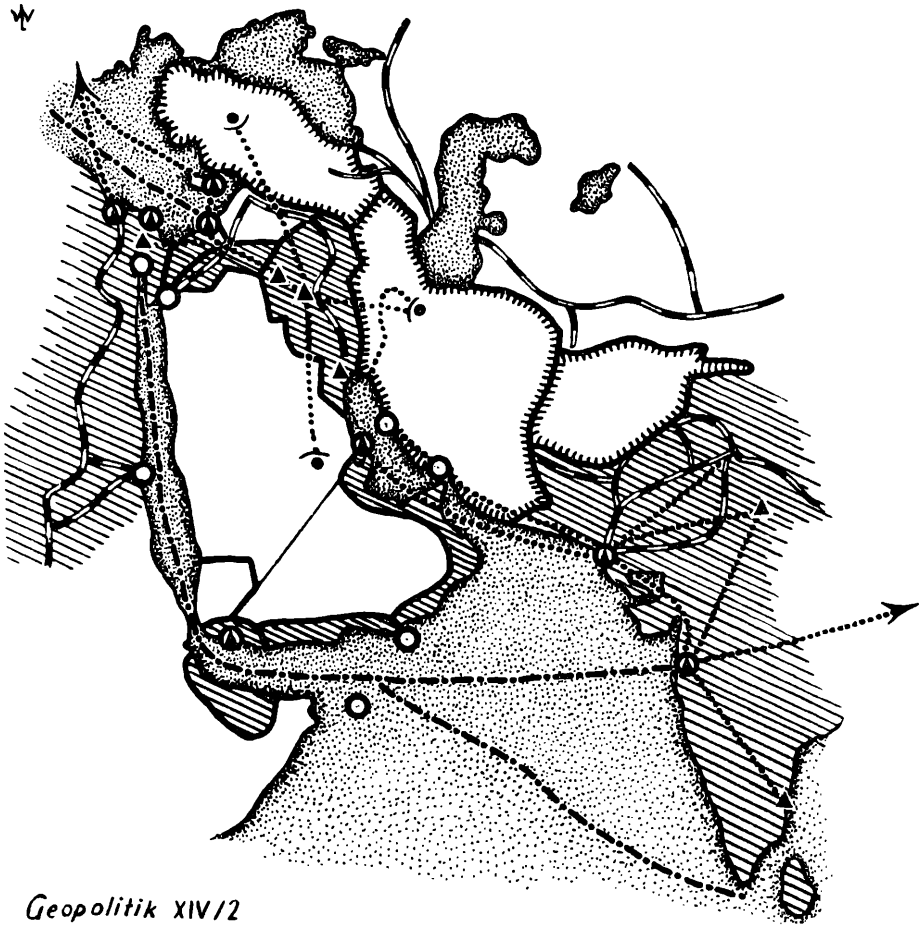
Dieser verhältnismäßigen Ausgeglichenheit der inneren geopolitischen Kräfte entspricht die der äußeren. Die geopolitischen Einflüsse des mittelmeerischen, osteuropäischen, westasiatischen, indischen und afrikanischen Raumes, sowie des indoafrikanischen Meeres durchdringen den Vorderen Orient und halten sich gegenseitig im Gleichgewichte. Ihr Auftrag erstreckt sich nie weiter als bis zur Erreichung

und Angliederung der jeweils äußeren Meere und Grenzlandschaften, die aber für den Orient selbst Mittelmeere und Mittellandschaften sind. So kann er seine Eigenart als Mittel- und Mittlerraum im geopolitischen Sinne nur schwer im Widerstreit der Kräfte zur Geltung bringen.

Aus der Erkenntnis aller dieser Schwierigkeiten heraus beginnt die Gegenwart die Lösung des Problems der politischen Einheit des Vorderen Orientes auf der Grundlage der föderativen Einigung aller Staatsbildungen der Großlandschaften zu suchen. Dabei ist es noch nicht klar, ob es sich um eine Vor-, Teil- oder Dauerlösung handelt und die neuen Grundlagen tragfähig genug sein werden. Deshalb ist der Hinweis darauf, daß ähnliche Unternehmen der Kalifen und Seldschuken schnell mißglückt sind, durchaus berechtigt.

Die augenblicklich im Vorderen Orient machtpolitisch am stärksten wirksame Kraft ist der Gedanke des englischen Weltreiches. Für England ist der Vordere Orient ebenso Vorland seines Indiameerreiches wie Teil desselben und der englischen Mittelmeerherrschaft. Durch ihn gehen die beiden wichtigsten Verbindungen zwischen England und Indien, in ihm berühren sich seine afrikanischen, asiatischen und europäischen Besitzgruppen. Infolgedessen hat England diesen Raum in den letzten 60 Jahren ganz unzweideutig unter seine Herrschaft gebracht. Englische Festungen, Kriegshäfen, Truppen, Fliegergeschwader, Verkehrswege, Schutzherrschaften, Verträge und Hilfsgelderzusicherungen legen sich wie ein Netz um und über diesen Raum, der nur ihm gehören darf. Schont es dabei auch die nationalen Empfindlichkeiten des Reiches Nedschd, der Türkei und Irans, so umringen doch das erste seine militärischen Stützpunkte, wird die zweite vom Mittelmeere aus durch die Dardanellen- und Italienpolitik und die ungeschickte und unzuverlässige Politik Frankreichs in das englische Machtsystem einbezogen, wird Iran durch die englischen Stützpunkte im Irak, Persischen Golf und Beludschistan und die Furcht vor Rußland in Gefolgschaft gehalten.

Die zweite, heute vielleicht über ihre tatsächliche Bedeutung hinaus beachtete, auf die Einheit des Vorderen Orientes hinzielende Macht ist das Bedürfnis der jungen Nationen nach gegenseitiger Anlehnung. Es entstand aus dem Versuche, sich aus der russischen und englischen Abhängigkeit zu befreien und doch eine friedliche Zeit nationalen Aufbaues zu sichern. Diese Wünsche haben zunächst in dem Freundschaftsvertrage zwischen der Türkei und Afghanistan Gestalt gewonnen. Er fand seine Ergänzung in einer gleichlautenden Vereinbarung zwischen Iran und Afghanistan. Der gemeinsame Gegensatz von Iran und der Türkei zu den an ihren Grenzen lebenden Armeniern und Kurden führte zur Bereinigung von Grenzfragen, gemeinsamer Bekämpfung der Aufständischen durch Schließung der Grenzen und schließlich ebenfalls zu einem Freundschaftsvertrage. Ähnliche Grenzbereinigungen mit darauffolgenden Vertragsabschlüssen haben auch zwischen Irak und Iran stattgefunden. Endlich blieb das Viererpaktsystem der nördlichen Mächte nicht ohne



Karte 6: Die Umklammerung Großarabiens durch englische Stützpunkte, Verkehrswege und Einflußgebiete

Lufthäfen
Flottenstützpunkte
Schiffahrtsstraßen
Luftwege
Länder des Orientblocks
Englisches Gebiet und englischer Einfluß

Rückwirkungen auf den Süden. Die lange wegen dynastischer Gegensätze und Grenzstreitigkeiten verfeindeten Reiche Irak und Nedschd haben das strittige Gebiet als neutral erklärt und 1930/31 einen Freundschaftsvertrag geschlossen. Ein 1935/36 geschlossener Vertrag geht weit darüber hinaus. Er bringt große Zollerleichterungen, verbessert die Verkehrsbeziehungen, sieht eine Angleichung der Heeresbewaff-

nung vor und plant gemeinsame diplomatische Vertretungen. Diesem Vertrage ist auch der kürzlich noch im Kriege mit dem Nedschd befindliche Yemen beigetreten.

Die beiden durch die Türkei und den Nedschd bestimmten Bündnissysteme werden durch die zwischen Ägypten und Nedschd, Ägypten und der Türkei geplanten Freundschaftsverträge sowie den Irak einander genähert. Über die künftige Stellung der syrischen Mandatsländer und des in voraussichtlich 3 Jahren freien „Syrien und Libanon" dazu kann über die bereits erwähnten Anschlußwünsche hinaus wenig gesagt werden. Jedenfalls sehen wir aber überall ein fortschreitendes Bemühen um die Beilegung alter Streitigkeiten und Gegnerschaften zugunsten einer entschlossenen und gemeinsamen Förderung der großen völkischen Interessen.

In den weitgehenden Freundschaftsverträgen der Staaten der südlichen Mächtegruppe tritt uns die dritte der einigenden Kräfte, die panarabische Bewegung entgegen. Nach dem Weltkriege, als England die arabischen Wünsche enttäuschte und die nordarabischen Schutzstaaten schuf, schien die Führung ganz unzweifelhaft von Faisal auf Ibn Saud überzugehen, der in raschen, glücklichen Kriegen ganz Inner- und Westarabien einte. Dann trat Faisal durch die irakische Vertragspolitik in den Vordergrund, die sich heute Ibn Saud, der offenbar die Möglichkeiten einer Gewaltpolitik erschöpft sieht, seinerseits zu eigen macht und damit die Führung wiedergewinnt. Ob die endgültige Einigung der arabischen Welt einmal vom Irak, dem durch die palästinensischen und syrischen Aufstände besonders aktivierten Großsyrien oder Nedschd ausgehen wird, kann heute noch nicht gesagt werden. Immerhin steht England ihr in keinem Falle feindlich gegenüber, sofern sie eine Art Gegengewicht zu dem türkisch geführten losen Nordbunde bildet und unter seinem Schutze erfolgt. Die Eingliederung eines solchen arabischen Reiches in das Weltreich läge durchaus im Bereiche der Möglichkeiten. Dagegen machen die eigenartige geopolitische Lage Ägyptens, sein Bündnis mit England, das englisch-ägyptische Kondominium im Sudan und die englische Patenschaft des arabischen Reiches den von manchen erwarteten Anschluß des Nillandes wenig wahrscheinlich.

Aus der deutlichen Abzeichnung eines Nord- und Südbundes, dem Eintreten christlicher Bevölkerungsteile Syriens für ein panarabisches Reich, der Übergehung des sunnitisch-schiitischen Gegensatzes im Verhältnis Irans zu den Verbündeten und der in allen diesen Staaten nach türkischem Vorbilde erfolgreich fortschreitenden Ausschaltung der Vertreter des Islams aus dem politischen Leben, ergibt sich gleichzeitig, daß diese noch vor einigen Jahren als bedeutsam für die Einigung des Orientes erachtete Geistesmacht vor der Wirklichkeit völkischer Besinnung und politischer Macht gegenstandslos geworden ist, wenn sie auch als Stimmungsmoment bei all diesen Zusammenhängen nicht unterschätzt werden darf.

Diese Lage der Dinge kommt deutlich in der Politik Englands zum Ausdruck. England weiß, daß nicht so sehr die einigenden Kräfte im Vorderen Orient als das nationale Erwachen der Völker seine Herrschaft gefährdet. Es weiß aber auch, daß

in diesem nationalen Erwachen selbst die Mittel zur Sicherung seiner Ansprüche gefunden werden können. So fördert England die Bestrebungen der einzelnen Völker in der Hoffnung, dadurch die völkischen Gegensätze zu verschärfen, und gestattet aus dem gleichen Grunde das Eindringen fremder europäischer Mächte in den Norden, aber nicht in den Süden. Hier will es seine Alleinherrschaft unter allen Umständen sichern und die panarabische Bewegung unter seiner Leitung behalten. Es begünstigt das nationale Erwachen nicht nur, weil es die Trennung zwischen Nord- und Südbund schärfer werden läßt, sondern weil dadurch auch Staaten wie Ägypten und Oman, die ihre Selbständigkeit wahren wollen, näher an England herangetrieben werden. Im Zuge dieser nationalen Trennungspolitik lag die Gründung des nationalen jüdischen Staates in Palästina. Darum läßt schließlich England auch der Türkei diplomatische Rückenstärkung gegen Frankreich angedeihen, die im Hinblick auf die geopolitische und völkische Bedeutung des Sandschaks von Alexandrette diesen von Syrien abtrennen möchte, ehe ein Großarabien entstanden ist. Solange es aber England gelingt, die trennenden Kräfte des Vorderen Orientes in den Eingeborenenstaaten, die zusammenfassenden in seinen Verkehrslinien, Befestigungen und Häfen lebendig werden zu lassen, sichert es seine Macht und Herrschaft über den Vorderen Orient. Damit sind auch heute die Aussichten gering, daß er so bald die geopolitische Einheit gewinne, deren Erkenntnis und Verwirklichung zum ältesten politischen Wissen und Wollen der Menschheit gehört.

Reiner Olzscha:

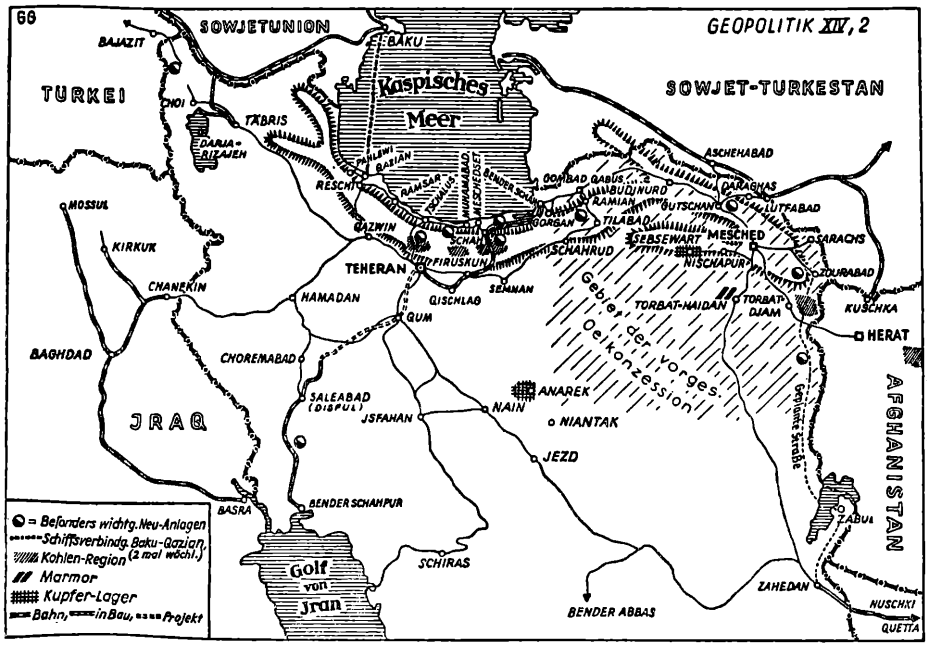
Zur Wirtschaftsentwicklung Irans

I. Straßen- und Verkehrswirtschaft

Der Bau von Straßen ist im heutigen Iran eine der vom Schah am energischsten geförderten öffentlichen Arbeiten. Die von allen größeren Städten ausgehenden Verkehrswege werden besonders im Norden immer weiter verbessert und ständig unterhalten, wobei die rastlosen Kontrollfahrten Seiner Majestät ständig den Fortgang der Arbeiten gewährleisten. Da die Entfernungen der einzelnen Punkte recht beträchtlich sind, ist der somit zu erzielende Zeitgewinn bei einer Reise ein großer. Noch vor wenig mehr als einem Jahrzehnt gehörte die Fahrt von Teheran nach Mesched in Chorassan nicht nur zu den beschwerlichsten, sondern war auch keinesfalls von unliebsamen Zwischenfällen frei. Heute wird die knapp 1000 km lange Strecke täglich von modernen Lastwagen und Automobilen befahren, in denen man einen Sitz für etwa 35 RM. erhalten kann. Gerade in letzter Zeit erfolgte eine gründliche Korrektur des bis dahin der alten Karawanenstraße entlang laufenden Weges, und kilometerlang zieht er sich jetzt als unendlich erscheinendes Band von West nach Ost durch die Wüstenlandschaft, nur etwa zehnmal von größeren Ort-

schaften und Oasen unterbrochen. Sogar Warnungsschilder an gefährlichen Gebirgskurven sind angebracht, und Arbeiterzelte und Schotterhaufen zu beiden Seiten lassen die ständige Ausbesserung erkennen. In ähnlicher Weise wird systematisch ein Netz über Nordiran gezogen, das in den Grundzügen festliegt und immer weiter der Vollendung entgegenschreitet. Das bisher die Provinzen Gilan und Mazenderan vom übrigen Reich abscheidende Gebirge des Elburs wird heute — außer durch die neue transiranische Eisenbahn — an verschiedenen Stellen durch breite, bequeme Straßen durchquert. Von Rescht, der Hauptstadt der Provinz Gilan, laufen zwei Straßen nach Teheran; eine ältere, von den Russen angelegte über Qaswin, und eine unlängst mit 7 Millionen Toman Baukosten fertiggestellte, die von der das Kaspigestade entlang laufenden bei Chalus abzweigt und hoch über die meist schneebedeckte Paßhöhe in kühnen Kurven hinwegläuft. Weiter östlich ist eine weitere wichtige Straße im Bau, die in Verbindung mit der westlich dazwischen liegenden Bahn und ihrer Straßenparallele besonders für Chorassan und das Gebiet um Gorgan Bedeutung erlangen kann. Sie geht von dieser Stadt — dem früheren Astarabad — in östlicher Richtung bis Ramian, biegt nach Süden ab und erreicht im Bogen das auf der Teheran-Mescheder Verbindungslinie gelegene Schahrud. Dabei ist das Stück Gorgan—Ramian bereits im Oberbau fertig, Ramian—Tilabad außer dem schwierigen Endstück im Bau, und Tilabad—Schahrud bereits provisorisch durchgängig. Leider stockten durch unmäßige Unterbietung des von dem Regierungssachverständigen ausgearbeiteten Kostenanschlages durch den Unternehmer, der natürlich in der Folge den Kontrakt nicht einhalten konnte, die Arbeiten längere Zeit. Die auf allen Karten etwas westlich von der genannten Trasse eingezeichnete Verbindung der Städte Gorgan und Schahrud existiert bis heute nicht, es sei denn damit ein schwieriger, nur während weniger Monate für Saumtiere passierbarer Pfad angedeutet. Chorassan selbst besitzt verschiedene Verbindungen, von denen die nach Teheran und nach Indien über Zahedan laufenden die besten sind. Da letztere für militärische Zwecke etwas zu weit von der unruhigen afghanischen Grenze entfernt ist, hat man eine näher an letztere gelegene strategische Parallele in Angriff genommen. Sie zweigt von der nach dem im sowjetrussisch-iranisch-afghanischen Grenzdreieck liegenden Sarachs laufenden Straße dritter Ordnung nach SO. ab, trifft auf Zourabad, eine wichtige Grenzgarnison, und soll von hier nach Sistan zu ausgebaut werden, wobei der bis nach Afghanistan reichende große Sumpf wahrscheinlich durchschritten wird, um den großen Bogen westlich um diesen bis nach Zabul — früher Nosretabad — zu vermeiden. Von Zourabad aus wird auch die östlich von Torbat—Djam liegende große Kohlenregion erschlossen werden, obgleich von Mesched aus über diese größte Garnison im südöstlichen Chorassan ebenfalls eine Verbindung dahin besteht. Alle diese, in unmittelbarer Nähe von Gebirgszügen laufenden Straßen leiden erheblich zur Zeit anhaltender Regengüsse, da das kahle Gestein der Berge den herabstürzenden

Wassermassen keinen Einhalt zu bieten vermag, so daß tiefe Rinnen in die Fahrbahn gerissen werden. Diese in gewissen Abständen außer den Kanatüberbrückungen die Straße unterbrechenden Unebenheiten machen sie für längere Fahrten etwas beschwerlich, ohne dem Frachtenverkehr im geringsten Abbruch zu tun. Im Gegenteil wird sich die Neuanlage von Verbindungen gerade für diesen immer notwendiger erweisen. Chorassan selbst enthält — vielleicht mehr als die übrigen Provinzen Irans — reiche Lager an Bodenschätzen, von denen bisher nur ein Bruchteil gehoben worden ist. Am bekanntesten ist wohl die Gewinnung von Türkisen in



Zur Wirtschafts- und Verkehrsgeographie Irans

der Nähe von Nischapur geworden. Leider werden in dieser Mine, die in der übrigen Welt nur noch eine kleinere Schwester bei Port Said besitzt, keine reinen, tiefblauen Steine mehr gefunden, so daß deren Preis heute bereits erheblich im Steigen ist. Neben diesem mehr des Interesses wegen erwähnten Vorkommen sind die mächtigen Kupferlager im Umkreis von Sebsewar am ältesten, das auch seinen Namen dem grünen Schimmer seiner Berge verdankt. Schon vor 40 Jahren waren dort die Engländer am Werk, und noch heute findet man mächtige Schlackenhalden und etwa 60 alte Schmelzöfen. Der Abbau ist von ihnen einmal wegen angeblich religiöser und anderer Schwierigkeiten mit der Bevölkerung, andererseits aber aus dem Grunde aufgegeben worden, weil man auf Wasser stieß. Während dies für die damalige Minentechnik ein schwer überwindbares Hindernis darstellte, sucht

man heute gerade in Wassernähe die reichsten Erze. Bei Sebsewar sind alle Bedingungen für die Wiederaufnahme des Bergbaues so günstig, Wasser, Transportwege, vermutlich auch Kohle sind vorhanden, daß es etwas verwunderlich erscheint, warum man gerade Anarek zum Kupferzentrum ausbaut, das mitten in der Wüste zwischen Jezd und Isfahan liegt. Sollten Kohlen nicht unmittelbar bei Sebsewar selbst zu finden sein, so könnte man sie bei Schahrud gewinnen, wie ja überhaupt Nordiran sehr reich an Kohlenvorkommen ist. Im Elburs hat man an verschiedenen Stellen, wenn auch bisher in recht primitivem Tagebau, gefördert. Das bekannteste, heute verstärkt abgebaute Kohlenvorkommen in der Nähe von Teheran ist das 60 km davon liegende Schemschek; leider backt die Kohle stark und ist schlecht für die wachsenden industriellen Bedürfnisse Teherans (Zementfabrik) zu gebrauchen, während die Kohle bei Sirab bessere Eigenschaften aufweist, allerdings wenig Stückkohle liefert und kein starkes Flöz besitzt. Recht gute Kohle wurde neuerdings im Südosten Chorassans gefunden, wo die Verwaltung des Minendepartments dem deutschen Ingenieur Spieß untersteht. Er hat eine intensive Ausbeutung bei Torbat—Djam in Angriff nehmen lassen, die bei Vermehrung der Transportmittel leicht jede gewünschte Menge zu liefern imstande ist. Auch auf der Strecke nach Sarachs zu liegt gute Kohle. Die dünne Besiedlung des Gebietes, der starke Salzgehalt des Wassers und die Nähe der etwas unruhigen Grenzgebiete lassen jedoch zunächst nicht an den Abbau denken, zumal die Vorkommen bei Torbat—Djam für lange Zeit ausreichend sind, und die günstigen Verbindungen eine schnelle Belieferung Chorassans und vor allem Mescheds gestatten.

Von Mesched aus in nördlicher Richtung läuft die sorgsam vor fremden Augen behütete militärisch wichtige Straße über Kutschan, Budjnur, Gonbad Qabus nach Gorgan. Sie ist der Nähe der sowjetrussischen Grenze wegen mit militärischen Posten besetzt, aber in ihrem nördlichen Steppenbogen nicht besonders ausgebaut, während von Mesched bis Budjnur sogar eine tägliche Autobusverbindung besteht. Über Kutschan hat Chorassan Anschluß an die sowjetrussische Transkaspibahn, da von dem genannten Ort eine Verbindung nach Badjgiran und Aschabad und eine neue, sehr gut angelegte nach Lutfabad besteht. Jene reichen Baumwoll- und Opiumländereien haben seit langem ausschließlich Export nach der Sowjetunion, da bisher kein rentabler Transport nach einer anderen Seite hin möglich schien. In Zukunft wird diese Abhängigkeit Chorassans durch den Ausbau des nördlichen Weges über Gorgan nach Bender Schah und der von Schahrud ebendahin führenden neuen Linie zum mindesten theoretisch abgeholfen werden, da die neue transiranische Eisenbahn und später der Transit durch die Türkei andere Ausfuhrmöglichkeiten freihalten. Es sei erwähnt, daß auch jetzt schon Versuche unternommen wurden, die Ausfuhr von Wolle und Baumwolle aus Chorassan beispielsweise nach Deutschland zu lenken, da sich Hamburg als äußerst günstiger und aufnahmewilliger Markt erwies. Kurz vor Inkrafttreten des neuen Wollhandelmonopols

im Iran gelangte zum Beispiel Wolle für 14 Toman in Hamburg zum Verkauf, während die Russen nur 9,5 Toman boten. Sie hatten überhaupt im letzten Jahre wegen angeblicher Krankheiten der Schafe keine größeren Käufe getätigt, um die Preise zu drücken, wahrscheinlich, um Zeit bis zum Inkrafttreten der billigen Monopolpreise zu gewinnen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn sie aus Rache für die ihnen entgangene Ware dem erwähnten Transport nach Hamburg den Transit verweigerten, so daß nur der verteuernde Transport über die Südhäfen übrigblieb. Schon im Dezember 1934 war anläßlich der Tausendjahrfeier zu Ehren des Nationaldichters Firdowsi Seine Majestät persönlich in Chorassan, wo man ihm manches vorgetragen haben wird, und auch der in diesem Herbst wieder stattfindende Besuch verdeutlicht die dieser Provinz an allerhöchster Stelle zugemessene Bedeutung. Es ist besonders seit jener Zeit, daß verschiedene Abkommen, besonders mit der Sowjetunion, eine geregeltere Abfuhr aus jenem Gebiet sichern. Sein großer Viehreichtum geht auch heute ausschließlich nach dorthin. Der Mangel an genügenden Weideplätzen für die Rinderherden insbesondere hat zum Abschluß eines Arrangements geführt, demzufolge die sowjet-turkestanischen Weiden für die Dauer von 3 Monaten von den iranischen Herden und ihren Hirten benutzt werden können, wofür eine Abgabe von 2 Stück vom Hundert zu leisten ist. Neuerdings plant man aber auch, durch Verbesserung der Bewässerungsverhältnisse größere Weideplätze in der iranischen Turkmenensteppe zwischen Gorgan und Gonbad Qabus vor allem zu schaffen. Wo wie hier Flüsse mit ausreichender Wasserführung im Verlaufe des ganzen Jahres vorhanden sind, kann eine Regulierung leichter bewerkstelligt werden als in Landschaften wie gerade Chorassan, die besonders auf das alte Kanatsystem angewiesen sind. Diese Kanate, die Grundlage der ganzen turanischen und iranischen alten Baumwollwirtschaft, sind eine Art unterirdischer Kanäle, die ihren Ursprung von einer Grundwasserstelle im Gebirge zu nehmen pflegen. Die Neuanlage eines solchen Wasserlaufes ist ziemlich kostspielig und stellt sich auf etwa 1 Toman pro 3 Meter, eine für iranische Verhältnisse recht große Summe, zumal nur kilometerlange Strecken in Frage kommen. Immerhin wird staatlicherseits bereits an die Bereitstellung von finanziellen Hilfsmitteln an die einzelnen Grundbesitzer gedacht, um vor allem die Anbaufläche für Baumwolle zu erhöhen, die jährlich um 10% steigen soll, da bis jetzt wegen Wassermangels fast ein Drittel des Kulturlandes unbebaut blieb. Dem Einzelbauern kann keine eigene Initiative in dieser Hinsicht zugemutet werden, da in Chorassan eine ausgesprochene Feudalwirtschaft vorhanden ist, wobei der Grundherr gegen Stellung von Saatgut, Gerätschaften und Lebensunterhalt meist zwei Drittel des Ernteertrages für sich beansprucht. Neben Mazenderan ist besonders in Chorassan die Baumwollkultur zu Hause, wobei die Landschaften um Sebsewar, Nischapur, Daraghas, Mesched, Torbat—Haidari die wichtigsten Zentren sind. Ganz Chorassan liefert jährlich etwa 60 000 Ballen, von denen über zwei Drittel allein auf die

beiden erstgenannten Distrikte entfallen. Die dort gewonnene Baumwolle wird immer besser, seitdem man darangegangen ist, die Aussaat der einheimischen Sorten durch amerikanische und ägyptische zu ersetzen. Da der Baumwollverbrauch an Ort und Stelle noch verschwindend ist, und die anderen Plätze im Iran meist eigene Kulturen besitzen, ist Chorassan auf den Export angewiesen, der, wie erwähnt, völlig nach Sowjetrußland gerichtet ist. Durch Verträge ist es aber gelungen, für den niedrigen Einkaufspreis der Sowjets entsprechende Gegenleistungen in Gestalt von Zuckerlieferungen, Streichhölzern, Zement und anderem zu erlangen. Solange die Räteunion in dieser Hinsicht ein vorteilhaftes Geschäft zu bieten vermag, wird sich an der aufgezeichneten Sachlage nicht viel ändern. Deshalb hat man auch das zehnprozentige Mehrgebot der Italiener für die Baumwollernte von 1935 nicht angenommen oder vielmehr nicht annehmen können, da der entsprechende Liefervertrag mit der Sowjetunion in Verbindung mit dem letzten großen Handelsvertrag vom September vorvergangenen Jahres bereits unterschrieben war. Man beginnt allerdings im ganzen Lande doch allmählich an die eigene Verwendung der Baumwolle zur Deckung des einheimischen Stoffbedarfs zu denken und hat verschiedene, mit den modernsten Aggregaten aus Deutschland und England ausgestattete Fabriken errichtet, deren größte die kaiserliche Spinnerei in Schahi, sowie die von Semnan, Qazwin und Isfahan sind; in Mesched ist durch die deutsche Firma Hochtief eine weitere im Bau, deren Elektrizitätsanlage (AEG.) übrigens gleichzeitig für die Zentralversorgung der Stadt dienen soll, während bisher unzählige kleine Privaterzeuger auf unrationelle und unzuverlässige Art die verschiedenen Bezirke mit Strom belieferten. Von den bisher hergestellten Tuchen genießt das von Isfahan einen guten Ruf, obgleich es noch nicht recht fest genug gewebt ist; sonst werden besonders indische, tschechische, russische und die besseren, aber auch teueren, englischen Stoffe eingeführt. Im allgemeinen soll in den iranischen Fabriken zunächst der Bedarf für das Heer und die einfachere Bevölkerung gedeckt werden.

Im Baumwollhandel ist in letzter Zeit eine einschneidende Neuerung, zunächst nur für Chorassan, eingeführt worden. Durch Gesetz vom 21. März 1936 ist der gesamte Handel mit Baumwolle verstaatlicht und monopolisiert worden. Demzufolge wird den über 30 in Chorassan befindlichen Baumwollreinigungsfabriken und Spinnereien nahegelegt, sich zu einer Aktiengesellschaft „DJIN" zusammenzuschließen. Jede bestehende Fabrik wird taxiert und erhält diesem Wert entsprechende Aktienanteile. Tritt sie dieser zu gründenden Aktiengesellschaft nicht bei, so erhält sie von der staatlichen Monopolgesellschaft keine Aufträge, wäre also zum Stillstand gezwungen, falls sie nicht eigenes Kulturland in genügendem Umfang besitzt, das die Rentabilität des Betriebes gewährleistet. Das ist aber wohl nirgends der Fall. Diese zunächst nur für Chorassan gedachte Regelung soll erstens dem Zwischenhandel ein Ende bereiten, und zweitens die Qualität des Endproduktes heben, da die Zwischenhändler meist die verschiedenerorts zusammengekauften

Sorten vermischten. Ab jetzt soll scharf nach den einzelnen Sorten und Reinheitsgraden geschieden werden und somit Preis und Güte verbessert werden. Die in den Reinigungsfabriken vom Kern getrennte Faser geht wieder an die Monopolgesellschaft zurück, die zu etwa 75% staatlich sein dürfte, und wird von ihr exportiert. Es sei erwähnt, daß auch für den Wollhandel seit März dieses Jahres ein entsprechendes Monopol geschaffen worden ist, wobei allerdings die Ausfuhr nicht allein nach der Sowjetunion allein geht; die letzten großen Abschlüsse mit dem Deutschen Reich zeigen die andere mögliche Richtung an.

Seit langem besteht für die dritte wichtige Kultur Irans — das Opium — ein Staatsmonopol, das besonders wieder aus Chorassan seine Haupteinkünfte bezieht. Obwohl überall, außer im Norden Irans, Mohn gedeiht, fällt mit über 250 t mehr als die Hälfte der jährlichen Gesamterzeugung auf diese Provinz, wovon gegen 60 t allein an Ort und Stelle konsumiert werden. Diese erschreckend hohe Zahl wird allmählich verringert werden, da durch Aufklärung, besonders in der heranwachsenden Generation, der Opiumverbrauch bereits um 70% zurückgegangen sein soll. Das Rohmaterial wird in Benzinkanistern — die überhaupt im Iran ein universelles Transport- und Aufbewahrungsgerät darstellen — in eine Fabrik der Hauptfinanzverwaltung in Mesched angeliefert, dort sortiert, gewalkt, in Rollen gedreht, getrocknet und banderoliert, wonach das fertige etwa 10 cm lange Röllchen im Verkauf etwa eine Mark zu stehen kommt. Der Export geht von dem Sammelplatz Isfahan vor allem nach China und Japan, doch werden schätzungsweise noch 15% der Chorassaner Ernte allein nach Indien und Sowjetrußland geschmuggelt. Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, daß die Anbaufläche für Mohn nicht gesetzlich kontigentiert, sondern dem Belieben des Bauern anheimgestellt ist. Man will anscheinend nicht sobald auf dieses einbringliche Exportgeschäft verzichten.

Der Reichtum Chorassans, der aus dem vorhergehenden bereits offensichtlich wurde und es zu einem bedeutenden Überschußgebiet für das Staatsbudget macht, veranlaßt die kaiserliche Regierung natürlich, dieser Provinz in ihren Reformplänen besondere Sorgfalt zu widmen. Neben den geschilderten Straßenbauten hegt man umfassende Neubaupläne. Der staatlichen „Société générale de construction en Iran" wurden für Chorassan allein 5 Millionen Toman für Neubauten und städtische Anlagen zur Verfügung gestellt, die natürlich seiner Hauptstadt in erster Linie zugute kommen werden. Nachdem Mesched in den letzten zehn Jahren bereits grundlegend verändert worden ist und neuerdings sogar an die Asphaltierung der Hauptstraßen gegangen wird, sollen die zu errichtenden Eisenbetonbauten vor allem neuzeitliche Wohnstätten schaffen. Diese Baumonopolgesellschaft ist übrigens rein iranisch im Gegensatz zu den modernen Fabrikanlagen, die, wie im übrigen Land, auch in Chorassan meist ausländischen Firmen übertragen wurden. Nachdem Skoda, das in Iran stark Fuß gefaßt hat, bereits fünf Zuckerfabriken in Täbris, Schahi,

Schahabad, Veramin und Merw-Dascht (bei Isfahan) gebaut hat, geht die sechste in Mesched ihrer Vollendung entgegen, zu deren Einweihung im September der Schah persönlich anwesend war. Da noch mindestens 14 solcher Fabriken mit einer Kapazität von 3—400 t täglich bei drei bis viermonatlicher Arbeitszeit notwendig wären, um den Bedarf Irans zu decken, werden die Sowjetrussen noch lange Jahre hindurch ihren Zucker in großen Mengen absetzen können, den sie auf eigenen Schiffen auch nach den Südhäfen Bender Abbas, Buschir und Mohammereh bringen, abgesehen davon, daß vor allem der einheimische Stückzucker für den iranischen Teetrinker noch einige Unvollkommenheiten aufweist. Der Import des Tees, des Nationalgetränks im Osten, geschieht fast ausschließlich aus Indien, für Chorassan auf dem Landwege über Zahedan an der iranisch-belutschistanischen Grenze, das bis vor wenige Monate sogar Durchgangspunkt für zollfreie Teeeinfuhr für ganz Iran, später nur für Chorassan war. Heute ist diese Vergünstigung ganz in Wegfall gekommen. Befinden sich daher keine Teehändler bei Ankunft neuer Sendungen in Zahedan, so wird alles, ebenso wie die etwa aus Indien eingetroffenen anderen Waren, vor allem Stoffe, unter Zollverschluß nach Mesched transportiert.

Tee wird neuerdings übrigens in verstärktem Maße besonders in Mazenderan angebaut. Die Qualität von Lahidjan zählt dabei seit langem schon mit zu den besten und man hat eigens chinesische Experten zur Verbesserung der Anbau- und Verarbeitungsmethoden herbeigerufen. Im übrigen Mazenderan will man die Reisfelder zugunsten der Teeplantagen einschränken, was auf die Initiative Seiner Majestät selbst zurückzuführen ist, der doch praktisch alle Ländereien dort besitzt. Damit würde übrigens ein weiteres zur Sanierung der Gegend von der Malaria getan. Auch die Zunahme der Baumwollplantagen im östlichen Mazenderan hat diese erfreuliche Nebenwirkung. Die dort erzeugten Sorten sollen den ägyptischen in keiner Weise nachstehen und man setzt auf die Intensivierung der Mazenderaner Baumwollwirtschaft größte Hoffnungen, für die besonders in Mitteleuropa gute Absatzmöglichkeiten bestehen werden. Die großen Staatsländereien weisen natürlich einen besonderen Hochstand der Kulturen auf und die Einnahmen daraus werden in großzügiger Weise für die weitere Modernisierung der Provinz verwendet. Die buchstäblich aus dem Nichts aufgebauten Städte, wie Schahi, Sari, Bender Schah und große Teile fast aller anderen Ortschaften, besonders mit Hafenanlagen, wie Meschedser, Bender Gaz, Nouscher und andere geben davon beredte Kunde, so daß Mazenderan in wenigen Jahren nicht nur ein ganz verändertes Gesicht haben, sondern auch merkbar den Aufstieg der übrigen Wirtschaft Irans beeinflussen wird, woran selbstverständlich die neue transiranische Eisenbahn und das gut ausgebaute Verkehrsnetz einen großen Anteil haben werden. Es ist anzunehmen, daß die zur Zeit noch Sowjetrußland gehörenden Fischereigerechtsame am iranischen Kaspigestade, und die Gewinnung des Kawiars auch einmal direkt auf Iran übergehen, und die Beute von hier aus exportiert werden kann. Auch in anderer Hinsicht ver-

spricht Mazenderan eine Goldgrube zu werden. Die mächtigen Erdöllager, die sich vom ostkaukasischen Bakuer Gebiet durch Westiran, Irak hinunter zum Golf und den Bahreininseln erstrecken, ließen von Anfang an schon das Vorkommen von Petroleum auch am iranischen Kaspilitoral vermuten. Tatsächlich ist man verschiedentlich bei Brunnenaushebungen auf ölhaltiges Wasser gestoßen, ohne daß aber eine rentable Ausbeutung gelohnt hätte, wobei die Vorkommen bei Lahidjan und östlich von Ramsar am bekanntesten sind. Immerhin haben sich mancherorts die Anwohner diesen Umstand zunutze gemacht und ihre Petroleumlampen mit dem abgeschöpften Öl gefüllt. Neuerdings ist bei Muhammabad eine Ölquelle fündig geworden, die ausgiebig genug zu sein verspricht und bereits von deutschen Ingenieuren eingefaßt wird. Auch in der Gegend von Semnan, am Südhang des Elburs, sind Erdölfelder bekannt, deren Bearbeitung durch die nach jener Landschaft benannte Gesellschaft „Churian" begonnen wird. Ob man sie als Reserve betrachten und aufsparen wird, oder bald ausbeutet, ist nicht sicher; jedenfalls scheint aber die A. I. O. C. nichts mit dieser Gesellschaft zu tun zu haben, es sei denn, daß sie im Besitze einiger Aktienpakete ist[1]). Selbstverständlich reichen alle die erwähnten Petroleumvorkommen bei weitem nicht an die übrigen Lager Irans ,etwa die bei Kermanschah heran, wo vergleichsweise von 40 Bohrlöchern nur drei ausgebeutet werden sollen, weil angeblich die Transportschwierigkeiten eine größere Abfuhr nicht gestatten. Daß unter diesen Umständen überhaupt Sowjetpetrol und -benzin nach Iran importiert wird, hat verschiedene nicht uninteressante Gründe. Einerseits dient dies Petrol und Benzin als Kompensation für Warenlieferungen nach der Sowjetunion, wobei letztere auf der Abnahme ihrer Naphthaprodukte bestanden hat, obwohl keine Kontigente vereinbart sind, sondern jeweils in jeder Provinz der Import von einem Privatkaufmann auf eigene Rechnung getätigt wird, bei staatlicher Reglung von Zoll und Verdienstspanne. Ferner wird zugegeben, daß das russische Benzin besser und preiswerter sei, so daß die Luftwaffe dieses ausschließlich verwendet — im Gegensatz zu den iranischen Chauffeuren, die das angloiranische vorziehen, weil die Sowjetkanister nicht bis obenhin voll seien. Schließlich ist es die ewige Konkurrenz Rußlands und Englands auf dem iranischen Markt, die ersteres dazu treibt, auch sichtlich ohne Verdienst Petrol abzusetzen. Besonders deutlich wird diese Tatsache, wenn man an das Sowjetbenzin beispielsweise in Schiras denkt. Daß man es unter diesen Umständen nicht besonders eilig hat, in Iran an die Ausbeutung eigener Ölquellen zu gehen, ist also recht begreiflich. Immerhin wird Mazenderan nicht vergessen werden, wenn man in der Nutzbarmachung aller zur Verfügung stehender Möglichkeiten weiter schreitet.

Heute ist es vor allem noch die wilde Schönheit seiner Wälder, die versteckten,

1) Neuerdings wird an die Vergebung einer Konzession an amerikanische Gruppen gedacht, unter Bildung einer „Amerikanischen Oel Companie". Das Tätigkeitsfeld dieser Gesellschaft soll sich auf Chorassan und Ostmazenderan erstrecken.

selten betretenen Gebirgsdörfer hoch im Elburs, der Wildreichtum, die diese Provinz mehr und mehr zum Anziehungspunkt auch des Fremdenverkehrs machen, auf den man sich vor allem staatlicherseits einrichtet. In Ramsar, wo heiße Quellen seit langem zu Heilzwecken dienen, ist auf Geheiß und Kosten des Schah ein modernes Sanatorium und Kurhaus errichtet worden, das seine Pforten in diesem Herbst erstmalig öffnete. Die über 50 Räume sind mit gediegenstem europäischen Luxus ausgestattet, die Nähe des Strandes und die Nachbarschaft eines Prunkschlosses Seiner Majestät, für das die Marmorsäulen über 1000 Kilometer weit aus Torbat-Haidari in Südchorassan herbeigeholt worden sind, versprechen dem Etablissement regen Besuch aus allen Teilen Irans und des Auslandes. Heute nimmt zwar eine Reise nach Nordiran und Teheran aus Europa mindestens eine Woche in Anspruch; aber es ist anzunehmen, daß in nicht allzu langer Zeit wieder eine Flugverbindung rentabel sein dürfte und somit einem lang gehegten Wunsch vieler Reisender Rechnung getragen wird, die allmählich der unerträglichen Willkür und Unzuverlässigkeit des Inturist-Reisedienstes überdrüssig sind und den Weg durch die Sowjetunion begreiflicherweise scheuen. Die unlängst von Berlin nach Teheran eingetroffene große Junkersmaschine wird — hoffen wir es — nicht nur ein Gelegenheitsbesuch bleiben.

II. Die transiranische Eisenbahn

Die transiranische Eisenbahn vom Golf über Teheran bis zum Kaspimeer, eines der für die Entwicklung Irans bedeutsamsten Projekte, geht immer weiter der Vollendung entgegen; erst kürzlich wurde auf der Nordstrecke der Abschnitt von Schahi bis Firuzkuh dem Verkehr übergeben, während die Schienenlegung bereits bis Qischlag erfolgt ist, so daß man den Anschluß an Teheran im Frühjahr 1937 erreichen dürfte. Von dort aus wird man sofort nach Süden auf Qum zu weiterbauen und die Gesamtstrecke Mitte 1939 durchgängig machen. Die von beiden Endpunkten vorwärtsgetriebenen Arbeiten gehen mit bemerkenswerter Stetigkeit vorwärts und werden auch durch Naturkatastrophen nicht in nennenswertem Umfang aufgehalten. Die letzten großen Unwetterverheerungen im nördlichen Iran vermochten dem Bahnkörper nur einen in wenigen Tagen zu behebenden Schaden zuzufügen, ebenso ist die durch Erdstöße im Vorjahre verursachte Beschädigung des Baues im Verhältnis zum Gesamtunternehmen als geringfügig zu bezeichnen, obgleich die dort arbeitenden italienischen Firmen zeitlich zurückgeworfen wurden. Die von Bender Schahpur nach Teheran führende Südstrecke von 950 km bietet dabei, um das Doppelte länger als die von dort bis zum Kaspisee führende Nordstrecke, ähnliche große technische Schwierigkeiten wie letztere. Die Formationen des Elbrus im Norden sind, ähnlich wie die südlichen Cañons, recht jung, das Gebirge ist noch nicht zur Ruhe gekommen (woraus die häufigen tektonischen Erschütterungen erklärbar werden), so daß es erforderlich wurde, fast sämtliche Tunnel aus-

zumauern, was bei den großen Tunnelanlagen europäischer Bahnen selten der Fall ist. Weiterhin ist die Steigung bemerkenswert, die im Nordteil zwischen Polesefid und Gaduk 28 Promille beträgt, während sie im Süden durchschnittlich nur 15 Promille erreicht. Die Paßhöhe Gaduk selbst wird nicht frei überschritten, sondern in etwa 1900 m Höhe in einer Länge von knapp 3 km untertunnelt. Dieser schwierige Nordteil ist heute völlig fertiggestellt, und eine Fahrt mit dem bereits täglich in beiden Richtungen verkehrenden Zug vermittelt, falls das Wetter klar ist, großartige Panoramen, die die Strecke mit Recht in Parallele zur St. Gotthardbahn zu setzen erlauben.

Die Gesamtkosten der Bahn inkl. rollendem Material werden sich auf mindestens 2000 Mill. Rial belaufen. Diese Summe darf keinesfalls, wie es leider oft geschieht, unter dem liberalistischen Gesichtswinkel betrachtet werden, der bisher für alle Bahnbauprojekte im Vorkriegspersien maßgebend war. Die Bahn ist ideell eine Schöpfung von Riza Schah Pahlevi und weicht in fast allen Punkten von den bisherigen Entwürfen ab, die teils imperialistischen, teils rein kommerziellen Zielen fremder Kapitalien dienen sollten, ja ist ersteren geradezu entgegengesetzt, wie die Wahl der Endpunkte verrät. Bender Schah am Kaspischen Meer ist nach Urteil des Hafenexperten Dr. Lohmeier nicht nur der bestgeeignete, sondern gibt auch dem Import und Export der Nordprovinzen Irans eine andere Richtung, da bisher der Hafen Qazian Pahlewi im Anschluß an das russische Netz der wichtigste war. Bender Schah wird ferner einen erheblichen Teil der bisher nach dem Sowjethafen Krasnowodsk abgehenden Ladungen aufnehmen, besonders wenn die Verbindung nach Chorassan ausgebaut ist. Diese aufblühende Provinz im Nordosten des Reiches wird somit in Zukunft nicht mehr von der Monopolstellung der russischen Aschabader Transkaspistrecke abhängig sein und kann eine vollkommen selbständige Exportpolitik treiben. Der genannte Hafen, durch kleine Kabotage in Verbindung mit Pahlewi und einer künftigen Querlinie zum Schwarzen Meer, dürfte dem bisher allein bestehenden russischen Transitweg einen ebenbürtigen an die Seite stellen. Die Wahl des Südendpunktes ist im Hinblick auf die industrielle und handelspolitische Entwicklung und die wenig vorteilhaften Eigenschaften des Zollhafens Mohammerah die gegebene, wobei nicht zu vergessen ist, daß Bender Schahpur an der Spitze des Iranischen Golfs und nicht am Indischen Ozean liegt!

Über Nutzen und Zweck dieser Eisenbahn ist viel Unrichtiges behauptet worden. Es ist zutreffend, daß die Exponiertheit vieler Anlagen der Nordstrecke den militärisch-strategischen Wert stark verringert; da dies aber keinesfalls die Hauptaufgabe der Linie ist, darf man diesen Mangel nicht zu hoch veranschlagen. Ebensowenig scheint es richtig zu sein, daß die Gefährdung der Bahn durch Naturgewalten eine größere ist als bei den entsprechenden Linien in anderen Ländern. Man hat ferner oft gemeint, daß der Ausbau einer Autostraße wenigstens im Norden nicht so kostspielig und praktischer gewesen wäre. Es ist noch in Erinnerung, daß

Ford nach Fertigstellung der Bahntrassierung ein großzügiges Bauprojekt vorgeschlagen hat, das den Ausbau der heute neben der Eisenbahn hinlaufenden Straße zum Ziele hatte. Abgesehen davon, daß die Instand- und Offenhaltung einer Straße quer durch den Elbrus nicht unerhebliche Summen verschlingen würde, und überdies westlich davon eine ähnliche Straße neuerdings fertiggestellt worden ist, würde ihre Kapazität bei weitem nicht die einer Eisenbahn sein. Jedenfalls wird eine derartige Straße nicht dem Hauptzweck jener gerecht, den man in inner- und wirtschaftspolitischen Motiven sehen muß. Durch die 1300 km lange Strecke werden die Südwest- und Nordostecke des Reiches miteinander in Verbindung gebracht und somit die Verschmelzung bisher wenig miteinander in Beziehung stehender Provinzen mit eigenem Stammescharakter erleichtert. Für die Erschließung beispielsweise der Turkmenensteppe wird sie von größter Wichtigkeit sein, da die kaiserliche Regierung im Begriff ist, jene unsteten Stämme ansässig zu machen. Die schwarzen Filzzelte der Turkmenen sieht man nur noch vereinzelt; sie sind nur den nomadisierenden Hirten vorbehalten, während die übrige Bevölkerung zum Bau einfacher Häuser angehalten wird, die der Überschwemmungen wegen eine Art von Pfahlbauten darstellen. Selbst die über die Grenze aus Sowjetturkestan geflüchteten Kirgisen geben allmählich unter Anpassung an das wirtschaftliche Leben der übrigen Bevölkerung ihr Nomadenleben auf. Es ist wahrscheinlich, daß sich in wenigen Jahren auch die Turkmenensteppe nicht viel von den übrigen zivilisierten Gegenden Irans unterscheiden wird. Noch faßbarer und bereits in nächster Zukunft erkennbar wird der wirtschaftliche Nutzen und Erfolg der Linie sein. Die fruchtbare Provinz Mazenderan wird als erste davon profitieren, und Sachkenner sagen voraus, daß sie zur Speise- und Vorratskammer der mitteliranischen Gebiete bestimmt ist. Bereits heute ist eine große Zunahme der Felder festzustellen, und das nicht unter Kultur genommene Land vermindert sich mehr und mehr; die großzügigen Stadtbaupläne für Mazenderan und ihre rasche Verwirklichung verraten, ebenso wie die Abnahme der Malaria in der bisher als ungesund bekannten Gegend, den Einfluß der neuen Verkehrsader. Teheran, jene merkwürdige Großstadtbildung im über 1200 m hohen Wüstenplateau, muß bald zur Halbmillionenstadt anwachsen; Industrien, die bisher mangels Materials (Holz, Kohle, Stein) und von Transportwegen nicht entstehen konnten, werden, ebenso wie manches noch fehlende Handwerk, dort Fuß fassen. Obwohl das nordiranische Randgebirge reich an Kohlenlagern ist, war bisher der Abbau infolge der schwierigen Transportverhältnisse nur in primitivem Maßstab erfolgt; heute führt die Bahn stellenweise durch solche hindurch, und bei Sirab fördert man bereits in größerem Umfang. Die Bahn wird allerdings weniger Nutzen daraus ziehen können, da man von der Kohlenförderung abgekommen und zur Schwerölfeuerung (Mazut) übergegangen ist. Bereits heute, wo die Bahn nicht einmal bis Teheran durchgängig ist, erweist sich der Bedarf eines derartigen Verkehrsweges für die verschiedenen Wirtschaftskreise, und augenblicklich stehen nicht ein-

mal genügend Waggons zur Verfügung, um der Nachfrage gerecht zu werden. Den Aufgaben, vor die die eingleisige Linie gestellt wird, ist sie bei einer theoretischen Kapazität von täglich 12 Zugpaaren zu je 800 t in beiden Richtungen bei weitem gewachsen, und die Rentabilität des Betriebes ist für bestimmte Abschnitte gesichert. Freilich ist die Amortisation der hohen Baukosten nur zu einem Bruchteil zu erwarten, eine Tatsache, die von vornherein in Rechnung gestellt wurde; denn die Bahn war eine nationale Aufgabe und staatspolitische Notwendigkeit und unterliegt somit nicht diesem kaufmännischen Kriterium. Die Finanzierung des Bauprogramms wurde zunächst durch die Einkünfte aus dem Tee- und Zuckermonopol ermöglicht, zu denen später allerdings noch andere Fonds traten. Die Durchführung sämtlicher Arbeiten wurde 1927 im Norden zunächst einem deutschen Konsortium, im Süden der amerikanischen Firma Ulen übertragen, die beide ein Gesamtkonsortium unter deutscher Oberleitung bildeten. Nach Ablauf des ersten Kontraktes war man im Norden bis Schahi, im Süden bis Disful gekommen, und der Staat versuchte nun selber in eigener Regie, sodann unter Zuhilfenahme besonders schwedischer Ingenieure, die Arbeiten fortzusetzen. Erwartungsgemäß konnte aber ein bürokratischer Mechanismus einem so gewaltigen Programm nicht genügen, und man übertrug im Mai 1933 der dänisch-schwedischen Firma Kampsax als Consulting Engineer die Gesamtleitung des Unternehmens. Es soll hier nicht untersucht werden, welche Gründe gegen die Erneuerung des Kontraktes mit dem deutschen Syndikat vorlagen, sicher ist jedenfalls, daß es äußerst gewissenhafte und solide Arbeit leistete, und es muß sich erst noch erweisen, ob die Kosten seiner Nachfolger tatsächlich geringer sein werden. Die Firma Kampsax, der heute die ganze transiranische Linie untersteht, ist unter dem Namen „Nohab" durch die Herstellung eines großen Eisenbahnnetzes von 1000 km in der Türkei bekannt geworden. Sie hat, wie dort, auch im Iran nur die Oberkontrolle mit 10% Verdienst, während die einzelnen Lose der Strecke an verschiedene einheimische und fremdländische, darunter 4 italienische, je 2 französische, belgische, englische und einige andere Firmen vergeben wurden. Dabei ist die ursprünglich festgelegte deutsche Trasse in einzelnen wesentlichen Punkten verlassen worden; sollte die Bahn ursprünglich im Norden in einigen hundert Metern Höhe über der Talsohle laufen, so liegt sie heute meist in ihr, und an Stelle eines projektierten 5 km langen Tunnels hat man die Freiführung vorgezogen. Südlich von Teheran hat man die wichtigen dicht bevölkerten Gegenden um Choramabad, Budjird, Nehawend, Hamadan und evtl. Qazwin im Westen liegenlassen und die kürzere Verbindung gewählt, die dafür stellenweise durch Ödland führt.

Das Material wird auf dem Wege der Ausschreibung geliefert. Die Spezialmaschinen kommen größtenteils aus Schweden, desgleichen hat man zu den vier ersten Krupplokomotiven zehn weitere aus Schweden angekauft, und neuerdings in England vier extra starke Maschinen für die erwähnte steilste Steigung ab

Polesefid bestellt, wo man auch eine große Reparaturwerkstatt einrichtet. Die Personenwagen sind der klimatischen Verhältnisse wegen mit einer Spezialaußenverkleidung aus afrikanischem Holz versehen und deutscher Herkunft, ebenso ist der Firma Lincke-Hoffmann die Lieferung eines Salonwagens für Seine Majestät übertragen worden, während die beiden ersten aus Schweden stammenden dem Kronprinzen und dem Ministerrat zur Verfügung stehen werden. Das Schienenmaterial kommt aus der Sowjetunion, ebenso der Zement für die Nordstrecke, während im Süden vor allem japanische neben europäischen Schiffen Zement löschen. Bei dem hohen monatlichen Verbrauch von 10—12 000 t kann selbstverständlich die einheimische Produktion nur zu einem Bruchteil beitragen, vor allem beim Bau des Loses Bahnhof Teheran. Die gesamten Anlagen des Zentralbahnhofes im Osten der Stadt mit Zoll-, Güter- und Personenbahnhof, Remisen, Reparaturwerkstätten und Post nehmen ein Gelände von 3×4 qkm ein und haben umfangreiche Erdbewegungen erforderlich gemacht. Auch hier ist die Planung nach ausdrücklichen Angaben Seiner Majestät erfolgt, während der Firma „Sofitec" (Schweiz) die Ausführung übertragen worden ist. Der Ostflügel des in Eisenbeton aufgeführten Gebäudes enthält Räume für den Schah, von denen ein Sonderperron zu dem kaiserlichen Gleis führt. Hübsche Gartenanlagen, für die man im Iran außerordentlich viel Geschmack beweist, werden dem Ganzen im Verein mit der Nähe der Panoramen der benachbarten Bergriesen eine besondere Note verleihen. Die Bauzeit ist vertraglich auf 21 Monate schlüsselfertig festgelegt, und am 1. März dieses Jahres soll der erste Zug einlaufen. Erwähnenswert ist, daß im Südwesten der Gleisanlagen ein Industriegelände geschaffen werden soll, das zunächst hauptsächlich den Bedürfnissen der Anglo-Iranischen Oel-Companie dienen wird.

Es zeugt von großem Verständnis, daß man bei der Anlage und Durchführung der gesamten Projekte nicht kleinlich gewesen ist; denn die Bahn soll den Ansprüchen gerade der Zukunft gerecht werden. Man hat manchmal die Meinung geäußert, daß Iran in der glücklichen Lage gewesen sei, die Ära der Eisenbahnen überhaupt zu überspringen und sogleich in die der Autostraßen einzutreten. Es mag richtig sein, daß anderen Linien im Iran mit Ausnahme einiger noch zu erwähnender keine große Bedeutung zukommen könnte, und tatsächlich der Ausbau großer Straßen, besonders mit Rücksicht auf die geographischen Eigenschaften des Landes, in verstärktem Maße erfolgen wird. Der transiranischen Bahn kommt aber aus all den genannten Gründen eine Sonderstellung zu. Die Pläne über andere Linien sind nur andeutungsweise bekannt. Man darf aber annehmen, daß der Anschluß an das nordtürkische Netz in Verfolgung einer selbständigen Exportpolitik noch geschaffen werden wird; ob aber die Verbindung über Mossul oder nach Erzerum angestrebt ist, läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen, obwohl der letzteren aus verschiedenen Gründen der Vorzug gegeben werden könnte und entsprechende Rekognoszierungen bereits erfolgt sind. Bei dem kürzlich erfolgten

Besuch des Schah in Täbris ließ er durchblicken, daß die Verbindung dieser Stadt mit Teheran erfolgen sollte, sobald die transiranische Strecke vollendet sei, möglicherweise sogar noch früher. Andererseits warten die Türken den endgültigen Beschluß des kaiserlichen iranischen Kabinetts ab, ehe sie ihre von Erzerum ausgehende Linie weiter nach Osten ausbauen. Mit Sicherheit läßt sich nur sagen, daß diese wahrscheinlich einzige noch geplante Bahn ganz nach Ermessen Seiner Majestät für die Entwicklung und das Wohl Irans angelegt werden wird.

FRANZ VON CAUCIG:
Die wirtschaftliche Seite der Dardarnellenfrage

Es gibt nicht nur die rein politische Frage, die die Dardanellen wichtig erscheinen läßt. Welche Beweggründe die Türkei veranlaßten, die Einwilligung zur Befestigung der Meerengen zu fordern, wurde in Heft 5 dieser Zeitschrift (Mai 1936/XIII. Jg) auseinandergesetzt. Man hat aber während der Konferenz von Montreux gemerkt, daß noch Fragen zu besprechen waren, die nicht allein die Durchfahrt der Kriegsschiffe betrafen. Der Streit um die Durchfahrt der Kriegsschiffe ist im Grunde genommen nichts anderes als die Neugestaltung des alten Gegensatzes zwischen England und Rußland. Wie Rußland vor dem Weltkriege ein Ziel seiner Politik darin erblickte, Konstantinopel zu besitzen, um so ans Mittelmeer heranzureichen und den Nahen Osten wirtschaftlich und politisch zu beherrschen, so haben die Sowjets, als sie vor Montreux den türkischen Anspruch auf Befestigung der Meerengen unterstützten, das Ziel vor Augen gehabt, ihre Macht, durch die Freundschaft der Türkei begünstigt, bis an die Dardanellen vorzuschieben, um so im Mittelmeer gegen die englische Front vorrücken zu können. In dem jahrhundertealten Streben Rußlands haben sich eigentlich nur die Vorzeichen und die Methoden geändert, der Trieb zu den Meerengen konnte auch durch den politischen Umsturz nicht aufgehalten werden, wodurch sich notgedrungen in Montreux Gegensätze ergaben, zu denen die Türkei wird Stellung nehmen müssen. Die Türkei ist vor die Wahl gestellt, entweder ein Vorposten Rußlands zu sein und zu bleiben, oder als Vormacht des Nahen Ostens zu gelten, der heute unter englischem Einfluß steht. Die Türkei hat sich für letzteren Weg entschieden trotz der „traditionellen Freundschaft" (seit 1919!) mit Rußland. Es hat sich wieder einmal erwiesen, daß die Türkei durchaus realpolitisch denkt und, ähnlich wie die englische Politik, jeweils den Weg einschlägt, der augenblicklich am aussichtsreichsten erscheint.

Wenn die Türkei heute ihre Politik mehr und mehr den Fragen des Nahen Ostens zuwendet, die, wie angedeutet, stark unter englischem Einfluß stehen — man beachte die englische Stellung im Irak, in Palästina, in Transjordanien und Ägypten, und man denke an die Frage des neuen Stützpunktes Zypern, der als Vor-

posten der englischen Einflußsphäre im Nahen Osten gedacht ist und gleichzeitig das Ostmittelmeer beherrscht —, so tut sie dies auch im Hinblick auf die wirtschaftlichen Belange, die in naher Zukunft mehr und mehr an Bedeutung gewinnen dürften.

Die Türkei ist geographisch ein Land des Überganges, ein Zwischenglied, das allerdings dank dieser Lage alle Fäden in der Hand hat — oder haben wird —, die es als wichtiges Verbindungsstück in wirtschaftlicher Hinsicht erscheinen läßt. Daher kann jede Betrachtung der Türkei nur im Zusammenhang mit den Fragen der umliegenden Gebiete erfolgen, wie ja auch die Befestigung der Dardanellen keine lokale Angelegenheit der Türkei ist, sondern geopolitisch behandelt werden muß, was sich in Montreux deutlich gezeigt hat.

Vor dem Weltkriege war die Türkei der alleinige Gegenpart der übrigen Staaten der Welt, was den Handel mit der Levante betraf. Der große natürliche Hafen, den Istanbul (Konstantinopel) darstellt, war für die Seeschiffahrt von ausschlaggebender Bedeutung. Wenn man Istanbul als Hafen betrachtet, dann darf man nicht allein die Anlagen der Stadt berücksichtigen, sondern muß vielmehr bedenken, daß das ganze Marmarameer diesem Hafen zuzuzählen ist. Dieses Meer ist nichts anderes als eine bedeutende Erweiterung der Fahrrinne zwischen Dardanellen und Bosporus, und gerade dort, wo die engste Stelle dieser Fahrrinne ist, wo sich außerdem noch eine weitere natürliche tiefe Bucht (das Goldene Horn) bildet, dort ist der Zentralhafen dieser Wasserrinne: Istanbul. Kaum ein anderer Hafen der Welt hat solche natürlichen Vorzüge. Die Lage allein ist aber noch nicht entscheidend. Bedeutsam ist vielmehr, daß sich diesseits und jenseits dieser Wasserstraße Gebiete befinden, die in starkem wirtschaftlichem Verkehr miteinander stehen, die seit alters her Austauschmöglichkeiten ihrer Produkte suchten und bisher leicht fanden.

*

Vor dem Kriege war die ganze Levante als Hinterland des Istanbuler Hafens anzusehen, denn die Statistik der übrigen Häfen (Smyrna, Beirut usw.) zeigt, daß diese nur lokale Bedeutung hatten und hauptsächlich von Segelschiffen oder kleineren Dampfern angelaufen wurden. Istanbul bildete und bildet heute noch die Kopfstation zweier bedeutender Bahnen: einmal der Strecke von Istanbul nach Sofia und Mitteleuropa, und dann der Linie von Istanbul über Ankara nach dem Taurus und von dort weiter nach Süden. Erst viel später, als die Bahnen in West-Anatolien angelegt wurden, die von Izmir (Smyrna) aus das unmittelbar dahinterliegende Hinterland erfaßten, hat auch dieser Hafen als Ausfuhrhafen eine Rolle gespielt. Daneben waren Beirut oder die palästinischen Häfen von geringer Bedeutung. Die Levante, der Orient, begann in Istanbul, und dahin zogen nicht nur die Reisenden, die diesen Orient kennenlernen wollten, sondern auch die Waren, die zur weiteren Verteilung im ganzen Hinterland, bis tief nach Persien hinein, bestimmt waren. Man darf daneben auch den Hafen von Trapezunt nicht vergessen, der früher als Transithafen

aus dem Iran (Persien) eine Rolle spielte. Wenn man z. B. erfährt, daß im Jahre 1911 rund 13180 fremde Schiffe und 8158 türkische Schiffe den Hafen von Istanbul anliefen, so ist daraus schon zu ersehen, welche ungeheure Bedeutung er hatte.

Istanbul war die Hauptstadt des großen Osmanischen Kaiserreichs. Hier strömte alles zusammen, was nur irgendwie mit dem Orient in Verbindung stand. Nicht nur, daß alle Mekkapilger, die aus den Gebieten von Turkestan, des Kaukasus und aus Afghanistan einmal im Jahre ihre Wallfahrt nach den heiligen Städten Mekka und Medina machten, durch Konstantinopel fuhren, auch alle die christlichen Pilger, die zu den heiligen Orten Palästinas wanderten, berührten entweder auf der Hin- oder auf der Rückfahrt die Stadt am Goldenen Horn. Der Fremdenverkehr war ein ganz bedeutender. Die Stadt zählte damals rund 1,2 Mill. Einwohner und war ein Verkehrs- und Handelsplatz ersten Ranges. Beweis allein, daß sich hier vor dem Kriege rund 200000 Griechen und 180000 Armenier aufhielten, die als Geschäftsleute im guten und im schlechten Sinne rühmlichst bekannt sind. Beinahe die gesamte Teppichausfuhr Persiens hatte ihr Sammelbecken in Istanbul. Was hier an Umsätzen getätigt wurde, ist heute kaum mehr nachzuweisen. Konstantinopel war und ist auch heute noch der Sitz des ökumenischen (obersten) griechischen Patriarchen. Es hatte daher einen ständigen und starken Fremdenzustrom aus allen jenen Staaten, die der orthodoxen Kirche angehören. Die Stadt war somit in zweifacher Hinsicht der Sitz höchster Kirchenbehörden, denn auch der Kalif (zuletzt Personalunion mit dem Sultan) und der Scheich-ül-Islam saßen in Istanbul als Vertreter des Mohammedanismus. Man kann sagen, daß Konstantinopel der Mittelpunkt einer Welt war, die alle mohammedanischen und alle orthodoxen Religionsangehörigen umfaßte.

Was nun die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt betrifft, so war der Hafen vor allem jene Stelle, die alle die Schiffe passieren mußten, die von Rußland kamen oder dahin fuhren. In Vorkriegszeiten war der Handelsverkehr mit Rußland bedeutend. Man darf nicht übersehen, daß Rußland als Getreideexportland eine der ersten Stellen einnahm, und daß sich dieser gesamte Exportverkehr über das Asowsche und Schwarze Meer nach dem Mittelmeer bewegte. Es ist kaum mehr zu erfassen, wieviel Schiffe jährlich, ohne in Istanbul anzuhalten, von Rußland kommend, durch die Meerengen fuhren. Es ist aber immerhin bezeichnend, daß im Jahre 1911 rund 1300 russische Schiffe den Hafen von Istanbul anliefen. Millionen von Tonnen Getreide wurde über diesen Wasserweg verfrachtet. Demgegenüber steht der ungeheure Bedarf an europäischen Exporterzeugnissen, der in Vorkriegszeiten in allen Gebieten, die das Hinterland Istanbuls bildeten, vorherrschte. Alles, was an Textilien, an Eisenwaren usw. benötigt wurde, ging den Weg durch die Dardanellen. Im Jahre 1911 hielten Schiffe im Gesamttonnengehalt von rund 20171000 t im Hafen von Konstantinopel. Rußland hatte keine eigene

Industrie, ebensowenig wie die Türkei, Persien oder die anderen Länder der Levante. Es war ein schwungvoller Handel, der alle Teile befriedigt hätte, wenn damals die Korruption, besonders in Istanbul, den Verkehr nicht zu einem Verlustgeschäft für die Türkei gemacht hätte. Trotz des ungeheuren Bedarfes von beiden Seiten blieb der türkische Außenhandel passiv. Das alte Osmanische Kaiserreich, das von den Vorkriegsschriftstellern in den blendendsten Farben geschildert wurde, war innerlich mehr als nur morsch. Ein einziges Zahlenbeispiel genügt, um dies schlagend zu beweisen. Das Jahr 1910 darf als letztes Friedensjahr bezeichnet werden, denn im Jahre darauf brach der Tripoliskrieg gegen Italien aus, dem die Balkankriege und der Weltkrieg folgten. Die Verhältnisse während dieser Kriegsjahre müssen unberücksichtigt bleiben, denn selbst wenn man anführt, daß der Tripolis- und der Balkankrieg nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des gewaltigen Reiches erschütterten und in Mitleidenschaft zogen, so sind doch durch die Erfordernisse des Krieges, besonders im Hinblick auf die Einfuhr von Kriegsmaterial, manche Ausnahmefälle als sicher anzunehmen. In diesem letzten Friedensjahr also, das dem Osmanischen Reich beschieden war, führte es Waren im Werte von rund 24 752 000 türkischen Goldpfund aus und bezog dagegen aus dem Ausland Waren im Wert von 40 604 000 türkischen Goldpfund. Die Spannung, der Passivsaldo, belief sich demnach auf 16 852 000 türkische Goldpfund oder 311 762 000 Goldmark. Bei den reichen Mitteln, die der Türkei auf ihrem eigenen Gebiet zur Verfügung standen, wäre ein derartiger Zustand durchaus nicht notwendig gewesen. Sie hätte jederzeit in der Lage sein müssen, viel mehr zu exportieren, als sie einführte, wenn nicht eben jene Leute, die damals das Wirtschaftsleben maßgebend beeinflußten, größeren Verdienst aus der stets steigenden Verschuldung des Landes gezogen hätten. Der wirtschaftliche Ruin, der somit — vielfach künstlich — heraufbeschworen wurde, ließ einen „kranken Mann am Bosporus" erstehen, der endlich erschöpft dahinsank. Die ganz ungeheure Summe der Ein- und Ausfuhr, zusammen also rund 45 356 000 türkische Goldpfund oder rund 840 Mill. Goldmark, floß zum größten Teil über Konstantinopel. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß dieser Hafen einer der bedeutendsten Umschlagplätze der Vorkriegszeit war. In dieser genannten Umsatzsumme sind natürlich nur jene Güter aufgenommen, die tatsächlich im Lande umgesetzt wurden, der Transitverkehr, also die gewaltigen Durchgangslieferungen über die Meerengen, stehen außerhalb dieser Ziffern.

Es ist nicht allein die Krise, die nach dem Kriege die Bedeutung Istanbuls verringerte. Es sind vielmehr die politischen und wirtschaftlichen Neulagerungen, die das gesamte Hinterland dieses Hafens ergriffen.

Das große Osmanische Reich löste sich in seine Einzelglieder auf. Es bildete sich eine Reihe von Nationalstaaten: Türkei, Syrien, Irak, Palästina, Transjordanien, Arabien. Sie fielen alle aus dem alten Staatsgefüge heraus und hatten, was sich auch sonst überall, z. B. in Mitteleuropa, zeigt, das Bestreben, sich möglichst unabhängig

von der alten Zentralstelle zu machen. Die Dachorganisation löste sich auf, die einzelnen Verbände standen auf sich selbst angewiesen. Theoretisch ist die Frage der Günstigkeit oder der Ungünstigkeit solch eines Auseinanderfallens gelöst. Praktisch sind die Voraussagen, soweit sie den Nahen Osten betrafen, nicht restlos in Erfüllung gegangen. Die neugebildeten Nationalstaaten haben sich sämtlich gekräftigt und stehen heute gefestigter und gestärkter da als im Zusammenhang des Osmanischen Reiches. Wenn heute trotzdem wieder der Hang nach einem Zusammengehen vorherrscht, so beruht das auf rein politischen Ursachen, hinter denen England steht. Istanbul ist aus dieser gewaltsamen Zertrümmerung aller seiner durch Jahrhunderte natürlich zugewachsenen Geschäftsverbindungen als lebender Leichnam hervorgegangen. Es hatte als Zentralhafen für die Levante aufgehört zu bestehen. Es wurden neue Häfen ausgebaut, Beirut, Haifa, Jaffa, Dschidda usw., die, jeder für sich, den kleinen Schiffs- und Handelsverkehr ihres neugebildeten Nationalstaates an sich rissen. Die Türkei selbst hatte am Hafen von Istanbul auch kein großes Interesse. Die Stadt als solche war schon infolge der Vielfalt der Bevölkerungszusammensetzung (Türken, Griechen, Armenier, Juden) alles eher als national, sie war der Herd der Reaktion gegen die nationalen Bestrebungen des Kemalismus, sie hatte den Traum, eine griechische Stadt zu sein oder es noch zu werden, nicht ausgeträumt. Es gab eine Zeit, da man sich in der neuen Hauptstadt Ankara mit dem Gedanken trug, Izmir (Smyrna) zum Haupthafen der Türkei auszubauen. Teils haben dies jedoch die hohen Kosten nicht zugelassen, teils hat man aber auch erkannt, daß Istanbul schon wegen seiner geographischen Lage niemals von der angestammten Stellung verdrängt werden kann. Man hat, allen nationalen Überlegungen zum Trotz, jenes Projekt fallen lassen. Istanbul, seiner Bevölkerungszusammensetzung nach, ist auch heute noch das Traurigste, das man sich vorstellen kann. Es mutet wie eine Erlösung aus einem düsteren Traum an, wenn man die in jeder Hinsicht klare Luft Ankaras dagegen eintauschen kann. Die Türkei hätte Istanbul auch zur Bedeutungslosigkeit herabsinken lassen können, wenn es ihr möglich gewesen wäre, sich vom Handel mit Europa zurückzuziehen und sich auf die übrigen Staaten des Nahen Ostens zu beschränken. Das war natürlich ausgeschlossen, denn diese Staaten können sich gegenseitig kaum etwas bieten. So mußte sich der Verkehr natürlich wieder dort sammeln, wo sich die besten Verbindungen ergaben, und das ist ganz allein Istanbul mit seinen Bahnlinien, die sich mit der Schiffahrtsrichtung kreuzen.

Aber nicht allein der Zerfall des Osmanischen Kaiserreiches hat Istanbul schwersten Schaden zugefügt. Auch die vollkommene Änderung, die Rußland über sich ergehen lassen mußte, wirkte sich und wirkt sich auch heute noch bedeutend aus. Aus dem ehemaligen Getreideexportland ist ein Land der Hungersnöte geworden. Die Getreideausfuhr aus Rußland hat aufgehört. Im Jahre 1935 passierten nur mehr 85 russische Dampfer die Meerengen!! Aus diesem ungeheuren Absinken läßt

sich am besten erkennen, wie es um Rußland wirklich steht. Dabei muß man noch hinzufügen, daß auch diese wenigen russischen Schiffe hauptsächlichst Petroleumtanker sind. Es ist daher vollkommen irrig, wenn bestimmte Stellen immer wieder behaupten, daß Rußland für die Türkei wirtschaftlich von größter Bedeutung sei. Geradeso, wie sich die politische Freundschaft notgedrungen in Montreux abkühlen mußte — die türkische Presse verhielt sich übrigens weitaus zurückhaltender als die russische —, so hat auch der Verkehr zwischen den beiden Staaten von Jahr zu Jahr abgenommen. Einesteils ist die Türkei auf die russischen Naturproduktenlieferungen in keiner Weise angewiesen, andererseits aber steht die russische Industrie nicht auf einer Höhe, die die Käufer auf die Dauer fesseln könnte. Man darf nicht vergessen, welche Erfahrungen die Türkei mit dem großen Textilkombinat in Kayseri gemacht hat, das Rußland lieferte und das nach den Voraussagen das leistungsfähigste Kombinat des gesamten Südostens hätte werden sollen. Der türkische Handelsverkehr mit Rußland ist nahezu auf ein Nichts herabgesunken.

Daß sich der Schiffsverkehr im Hafen von Istanbul auch mit den anderen Staaten verringert hat, ist aus der Tatsache des Heranwachsens anderer Häfen im Nahen Osten erklärlich. Die gefährlichsten Konkurrenten von Istanbul sind jedenfalls Haifa und Jaffa geworden. Die Zahl der dort einlaufenden Schiffe (für beide Häfen zusammengenommen) steigerte sich von 1075 (mit 2 773 000 t) im Jahre 1929 auf 2518 (mit 5 924 000 t) im Jahre 1934. Palästina ist heute aus ganz anderen Beweggründen heraus wirtschaftlich überlaufen. Vor zwei Jahren ist in Haifa auch die Kopfstation der Erdölleitung vom Irak her fertiggestellt worden, es wurde eine Bahnlinie nach dem Irak in Angriff genommen, Autobusverbindungen führen kreuz und quer durchs Land, kurz, der Haifaer Hafen hat eine ganz überragende Bedeutung errungen, was sich naturgemäß nur zum Schaden Istanbuls auswirken konnte. Der Pilgerverkehr über Istanbul hat nahezu vollkommen aufgehört. Zur Zeit des großen Pilgerzuges, nach dem heiligen Monat Ramasan, zeigen sich noch Gruppen von etwa 400—600 Mohammedanern aus Turkestan oder Kaukasien, das kann aber natürlich nicht den Ausschlag geben. Diese Pilger sind meist arm, haben nicht viel mehr bei sich, als man ihnen für die weite Reise zugestand.

Vor allem aber hat Istanbul als Stadt des Orients ihre Bedeutung im Sinne des Fremdenverkehrs verloren. Es hat sich allmählich herumgesprochen, daß sich die Türkei modernisiert, daß hier das „orientalisch-farbenstrotzende Leben" mit Harem, Eunuchen, reichen Paschas usw. nicht mehr zu sehen ist. Die Menschen hier machen einen europäischen Eindruck, etwa so wie in Süditalien, und die Stadt hat bis auf die immer noch herrliche Silhouette jenen Reiz verloren, der sie früher zu einer Zeit des Romantischen so berühmt gemacht hat. Die Türkei hat sich mit Aufwand großer Geldmittel eine neue Hauptstadt gebaut und darüber Istanbul vernachlässigt. Vernachlässigt wohl auch deswegen, weil diese Stadt im nationalen Aufbau auch nach der Durchdringung des Staates durch den Kemalismus

nur als Hindernis anzusehen ist. Der Staat hat sich um die Belebung des Fremdenverkehrs nicht bedeutend eingesetzt, und so kam es, daß die Statistik nachweist, daß z. B. im Jahre 1934 nur 24 117 Touristen nach Istanbul kamen. Im vergangenen Jahre konnte diese Zahl auf 50 800 gebracht werden, was aber darauf zurückzuführen ist, daß sich in den europäischen Ländern die Reiselust infolge der nachlassenden Krise wieder eingestellt hat. Die Türkei selbst hat den geringsten Anteil an dieser Belebung. Im laufenden Jahre wird die Zahl der Fremden wieder wesentlich niedriger sein, was allerdings auch mit den politischen Zuständen im Mittelmeer zusammenhängt.

Seit dem großen Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei (siehe Geopolitik XIII. Jahrg. 1936, Heft 4), wobei an die 1,2 Mill. Griechen nach ihrem Stammlande zurückfluteten, hat sich auch der Schiffsverkehr mit Griechenland wesentlich verringert. Von 2908 Schiffen im Jahre 1911 waren es nur mehr 182, die im vergangenen Jahr nach Istanbul kamen. Die Griechen Istanbuls unterhielten einen regen Verkehr mit ihrer Heimat, hatten auch den Wirtschaftsverkehr zwischen beiden Staaten gefördert. Jetzt ist dies anders geworden. Das Handelsvolumen ist auch in diesem Teil der Erde gegenüber der Vorkriegszeit ungeheuer gesunken. Nicht zu übersehen ist, daß sich vor dem Kriege ein gewaltiger Handel zwischen der Türkei und der österreichisch-ungarischen Monarchie entwickelt hatte. Durch den Zusammenbruch Österreichs ist auch das ins Nichts versunken. Die Nachfolgestaaten in Mitteleuropa hatten andere Interessen als den Aufbau des Levantehandels, um so mehr, als sie politisch anders orientiert sind, und Italien, das die Handelsflotte Österreich-Ungarns zum Großteil geerbt hatte, konnte den Ausfall auch nicht wettmachen, was die Anzahl der Schiffe betrifft. Die Tonnage, die Italien in der Nachkriegszeit nach der Levante, besonders nach Istanbul, schickte, ist natürlich bedeutend gestiegen und hat den Verlust nahezu aufgefüllt. Das bedeutet aber nicht, daß der direkte Handelsverkehr zwischen der Türkei und Italien um so viel mehr gestiegen ist. Im Gegenteil. Italien hatte nur die Rolle des Spediteurs übernommen, solange Triest und Genua sich als die idealen Levantehäfen ausgaben. In den letzten zwei Jahren ist ein merkliches Nachlassen des Schiffsverkehrs mit Italien zu verzeichnen. In Ausfall gekommen sind natürlich auch alle jene Staaten, die vor dem Weltkriege mit ihren eigenen Flotten durch die Meerengen nach Rußland fuhren, um Getreide zu laden: Belgien, Dänemark, Norwegen.

Gehoben hat sich der Verkehr mit Rumänien. Es sind nicht allein die Petroleumtransporte, die gestiegen sind, sondern es spielt in erster Linie eine Rolle, daß die Reiseroute von Istanbul nach Konstanza mit den rumänischen Schiffen die billigste Verbindung nach Mitteleuropa darstellt. Die nicht sehr großen rumänischen Dampfer sind als Verkehrsmittel geschätzt und überlaufen. Alles, was nach Mitteleuropa reist, zieht der Billigkeit halber die rumänische Strecke vor. Wenn auch die Zahl der rumänischen Schiffe, die Istanbul anlaufen, nach dem Weltkriege um nahezu die Hälfte gesunken ist, so hat sich die Tonnage um fast das Doppelte

erhöht. Etwas Ähnliches, wobei aber die Verhältniszahlen anders gelagert sind, spielt sich im Verkehr mit Bulgarien ab. Bei Polen ist eine andere Frage zu berücksichtigen. Polens Flagge tauchte im Jahre 1932 nur fünfmal im Istanbuler Hafen auf. Inzwischen hat die große Judenauswanderung angehoben. Im vergangenen Jahre waren es schon 59 polnische Schiffe, die Istanbul anliefen.

In welchem Verhältnis der Schiffsverkehr von Istanbul sich in der Zeit vom Jahre 1872 bis 1914 gehoben hat, und wie er in den Jahren nach dem Kriege ständig abnimmt, das zeigt die nachfolgende Tabelle.

Staaten	1872	1882	1911	1914	1932	1935
England*	629*	49	—	—	—	—
„	1750	3106	4831	2007	482	535
Griechenland*	3450*	2014	—	—	—	—
„	18	343	2908	1159	320	182
Österreich-Ungarn*	755*	207	—	—	—	—
	400	393	1124	566	—	—
Rußland*	516*	206	—	—	—	—
„	306	445	1301	675	311	85
Italien*	1448*	515	—	—	—	—
„	148	264	698	704	668	458
Frankreich*	7	—	—	—	—	—
„	265	374	491	429	145	73
Deutschland*	177*	2	—	—	—	—
„	4	49	442	303	135	143
Rumänien	— *	40	—	—	—	—
„	—	—	406	328	196	230
Belgien*	2	—	—	—	—	—
„	36	43	234	178	33	9
Holland*	3	—	—	—	—	—
„	23	1	122	150	95	54
Bulgarien	—	—	—	—	—	—
„	—	—	234	138	72	108
Dänemark*	1	—	—	—	—	—
„	7	17	101	35	31	7
Norwegen	218*	12	—	—	—	—
„	12	65	133	106	47	36
Vereinigte Staaten*	4	—	—	—	—	—
„	—	—	78	66	43	43
Schweden	—	—	39	45	75	55
Polen	—	—	—	—	5	59
Verschiedene	—	13	38	78	68	56
Zusammen	10179	8158	13180	6967	2726	2133
Türkei*	32697*	21824*	—*	—*	—*	14264
„	706	623	8158	7794	6895	1990
Gesamt-Schiffsverkehr	43582	30605	21338	14761	9621	18547

Die mit einem * bezeichneten Zahlen bedeuten Segler.

Gesamt-Tonnage

		1882	1911	1914	1932	1935
Fremde Flaggen	3858095	5010050	19306487	10852742	9842071	7385030
Türkische Flagge	1020425	624401	864578	1080607	2896385	3156885
Zusammen	4878520	5634451	20171065	11933349	12738466	10541915

Wenn man diese statistische Aufstellung betrachtet, so könnte man zu dem Schluß kommen, daß der Istanbuler Hafen mehr und mehr ein nebensächlicher Verkehrsplatz wird, besonders dann, wenn man vergleicht, welche ungeheuer große Zahl von Fracht- und Touristendampfern jetzt den Piräus (Athen) besuchen und nicht, wie es ehedem selbstverständlich war, auch nach Istanbul weiterfahren. Das ist aber nur bedingt richtig.

Vor allem kann nicht übersehen werden, daß die Türkei in den letzten Jahren bestrebt war, eine eigene Handelsflotte zu bekommen. Es wurde eine ganze Reihe von Schiffen im Auslande aufgekauft, die heute den gesamten Lokalverkehr aufrecht erhalten. Da die Küste der Türkei sehr langgestreckt ist, spielt dieser Lokalverkehr eine nicht unwesentliche Rolle. Jährlich laufen 2000 türkische Dampfer den Hafen von Istanbul an. Daneben hat im Marmarameer und in den der Türkei gehörenden Küstengebieten des Schwarzen und Ägäischen Meeres der Segelschiffverkehr immer noch seine Bedeutung. Im vergangenen Jahre sind nicht weniger als 14 264 türkische Segelschiffe mit einem Gesamttonnengehalt von 280 000 t nach Istanbul gekommen. Für den Warenverkehr des Landes ist dieser Posten nicht zu übersehen. Die Gesamttonnage der türkischen Schiffe, die im letzten Jahre Istanbul besuchten, betrug mehr als 3 Mill. t.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, je mehr der Verkehr fremder Schiffe nachläßt, sich der Verkehr der eigenen Flagge hebt. Wirtschaftlich mag das seine guten oder seine schlechten Seiten haben, es ist jedenfalls ein weiterer Beweis des nachlassenden Außenhandels, der ja schon wiederholt — und nicht nur für die Türkei — beobachtet wurde.

Es muß also die Frage gestellt werden, welche Zukunft dem Istanbuler Hafen vorauszusagen ist. Diese Frage ist vor allem von der Seite der Politik her zu beantworten. Es ist unzweifelhaft, daß auch in Zukunft die neuen Häfen des Nahen Ostens ihre Stellung behaupten werden, daß Istanbul niemals in der Lage sein wird, als Zentralhafen für die gesamte Levante zu gelten. Es handelt sich somit um die Frage eines neuen Hinterlandes. Da muß darauf hingewiesen werden, daß die Zusammenschlußbewegung im Nahen Osten kaum mehr aufzuhalten ist. Die Auswirkung dieser Bewegung auf den Handel kann natürlich nicht von heute auf morgen sichtbar in Erscheinung treten, denn diese Auswirkung ist an Voraussetzungen geknüpft, die heute erst geschaffen werden. In erster Linie ist der Handel mit Iran (Persien) zu erwähnen. Man weiß, daß seiner Zeit, als der Schah-in-Schah zu Besuch in der Türkei weilte, ein Abkommen dahingehend vorbereitet wurde, daß der Hafen von Trabzon am Schwarzen Meer als iranischer Freihafen eingerichtet werden soll. Derzeit geht ein Großteil des iranischen Exporthandels über Beirut. Es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß er in jenem Augenblick über Trabzon gehen wird, in dem sich zwischen Nordiran und Trabzon eine gute Verbindungsmöglichkeit ergibt. Die Türkei hat diesen Plan zwei Jahre lang nicht direkt verfolgt, denn es

fehlten dazu alle Möglichkeiten. Heute aber ist man nahe daran, diesen Plan in die Wirklichkeit umzusetzen. Eine große Straße wird in absehbarer Zeit Trabzon mit dem Nordiran verbinden. Darüber hinaus ist die große Bahnlinie teils geplant, teils schon im Bau, die nach dem Osten der Türkei führt und dort ihre Fortsetzung im Iran im Anschluß an die große Transiranische Eisenbahn vom Kaspischen Meer zum Persischen Meerbusen findet. Der iranische Transitverkehr durch die Türkei wird sich um ein wesentliches billiger stellen als jetzt der durch Syrien nach Beirut. Es ist nur eine Frage von Monaten, bis dieser wichtige Verkehrsweg auf türkischem Gebiet durchgängig geschaffen sein wird. In diesem Augenblick wird Trabzon der Freihafen für Iran, Istanbul der Umschlagplatz iranischer Waren sein. Diese transanatolische Eisenbahn mit ihrem Anschluß an das iranische Eisenbahnnetz wird aber noch in einer anderen Richtung hin bedeutsam sein: Sie wird für England einen weiteren Weg nach Indien darstellen, der unter dem Schutz der befestigten Dardanellen beginnt, durch ein Land führt, das eben wegen dieser Meerengen zu einem gewissen politischen Gleichschritt mit England gezwungen ist, und dann den Iran durchquert, jenes Land, das einesteils in Rußland immer noch den großen Gegner sieht, der seine Interessen an den nordiranischen Erdölgebieten nicht verbergen kann, andererseits aber durch die Iranian-Oil-Company auf die Dauer keine antienglische Politik betreiben kann. Es wäre natürlich ganz verkehrt, wollte man glauben, daß der ganze englische Verkehr nach Indien diesen Weg nehmen wird. Es ist aber bestimmt zu erwarten, daß eine Belebung eintreten und, was auch ausschlaggebend ist, eine ideelle Wertsteigerung Istanbuls als Kopfstation dieser Bahnlinie erfolgen wird.

In Zukunft wird der Hafen von Istanbul auch dadurch gewinnen, daß er das Ausfallstor wichtiger türkischer Ausfuhrprodukte werden wird. In erster Linie ist an den Ausbau des gewaltigen Steinkohlenbeckens von Zonguldak am Schwarzen Meer zu denken. Die dort zutage geförderte Kohle ist nach Prüfungsergebnissen bedeutendster Wissenschaftler der besten englischen Kohle gleichzustellen. Gewiß wird die Türkei einen Großteil dieser Kohle — solange der Bergwerksbetrieb noch nicht rationell aufgenommen werden kann — selbst verbrauchen. Die neuen türkischen Industrien brauchen diesen Antriebsstoff (da Petroleum im Lande nur in unscheinbaren Mengen gefunden wird, ist man auf Kohle angewiesen), und man trachtet daher, das Hüttenwesen im gleichen Schritt mit der übrigen Industrialisierung weiter zu entwickeln. Man rechnet aber, und wahrscheinlich mit Recht, daß Istanbul in Zukunft als Verladeplatz dieser ausgezeichneten Kohle eine Rolle spielen wird, und zwar nicht nur für die türkische Schiffahrt, sondern auch für alle jene Dampfer, die aus dem Auslande hierherkommen. Das große türkische Kohlenbecken, das einzige von solcher Güte und solcher Mächtigkeit im großen Raum rings um das Ostmittelmeer, ist gewiß dazu ausersehen, ein Faktor zu werden, mit dem gerechnet werden muß. Außer dieser Kohle finden sich in der Türkei aber

noch andere Erze, Mangan, Kupfer, Magnesit, Chrom usw., die gewiß zu einem ansehnlichen Teil über den Hafen von Istanbul verfrachtet werden.

Im Zusammenhang mit dem Istanbuler Hafen ist es nun auch aufschlußreich, zu sehen, welche Auswirkung die Sanktionen gegen Italien hatten. Nicht nur die Anzahl der Dampfer, die unter italienischer Flagge nach Istanbul fuhren, nein, vor allem die Tonnage ist ungeheuer zurückgegangen. Man muß hier allerdings zwischen Personen- und Warenverkehr deutlich unterscheiden. Ehemals, vor dem äthiopischen Unternehmen, unterhielt Italien einen regen Personendampferverkehr nach Istanbul. Ob er sich für die Schiffahrtsunternehmungen rentabel gestaltete oder nicht, das sei hier nicht untersucht. Jedenfalls waren es größere Schiffe (Vienna, Stella d'Italia, Heluan — alles ehemalige österreichisch-ungarische Dampfer), die allwöchentlich nach Istanbul kamen. Das hat mit dem Augenblick aufgehört, als diese Dampfer in den Ostafrikadienst gestellt wurden. Nachstehende Statistik zeigt deutlich, wie die sinkende Tonnenzahl von diesem Wechsel zu berichten weiß.

Jahr	Monat	Schiffszahl	Tonnen
1935	Januar	52	244464
	Februar.....	40	171039
	März	37	151798
	April	34	125934
	Mai	54	158095
	Juni.....	39	102011
	Juli	34	153405
	August	31	112060
	September	28	93660
	Oktober	36	109526
	November.....	41	95616
	Dezember	32	88422
1936	Januar	32	86577
	Februar.....	18	60857
	März	24	72906
	April	39	90540

Man sieht, daß durch die rasch sinkende Tonnenzahl kleinere Einheiten nach Istanbul kamen, die nahezu ausschließlich dem Warenverkehr dienten. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet kann man sagen, daß der Warenverkehr nicht wesentlich nachgelassen hat. Mit etwa 60000 t im Februar d. J., einem Tiefstand, der eine Parallele im April des vergangenen Jahres findet, dürfte in den letzten Jahren bereits jener Rauminhalt gegeben sein, der dem Warenverkehr vorbehalten war.

Der Hafen von Istanbul, vorübergehend durch das Auseinanderfallen eines großen, einheitlichen Wirtschaftsgebietes und durch die allgemeine Wirtschaftskrise von seinem Platz zurückgedrängt, den er als wichtiger Umschlagplatz seit Jahrhunderten innehatte, hat also, wie man sieht, noch immer eine Zukunft, die desto bedeutender sein wird, je rascher der türkische Aufbau erfolgt, der mit einem Erstarken der politischen Stellung des Landes im Hinblick auf die Länder des Nahen Ostens Hand in Hand gehen muß.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Vergleicht man die Bedingungen, unter denen Europa in das Jahr 1937 eingetreten ist, mit denen eines beliebigen Jahres in der Zeit vor dem Weltkrieg; fragt man dann einen der wenigen Überlebenden aus den verantwortlich handelnden Männern jener Zeit, was in der Vorkriegszeit unter solchen Bedingungen entstanden wäre, so wird er ohne Besinnen antworten: Krieg. Und zwar Krieg innerhalb acht Tagen. Das Europa der Nachkriegszeit steht unter anderen Gesetzen. Es hat den Anschein, als ließen sich heute Spannungen ertragen, die früher nicht ertragen worden wären. Die große Frage ist allein, ob darin ein Dauerzustand liegt. In Abessinien hätte ein Weltkrieg entstehen können. Er ist nicht entstanden. In Spanien könnte er jeden Tag entstehen; er beschränkt sich zunächst auf den Krieg der Freiwilligen aus vielen Nationen. Aber niemand kann sich deswegen in Europa schlafen legen und sagen: Es wird sicher nichts geschehen. Der Pulverfässer stehen genug umher, und der Funkenflug ist so reichlich, daß man dafür dankbar sein muß, daß Pulver und Funke sich noch nicht zueinander gefunden haben.

Der Beginn dieses Jahres hat seltsame Vorgänge im gefährlichsten Ausgangsgebiet der Funken sichtbar gemacht. Es ist schwer, die Moskauer Vorgänge der letzten Wochen zu deuten. Wer historische Parallelen sucht, erinnert sich jenes bitteren Spruches der französischen Revolution: Sie verschlingt ihre eigenen Kinder. Doch sollte man nicht zu früh den berühmten Thermidor-Vergleich heranziehen. Gewiß — es leben nicht mehr viele von der alten Garde Lenins, und die wenigen, die noch leben, werden vermutlich in einigen Monaten tot sein. Aber es ist schwer zu sagen, inwiefern sich die Linie Stalins von dem alten Leninismus unterscheide, und noch weniger läßt sich vorher bestimmen, was ein Konflikt zwischen Stalin und Woroschilow, zwischen der GPU. und der Roten Armee bedeuten könnte. Nur das eine steht fest: die europäischen Freunde und Verbündeten der russischen Völkerbund- und Frackdiplomatie erhalten Anlaß, darüber nachzudenken, ob die Bindung ihrer Politik an die sowjetrussische „Sicherung" nicht am Ende ein sehr zweifelhaftes Geschäft gewesen sein könnte. Das eine scheint sicher: solange gewisse Staaten darauf bestehen, das Gewicht der Sowjetunion — selbst bei schlechtester Organisation nach Menschenzahl und Raumwert beträchtlich genug! — in die Waagschale der europäischen und besonders der mitteleuropäischen Politik hereinzuziehen, solange wird sich zeigen, daß gewisse Wünsche zu friedlicher Organisation Europas Träume bleiben. Wer das noch nicht verstanden haben sollte, dem kann es im Anschluß an die Rede vom 30. Januar klar geworden sein.

Inzwischen geht der spanische Bürgerkrieg weiter. Das winterliche Wetter hat einen gewissen Stillstand der Operationen in Kastilien mit sich gebracht. Dafür hat Franco den Angriff an der Südküste weitergetragen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit

läßt sich vorher sagen, daß die Einnahme von Malaga unmittelbar bevorsteht. Malaga ist von der See her für die Flotte der Nationalisten zugänglich. Es ist zwar eine Großstadt, aber keine Millionenstadt wie Madrid. Die Einnahme von Malaga würde von entscheidender Bedeutung sein. Wie die Wegnahme von San Sebastian Truppen für Madrid frei gemacht hat, so würde nach einer Säuberung der Südküste die Möglichkeit bestehen, eine Umfassung von Madrid zu versuchen. Immer noch aber bleibt mit einer langen Dauer der spanischen Kämpfe zu rechnen — mag der Nichteinmischungsausschuß in London Beschlüsse fassen, soviel er will. Wäre man im Sommer dem deutschen und italienischen Hinweis gefolgt, daß alle Sendungen von Freiwilligen zu unterbinden seien, dann wäre der spanische Bürgerkrieg schon längst entschieden. Zeichen der Entspannung gegenüber den letzten Wochen von 1936 sind allerdings rund um Spanien zu verzeichnen. Manches spricht dafür, daß zwischen Italien und England eine stille Aussprache über die Balearen stattgefunden hat; eine kurze Aussprache zwischen dem Führer und dem französischen Botschafter François-Poncet hat dafür gesorgt, daß eine besondere Marokko-Krise im Keim erstickt wurde. Eben zur rechten Zeit! Die französische Aufregung über die Möglichkeit deutscher Festsetzung in Ceuta und Melilla hatte in wenigen Tagen ein gefährliches Ausmaß angenommen. Wir haben Anlaß, darauf hinzuweisen, daß die Organisation der Marokko-Furcht in der französischen Presse seltsam genau mit einem Urlaub des französischen Außenministers Delbos zusammenfiel. In dieser Zeit regierte am Quai d'Orsay Mr. Pierre Viénot. Es ist gut und nützlich, das festzuhalten. Der Präsident der französischen Republik, Lebrun, hat es für nötig gehalten, auf die Pflichten der Presse sehr nachdrücklich hinzuweisen. Er mag damit Herrn Pertinax und Madame Tabouis gemeint haben. Was aber nützen solche Mahnungen, wenn Mr. und Madame Viénot — welche beide nicht unbekannt sind — hinter dem Rücken des Außenministers besagte Presse „organisieren". Ein Stück Volksfront — aber kein erquickliches. Ist es ein Wunder, wenn sich gewisse Gebiete des französischen Staates immer mehr gegen die Volksfront wenden, wie z. B. das Elsaß, auf dessen Schulwesen zur Zeit ein neuer Angriff geführt wird; daß Nachbarländer wie Belgien, deren Diplomaten in Erfüllung ihrer Pflicht von den spanischen Freunden der französischen Volksfront ermordet werden, nicht geneigt sind, alle Wandlungen der französischen Politik getreulich mitzumachen? Belgien strebt eine Politik der Selbständigkeit an, die sich unterscheidet von der Politik der sogenannten Neutralität, die bis zum Weltkrieg geführt wurde. Sowohl Belgien wie Holland wissen, daß ihr Wunsch, in gut nachbarlichen Verhältnissen zum Deutschen Reich zu stehen, in Berlin erwidert wird. In diesem Sinn wirken auch wirtschaftspolitische Einflüsse. Bei allem Verständnis dafür, daß die Niederlande sich zum skandinavischen Norden hingezogen fühlen, wird man die Oslo-Politik des holländischen Ministerpräsidenten nicht als Beginn einer völligen Umstellung naturgegebener geopolitischer Verhältnisse betrachten können.

In Skandinavien verstärken sich die Bemühungen, Abstand vom übrigen Europa zu halten. Man will unter keinen Umständen Teilnehmer oder Opfer gefährlicher Auseinandersetzungen sein. Auch Finnland gehört in diesem Sinn zu Skandinavien. Es hat sich innenpolitisch der Mitte und der Linken zugekehrt und bemüht sich nach außen um ein freundliches Verhältnis zu allen, die gefährlich sein oder helfen könnten.

Eine Veränderung von großer Bedeutung ist der Ausgleich zwischen Südslawien und Bulgarien. Er mutet Bulgarien große Opfer zu, befreit das Land aber aus einer außenpolitischen Isolierung, die um so größer geworden war, als Italien bemüht ist, sein Verhältnis sowohl zu Südslawien wie zu der Türkei zu bessern. Wenn man sich sowohl der türkischen wie der südslawischen Außenpolitik auf dem Höhepunkt der Abessinien-Krise erinnert, so ergibt sich auch daraus ein Blick in die erstaunliche Wandelbarkeit der europäischen Politik. Umgekehrt wird man schließen dürfen, daß auch der Besuch des türkischen Außenministers in Italien die Sorge nicht beseitigt haben wird, mit der man in Ankara (und in Athen) den italienischen Dodekanes betrachtet. Aber die Türkei hat Wochen der Spannung mit Frankreich hinter sich, die zu einer ausgleichenden Lösung der sogenannten Sandschak-Frage geführt haben. In dieser Zeit war es nützlich, mit Italien freundlich zu stehen. Auch die türkische Politik weiß, daß sie sich nicht einer Großmacht allein verpflichten darf, sie hat es in den letzten Jahren meisterhaft verstanden, die vier am Orient beteiligten Großmächte gegeneinander auszuspielen. Dabei wird immer wieder versucht, die selbständigen Staaten Vorderasiens zusammenzufassen und mit ihnen eine eigene Gruppe zu bilden. Bis jetzt ist diesen Versuchen ein dauernder Erfolg versagt geblieben; es wird noch zahlreicher Maßnahmen, nicht zuletzt der Verkehrserschließung, bedürfen, um die Türkei, Persien, Irak und Afghanistan zu gemeinsamem außenpolitischen Einsatz zu bringen. Eher noch scheint sich eine gemeinsame außenpolitische Wirkung der arabischen Fürsten herauszubilden. Der Einfluß, den die Herrscher von Irak, Transjordanien, Saudi-Arabien und Yemen in Palästina genommen haben, ist für das britische Herrschaftsgefüge in Vorderasien bedenklich genug — so angenehm das Eingreifen im Augenblick war. Auch Weltreiche verlieren an Gesicht, wenn sie der Hilfe bedürfen. Die Palästinakommission ist inzwischen wieder nach England zurückgekehrt. Ihre wichtigste Aufgabe war, Entscheidungen hinauszuzögern. Für England wäre weitaus das angenehmste, wenn jede Entscheidung zwischen Arabern und den Juden vermieden werden könnte, denn mit jeder möglichen Entscheidung werden beide Teile unzufrieden sein. Auf lange Sicht glauben wir, daß auch in Palästina keine Heimstatt für die Juden gefunden ist, die Araber sind heute zu stark, um sich ohne weiteres ausquartieren zu lassen, und England hat zu viele mohammedanische Untertanen, um auch nur den Versuch zu machen.

Überblickt man die Welt vom Standort London, so wird man feststellen müssen,

daß die Aufgaben der britischen Reichspolitik in den nächsten Jahren von besonderer Schwere sein werden. Was einstweilen fehlt, sind Lenker von Format. Die letzten Großen der Weltkriegsgeneration sind über oder nahe an siebzig. Baldwin hat die Absicht, nach der Krönung zu einem frei gewählten Zeitpunkt abzutreten (und er hat sich durch seine überlegene Behandlung der Königskrise einen guten Abgang in der Geschichte geschaffen). Mit ihm werden Macdonald und Lord Hailsham, vielleicht auch Lord Halifax gehen. Neville Chamberlain ist mehr Verwalter als Führer. England aber brauchte heute einen Pitt, einen Canning oder einen Peel.

In den Vereinigten Staaten geht Roosevelt kraft seines großen Erfolges in den Wahlen daran, Hemmungen zu beseitigen, die aus der Verfassung seinen großen Planungen entgegenstehen. Das Oberste Gericht wird im Guten oder Bösen einen Teil seiner Macht verlieren, damit wird der Weg frei gemacht zum Weiterschreiten auf den Pfaden der Sozialreform und zur Vereinheitlichung der Verwaltung. Die einzelnen Bundesstaaten werden an Rechten verlieren, die Regierung in Washington wird an Macht gewinnen. Arbeitskämpfe, wie sie gegenwärtig in der Automobilindustrie sich vollziehen, verlangen nach einem Eingreifen des Staates. Und wenn es einer Bestätigung dafür bedurft hätte, daß Einzelstaaten von der Größe europäischer Souveränitäten nicht in der Lage sind, die Aufgaben zu meistern, die der amerikanische Kontinent stellt, dann wäre sie in diesem Winter von den vereinigten Wassern des Ohio und des Mississippi geliefert worden. Die Flutkatastrophe am Ohio und Mississippi geht weiter über die letzten großen Fluten hinaus. Sie beweist wieder einmal, daß der Mensch das organische Gleichgewicht der Natur nicht ungestraft verletzt. Die Entwaldung des inneren Nordamerika ist im Begriff, aus dem Mississippi und seinen Nebenflüssen etwas Ähnliches zu machen, wie es die Entwaldung Chinas aus dem Hoangho gemacht hat. Es ist nicht zuletzt die Verantwortung des Menschen, die aus großen Strömen entweder den Segen oder die Geißel eines Erdteils macht. In China sind vier Jahrtausende einer intensiven Kultur an der Bodenverwüstung schuld; in Amerika haben zwei Jahrhunderte der Raubwirtschaft ausgereicht. Hier liegen Probleme — große Probleme gerade für diejenigen, die sich anderen Völkern in bezug auf ihre kolonialen Leistungen so stark überlegen fühlen.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Was die Zukunft der Weißen Rasse im Indopazifischen Raum am meisten umdüstert, ist die Hilflosigkeit der Kolonialmächte alten, wie neuen Stils der Weißen Rasse, gegenüber der Krankheitserscheinung der Verstädterung, von der auch Japan bereits befallen ist, obwohl es sich dagegen wehren will, und — wie Deutschland — durch Raumplanung das Übel an der Wurzel angeht.

Die Leser der „Geopolitik" kennen die Zahlen des Verstädterungsübels für Australien und Neu-Seeland, für das pazifische Amerika (Kalifornien!), wie den russischen Fernen Osten (mehr als 37% auf fast jungfräulichen Böden, wo er die Freude am Aufblühen von Komsomolsk und ähnlichen Treibhauspflanzen vergällt). Für den äußersten Südwesten des indopazifischen Raumes, die Südafrikanische Union, erhalten wir nun auch — verschärft durch die besonders verstädterungsgefährliche jüdische Einwanderung (Interpellation Dr. Malan u. a. gegen „Jiddish" als europäische Sprache, gegen Namensänderung usw.) und Vorstöße aus Missionskreisen (Ernst Rippmann: Weißes und schwarzes Südafrika. Zürich, 1936; Wanderer-Verlag) — die letzten Bevölkerungszahlen; sie sind kritischer Würdigung zugänglich. (Deutsch-Afrikaner; 18. November 1936; S. 3—5.) Bei einer Gesamtbevölkerung von 9½ Mill. Einwohnern hat sich der weiße Anteil in den letzten fünf Jahren um 175 335 vermehrt, der farbige um Millionen. Heute ist das Verhältnis Weiß zu Farbig 2 003 512 zu 7 585 153, die Mischlinge (767 984) und Asiaten (219 928) bei den Farbigen mitgezählt.

Aber die weiße Bevölkerung sitzt im Verhältnis von 2:1 vorwiegend in den Städten (1 307 285), nicht auf den von 5 449 013 Schwarzen gegen nur 696 227 Weiße überfluteten ländlichen Bezirken. Es ist ein Gesamt-Verstädterungs-Verhältnis von 6,6 Mill. Landvolk zu 3 Mill. Stadtvolk, das an sich nur etwas mehr als 30% betragen würde, also viel günstiger wäre, als in Australien oder Kalifornien, auch im Sowjet-Fernost, — — — wenn, ja wenn nicht die bodenverbundene landsässige Mehrheit sich eben wesentlich aus Schwarzen zusammensetzen würde, die in 15 Jahren um mehr als 2 Mill. anwuchsen, während sich die Weißen nicht ganz um eine halbe vermehrten.

Das gibt klare geopolitische, wie volkspolitische Rechenexempel, — wenn man einfach die Reihen weiter fortsetzt. Daraus läßt sich Italiens scharfe Gesetzgebung gegen Rassenmischung in Äthiopien verstehen.

Ganz anders liegt das Verhältnis von Volk und Raum in den beiden großen Volksverdichtungs-Sammelbecken des Indo-Pazifischen Gebiets, in China und Indien. Verstädterungsgefahr besteht zunächst für beide nicht.

Für China steht ein vorzügliches Vermächtnis an bevölkerungspolitischer Einsicht des leider zu früh verstorbenen glänzenden China-Kenners Dr. G. Fenzel unter dem Titel: „Über die Notwendigkeit der chinesischen Innenkolonisation" in der „Ostasiatischen Rundschau". (Nr. 1, 18. Jahrg., S. 18—24.) Diese Musterdenkschrift müßte, mit ihrem herben Hinweis auf 70—80% ungenutzten Areals im Süden, mindestens 60% in der Loeß-Landschaft, und ihren Abhilfevorschlägen, namentlich durch Wiederbewaldung, Wort für Wort gelesen werden; auch mit Stellen, wie „Während schon gegenwärtig die gesellschaftliche Struktur und wirtschaftliche Organisation der Sowjetgebiete den durchaus individualistisch ein-

gestellten chinesischen Siedlern nicht zusagen." (Vgl. aber L. T. K. Wu: „Rural Bankruptcy in China." Far Eastern Survey. New York. V. 20. 1936.)

Wird für Indien der Feuerkopf Jawaharlal Nehru einen Umschwung herbeiführen können, der Indien aus seinem alten asiatischen Monsungefüge herumwirft und seine Panchayats der Dörfer in Podsiol-Böden-Sitten und Hochsteppen-Gewöhnung hineinzwängt?

Neuen Auftrieb hat jedenfalls die „Swaraji durch Swadeshi"-Bewegung (Selbstherrschaft durch Selbstgenügen) bekommen. Sie stützt sich auf die Fortschritte der indischen Stahlerzeugung — (D. K. Sanyal: „Story of Indian Steel"; Amrita Bazar Patrika; 29. Oktober 1936; S. 17) und auf die Blüte der indischen Schlüsselindustrie der Faserstofferzeugung (ebda: 2. November 1936), die immer noch vorwärts getrieben wird. Gewiß liefert die uralte Panchayat-Dorfgemeinschaft die schönsten Voraussetzungen für kooperatives Kreditwesen, wie es der Wirtschaftsrat von Madras entfalten will. Auch ein Zehnjahresplan von planmäßiger Volkshygieneentwicklung mit einem Netz von Apotheken und Hilfsapotheken, wie Hospitälern kann damit in Zusammenhang gebracht werden. Die große Not aber liegt in der unzulänglichen Wasserversorgung und Ableitung. Über die Bewässerungsfrage als Indiens Hauptsorge hat der Vizekönig am 31. Oktober 1936 in Neu-Delhi eine Rede gehalten, der wohl der beste erreichbare Stoff zugrunde lag.

Der Vizekönig rechnet vor dem Bewässerungs-Zentralrat mit einem Bevölkerungszuwachs von rund jährlich 4 Mill., der 1941, nach dem Abschluß der nächsten Olympischen Spiele in Japan, in runder Summe 400 Mill. ergeben müßte. Läßt sich die Nahrungsdecke für diese Zahl strecken, der zur Zeit nur je etwa 3/4 Acre (0,30 ha) auf den Kopf an der Ernährung dienendem Ackerland zur Verfügung stehen? Noch mehr, als anderwärts, gilt in Indien der Satz von Hann, daß jede Landfläche nur so viel wert ist, als sie Niederschläge empfängt. An Niederschlägen an sich fehlt es gewiß nicht; aber sie sind ganz ungleich verteilt, und nur vorbeugende Wasserspeicherung, überlegene Bewässerungskultur vermag annähernd gleichmäßige Wasserversorgung der Ackerbauflächen zu gewährleisten. Das offene Kanalsystem bedeutet große Verschwendung. Wassersparen und Kraftgewinn könnten auf einen Nenner gebracht werden. Auch Grundwassernutzung, wie sie Australien und Südafrika in großem Stil üben, freilich mit Raubbau am Grundwasserspiegel und ihren unterirdischen Vorräten, könnte in Indien mehr gefördert werden. Großzügige Wasserversorgungsplanung ist auch hier — als wesentlicher Bestandteil jeder Raumplanung — im Werden, und arbeitet seit 1930 mit zunehmendem Erfolg. Auf diesem Felde wird von der neuen Konstitution Zusammenarbeit der Länder, statt Hader erwartet und erhofft, obwohl gerade Wasserrechtsfragen erfahrungsgemäß zu den zähesten und langwierigsten Streitigkeiten führen.

Wenn man mit diesen Hoffnungen die wilde Hetze vergleicht, mit der Jawaharlal Nehru — eintönige Schlagwortmelodien wider Imperialismus und Kapitalis-

mus nach Moskauer Weise pfeifend — jüngst durch Bengalen und Südindien zog — (als ob man diese 400 Mill. in absehbarer Zeit anders, als durch den von ihm so geschmähten wohlwollenden „Imperialismus" zusammenhalten könnte, genau, wie Moskau seine 160—170 Millionen!) —, oder wenn man den indischen Flaggenstreit betrachtet, wie er sich von 1906 über 1916, 1921, 1930 bis heute durch Sonne, Halbmond, Zehnerstreifen, Dreierstreifen mit Spinnrad (Charka) und allerlei Farbenwechsel bis zu orange-weiß-grün von heute mit kleiner blauer Charka im weißen Mittelstreifen entwickelt hat — dann erkennt man mit Schrecken, wie viel größer die Lust am Zerwürfnis ist, als die zum Zusammenbau.

Verfassungs-Vor-Schaudern könnte Indien in Erwartung seines Frühlings 1937 erfassen.

Dabei trägt Jawaharlal Nehru für Indien, wie auch Chiang Kai Shek für China, nach unsern mitteleuropäischen Begriffen in viel höherem Grade die Prägung einer von Gott und Natur gewollten Führerpersönlichkeit, als etwa Gandhi, oder die intellektuellen Gestalten der Kuo Min Tang-Theoretiker.

Zwar erklärte Acharya Kripalani, der Generalsekretär der Allindischen Kongreßpartei, in einem Vortrag über „Gandhismus" (unter Vorsitz des Kongreßsozialisten Rajani Mukerjee) am 10. November 1936: „Glaubt nicht einen Augenblick, Gandhi sei eine erschöpfte Kraft (an exhausted dynamo), er sei politisch tot." Wenn man aber die indische Presse verfolgt, den Widerhall prüft, den Jawaharlal Nehru in den aufstrebenden Geschlechtern findet, auch die Bilder vergleicht, die ihn zusammen mit dem alternden Rabindranath Tagore in schärfster geistiger Zusammenraffung beim Zwiegespräch zeigen, und daneben Gandhis lendenlahmen Einzug mit Khan Abdul Gjaffar Khan in Ahmedabad bei der Gujerati-Literatur-Tagung hält (Amrita Bazar Patrika, 5. November 1936; S. 9), dann zeigen solche Strohhalme deutlich genug, wohin die Strömung geht. Aber sie geht eben in Indien bewegten Zeiten entgegen, wenn die ganze Wahlbeteiligung nur darauf abzielt, die auf Dauer gedachte Verfassung baldmöglichst lahmzulegen! (to wreck.) Es ist nur nicht leicht, von der Rolle, die A. Gide als die des „inquiéteurs" bezeichnet, den rechtzeitigen Absprung zum aufbauenden Staatsmann zu finden; selbst wenn man ihn findet, wie Chiang Kai Shek, dann gehen einem aus der Vergangenheit als Unruhestifter allerlei Versprechungen nach, deren Einlösung, z. B. vom Typ Chang Hsue Liang gefordert wird. Leider ist der indische Jugendführer von schroffer Ungerechtigkeit gegen die nationalsozialistischen und faschistischen Entwicklungen. Eher noch werden ihnen Persönlichkeiten, wie A. F. Rahman, der Dacca-Universität, gerecht (Vortrag: „Hitler und das Naziproblem") — wenn auch dort wesentliche Grundlagen vollen Verstehens fehlen. Immerhin sehen wir in dem Satz: „In Deutschland wird mehr Gewicht auf die Pflichten, als auf die Rechte des Bürgers gelegt" keinen Vorwurf, sondern eine Anerkennung, und sympathisch berührt die

idealistische Rühmung der Führerpersönlichkeit: „als Wiederhersteller von Ehre und Selbstachtung der Nation."

Noch mehr, als bei Rahman, kommt die Stimme einer mittleren Linie bei dem frisch aus Europa zurückgekehrten Sarker zu Wort, der deutschen Verhältnissen ebenfalls gerecht zu werden bemüht ist. Die Gefahrengröße des Versuchs mit der Demokratie in Indien anerkennt auch ein Vortrag von S. K. Sarma in Trichinopoly, nach dem frischen Eindruck der Kongreßforderungen am 27. Oktober 1936 warnend gehalten. „Der ganze Gesellschaftsbau muß zusammenstürzen, wenn die Träger des Vertrauens nicht mit höchster Umsicht gewählt werden, dann aber ihre Chance erhalten." — „Die größten Feinde sind falsche Hoffnungen und falsche Propheten." — Wenn aber das bedächtige China so schwer und oft seit 1911 auf beide hereingefallen ist, wie wird es erst dem so ungleich leidenschaftlicheren und leichtgläubigeren indischen Volke gehen, das in absehbarer Zeit für einen Raum von Europaweite und 400 Mill. mit verantwortlich sein wird? „Demokratie bietet so wenig Friedensgewähr, wie in der alten Zeit die Despotie..." Scharf führte Sarma den Betrug an Indien um den versprochenen Dominionzustand ans Rampenlicht vor. Aus diesem Gefühl des Betrogenseins sei die Unabhängigkeitsbewegung aufgeflammt (was unsern Lesern nicht neu ist). „Aber ist Unabhängigkeit ein Ziel praktischer Politik? Es bedeutet Kampf mit Englands Land-, Luft- und Seestreitkräften!" — „Es bedeutet mehr: Kampf nachher mit Japans Land-, See- und Luftstreitkraft. Sind wir darauf vorbereitet? Wir mögen den britischen Imperialismus beklagen, aber wir können ihn nicht mit geistigen Waffen überwinden." — „Bis wir wissen, wie das Britische Reich auf dem Schlachtfeld besiegt werden kann, ist alles Geschwätz über Unabhängigkeit eitel."

Das ist eine gemäßigte Stimme! Sie beklagte dann den unkriegerischen Geist der indischen Mehrheit, denn „ein unabhängiges Indien sei ohne ein nationales Heer nicht denkbar." — „Indien müsse seine eigenen Grenzen verteidigen lernen." Wir fragen Nehru, wie er das ohne „Imperialismus" machen will? Wird ihm sein Kongreß „ein Parteigebilde, wesentlich von Sozialisten und Kommunisten beeinflußt" (nach Bhopatkar d. demokr. Swaraj Partei) treuer sein, als die Kuomintang es Chiang Kai Shek war?

Das ist nicht wahrscheinlich. Deshalb war es unsere Pflicht, dem mitteleuropäischen Leser zu zeigen, welcher Unsicherheit des geopolitischen, wie ethnopolitischen Gefüges auf ähnlichen Spuren, aber mit einer viel weniger auf Erschütterungen bereiten Bevölkerung nach China Indien entgegengeht, und wie ernst deshalb die auflockernden und aufreizenden Einflüsse des Bolschewismus auf die Massen dort genommen werden müssen. Erstaunlich ist, wie wenig man in England die latente Gefahr dieser Zustandsänderung begreift, die doch fremdbürtige indopazifische Großraumbesitzer noch viel mehr an der Haut versengt, als die wenigstens seelisch vorbereiteten herrschenden Kreise Japans und das für ganz bestimmte Ab-

wehraufgaben den Kominternleuten gegenüber mit ihm zusammenspielende bevölkerungseinheitliche Deutsche Reich. Auch Belgien bedurfte doch erst eines gemeuchelten Diplomatensohnes und Diplomaten, um als Besitzer von 2 385 120 qkm mit 9 Mill. Eingeborenen und etwas über 15 000 Weißen hellhörig zu werden. „Eine Kolonialarmee, die Force publique (206 europäische Offiziere, 17 000 Eingeborene) verbürgt (?) die innere Sicherheit der Kolonie", heißt es in Handbüchern des Wissens. Aber doch nur, wenn sie ruhig ist und von außen in Ruhe gelassen wird, und wenn die wehrstärkeren Nachbarn nicht selbst Volksfronten mit geballten Fäusten bilden — gegen alles, was noch Besitz und Herrschaftsrecht zu verlieren hat! Verwandte Sorgen Malayas und der Niederlande haben wir früher berührt und glauben, daß sie kaum geringer sein werden. Masanori Ito (Japan Times; People's Tribune, Schanghai, S. 214) hat sie vermehrt. Im Fall Indonesiens werden fast 2 Mill. qkm mit nahe an 65 Mill. Einwohnern (darunter nicht 250 000 Weiße) von etwas über 33 000 Mann, darunter 6000 Europäer, „beschützt", und außerdem (um mit Tacitus zu reden) „mutuo metu", „durch gegenseitige Furcht" der Nachbarn. Aber das ist, wie Katalonien, Bilbao und Valencia zeigen, in bewegten Tagen gewiß kein sorgenfreier Zustand! Der Völkerbundschutz bestehender Zustände ist aber einigermaßen problematisch geworden, seit die Vertreter der franco-russischen Verbrüderung dort maßgebende Stellungen einnehmen. Oberst Butler spricht zur DAZ. von „bösem Scherz". Auch Indiens zurückkehrender Genfer Vertreter, Biswas, hat sich bitter über die Wertlosigkeit der Genfer Einrichtungen für Indien ausgelassen.

Noch größer freilich sind die Folgen der Abkehr von Genf und der Zusammenziehung auf sich selbst in der ganzen Länge des pazifischen Ufers der Neuen Welt sichtbar geworden, wenn auch die stärksten Träger der Vereinbarungen von Buenos Aires, wie Argentinien und Brasilien ganz, die USA. mit ihrem Schwerpunkt dem atlantischen Gesicht Amerikas angehören. Aber es darf nicht übersehen werden, daß es die — atlantische und pazifische Belange gleichzeitig umfassenden — Staaten Columbia und die mittelamerikanischen Republiken Guatemala, Nikaragua, Costarica, Salvador waren, die noch Übersteigerungen des Zusammenschlusses in Buenos Aires beantragt hatten: ersteres einen amerikanischen Sondervölkerbund, die letzteren u. a. einen gemeinsamen panamerikanischen obersten Gerichtshof, wie er seit geraumer Zeit zur Befriedigung der kleinen Republiken Mittelamerikas für diese arbeitet. Auf zwei Stellen wiesen mahnende Finger hin, die in Chile Unbehagen erregten: auf die Tacna-Arica-Wunde, wo noch ein bolivianisches Skelett im chilenischen Hause rumort, und auf Magellanes, wo mehr Argentinier und andere Nicht-Chilenen als Chilenen leben: einen seestrategisch begehrenswerten Platz! Im Großmachtrennen der „großen weißen südamerikanischen Gentlemen", der ABC-Staaten, bleibt eben das kleinere und überlange litorale Chile, dem die Hinterlandtiefe fehlt, gegenüber Argentinien und Brasilien zurück. Auch die Einstellung zum spanischen Mutterland verursacht kleine

Spannungen: Mexiko ist für Rot; Argentinien, die kleinen La-Plata-Staaten und Brasilien haben ihre Erfahrungen mit dem Bolschewismus gemacht und sind für die Nationalisten; nur die Stellung Chiles ist nicht immer ganz klar, jetzt besser.

Alles in allem hat der engere amerikanische Zusammenschluß die ganz natürliche Folge geringerer Bewegungsfreiheit des Einzelnen; sie reicht allerdings auch nicht mehr zu gegenseitiger Zerstörung aus, wie im Chaco-Kriege. Der südamerikanische Republikenstil innerer Unruhen fängt an, in die Vergangenheit zurückzusinken. Freilich wird der Versuch, ihn nach dem scheinbar glatten Ausgang transpazifisch für das Abenteuer von Sianfu heranzuziehen, als Vorbild allgemein abgelehnt. Mit Otto Richter glauben wir, „daß der Überfall von Sianfu ein sehr ernst zu nehmendes Zwischenspiel in der chinesischen Innenpolitik gewesen ist, das nicht ohne weiteres bagatellisiert werden kann" — am wenigsten im südamerikanischen Revolutionsstil von ehedem. Dazu war es viel zu ernst und voll von echter Tragik.

Trotz der erbaulichen Schilderung Sachinda Lal Chowdhurys über „Republiken im alten Indien", über das zeitlich weit zurückliegende (7. Jahrh. v. Chr. bis 5. Jahrh. n. Chr.) und örtlich unstete, wanderlustige Auftreten der Freistaaten und Freistaatbünde in Indien, scheinen im allgemeinen weder China, noch Indien ein rechtes Talent für diese Form ihrer geopolitischen Erhaltung zu haben, sondern sich als Führerstaaten am wohlsten zu befinden. Freilich müssen sich diese Führer von alters her auf Verrat in unschönen Formen gefaßt halten.

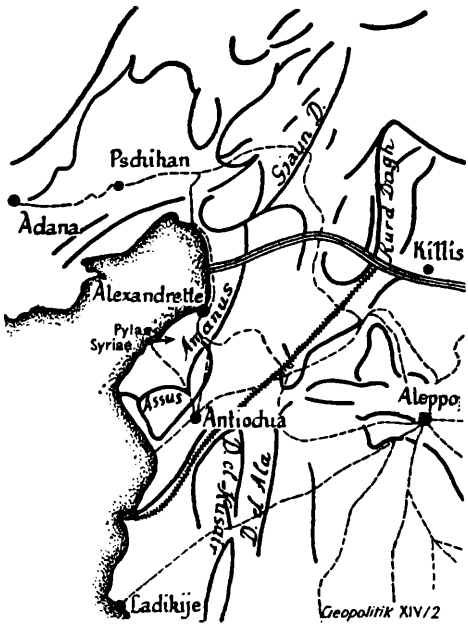
Aber auch die Geschichte der Einiger Japans: Ota Nobunaga, des Taiko Hideyoshi und des Tokugawa-Shoguns Jyeyasu ist voll von betrüblichen Untreueschatten; nur hat allerdings in Japan keiner der großen Lehensfürsten je gewagt, die Rechtsstellung des uralten Kaiserhauses und seiner angestammten Ahnen-Hohenpriesterwürde anzutasten, die auf diese Weise immer wieder zum Erneuerungsmittelpunkt werden konnte. Selbst in der schwankenden Lebensbahn der Selbstherrscheranläufe Godaigos erklang mitten unter den Feudalfehden das Kaiserleitmotiv des Jinno-Shotoki von Kitabatake Chikafusa, an dem sich die ganze Kaiser- und Shintoromantik wieder aufgerichtet hat. An ihm ist der Deutsche Hermann Bohner zum Ritter für die deutsch-japanische Verständigung geworden (s. Lit. Ber.).

Einer ihrer würdigsten Vorkämpfer allerdings, Admiral Paul Behnke, hat in dieser Berichtsperiode — ein an drei Ehrenämtern unersetzlicher Siebziger — mit einem Leben voll reichsten Verdienstes um Flotte, Auslanddeutschtum und weltumspannende Kulturpolitik, das Zeitliche gesegnet. Aber er konnte scheiden mit dem Bewußtsein, wie vorher in seinem Kriegs- und Friedensdienst, am Abend seines Lebens in freiwilliger Selbstaufopferung Großes erreicht zu haben, mit einer seltenen Gabe der Einfühlungsfähigkeit, wie des Durchhaltens und Vollbringens. Kein besserer Abschluß ist für diesen Bericht zu denken, als einem der feinsten Kenner geopolitischen Wirkens, gerade auch im Indo-Pazifischen Kraftfeld — als einem Unersetzlichen und Unvergeßlichen —, die verdiente Ehre zu geben.

OTTO SCHÄFER:

Die Frage des Sandschaks von Alexandrette, eine Frage des Lebens und der Ehre der Türkei

Am 13. Januar hat der türkische Außenminister Dr. Aras den ausländischen Pressevertretern erklärt, die Sandschakfrage sei für die Türkei eine Frage des Lebens und der Ehre der Nation. Diese Äußerung mag manchem angesichts der Kleinheit des gemeinten Gebietes übertrieben vorkommen. Das ist aber keineswegs der Fall. Der Sandschak von Alexandrette und Antiochia (Iskenderun und Antakia), wie er nach seinen beiden bedeutendsten Orten genannt wird, dehnt sich zwischen der syrisch-türkischen Grenze im Norden und dem syrischen Teilstaate Alwitien im Süden längs der Ostküste des Golfes von Alexandrette aus. Seine Grenze gegen Syrien (Haleb) verläuft über die südlichen Teile des Deschebel el Kusair, Orontes abwärts, springt über zum unteren Afrin und den Westhängen der Ausläufer des Kürd Dagh und zieht von hier durch verhältnismäßig offenes Land nach Norden zum Tale des Karasu der aus der Türkei kommend südwestwärts fließt. Infolge dieser Abgrenzung bilden Ammanus und Arsus gleichsam das Rückgrat des Sandschaks und liegen innerhalb seines Bereiches die beiden wichtigsten Zugänge zum nördlichen Syrien vom Meere und Kleinasien her, nämlich das Orontestal zwischen Dschebel Arsus und Dschebel el Kusair und der nur 670 m hohe Paß der Pylae Syriae, Lücken in dem syrischen Gebirgswalle, die zu allen Zeiten seit den Pharaonen und Hethitern von den Eroberern Syriens für ihre Züge benutzt worden sind. Auch die weiter östlich beide Zugänge noch einmal sperrenden Engen zwischen dem Ghab Hasan-Uschaghy und dem Dschebel el Kusair im Süden, dem Dschebel el Ala und den Ausläufern des Kürd Dagh im Norden liegen noch mit wesentlichen Teilen im Gebiete des Sandschaks. Mithin kann der Herr des Sandschaks einerseits ohne größere Schwierigkeiten auf die syrische Wüstentafel und vor allem zu ihrem nördlichen Verkehrs- und Wirtschaftsknotenpunkt Aleppo (Haleb) vordringen, andererseits zu Lande oder noch bequemer zur See in das südöstliche Kleinasien einfallen. Außerdem flankiert der Sandschak den für die Herren Kleinasiens und ihre Stellung im östlichen Mittelmeere wichtigen Golf von Alexandrette und bestimmt so den militärischen Wert seines Besitzes sowie der südöstlichen Küstenstellungen. Für die Stellung Syriens im östlichen Mittelmeere dagegen ist dieser Wert infolge der Beschaffenheit des Libanonküstenlandes und seiner Häfen von geringerer Bedeutung.



Skizze zur Sandschakfrage

Türkische Grenze

Türkischer Anspruch

Verkehrswege

Die Bevölkerung des Sandschaks setzt sich nach den letzten amtlichen Angaben von 1933 aus 89688 Arabern, 70843 Türken, 23552 Armeniern, 1800 Kurden und 1097 Zirkassiern zusammen. Dabei ist nicht von der Hand zu weisen, daß in den 16 Jahren der Mandatsverwaltung sich die Zahl der Türken durch Abwanderung nicht erhöhte, während die Zahl der Araber zunahm und die Armenier überhaupt erst neu angesiedelt wurden. Abgesehen von dieser völkisch und kulturell noch stark türkischen Struktur des Gebietes und der landwirtschaftlichen Bedeutung seiner Talebenen und Gebirgsterrassen machen es kleine Petroleumvorkommen an der Küste und vor allem die beiden Städte Alexandrette und Antiochia, die

die natürlichen End- und Ausgangspunkte des nordsyrischen und obermesopotamischen Handels bilden, wertvoll.

So ist es nicht verwunderlich, wenn die Türkei niemals völlig auf dies Gebiet verzichtet hat. Als sie sich 1920/21 unter der Führung Kemal Paschas wieder aufrichtete, schloß sie mit Frankreich den den Porzellanfrieden von Sèvres (10. August 1920) aufhebenden Vertrag von Angora (20. Oktober 1921), in dem der Türkei das kleinasiatische Cilicien, Frankreich der Sandschak von Alexandrette zugesprochen wurde. Dieser Vertrag, der seitens Frankreichs nichts anderes bedeutete als ein Herausspringen aus der Front seiner Bundesgenossen und den Versuch, ein Gegengewicht gegen die englische Orientpolitik und die italienischen Pläne im östlichen Mittelmeere zu gewinnen, wendet sich heute gegen Frankreich und seine Schutzbefohlenen. Der Artikel 7 des Vertrages bestimmt nämlich: „Es wird ein eigenes Verwaltungssystem für den Sandschak von Alexandrette geschaffen, und alle seine Bewohner, die türkischer Abstammung sind werden alle Erleichterungen erfahren, um ihre Kultur zu erhalten und zu entwickeln." Damit wurde die Türkei gleichsam zum Schutzherrn der türkischen Bevölkerung des Sandschaks bestellt und erhielt das Recht des Eingreifens, sobald nach ihrer Meinung die Durchführung der Vertragsbestimmungen gefährdet war. Diesen Zustand hält die türkische Regierung nunmehr mit dem im Laufe von etwa 3 Jahren abschnittsweise erfolgenden Aufhören des französischen Mandats und dem Übergang der Verwaltung in die Hände der Syrer für gegeben. Zur Beseitigung der der türkischen Bevölkerung drohenden Gefahren und ihrer eigenen Bedenken fordert sie die Abtrennung des Sandschaks von Syrien in einer wirksamen Form, am besten durch seine Verselbständigung. Sie verweist dabei auf den alten scharfen Gegensatz zwischen Türken und Arabern und die ausgesprochen feindliche Einstellung der Syrer. Die Syrer machen dagegen nicht mit Unrecht geltend, daß ein so kleiner Staat sich notwendig an einen anderen anlehnen und mit der Zeit mit ihm vereinigen müsse.

Durch die Forderung der Türkei ist zunächst Frankreich in eine unangenehme Lage gekommen. Erfüllt es die türkischen Wünsche, so muß es damit rechnen, daß der französische Handel in Syrien und der gesamten arabischen Welt erhebliche Einbußen erleidet und die arabische Unabhängigkeitsbewegung in seinen nordafrikanischen Besitzungen nachteilig beeinflußt wird. Schon die Einwilligung in die Entsendung einer Untersuchungskommission des Völkerbundes ist von England, dessen Freundschaft Frankreich im Augenblicke mehr als je braucht, wegen der etwaigen Rückwirkungen auf Palästina sehr unfreundlich aufgenommen worden. Findet Frankreich jedoch keine die Türkei befriedigende Lösung der Frage so bricht seine in Angora und Lausanne aufgebaute Orientpolitik, die heute mehr als je dem überragenden Einfluß Englands und Italiens im Mittelmeere entgegentreten muß, völlig zusammen, denn in den vorzüglich englisch beeinflußten Arabern darf es in keinem Falle eine so verläßliche Stütze sehen, wie in den Türken. Es macht sich außerdem den im Hinblick auf sein russisches Bündnis und seine Auswertung so wichtigen Herrn der Dardanellen zum Feinde.

Die Türkei verteidigt zunächst nur die Rechte ihrer Volksgenossen und verlangt die sinn- und zeitgemäße Durchführung des einmal geschlossenen Vertrages. So harmlos das zunächst erscheinen mag, so steht dahinter nichts anderes als der Gegensatz zwischen dem bestehenden türkischen und kommenden großarabischen Reiche. Es ist kein Zweifel mehr, daß die heute gültige Aufteilung des arabischen Orients einmal verschwinden muß. Verlangen doch bereits die Syrer, noch ehe sie ihre eigene Unabhängigkeit erreicht haben, den Zusammenschluß mit Palästina und Transjordanien! Gehen doch Unterhandlungen zwischen den arabischen Nationalisten des Irak und Syriens lebhaft hin und her und ist die geheime und offene Parteiergreifung für die Araber Palästinas bei allen Arabern im Gange! Ehe das großarabische Reich Wirklichkeit wird, will aber die Türkei ihre Stellung im östlichen Mittelmeere und an der Grenze Syriens befestigen und ihre Kornkammer Cilicien besser schützen.

Der Sandschak im großarabischen Besitze ermöglicht einen raschen Vorstoß zu Land und zur See in das reiche Cilicien, der kaum irgendwo abgefangen werden kann. Mit ihm ist aber die notwendige Grundlage gewonnen, um einen Vorstoß in das Zentrum des türkischen Reiches auf Angora mit aller Aussicht auf Erfolg zu unternehmen oder aber im Vordringen nach Norden das türkische Reich in zwei Teile zu zersprengen. Außerdem wäre der Besitzer des Hafens von Alexandrette jederzeit in der Lage, eine türkische Südfront zu flankieren bzw. zu sprengen.

Der Sandschak im türkischen Besitze hat nicht so ausschließlich Angriffs-, sondern in erster Linie Verteidigungsbedeutung. Ein von Cilicien und dem Sandschak ausgehender türkischer Vorstoß nach Süden und Osten trifft nur ein weniger wichtiges Teilgebiet des großarabischen Reiches, das nach Osten durch die Wüste, nach Süden durch das Gebirgsland geschützt ist. Außerdem vermag er an den Engen am Orontesknie und unteren Afrin, sowie in den Höhen um

Aleppo und im oberen Orontestal leicht abgefangen zu werden. Auch die arabische Mittelmeerstellung erfährt durch den Verlust von Alexandrette keine Einbuße. Sie wird aller Voraussicht nach nicht nur auf die zahlreichen syrischen Häfen, sondern auch auf das Cypern ihres natürlichen Verbündeten, England, gestützt werden können.

Unter diesen Umständen muß die Verselbständigung des Sandschaks und seine frühere und spätere Angliederung an die Türkei in der Tat als eine Frage des Lebens und der Ehre für dieses Land bezeichnet werden, während sie für das Großarabertum nur eine Frage von untergeordneter Bedeutung ist. Eine großzügige und weitschauende Politik sollte deshalb nicht zögern, der Türkei das zu geben, was sie sich doch einmal nehmen muß. Einer Verlagerung der Südostgrenze des Sandschaks vom Orontestale auf die Höhen des Dschebel el Kusair und Dschebel el Akra sowie einer etwaigen ausgleichenden Verlegung der Nordostgrenze auf die Höhen des Kürd-Dagh kann die Türkei ohne weiteres zustimmen, da sie nur geeignet ist, etwaige berechtigte Einwände der Syrer von vornherein zu beseitigen.

Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände ist am 24. Januar in Genf im Schatten des Völkerbundes eine jener bekannten Kompromißlösungen gefunden worden, der die türkischen Unterhändler einstweilen zustimmten, da sie eine Reihe neuer Einflußmöglichkeiten auf das Gebiet sichert und es als wesentlich türkisch anerkennt. Danach verbleibt der Sandschak im Verbande Syriens, das zur Führung seiner auswärtigen Angelegenheiten berechtigt ist. Jedoch erhält der Sandschak volle, durch einen Völkerbundskommissar garantierte Verwaltungsautonomie. Seine Verteidigung gegen äußere Angriffe und seine Entmilitarisierung soll durch ein französisch-türkisches Militärabkommen gewährleistet werden. Dem Schutz der arabischen, armenischen und anderen Minderheiten sowie der Vorrechte des türkischen Durchfuhrhandels in Alexandrette sollen eingehende Verfassungsbestimmungen dienen. Endlich garantiert ein Abkommen zwischen der Türkei, Frankreich und Syrien die Unverletzlichkeit der syrisch-türkischen Grenze und die Verhinderung aller gegen die Sicherheit des anderen Landes gerichteten Bestrebungen. Ob dieses Kompromiß eine endgültige Lösung der Frage bedeuten kann, wird die Zukunft zu zeigen haben.

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Ein Staat stirbt an seiner Hauptstadt...

Den vom Bundesamt für Statistik herausgegebenen STATISTISCHEN NACHRICHTEN entnehmen wir in Nr. 1 vom 27. I. 1937 unter dem Stichwort: Die natürliche Bevölkerungsbewegung im Oktober 1936:

	Lebendgeborene	Gestorbene	Abgang
Bundesland Wien	956	2040	1084

Wenn auch eine Reihe von anderen Bundesländern einigen, meist aber nur geringen Überschuß aufzuweisen haben, liegt das Defizit von Wien (und Niederösterreich) doch so stark auf der Gesamtbilanz, daß ein Abgang für Gesamtösterreich von 309 gegen einen Überschuß von 651 im gleichen Monat des Vorjahres bleibt. V.

Zeichen der Unterwanderung

Man soll den Gegnern lassen, was Gutes an ihnen ist, — so muß dem Völkerbund zugestanden werden, daß er zwar keine politischen Erfolge, wohl aber eine ganze Reihe sehr brauchbarer statistischer Arbeiten für sich buchen kann. Eben gibt das BUREAU INTERNATIONAL DE TRAVAILeine ungemein fleißige und in mancher Hinsicht aufschlußreiche Arbeit heraus: LA STATISTIQUE DES ÉTRANGERS / Étude comparative des Recensements 1910—1920—1930. Wenn auch der Stichtag der letzten Zählung nun schon über 6 Jahre zurückliegt, ist doch die Wanderungstendenz, die sich aus dem Zahlenwerk herausschält, sehr deutlich. Als Beispiel veröffentlichen wir einen Auszug, der die Entwicklung eines Landes mit stagnierender, ja zum Absinken neigender Bevölkerungszahl bei verhältnismäßiger dünner Besiedlung zeigt, — wir meinen Frankreich.

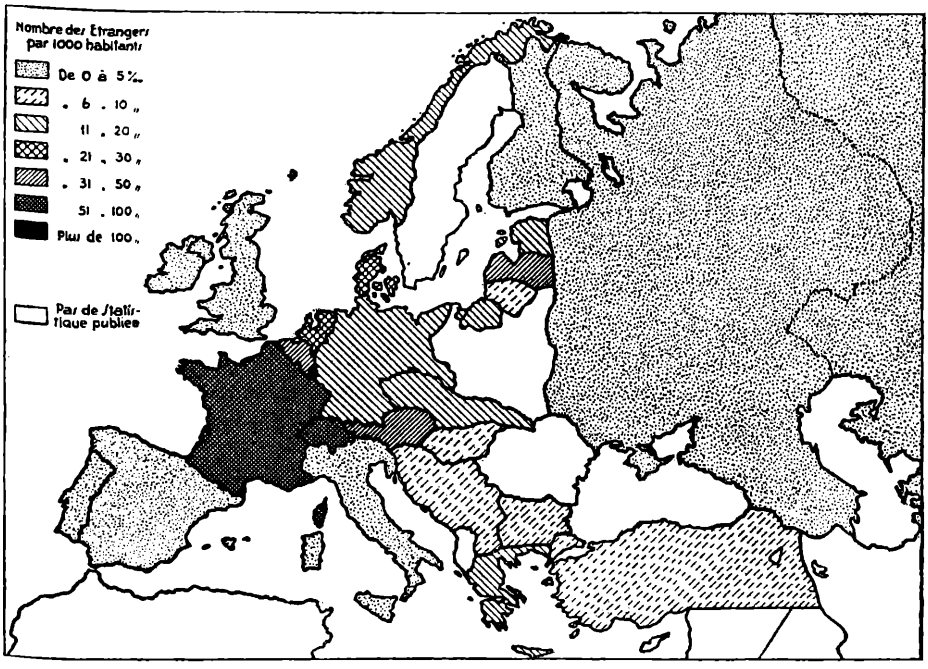
Man halte sich vor Augen, daß die Gesamtbevölkerung Frankreichs in den 3 Stichjahren betrug:

1910	1920	1930
39192000	38798000	40229000

Es folgen jetzt die Zahlen der Fremden (siehe Tabelle).

Die folgende kleine Karte zeigt die Verteilung des Fremdenstroms in Europa: Frankreich und die umliegenden neutralen Länder, an der Spitze Luxemburg mit 190‰ Fremden, bilden das Sammelbecken:

Wichtig und für die Beurteilung der Zahlen ausschlaggebend sind die einleitenden Ausführungen über den Begriff: Fremder. Es geht daraus



Zahl der Fremden in Frankreich
(Reihenfolge entsprechend dem französischen Alphabet)

	1910	1920	1930
Deutsche	102271	75625	69278
Österreicher	14681	2090	5294
Belgier	287126	348986	326645
Engländer	40378	47356	62298
Bulgaren	743	633	2606
Dänen	1185	1731	2802
Spanier	105760	254980	322590 (!)
Griechen	2902	12771	18588 (!)
Holländer	6418	6969	10534
Ungarn	3170	630	13417
Italiener	419234	450960	760116 (!)
Luxemburger	19193	29269	28270
Norweger	1676	1676	1747
Polen	—	45766	309312 (!)
Portugiesen	1262	10788	28883 (!)
Rumänen	6916	11187	13249
Russen	35016	32347	67218
Schweden	1532	2451	2578
Schweizer	73422	90149	123119
Tschechen	—	5580	32989 (!)
Türken (aus Europa und Asien)	8132	5040	26076 (!)
Jugoslawen	421	4032	15139 (!)
Fremde aus Europa insgesamt	1130838	1441016	2242748
Afrikaner	3120	37666	72173 (!)
US-Amerikaner	7246	12394	17966
Andere Amerikaner	13124	10008	13192
Asiaten	1173	23932	43370 (!)
Australier	285	54	34
Nicht gekennzeichnet	4049	6954	19852
Fremde insgesamt	1159835	1532024	2409335

hervor, daß durchweg nur die erste Generation, die noch im Ausland geboren ist, als fremd gewertet wird; die diesbezüglichen Ausführungen geben ein geopolitisch sehr aufschlußreiches Bild von der Verschiedenheit, mit der die einzelnen Staaten das Staatsbürgerrecht handhaben vom jus soli über verschiedene Mischformen zum jus sanguinis. Dementsprechend sind auch die Angaben aufgebaut, welche die Statistiken der betr. Staaten bieten. Sie von Grönland bis zu den Neuen Hebriden auf einen Nenner zu bringen, ist zweifellos eine in ihrer Art imponierende vergleichend-statistische Leistung. V.

Die Fortentwicklung des Südostens zur Eigenständigkeit hin macht große Fortschritte. Wir haben schon vor längerer Zeit einmal auf die neue internationale Balkanzeitschrift hingewiesen, die sich „REVUE INTERNATIONALE DES ÉTUDES BALKANIQUES“ nennt und vom Balkan-Institut in Belgrad herausgegeben wird. Noch klarer als in den beiden ersten Bänden — von denen inzwischen eine Auswahl an Aufsätzen in serbokroatischer Sprache als „Kniga o Balkanu“, Buch vom Balkan, erschienen ist — arbeitet der neue, wieder über 600 Seiten starke Doppelband 3/4 die Ziele heraus, die mit dem Institut verfolgt werden. Wir geben einen Auszug aus dem deutschgeschriebenen programmati-

schen Aufsatz „Der neue Balkan", den der Geschäftsführer des Instituts Parešanin gemeinsam mit S. Spanačević verfaßt hat und der sehr deutlich anzeigt, wie weit das Bewußtsein führender geistiger Kreise des Balkans schon in der angedeuteten Richtung den Weg gefunden hat. Es steht da u. a. zu lesen:

Wir bekennen offen unser Ziel und Ideal. Wir wünschen eine Annäherung zwischen den Balkanstaaten in Form von festen politischen und wirtschaftlichen Verträgen. Wir wollen, daß die Balkanvölker einander ergänzen und beistehen. Wir erstreben die Entwicklung eines tief verankerten starken Solidaritäts- und Gemeinschaftsgefühls bei ihnen, wofür manche Vorbedingung besteht und wozu es notwendigerweise kommen muß.

Ohne eine solche selbstbewußte starke und dauernde Gemeinschaft, die imstande ist, allen Versuchungen und Angriffen, woher sie auch kommen und in welcher Form sie sich auch äußern mögen, die Stirne zu bieten, gibt es weder für die einzelnen Balkanländer noch für die einzelnen Balkanlandschaften eine volle politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung. Ohne eine solche Zusammenarbeit werden sie nie imstande sein, sich im internationalen Wettstreit der Jetztzeit und der kommenden Tage erfolgreich zu behaupten.

Den Balkan als Einheit zu behaupten, ihn den Balkanvölkern zu erhalten, ist heute die einzige kluge und zugleich größte nationale Idee sowohl bei den Jugoslawen und Bulgaren, als auch bei den Griechen, Albanern, Rumänen und Türken. Unser Vaterlandsgefühl muß den ganzen Balkan umfassen, falls es als real gelten will. Der einzig richtige und würdige Standpunkt für den Balkanmenschen ist: selbstbewußt und stolz auf seine balkanische Wesensart zu sein. Die Identifizierung des Balkanmenschen mit einem niedrigeren, kulturlosen und vandalischen Wesen und des Balkantums mit „Gemeinheit' und Wildheit ist ein Werk der Feinde des Balkans, eine Folge der Eroberungspolitik, die alle Balkanvölker versklaven und ihre schönen, reichen Länder in ausgebeutete Kolonien verwandeln wollte ...

Die Geschichte ... bietet Beispiele genug für die Tatsache, daß vielfach auf künstlichem Wege, sei es kurzerhand gewaltsam oder in langdauernder, systematischer, zäher Arbeit von oben her, staatliche und wirtschaftliche Gebilde geschaffen wurden, für welche auch nicht annähernd geographische, völkische, geopolitische, wirtschaftliche, geistige und soziale Vorbedingungen bestanden; solchen Gebilden begegnet man in der Vergangenheit und Gegenwart auch auf der Balkanhalbinsel auf Schritt und Tritt ... Der Balkan und seine Völker jedoch haben weder Erdichtungen und Eroberungen noch Kniffe und Umschweife nötig. Jahrhunderte, Jahrtausende lang hat die Herausbildung des Balkanraumes gedauert, in dem diese Völker alle Bedingungen vorfinden, die für eine ganz natürliche und unschwer zu verwirklichende Einheit und für ein fortschrittliches und gesichertes gemeinsames Leben in harmonischer Ganzheit vonnöten sind. Aber um dies leichter und schneller zu erreichen, müssen sich die Balkanvölker vorerst dem Balkan zuwenden. Damit sich der Wahlspruch „Der Balkan den Balkanvölkern!" verwirkliche, muß auch der Gedanke „Die Balkanvölker dem Balkan!" Leben gewinnen. Sie alle müssen sich ihrer Mutter Erde, ihrer Balkanerde zuwenden und dort den einzigen wahren und festen Stützpunkt ihrer politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit suchen. Aus der Balkanlandschaft haben alle Quellen zu fließen, die alles Schaffen der Balkanvölker anregen und nähren sollen.

Der Balkan ... soll sich planmäßig in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht heben; sachkundig soll er mit den Mitteln der modernen Technik für eigene Rechnung seine ungeheuren Reichtümer ausbeuten; er soll seine eigene Industrie ausbauen, die seinen inneren und äußeren Wirtschaftserfordernissen entspricht; seine Völker sollen keinerlei fremde außerbalkanische Einmischung selbstsüchtigen und zerstörenden Charakters in ihre inneren Angelegenheiten zulassen; sie sollen sich vollständig von allen schädlichen und erniedrigenden geistigen, politischen und wirtschaftlichen Auslandseinflüssen befreien. Sobald diese Vorbedingungen erfüllt sind, wird der Balkan zu einer Großmacht auf dem großen, schicksalhaften Kreuzweg zwischen Europa, Asien und Afrika werden. Dann werden von selbst viele Fragen verschiedenster Herkunft verschwinden, die heute den Gesichtskreis vernebeln und den Fortschritt sowohl der einzelnen Balkanländer als auch des Balkans als eines Ganzen hemmen. Auf dem Balkan gibt es Raum und Glück genug für alle Balkanvölker. Sobald sie zusammenhalten und mit „unzerreißbaren Stahlketten" — wie Kemal Atatürk in seiner Rede auf der 2. Balkankonferenz sagte — zu einer festen Gemeinschaft verbunden sind, werden sie es nicht mehr nötig haben, sehnsüchtig über ihre balkanischen Grenzpfähle hinauszublicken ...

Der Durchschnittseuropäer sieht im Balkan seit jeher nur ein „Pulverfaß", ein wildes, kulturloses Land ... Daß die außerbalkanische

Welt unter dem Einfluß dieser „dirigierten" Literatur steht, ist jedoch nicht das Schlimmste. Viel ärger und folgenschwerer ist der Umstand, daß man ihr teilweise auch auf dem Balkan unterlegen ist.
Es wird sich später noch Gelegenheit ergeben, auf den auch diesmal wieder sehr reichhaltigen Inhalt dieses Bandes einzugehen, an dem, in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache, namhafte Kenner der wichtigsten Sachgebiete in den Balkanländern selbst und darüber hinaus in aller Welt mitgearbeitet haben. Verschiedene Ausführungen legen eine Stellungnahme nahe. Aus der angeführten Probe läßt sich jedoch bereits ersehen, welche Rolle der Wissenschaft zugedacht ist: sie soll wertvolle Dienste leisten bei den Bestrebungen des Balkans, das eigene Wesen und die eigene Art zu erkennen und vor fremden Einflüssen zu bewahren. Es ist schon richtig: wenn auch der Balkan zwei Jahrtausende lang so sehr in fremde Lebensformen eingelagert wurde, daß sein eigentliches Wesen überdeckt und verkannt blieb, so ist das kein Grund dafür, daß dies nun immer so bleiben müsse. Man wird sich immer mehr über den Wandel im Gefüge des Balkans Rechenschaft abgeben müssen, zumal eine noch nicht weit zurückliegende Vergangenheit lehrt, wie gefährlich es werden kann, wenn überalterte Vorstellungen mitgeschleppt und bereitwillig dargebotene fremde Brillen benützt werden. J. M.

Im ARCHIV FÜR BEVÖLKERUNGSWISSENSCHAFT (VOLKSKUNDE) UND BEVÖLKERUNGSPOLITIK VI. Jhg., 1936, Heft 6, S. 363 ff. veröffentlicht der Schriftleiter der GEOPOLITIK, Vowinckel, im Rahmen einer umfassenden Aussprache über den neuen Begriff der Volkskunde kurze Ausführungen über: Volkskunde und Geopolitik. Wir entnehmen daraus:
(Der Geopolitiker sieht daher) ... die ganze Welt wie den Kosmos als: Leben, Lebensvorgang und Lebenseinheit.
Dies trifft insbesondere auch auf den Begriff des Raumes zu. Für uns ist Raum keine abstrakte und anorganische Einheit, sondern die Summe aller Lebenserscheinungen, die einen bestimmten Ausschnitt der Erdoberfläche in einer bestimmten Zuordnung erfüllen. Die Grenzen dieses Ausschnittes bestimmen sich nicht zufällig, sondern von der Lebensfülle der Lebensarten und von der Form ihrer Zuordnung (Verkehrsgemeinschaft, Wechselwirkung) her.
Volk ist uns zunächst die Lebensform einer Menschengruppe, die in einer bestimmten Ordnung als körperhafte Einheit gefügt ist. Die Gestalt, die das Volk somit hat, wird bestimmt durch die Rasse und die Erlebnisgemeinschaft. Sie drückt sich aus in einer bestimmten Haltung (Sprache!) und einem gemeinsamen Wollen, im Zugehörigkeitsgefühl gegenüber dem eigenen Volke, im Gefühl des Andersseins gegen fremde Völker.
Staat ist uns das im Volk wirksame und zur Gestaltung drängende Ordnungsprinzip; eine Vorform dieses Prinzips bildet die Teilgestalt der Familie, der Sippe und des Stammes. Um aber den Begriff des Staates zu erfüllen, bedarf diese Ordnungskraft der Verwurzelung mit dem Boden, dem Raum: ein Staat ohne Territorium ist nicht denkbar. Als ordnende Lebenskraft ist der Staat eine Lebenserscheinung, die nicht von der Form her, in der er auftritt, und nicht von den Mitteln her, derer er sich bedient, sondern in seiner ganzen Breite nur von der Lebensart und der Lebenskraft erfaßt werden kann, die im Volkskörper wirksam sind.
Aus der Methode der Geopolitik ergibt sich die Forderung, diese Begriffe nicht als Einzelbegriffe, sondern ineinander verschränkt und nur im Zusammenhang faßbar zu werten: sie sind ja von ein und derselben Lebenserscheinung abgespaltet.
[...] Ihr (der Geopolitik) Arbeitsziel ist auf die staatlichen Lebensvorgänge in ihrer Bindung an Raum und Volk gerichtet. Sie zeigt die erdhaften und lebensbedingten Züge in der Politik. Die Geopolitik stellt also eine der möglichen und notwendigen Querverbindungen zwischen den drei Wissenschaftsgruppen der Raumkunde, Volkskunde und Staatskunde her; sie nimmt ihre Arbeitsvoraussetzungen aus allen drei Gruppen. Ihr Schwerpunkt liegt — im Gegensatz zu der herkömmlichen Meinung, die sie der Geographie (von der sie herkommt) zuordnet — im Gebiet der Staatskunde. Daß diese mit den bisherigen, oft mehr auf Papier als auf Boden gründenden Staatswissenschaften durchaus nicht wesensgleich ist, bedarf nach den vorherigen Ausführungen keiner Erhärtung mehr.
Die Geopolitik ist demnach eine zusammenfassende Wissenschaft; ihre Einordnung in das Gebäude der heutigen Ordnung der Wissenschaften an der Universität macht deshalb Schwierigkeiten, weil die Neuordnung der Universität erst begonnen hat. Es wird vielfach verkannt, daß oberhalb der exakten Forschung in den einzelnen Fächern große neue Forschungsaufgaben herangewachsen sind; sie können nur in Zusammenarbeit vieler Einzelfächer bewältigt werden, die vielfach nicht nur durch Fakultätsschranken getrennt sind.
Der Antrieb zur Neuordnung geht von der Weltanschauung des Nationalsozialismus ebenso aus wie von den Bedürfnissen der Lebensform „Staat". Zusammenfassungen wie die der landwirtschaftlichen Forschung oder die der Reichsplanung leisten hier entscheidende Arbeit.

FRANZ PAUSER:

Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart II

Im Unterschied zu der Liguria geben die Küstengebirge der Provence unweit westlich der absinkenden Meeralpen eine Lücke frei. Der Rest des untergegangenen hercynischen Erdteils (zu welchem auch Korsika und Sardinien zählen) begrenzt das Festland mit der Kette der Montagnes des Maures und dem Estérel. Zwischen beiden mündet in dem kleinen Golf von Fréjus das Tal des Argens und öffnet das sonst vom Meere abgeschiedene Hinterland in einer wichtigen Längsverbindung parallel zum Küstenlauf. Der maritimen Begründung ihrer außeritalischen Besitzungen entspricht es, daß die Römer nun weiter auf den Schwemmlandstreifen zu Füßen der Cevennen ausgriffen und damit in entgegengesetzter Richtung zu Hannibals Zug den Halbkreisbogen um ihr Meer schlossen. Kaum waren sie (121) zur Errichtung der neuen Provinz Gallia Narbonensis geschritten, da traf sie aus dem Norden der Rhonefurche heraus, bei Arausio (Orange, 105), die Niederlage zweier ihrer Heere durch den Vorstoß der Kimbern.

Diese ersten geschichtlichen Vorläufer der großen Wanderung germanischer Völker hatten den ganzen weiten Alpenbogen vom Osten zum Westen umzogen, nachdem sie bei der Rückkehr aus der pannonischen Landschaft schon 113 bei Noreia (Neumarkt in der Steiermark) den römischen Konsul, der sich ihnen entgegenstellte, geschlagen hatten. Da die Kimbern jedoch — statt in Ausnutzung ihres Sieges durch die Pforte des Kärntner Beckens südwestwärts vorzudringen — das Gebirge wieder verließen, so blieb die bisherige Grenzsicherung der Römer in den Friauler Bergen am Rande der venezianischen Tiefebene unverändert. Noch auf lange hinaus entbehrte der Raum der Ostalpen bewegender Ereignisse.

Im Westen dagegen sollte bald durch neue Unruhe der Gegenstoß der werdenden römischen Weltmacht ausgelöst werden. Seit mehr als einem Jahrhundert war das Becken des Po als Glacis gegen aufsässige Kelten wieder in die römische Herrschaft einbezogen. In den Alpenketten konnte man nach den Erfahrungen des Zweiten Punischen Krieges keinen genügenden Wehrschutz erblicken; und die Narbonensis war unmittelbar gefährdet. So entschloß sich denn Cäsar, der Unrast der nordischen Völker ein ungeheuer weites Vorfeld entgegenzuwerfen. Wäre nicht durch Cäsar Gallien zum Raumpuffer des mittelmeerischen Römerreiches geworden, so hätte sich der Lebensstrom der fruchtbaren jungen Völker des Nordens in dieses ihr Vorland ergossen; und an Stelle der römischen Zivilisation der raffinierten Großstadt hätte eigenständige kernige Bauernkultur die gesegneten Gefilde Galliens besiedelt. Ohne die mächtige Sperre der cäsarischen Provinzen, welche die Völkerwanderung um ein halbes Jahrtausend hintanhielt, hätte die großenteils vorindogermanische binneneuropäische Bevölkerung des südlicheren Galliens eine

Umprägung erfahren, denn die Beimischung ursprünglich keltischen, d. h. nordischen Blutes ist in diesen Gegenden recht gering. So war es vielmehr eine Negation — die Verhinderung der Angleichung der Völker dieser Gebiete an indogermanische Nachbarn, und das bedeutet Aufrichtung einer dauernden Mauer zwischen ihnen! — und nicht so sehr die vermehrte Ausbreitung des eigentlich mediterranen Typs, was neben dem politischen Vorstoß aus dem Bereich des Mittelmeeres in den festländischen Raum einherging.

102, in der Schlacht bei Aquae Sextiae, hatte der Zug der Teutonen, nach ihrer Trennung von den Kimbern, sein tragisches Ende gefunden. 59 erhielt Cäsar die Statthalterschaft über das Illyricum, die Gallia Cisalpina und die Narbonensis: über den Schutzgürtel im Norden. In den folgenden Jahren beginnt die Eroberung des großen Galliens. Die Furche der Rhone wird von ihrer starken Bewaldung freigelegt; und ihr parallel verläuft als zweite Längsverbindung die Straße von Aquae Sextiae nach Cularo in der Narbe, welche die Voralpen — und politisch auch die Narbonensis vom Hochgebirge trennt, das immer noch außerhalb der römischen Verwaltung bleibt.

Die Schlüsselstellung der späteren Gratianopolis-Grenoble (Mittelpunkt des künftigen Delphinats) verknüpft die Windrose der Wege im Alpenraum, um sie dann im Durchbruch der Isère durch die Kalkklötze der Voralpen den Städten im Rhonelauf zuzuführen, talwärts Valentia oder über den Schuttkegel des Viennois dem Rhoneknie und Lyon. In nordwestlicher Umgehung der steilen Grande Chartreuse oder auch aufwärts in der Längstalau des lieblichen Graisivaudan ist die üppige Talebene von Chambéry zu erreichen — Hauptstadt Savoyens.

Während von den Juraketten jenseits der Rhone die Begrenzung gegenüber dem Westen gegezogen wird, stellt diese Vertiefung von Chambéry mit dem Lac du Bourget die erste der drei Quersenken dar, welche die savoyischen Voralpen zerteilen und der Pforte von Genf zustreben. Weiter oberhalb, fiederförmig zur großen Längstalrinne, sind es die Einsenkungen des Sees von Annecy mit der Landschaft Genevois und dann das Faucigny im Lauf der Arve. Schließlich folgt nördlich der Savoyer Kalkberge die Abdachung des hügeligen Chablais im Terrassenbau fruchtbarer Molasse über dem weiten blauen Spiegel des Genfer Sees. Als breite Sperre vor der schweizerischen Hochebene ist der Halbmond der großen Wasserfläche ausgespannt zwischen der steilen Bergkette am Unterwallis und den schroffen Hängen des Jura. Ihren natürlichen Mittelpunkt finden die Landschaften Savoyens in der Mulde beim Austritt der Rhone aus dem Seebecken. Von dem Jurazug der Crêt de la Neige und dem voralpinen Kalkrücken des Mont Salève umrahmt, erhebt sich auf dem Endmoränenhügel das uralte Genf und beherrscht den Durchlaß.

In diesem naturgeschaffenen Paßland, vor dem Rhonekorridor wie vor den Übergängen der Alpen, wird ein halbes Jahrtausend später, beim Einsturz des Reichsgebäudes, die Ansiedlung des deutschen Stammes der Burgunder als römische foederati erfolgen. Hier, an der Sichel des Genfer Sees, läßt Cäsar die Abriegelung der draußen stehenden, unerwünschten Völker beginnen. Und als die Helvetier dennoch, statt nach dem Süden hin, westwärts über den Jura und quer durch das Becken der Saone bis auf die Wasserscheide der Meere durchgebrochen sind, treibt er sie — in Ausnutzung der Streitigkeiten unter den keltischen Völkerschaften — mit ihrer Niederlage bei Bibracte, am Rande der Stromgebiete von Seine und

Loire, wieder in ihre verlassene Heimat zurück. Darauf folgt noch 58, und wiederum in Umgehung der Juraketten, der Schlag gegen den germanischen Bundesgenossen der Sequaner, den Suebenkönig Ariovist im Sundgau — gerade auf der anderen Seite der Burgundischen Pforte, und der deutschen Stellung von 1871 an der Lisaine, westlich Belfort entgegengesetzt. Die Schwelle von Langres leitet zur Unterwerfung der Belgen an Aisne und Sambre über; die Seevölker der Aremorica werden bezwungen, Germanen werden über den Unterlauf des Rheins zurückgetrieben. Und schon 55/54 finden die beiden ersten Überfahrten nach Britannien statt.

Der ganze weite Raum im südwestlichen Gallien, jenseits des Steilabfalls des Zentralmassivs, bleibt außerhalb dieser Bewegungskämpfe. Cäsars kühner Vorstoß ist einzig auf der Beherrschung der Rhonefurche und ihrer Verlängerung im anschließenden ehemaligen Seebecken der Saone aufgebaut. Bald wird diese Kraftlinie lotrecht von Chalon über Langres, Tull und Metz nach Trier und Köln zum Niederrhein vorgeschoben; und gleich Rippen zweigen von dieser Wirbelsäule die Straßen ab, über Autun nach Paris, sowie zum Einzugsgebiet der Loire; von Langres über die Champagne und Reims nach der Küste und zur Schelde; schließlich ostwärts von Chalon, Metz und Trier zum oberen und mittleren Rhein. Der damalige Lauf der Linien ist mithin ganz verschieden von dem gegenwärtigen Netz, das erst seit dem ausgehenden Mittelalter von Paris bestimmt wird. Länger als ein Jahrtausend ging der Zug in südnördlicher Richtung, mit Lyon als Zentrum. Bis zum Zerbröckeln des Römischen Reiches war Lugudunum — am Einfalltor aus der romanisierten Narbonensis in die neuen Provinzen — Hauptstadt der drei Gallien.

Voraussetzung des ganzen Systems war die Beherrschung der Meere, des Weges zum Hafen von Forum Julii, dem damals noch nicht verlandeten Fréjus in der Provence. Noch war keiner der Alpenpässe in der Hand der Römer. In Ergänzung der Barkenflottille auf dem Genfer See war die Etappenstraße zum oberen Rhein auf die schweizerische Hochebene hineingerückt worden; aber ein Versuch des cäsarischen Feldherrn (schon 57), von dieser Basis aus und durch den Korridor im Quertal der Rhone den Übergang des Großen Sankt Bernhard (Mons Poeninus) zu erzwingen, scheiterte an dem Widerstand der Walliser Talbewohner.

Erst die Regierung des Augustus fügt den Alpenraum dem Reiche ein. In der Zone des Briançonnais wird der eingeborene König Cottius in Susa (15 vor unserer Zeitrechnung) zum Präfekten ernannt — und der westlichen Abdachung Oberlauf zählt damit zur Italia! Römische Zivilisation erschließt das Tal der Dora Baltea; und nach Beseitigung des Volkes der Salasser, das seine Freiheit verteidigt — und dann, endlich unterjocht, auf dem Markt zu Ivrea in die Sklaverei verkauft wird! —, sichert die Gründung von Augusta Praetoria den Landweg über den Kleinen Sankt Bernhard gen Lyon. Darauf erst gelingt es von Süden her, auch den Großen Sankt Bernhard zu öffnen, dessen Heerstraße dann seit 47 nach Chr. bis

ins hohe Mittelalter, d. h. bis zum Ausbau des Durchlasses über den Gotthard (mittelst der „stiebenden Brücke" in der Schöllenen-Schlucht) zum bedeutendsten aller Alpenwege werden wird. Die Simplon-Strecke wird erst 196 erstellt.

Endlich legen die Eroberungen durch Tiberius und Drusus den weiten Schutzgürtel der zentralen und der Ostalpen um den nunmehr romanisierten, ehemaligen Raumpuffer der Gallia Cisalpina. Bereits in der Einteilung der kaiserlichen Provinzen (deren Verwaltung der Augustus durch Legaten an der Spitze von Legionen ausübt) war 27 vor unserer Zeitrechnung die große Klammer — vom Mittellauf des Rheins bis zum Fuß der Alpen auf der schweizerischen Hochfläche; und von der Wasserscheide der Meere auf den Sichelbergen und der Übergangslandschaft von Langres quer durch das Becken der Saone bis zur Kerbe in den südlichen Juraketten in der Klause von Nantua — geschlagen worden; und der Augustus gab ihr den Namen: Germania Superior. Zu ihr gehören noch die Straßenzüge aus der Genfer Pforte zum Wassertor von Windisch: Einer längs der Seen am Ostfuß des Jura; der andere, über den Etappenort, die Veteranensiedlung von Aventicum, in der langgestreckten Austiefung, welche der Rhonegletscher der Eiszeit dem waldigen Hügelland zwischen dem Genfer See und der unteren Aare aufgeprägt hat. Von hier wird die Romanisierung der Alpentäler ausstrahlen; sie bleibt aber stellenweise unvollständig.

Die andere (nur inneralpin bedeutsame) Längsverbindung hingegen scheidet die wellige Hochfläche vom Oberland; sie verläuft auf der Trennungslinie der Voralpen vom Hochgebirge — vom Einschnitt der oberen Saane und des Simmentals über die Reihe von Seen zur Niederung der Linth —, und sie mündet bei Arbon am Bodensee. In dieser Rinne — und nicht etwa auf den Gebirgskämmen! — zieht Augustus 15 vor Chr. die Grenze der Germania Superior gegenüber den neuerworbenen Gebieten:

Die Raetia umklammert das Vorland auf der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene mit dem Alpenraum — vom Lauf der Donau bis zu den Quellen von Saane, Aare, Reuß, Rhein und Inn —, und sie steigt über die Wasserscheide nach Süden hinunter bis zu den Gefällstufen von Meran und Klausen in Südtirol. Jenseits des Toblacher Feldes und des Felsens von Kufstein fängt das Noricum an; von der Italia wird es abgeschieden durch die Karnischen und die Julischen Alpen.

Jedoch gleich nach Erlangung des Schutzgürtels im Nordosten gewann es den Anschein, als ob (wiederum im Vorfeld von Raetia und Noricum!) im Markomannenkönigtum eine Ballung von Kräften erstehen sollte, welche allein imstande gewesen wäre, in Überwindung altgewohnter Libertäten eine erstmalige germanische Staatlichkeit dem römischen Koloß entgegenzustellen — und vielleicht in der Folge die Sperrkette der Raumpuffer Roms in umgekehrter Richtung zur cäsarischen und augusteischen Reichsbildung wieder aufzurollen. Da machte der Bruderkrieg zwischen Armin und Marbod — nicht ohne Mitwirkung der römischen

Diplomatie! — allen Ansätzen zu einer ersten Einheit der Deutschen ein Ende. Und um vier lange Jahrhunderte wurde die Landnahme germanischer Völker abermals hinausgerückt — im „Frieden des Römischen Reiches".

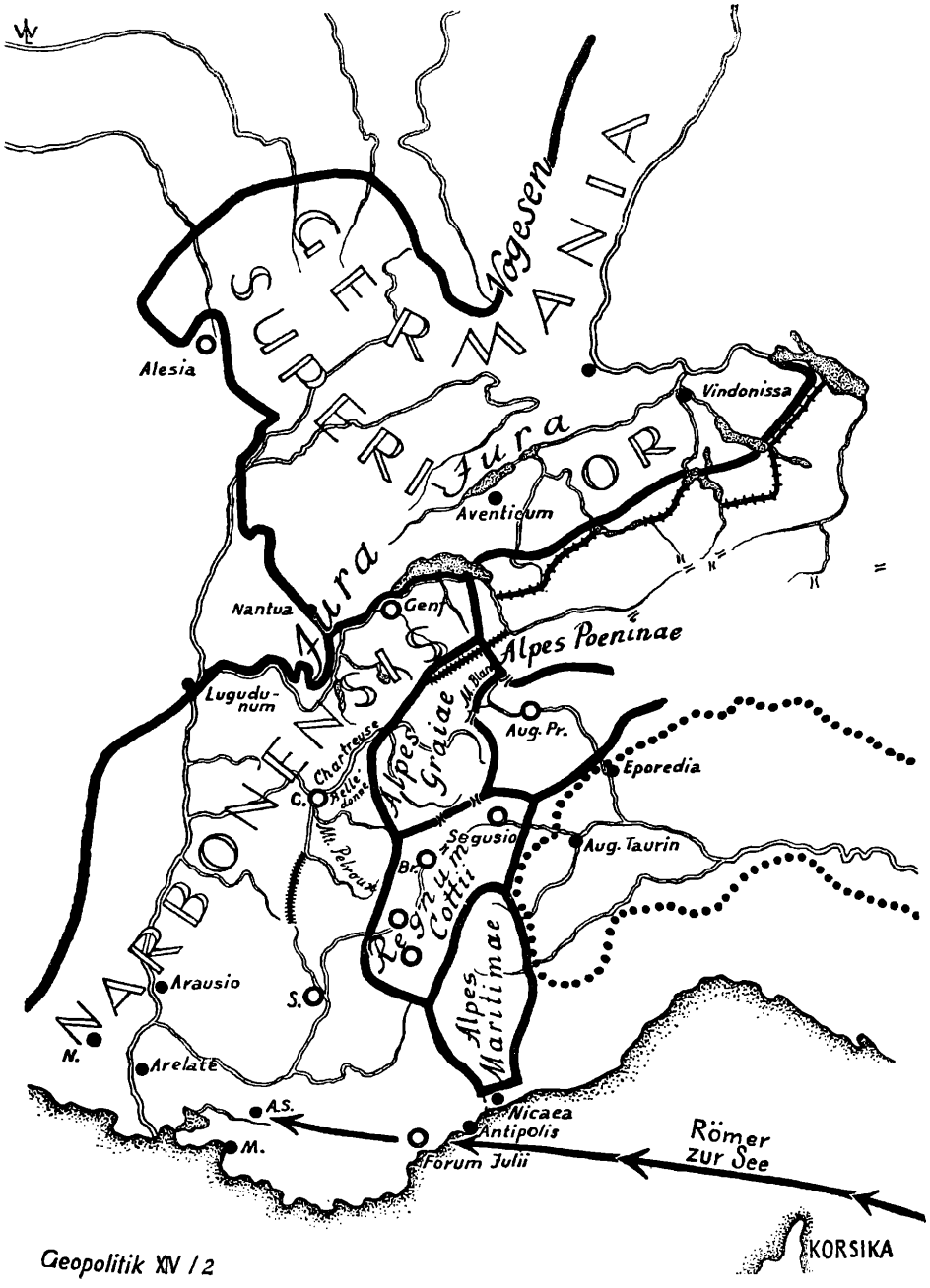
In der Aufstellung der Provinzen durch Augustus war der Raetia zunächst auch das Tal des Rottens im Wallis zugeteilt worden, so daß sich damit eine weitere innere Verbindungslinie über die hohen Pässe des Urserentals nach dem Vorderrhein und Bodensee ergab. Aber die Streichrichtung des Gebirges drückt diesen Talzug zwischen der Kette der Berner Kalkalpen und dem Penninischen Massiv von der Kernlandschaft der Raetia hinweg. Während die Glarner Berge und sogar die vorgeschobene Zunge des Berner Oberlandes bei der Raetia verbleiben, wird das Wallis um das Jahr 160 wieder abgetrennt. Es wird mit den Tälern der oberen Isère, d. h. der Tarentaise und der Maurienne zu einer eigenen Provinz gegliedert; und damit kündigt sich bereits die Verknüpfung der Talschaften um das Montblanc-Massiv und die künftige geschichtliche Entwicklung an:

Außerhalb des Raumes der Westalpen, weit jenseits der Kämme, in der Rhonefurche — und auf maritimer, nicht auf festländischer Grundlage — war der Aufbau des Römerreiches durch Cäsar eingeleitet worden. Das moderne Italien hingegen wird aus dem engsten binneneuropäischen Bereich, den Alpentälern nahe der Wasserscheide, erstehen. In entgegengesetzter Richtung zur Bildung der römischen Provinzen wird es aus dem Gebirge in die Tiefebene hinabsteigen und vom Norden nach dem Süden vorstoßen. Das Becken des Po, welches ursprünglich nichts Besseres als ein Vorfeld war, wird zur Grundlage des neuen Staates werden — und lediglich aus ideellen Gründen wird Rom Hauptstadt heißen.

*

Wenn mithin die großen politischen Entscheidungen der Vergangenheit und die Machtgrundlage des gegenwärtigen Italiens im Westen des oberitalienischen Tieflandes ruhen, so sind die Völkerbewegungen hingegen, welche die alte Bewohnerschaft zuletzt umgeformt haben, vom Osten her vor sich gegangen. Schon drei Jahrhunderte, nachdem Kelten aus dem Westen und Norden die Gallia Cisalpina in Besitz genommen hatten, fand 101 vor unserer Zeitrechnung über den Brenner jener zweite Vorstoß der Kimbern statt, welcher zum Untergang dieses germanischen Stammes bei Vercellae an der Sesia (zwischen Mailand und Turin) führen sollte. Dann erfolgten wieder Vorstöße erst nach einem halben Jahrtausend der Pax Romana, und zwar rasch hintereinander sämtlich durch die Lücke zwischen den Julischen Alpen und dem Karst:

Diese Adriatische Pforte wird in ihrem Osteintritt durch die Senke von Laibach gekennzeichnet — das Emona der Römer mit den Linien in den pannonischen Raum — und jenseits der Berge im Westen durch den Güterumschlagsplatz von Aquileia, die römische Gründung von 181 vor u. Z. Dieser Großhafen dort, wo die See am weitesten nach Norden in den Körper der europäischen Halbinsel hineinreicht, an der Naht der beiden Becken des Mittelmeeres und unweit der Trennung der Gebirge, wird später von Venedig und Triest abgelöst



Geopolitik XIV / 2

Karte 3: Römische Provinzen und die Hochalpengebiete

Begrenzung der Tiefebene des Po

In den Westalpen } Abschnitte der vor-
In den Zentralalpen } alpinen Längsverbindungen

Tiefenlinie der Römerherrschaft

Grenzen der Provinzen und der anfänglich noch selbständigen Gebiete im Hochgebirge

werden. Und die Flußläufe, Isonzo wie Tagliamento, leiten das Hinterland, Friaul vor den Kärntner Pässen, unmittelbar der Küste zu. Während mithin auf der Westflanke Oberitaliens Turin durch Bergketten von Genua abgeschieden wird und daher zu eigener Entwicklung auf festländischem Boden gelangt — wendet sich hier im Osten der Blick dem Meere und dem Handel zu; ein Gegenstück zu dem alpenländischen, straffen Savoyer Paßstaat kann hier nicht ins Leben treten.

402 wird der erste Westgoteneinfall bei Pollentia in der Sackgasse südlich Turin (in Parallele zu Vercellae) von Stilicho aufgefangen. 405 führt das Eindringen des Ostgoten Radagais zur Abberufung der Legionen vom Rhein und löst also den Einsturz der Rheingrenze aus. 408/09 rückt Alarich vor Rom, weil der Kaiser Honorius die Ansiedlung der Westgoten im Noricum verweigert; nachher führt Athaulf das Volk längs der Ligurischen Küste nach Gallien. 452 wird Aquileia von Attila zerstört; die Flüchtlinge gründen dann Venedig.

489 siegt Dietrich am Isonzo über Odowakar; schon 496 schützt er die Alemannen in der Raetia vor ihren fränkischen Verfolgern, und 507 übernimmt er die (seit 477 westgotische) Provence — welche alsbald 536 den Franken anheimfällt beim Beginn der Kriege Justinians. Und 552 zieht Narses mit germanischen Hilfstruppen durch die Adriatische Pforte zur Vernichtung der im offenen Raume schwebenden Gotenherrschaft, die eines eigentlichen Mittelpunktes entbehrt.

Ganz im Gegensatz dazu gelingt es den Langobarden, sich (seit 571) in Pavia, dem alten Ticinum, ein Kraftzentrum zu schaffen. Sie lösen sich von den Spuren des Römerreiches ab. Sie werden Vorläufer eines neuen — italienischen Staatsgedankens, wenn auch dessen endgültige Verwirklichung anderen — ihren künftigen Nachbarn im Alpenraum vorbehalten bleiben soll: Ein neuer Menschenschlag hat in der alten Gallia Cisalpina Wurzeln gefaßt, und das Schwergewicht wird an den Oberlauf des Po verlagert.

Während sich also in dem Rahmen der steilen Alpenketten, wie sie das Tieflandbecken des Po umziehen, die Züge eines neuen Staatsgebildes abzeichneten, hätten sich auf der westlichen Abdachung des Gebirges auf der Grundlage der bisherigen Geschichte verschiedene Möglichkeiten zu volklicher und staatlicher Bildung ergeben können: Die Rhonefurche mit der Provence und dem Gebiet der Voralpen war schon 121 vor Chr. ein Teil des Narbonensis geworden — lange vor dem großen Gallien. Und von keiner Gegend des Festlandes hat die römische Zivilisation, die Lebensform der Völker am Saume des Mittelländischen Meeres, gründlicher Besitz ergriffen als von diesem überseeischen Einfalltor der Römer zur Erschließung Binneneuropas. Aus der Kreuzung der altansässigen Menschenart, wie sie nur in diesem Abschnitt des Alpenzugs anzutreffen ist, mit Einwanderern aus den Mittelmeerländern in der Römerzeit war ein neuer Typ erwachsen; und zu ihm traten die germanischen Elemente des burgundischen und gotischen Adels hinzu. In dieser prädisponierten Landschaft wird alsbald aus eigener Kraft, unabhängig von dem Vorbild der Antike, die köstliche Blüte der ersten mittelalterlichen Kunst

und Literatur ersprießen: Der Wohllaut der „lengua romana", die Pflege ritterlichen Sinnes und der „fröhlichen Wissenschaft" der Troubadours — und der romanische Baustil als bleibendes Denkmal! Nirgends als auf diesem Boden — wo der Reichtum einer neuen, eigenständigen Kultur sich mit dem Wohlstand des Welthandels in dem alten Durchgangslande vereinigte — hätte sich mit mehr Grund eine eigentümliche Sonderentwicklung in politischer Selbständigkeit erwarten lassen. Und dieses Staatswesen hätte auch vielleicht das Hochgebirge mit umfassen können — es hätte eine „Schweiz" im Raume der Westalpen bilden können, wie sie später in den zentralen Alpen erstehen sollte!

Oder aber hätte allein der Raum des Hochgebirges, in der Zone des Briançonnais mit ihrer altertümlichen Bevölkerung — ligurischen oder wahrscheinlich noch früheren Ursprungs —, mit ihrer alpinen Lebens- und Wirtschaftsweise, auf den Spuren des Cottischen Königtums in Susa sehr wohl ein Eigenleben führen können, d. h. die Reihe von Becken: Barcelonnette, Embrun, Briançon und die Täler von Susa, der Maurienne und Tarentaise. Oder schließlich hätte diese Paßlandschaft rittlings auf der Wasserscheide — wie zur Zeit des Augustus — mit dem oberitalienischen Raum zusammengefaßt werden können zu dessen Sicherung vor den Anmarschlinien Hannibals!

Mehr als ein Jahrtausend sollte verstreichen, bis die gegenwärtige, sogenannte endgültige Entscheidung über die politische Gestaltung des Raumes der Westalpen getroffen wurde. Und keine der angedeuteten Möglichkeiten, wie sie in der Natur der Dinge liegen, ist Wirklichkeit geworden. Während im Abschnitt der zentralen Alpen trotz unleugbar gemeinsamen Ursprungs der Bewohnerschaft mit jener im Vorland rechts des Rheines und ungeachtet der Gemeinschaft der kulturlichen Entwicklung, der noch im Mittelalter vorhanden gewesene staatliche Zusammenhang gelöst wurde — hat im Raum der Westalpen dagegen, wo keines dieser beiden Merkmale erfüllt wird (und zwar weder nach der französischen noch nach der italienischen Seite hin!), die Geschichte einen anderen Weg genommen. Auf der westlichen Abdachung des Gebirges ist nicht allein die Eigenstaatlichkeit in einem weiterräumigen Staatsgebilde aufgegangen — Ratzels Gesetz der wachsenden Räume folgend —, vielmehr sind alle volklichen und kulturlichen Besonderheiten zugrunde gegangen in der Gleichmacherei ...

R. S.:

Japanische Agrarfragen II

Inhaltsangabe:

1. Die Bedeutung der Landwirtschaft für Japan
2. Klima und Arbeitsweise in Japan
3. Das Eigentum des Bauern am Boden
4. Japanische Pachtverhältnisse
5. Schulden, Steuern, andere Lasten des japanischen Bauern
6. Lebensstandard des japanischen Bauern
7. Strukturwandel der japan. Landwirtschaft
8. Agrarpolitische Meinungen

III. Das Eigentum der Bauern am Boden

Die politische Reichserneuerung Japans beseitigte vor 65 Jahren die wirtschaftliche und politische Vormachtstellung der großen Clan-Familien. Damit fiel das praktische Besitzrecht dieser Familien an den von den Bauern bearbeiteten Grund und Boden. Die Gelegenheit zu einer großzügigen Agrarreform in bezug auf die Besitzverhältnisse wurde nicht ergriffen, wie die folgenden Angaben zeigen werden. In Japan gibt es etwas über 5 Mill. ländliche Grundeigentümer, d. h. Personen, Tempel und Institutionen, die Land rechtlich besitzen. Von diesen Grundbesitzern bearbeiten 22% ihr Land nicht selbst, sondern verpachten es, beziehen die Renten und leben sehr häufig fern vom Lande in den Städten. 33% aller Grundbesitzer werden zur Gruppe der selbständigen Bauern gerechnet, sollten also den Kern der eigentlichen japanischen Bauernschaft ausmachen. Ungefähr 45% aller Grundbesitzer sind Halbpächter, d. h., sie besitzen ein winzig kleines Stück Land als Eigentum, von dem sie aber als Bauern nicht leben können, und sie müssen daher noch Land hinzupachten.

Noch ungünstiger wird das Bild, wenn die Besitzverhältnisse unter dem Gesichtspunkte der Bauern betrachtet werden, die das Land tatsächlich bearbeiten. Die folgende Tabelle ist aus Materialien des Ministeriums für Land- und Forstwirtschaft 1934 (japanisch) unter diesem Gesichtspunkte: des das Land bearbeitenden Bauern, nicht des Grundbesitzers, zusammengestellt:

Die Zahl der selbständigen Bauern, Pächter und Halbpächter.
In Prozenten der Bauernhaushalte.

Jahr	Selbständige Bauern	Pächter	Halbpächter
1929	31,16	26,51	42,33
1932	31,10	26,56	42,34
1934	30,98	26,85	42,17

In Japan herrscht also das Halbpächterelement zahlenmäßig eindeutig vor. Der reine Pächter nähert sich zahlenmäßig allmählich der Gruppe der selbständigen Bauern. Es ist bezeichnend, daß gerade der reine Pächter zunimmt auf Kosten des Halbpächters und selbständigen Bauern. Diese Entwicklung wird ergänzt durch eine ständige Abnahme des im Eigenbesitz bearbeiteten landwirtschaftlichen Bodens.

Heute werden nur noch etwa 50% der japanischen Agrarfläche im Eigenbetrieb bearbeitet. Die übrigen 50% des Landes stehen unter Pacht[1]). Diese Besitzverhältnisse weichen erheblich von unseren in Deutschland vorhandenen ab. Eigenbesitz und Pacht stehen sich bei uns wie 2:1 gegenüber, und die im Eigenbesitz bearbeitete Fläche macht 88% gegenüber 10,7% Pachtfläche aus[2]).

Die japanische landwirtschaftliche Bevölkerung hat sich, nach dem Besitz an Grund und Boden beurteilt, aufgelöst in: eine Mehrheit landhungriger Halbpächter, eine allmählich kleiner werdende Gruppe von selbständigen Bauern, eine zunehmende Schicht landloser Zwergpächter und von Renten keineswegs glänzend lebenden „landlords". Dabei darf nicht vergessen werden, daß die selbständigen Bauernhaushalte durchaus nicht alle als gesunde, gesicherte Wirtschaften anzusehen sind. Ein erheblicher Teil von ihnen gehört der Größe nach zur Gruppe derjenigen, die noch unter oder gerade bis an die unterste Grenze des Durchschnitts-Existenzminimums liegen oder heranreichen. Nur der Teil der selbständigen Bauern, die 1—3 ha besitzen, also nicht pachten, sondern als ihr Eigentum haben, kann als gesicherter, gesunder Kern der japanischen Bauernschaft angesehen werden. Doch die Gruppe derjenigen, die als Grundbesitzer selbständige Bauern sind, auf einem Stück Land von 1—3 ha arbeiten, machen von allen Grundbesitzern nur 17% aus. Selbst angenommen, was immerhin willkürlich ist, daß diese Gruppe mit der der selbständigen Bauern völlig identisch wäre, so ist der wirklich gesunde wirtschaftliche Kern der Bauernschaft nochmals um die Hälfte reduziert, also von 31% auf 17% der Land bearbeitenden Bauernschaft.

Die oben angeführten Zahlen über die Besitzverhältnisse sind Durchschnittsziffern für Japan. Bei der provinzweisen Untersuchung stellt sich heraus, daß die Verhältnisse gerade in den für die Reisproduktion wichtigsten Gebieten noch schlechter sind. Aus den Statistiken des Landwirtschaftsministeriums entnehmen wir folgende Beispiele:

Prozentsätze der selbständigen Bauernhaushalte, Pächter und Halbpächter in folgenden Provinzen

Provinzen	Selbständige Bauern	Pächter	Halbpächter
Akita	19,31	35,35	45,34
Yamagata	23,20	32,19	44,61
Chiba	26,69	33,32	39,99
Niigata	23,83	32,17	44,00
Osaka	22,77	48,45	28,78
Kagawa	16,91	40,51	42,58

Von dem vorher gegebenen allgemeinen japanischen Durchschnitt, 30,98% selbständiger Bauern, 26,85% Pächtern und 42,17% Halbpächtern, weichen die oben

1) Statistiken des Ministeriums für Land- und Forstwirtschaft und Jahresbericht für die japanische Landwirtschaft, 1934. Japanisch.

2) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1934.

angeführten Durchschnittsziffern einzelner Provinzen ganz außerordentlich stark ab. Besonders bedeutsam ist diese Abweichung, weil es sich bei den genannten Provinzen um besonders wichtige und fruchtbare Reisgebiete handelt. Es versteht sich von selbst, daß auch in diesen Gebieten die Landpreise höher als in anderen Gegenden sind. Im großen ganzen kann die Regel aufgestellt werden: je besser die Reisebene, desto stärker verbreitet das Pachtsystem, desto kleiner die Pachtparzellen und desto höher die Rente.

Japan ist das Land des Kleingrundbesitzes. Großgrundbesitz ist sehr selten. Praktisch reicht aber die Bedeutung der Großgrundbesitzer weit über ihre numerische Stärke hinaus. Sehr viele Großgrundbesitzer sind gleichzeitig Reishändler, je größer in der einen, desto mächtiger in der anderen Eigenschaft, und beeinflussen durch ihre Manipulationen die Reispreise und die Reisbörse. Sehr oft haben sie auch in der Politik starken Einfluß. Außerdem sind sie gleichzeitig die Besitzer großer Reisstapelhäuser, in die auch alle ärmeren Bauern, die keine Aufbewahrungsräume haben, ihren Reis abgeben. Im allgemeinen rechnet man den Grundbesitz von 3—5 ha Land zum reichen Bauernbesitz, von diesen gibt es nur 4% im Verhältnis zu allen Grundbesitzern. Grundbesitzer mit 5—50 ha gehören schon in die Reihen der „landlords". Diese machen nur 3% aller Grundbesitzer aus. Großbesitz beginnt bei über 50 ha; von dieser Kategorie gibt es nur 0,06% in Japan, und sie zählen etwas über 3000 Familien. Ihr größter Teil ist auf der nördlichen Insel Hokkaido ansässig, einem Gebiete, das erst im Anfange einer intensiven Ansiedlung steht und noch ungenutzte Ackerflächen für hunderttausende von Bauernfamilien hat. Auf der Hauptinsel selbst sind die meisten Großgrundbesitzer in der fruchtbaren Niigata-Ebene an der Japan-See zu finden. Die Großgrundbesitzer verpachten ihr Land an über eine halbe Million Pächter. Rund 25% all dieser Pächter erhalten weniger als 1 ha Pachtland, also unterhalb der Minimumfläche. Nur die ganz großen Grundbesitzer im Norden verpachten in größeren Flächen, was der extensiveren Wirtschaft des Nordens entspricht. Von den japanischen Großgrundbesitzern betreiben nur ein Drittel nebenbei eigene Landwirtschaft, die anderen zwei Drittel sind reine Verpächter, beschäftigen sich etwa zu gleichen Teilen mit nichts anderem als der Verwaltung ihres verpachteten Grundbesitzes oder mit anderen Haupt- oder Nebenberufen. Besonders stark sind unter letzteren die Händler vertreten. Diese machen rund 15% aller Großgrundbesitzer aus. Fast 10% sind Geldausleiher und Bankiers, nur ganz vereinzelt sind Industrielle unter den Großgrundbesitzern zu finden. Neuerdings beginnen die Banken stärker als früher, und zwar zwangsmäßig, Großgrundbesitzer zu werden[1]).

Über die Entwicklung der besonderen Schicht der Landarbeiter ist wenig bekannt. Diese sind heute noch in Japan ein fließendes Element, das sich zum größten

1) Untersuchungen über die Großgrundbesitzer, Landwirtschaftsministerium 1920. Japanisch.

Teil aus den kleinsten Zwergpächtern und ihren Familienmitgliedern zusammensetzt, die aus Mangel an genügend Grund und Boden haupt- oder nebenberuflich tageweise oder saisonweise Landarbeiten bei anderen Bauern oder Großgrundbesitzern ausführen. Immerhin, das Heer der hauptberuflichen Landarbeiter war 1919 auf über 200000 Mann gestiegen und dürfte sich ständig erhöhen, besonders in den jetzigen Zeiten der chronischen Krise der japanischen Landwirtschaft.

IV. Japanische Pachtverhältnisse

Zur Kennzeichnung der japanischen Agrarprobleme sind die hier herrschenden Pachtbedingungen noch viel bezeichnender als die schon sehr eigenen Besitzverhältnisse. In ihnen kommt das Nebeneinander zweier verschiedener Wirtschaftssysteme am deutlichsten zum Ausdruck.

Da der Reisbau in Japan die Hauptrolle spielt, wird im folgenden das im Reisbau vorherrschende Pachtsystem behandelt. In Japan herrscht die Naturalrente vor. Im Reisbau absolut, bei allen Feldfrüchten in verschiedenem Ausmaße. Soweit Geldrente besteht, ist diese eine reine Geldrente im Sinne des Westens, oder aber, was noch sehr häufig vorkommt, ein Übergang zu dieser, d. h. die Höhe der Rente wird zwar in natura festgesetzt, dann aber zum Marktpreise vom Pächter in Geld umgewandelt und in Geld mit dem Grundbesitzer verrechnet. Neben diesen Rentenarten besteht dann noch eine „Teilrente", die den Ertrag des Feldes bei Beginn des Vertragsverhältnisses meistens in zwei gleiche Teile teilt, und auf dieser Grundlage in natura, ohne Rücksicht auf den Ernteausfall, die Zahlung des Pachtsatzes vorsieht. Auffallend beim japanischen Pachtwesen ist das Fehlen jedes rechtlichen Schutzes des Pächters. Er besteht nicht, es gibt nur ein Grundbesitzerrecht.

Die Vorherrschaft der Naturalrente ist das deutlichste Zeichen für eine „vorkapitalistische" Wirtschaftsform, die das Produkt zur Werteinheit hat und nicht seinen in Geld ausgedrückten Tauschwert. Diese Naturalrente ist der in die moderne Zeit übernommene Rest der in Japan seit Beginn der Geschichte vorhandenen Naturalwirtschaft.

Durchschnittlich beträgt die Pachthöhe 50% der Ernte. Der Besitzer zahlt dann allerdings auch die Grundsteuer, sonst aber beteiligt er sich weiter nicht, z. B. durch Stellung des Saatgutes oder der Arbeitstiere, an den landwirtschaftlichen Produktionsausgaben. Bei Mißernten besteht die Sitte, sich mit dem Pächter über die Verringerung der Rente zu einigen. Entweder verzichtet der Grundbesitzer endgültig auf einige Prozentsätze, oder aber er verlangt Entschädigungen bei kommenden besseren Ernteausfällen. Wie schwer aber die Einigung zu erreichen ist, davon zeugen zunehmende Streitigkeiten und Pächterstreiks.

Für ganz Japan gerechnet, schwankt die Höhe der Naturalrente für Reisfelder durchschnittlich zwischen 47 und 51%; für Felder, die zwei Ernten geben, zwi-

schen 53 und 55% [1]), doch werden die verschiedenen Gegenden untersucht, so stellen sich folgende erheblichen Schwankungen heraus: In der Tokyo-Präfektur ist der vertragsmäßige Pachtzins 45% des Ertrages; in der direkt benachbarten fruchtbaren Chiba-Provinz dagegen 48%; und in den um Yokohama liegenden Reisgebieten sogar 60%. Allerdings gibt es auch im Norden, in den weniger fruchtbaren Gegenden, die für die gesamte Reisproduktion geringere Bedeutung haben, und die schweren Wetterrisiken ausgesetzt sind, Pachtsätze von nur 32%. In einzelnen Gegenden macht sich neuerdings ein gewisses Eindringen des Geldwesens in die Pachtverhältnisse für Reisland bemerkbar. Es ist bezeichnend, daß die Reisgebiete um Osaka, der größten und ältesten japanischen Handelszentrale, die ersten Beispiele für diese Umwandlung liefern. Dennoch, das Monopol der Naturalrente für Reisbau in Japan besteht heute noch ungebrochen. Dort, wo Geldrente üblich ist, bei anderen Fruchtarten, beträgt die Rente im Durchschnitt für ganz Japan 28% vom Geldwerte der Ernte! Auch hier sind natürlich je nach den Gebieten starke Schwankungen festzustellen.

Die in der Abhandlung nur flüchtig erwähnte Seidenraupenwirtschaft unterscheidet sich gerade in bezug auf die dort vorherrschende Geldrente von der Reiswirtschaft. Dasselbe gilt für Teeanbau und Früchte. Ein weiterer Unterschied dieser Kulturen zum Reisbau liegt, abgesehen von dem verschiedenen technischen Produktionsprozeß, in der sehr starken Abhängigkeit dieser Bauernwirtschaften vom internationalen Markt. Besonders die Seidenbauern sind von der wirtschaftlichen Lage in Amerika stark abhängig. In allen anderen Beziehungen, d. h., was Besitzverhältnisse, Größe der Anbaufläche, sonstige Pachtbedingungen und besonders den später zu behandelnden Lebensstandard des japanischen Bauern betrifft, unterscheidet sich der Seidenraupenbauer oder der Roggen- oder Weizenbauer in nichts vom Reisbauern. Aus diesem Grunde ist hier wegen Raummangel die Behandlung dieser anderen Wirtschaften nicht vorgenommen worden.

Wie wenig die japanische Landwirtschaft in das Getriebe moderner Wirtschaftsbedingungen hineingezogen worden ist, geht auch aus dem Vorwiegen einfacher mündlicher Vereinbarungen zwischen Pächtern und Grundbesitzern hervor. Unter Fortlassung von Hokkaido beträgt die Zahl der schriftlich geschlossenen Pachtverträge ungefähr 25% aller Vereinbarungen. Auch in dieser Beziehung ist das Bild recht bunt. Es schwankt nach Provinzen zwischen 5 und 74% schriftlich abgeschlossener Verträge. Auffällig dabei ist, daß gerade der Norden sehr hohe Prozentsätze schriftlicher Vertragsabschlüsse aufweist, im Gegensatz zum Süden und Mitteljapan. Im Süden und in Zentraljapan setzen sich selbst heute noch die Familienbeziehungen innerhalb der Provinzen durch, das Vorherrschen der alten, gewohnheitsrechtlichen Bindungen zwischen Pächtern und Grundbesitzern, während der

1) Aus Untersuchungen über die Pachtgebräuche in Japan, Landwirtschaftsministerium, Japanisch.

Norden, das „Kolonialgebiet" der vom Süden vordringenden japanischen Stämme, als „Neuland" keine solchen Bindungen kennt. Selbst heute noch wird Hokkaido als ein „Auswanderungsgebiet" bezeichnet.

Zur Kennzeichnung der Pachtverträge geben wir hier einen ganz typischen Pachtvertrag aus der Präfektur Osaka wieder. Die Pachturkunde lautet folgendermaßen:

„Hiermit bestätige ich, daß ich das obengenannte Grundstück, das sich in Ihrem Besitz befindet, gegen die obengenannte Rente in Pacht nehme. Ich liefere die Rente bis zum 20. Dezember jeden Jahres in der Wohnung des Herrn Grundbesitzers ab, gleich wie sich die Ernte gestalten möge. Ferner gebe ich Ihnen, wenn Sie auch immer wollen, das obengenannte Grundstück zurück, auch wenn die Pflanzen bereits angebaut sind. Wenn der Pächter, das heißt ich, selbst den Vertragsverpflichtungen nicht nachkommen sollte, führt sie der Bürge für mich aus, damit Sie keinen Schaden erleiden." (Name des Pächters, Name des Bürgen, Name des Grundbesitzers, Datum.)[1])

Der oben wiedergegebene Pachtvertrag ist durchaus keine Ausnahme. Nahezu jeder schriftlich abgefaßte Vertrag enthält dieselben Formulierungen. Ausdrücklich sei auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß der Pächter einen Bürgen, der unbedingt einzuspringen hat, stellen muß. Diese Bürgenstellung ist nicht auf die Landwirtschaft beschränkt; selbst in den Industriezentren müssen neu eingestellte Arbeiter ebenfalls haftbare Bürgen stellen. Ganz außerordentlich einseitig sind dann noch die Bestimmungen, daß der Pächter, unabhängig von irgendwelchen Zeitdauern für den Vertrag (meistens ist die Vertragsdauer 1—4 Jahre lang), das Land zurückzugeben hat, selbst wenn schon die Frucht im Wachsen ist. Die Willkür des Grundbesitzers, seinen Pächter zu jeder Zeit aus dem Vertrage entlassen zu können, und auch die letzte harte Bestimmung haben gerade in den vergangenen 5 Krisenjahren viele, sehr erbitterte Pachtkonflikte hervorgerufen.

Wegen dieser in Japan herrschenden Pachtverhältnisse hat die häufig angewandte Charakterisierung der japanischen Landwirtschaft, als „feudalistisch" oder als zur „feudalen Wirtschaftsordnung" gehörend, durchaus eine gewisse Berechtigung[2]). Naturalabgaben sind typische Erscheinungen früherer Wirtschaftssysteme, sind der modernen Wirtschaft entgegengesetzt. Die Höhe aller Abgaben hat in der modernen Wirtschaft ihre Grenze in der Rentabilitätsnotwendigkeit jedes Betriebes. In früheren Wirtschaftssystemen gab es diesen Grundsatz nicht. Entweder bestimmte Recht und Sitte oder die nackte Existenz des wirtschaftlich Schwächeren die Höhe der zu leistenden Abgaben; der letztere Grundsatz ist für den japanischen Pächter auch heute noch eine harte Wirtkichkeit. Und dort, wo Geldabgaben sich früher schon durchsetzten, herrschten Sätze, die heute Wucher genannt werden müßten; doch solche Zinssätze sind dem heutigen Japan durchaus nicht fremd. Und endlich die Vorherrschaft ungeschriebener Rechtssätze, deren Inhalt von der Machtstellung des

1) Aus Untersuchungen über die Pachtgebräuche in Japan. Japanisch.

2) In der japanischen Literatur über Agrarverhältnisse und Wirtschaftsgeschichte sind diese Ausdrücke, wie z. B. „feudalistisch" oder „feudal", durchaus häufig. Der schon erwähnte Expert Prof. S. Nasu wendet sie ebenfalls häufig an.

wirtschaftlich Schwächeren abhängt; auch sie stammen aus der Vergangenheit, bestehen aber auch heute noch in Japan. Die Pachtverhältnisse ordnen die japanische Landwirtschaft in eine Wirtschaftsform ein, die geschichtlich in Europa nur die Vorstufe der heutigen modernen Wirtschaft war. In Japan, wie häufig in Asien, besteht sie gleichzeitig mit dieser modernen Wirtschaft, in der die japanische Industrie, das Bankwesen und der Handel die jetzige hohe Entwicklung erreicht haben.

Schluß im Märzheft.

KARL HAUSHOFER:
Ein Führer und sein Werk

Walther Reinhardt: George Washington. Die Geschichte einer Staatengründung. Frankfurt/M. 1936. Societäts-Verlag. RM. 7.50.

2200 km westlich der Bundeshauptstadt Washington, die heute den Namen des Staatengründers trägt, und von Mount Vernon, seinem Heim, das heute Nationalheiligtum ist, ragt eine Felsklippe weit über Süd-Dakota, aus der George Washingtons Haupt in 75facher Lebensgröße herausgesprengt und herausgemeißelt wird. 4000 km westlich von Washingtons Geburtsstätte, um Weltteilbreite jenseits der kühnsten Träume, die er von seinen Staatsgrenzen hatte, badet sich heute die pazifische Küste des Teilstaats Washington im Großen Ozean; und fast 7000 km nordwestlich davon stürzt die letzte Steilwand unter dem Sternenbanner in das Beringsmeer, über das noch weit hinweg der Aljutenkranz nach Asien hinüberschwingt, und auf Ozeanweite amerikanische Südseeinseln grüßt.

Das ist George Washingtons Führer-Erbe im Raum, geworden in wenig mehr als 200 Jahren, überschattet heute noch von seinem Testament, gegen dessen Sinn und Wortlaut kaum ein Staatsmann jenseits des Atlantik anzugehen wagt.

Damit ist in greifbaren und meßbaren Werten eines einzigen Führerlebens Leistung umschrieben; über so Erhabenem schon im Raum baut sich —, unabschätzbar heute noch in der Ausstrahlung, der unwägbare, ungreifbare, unmeßbare Wert dieses Lebens auf: eines Lebens, das durch viele verzweifelte Rückschläge sich immer wieder zur Leistung aufbäumte, wie sie nur je auch das Leben des deutschen Führers in den dunklen Augenblicken gleich nach dem Kriegszusammenbruch, in den Tagen vor und in Landsberg trafen. Hätte George Washington Adolf Hitlers Leben gekannt, würde er ihn manchmal um sieben treue Menschen in seiner Umgebung beneidet haben! Es ist das Große an Walther Reinhardts Washington-Werk, daß er bei aller Weitschau auf das Ganze — immer wieder, bis zuletzt, zeigt, wie sich dieses Ganze in der Seele seines Helden malt, wie oft und wie lange er dabei allein, ganz allein stand. Die Spuren solchen Erlebens freilich, die tief gegrabenen Züge des echten Führerleidens, prägen sich so tief in das Antlitz, daß sie fast schmerzhaft in dem Staatsportrait des durchgedrungenen Präsidenten, den Furchen des Verzichts, der Menschenkenntnis um seinen Mund hervortreten, die sogar das Felsenantlitz in Süd-Dakota mit erschreckender Deutlichkeit zeigt.

Riesengroß ist die Spanne von dem anmutigen und doch schon erfahrungsvermarkten Jugendbildnis aus den „Recollections and private memoirs of Washington" mit Flinte und Jägeruniform, des selbstsicheren Jungherrn, der mit 22 Jahren Oberst und Abgeordneter, und wohlhabender, fast reicher Landedelmann ist — (das übrigens in Augen und Mund eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Rudolf Heß hat) — zu dem Bildnis des wissenden Generals und Oberbefehlshabers von 43 Jahren, des Präsidenten der Vereinigten Staaten mit 57 Jahren in glänzender Lebensstellung auch wirtschaftlich, in seinem geliebten Heimatland Virginia, von Weltruhm umleuchtet.

Mit Recht sagt sein Biograph: „Schweres Leben, reich an verhaltener Tragik. Es hat wenig Tage gegeben, da Washington mit sich selbst zufrieden war, wenige, vielleicht keine, da er sich zugeben konnte, restlos glücklich zu sein."

Wir müßten diese wundervollen, menschlich wie politisch gleich echten Seiten (360—363) im Wortlaut bringen, um ihnen gerecht zu werden. Allein um ihrer willen müßte jeder

das Buch kennen, der glaubt, den Marschallstab echten Führertums im Tornister zu tragen, und sich selbst die davon unzertrennliche Seelengröße und Verzichtbereitschaft auf persönliches Glück zutraut. Denn der Mann, von dem seine Volksvertretung sagte, als er die Augen schloß (14. XII. 1799, 10 Uhr abends): „er war der Erste im Kriege, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Landsleute", er war kein glücklicher Mann! „Sein Vorbild ist jetzt vollendet. Es wird die Beamten, die Bürger, alle Menschen Weisheit und Tugend lehren, nicht nur in diesem Zeitalter, sondern auch in kommenden Generationen, solange die Geschichte unserer Tage gelesen wird.", schrieb sein Nachfolger John Adams von ihm. Er schrieb nicht, daß er selbst ihm dieses vorbildliche Leben manchmal so schwer gemacht hatte, wie es nur die nächste Umgebung von Führern und Helden, nicht ihre Gegner können. Nur 12 Parlamentarier waren so unvorsichtig, sich mit dauernden Klecksen auf ihrem Andenken auf die Nachwelt zu bringen, weil sie im Höhepunkt von Washingtons Leben bei seinem Verzicht auf die dritte Führerperiode als Präsident am 3. III. 1797, ihm die Abschiedsehren versagten — „es gebe tausend andere, die es ebensogut oder besser machen könnten" —, schade, daß die Vereinigten Staaten bis jetzt noch keinen von diesen Tausenden gefunden haben! — Die zwölf stehen nun bei Thersites auf den Spottblättern der Weltgeschichte. Aber zu Washingtons Lebzeiten standen sie nicht allein!

„Dem oberflächlichen Blick eine Kette von äußeren Erfolgen" — „dem näher Prüfenden eine kaum endende Wirrnis von Schwierigkeiten, aus deren Schlacken und Geschwel phönixhaft, Wunder über Wunder, die großen Ergebnisse heraufsteigen, Ergebnisse, die erst aus neuzeitlicher Distanz nach ihrer Größe abzuschätzen waren, und die er selbst ebenso, wie seine Zeitgenossen in ihrer Bedeutung nicht entfernt erkannt hat." „Phantastisches Leben: mit seinem Nebeneinander von rustikaler Einfachheit und großer Welt, von Kriegsgehetztheit und Stille, von kolonialer Begrenztheit und nationalem Höhenflug der Ideen, von unerfüllter Liebe und erfülltem Mannestum." Das ist George Washington!

Landwirt, Soldat, Führer aus Blutmischung und Bodeneinfluß in wundervoller Vereinigung; von höchstem menschlichem Maß vor Überschwang in Glück und Leid bewahrt: vielleicht, wie sein Lebensbildner meint, ohne das Dämonische, das seinem Zeitgenossen Napoleon Bonaparte so reichlich eigen war, aber „voll Lauterkeit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe". Sie sind die Grundsteine seines Führerwerks, heute noch ein Maß, an dem die Staatsmänner der Vereinigten Staaten gemessen werden: so viele zu leicht befunden, das Maß nicht erreichend, das am Grundgemäuer eingemeißelt steht.

In einer Zeit tiefen Umbruchs in Mitteleuropa, wo nach vielen Ausschreitungen des Geistes neue Maßstäbe der Opferbereitschaft, der Selbstlosigkeit, des Gemeinsinns gestreckt werden — (genau wie nach jahrhundertelanger Überwucherung von Washingtons Beispiel durch wilden, wirtschaftlichen Gewalt- und Ausdehnungsdrang in den Vereinigten Staaten) — danken wir Reinhardt, daß er uns an dem transatlantischen Vorbild das Unverlierbare, das Unzerstörbare im Befreiungskampf, im Ringen um Lebensraum, wie um seine Verfestigung gezeigt hat. Mit dem festen Vertrauen, bei uns, wie dort, durch alle Bewegung und Neugestaltung hindurch große und sichere Leitlinien echten Führertums zu halten, reichen wir dem Bild und Beispiel George Washingtons in seinem Lebensbild die Hände! Gib' uns, Geschick, die Dauer seines Manneswerks — der Glücksverzicht darum geht in den Kauf!

Josef März:
Südost-Schrifttum

Janko Janeff, Der Mythos auf dem Balkan. Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1936.

Das Buch des ehemaligen Abteilungsleiters im Bulgarischen Kulturministerium ist ein überraschender Beweis dafür, wie tief in den letzten Jahren bereits eine neue Volkslehre auf die Selbstbesinnung der Balkanvölker eingewirkt hat; das Belgrader Balkaninstitut arbeitet bekanntlich in derselben Richtung, auch in Rumänien steigen solche Bestrebungen mehr und mehr an die Oberfläche. Janeff findet den Balkan in den Völkern der Gebirge, die er abhebt vom Romanischen, vom Orient und vom semitischen Universalismus. Er arbeitet scharf

den Gegensatz heraus, der zwischen der tatsächlichen Dynamik des Geschehens und der die völkischen Werte zerstörenden, die Völker als ewige Stammeseinheiten leugnenden französisch-westeuropäischen Staats-, Macht- und Kulturlehre besteht; er erklärt den Balkanmenschen, der uns unruhig und kriegslustig erscheint, aus seinem gesteigerten Lebensgefühl (jedem Balkanreisenden fällt dieses zuerst auf!), das auf einem starken Instinkt und einer im Bauerntum wurzelnden naiv-unbürgerlichen Lebensanschauung aufgebaut ist und ohne die Berg- und Bergtälerlandschaft des echten Balkans ebensowenig denkbar ist wie seine Freiheitskämpfe und Göttersagen. Wir kennen schon durch Gesemann die noch heute blühende gewaltige Kriegerromantik und die fortbestehende patriarchalische Gesittung; um die Gegensätze zu kennzeichnen, die tief in die Vergangenheit hinausreichen, prägt Janeff den Arbeitsbegriff „skythisch", der etwas anderes enthält als die slawische Welthaltung. Janeff sieht in der deutschen Revolution das größte ideologische Ereignis der neuesten Geschichte, den Gegensatz zur französischen Revolution (er erlebt sie in Berlin mit), und kennt außer ihr keine Staatslehre, die volkspolitisch denkt, in der Achtung vor fremdem Volkstum eine Voraussetzung der Außenpolitik erblickt, also besonderes Verständnis haben muß vor den ererbten Tugenden, der heroischen Haltung und dem Sippengefühl des eigenständigen, vom Heimatraum nicht getrennten Balkanmenschen. Einige Werturteile mögen zum Widerspruch herausfordern, im ganzen aber ist die Schrift eine ungemein geistreiche Darlegung, aus der die Geopolitik manches entnehmen sollte und ihre Widersacher, die ihr Wesen verkennen, viel lernen können.

Revue de Transylvanie, Cluj (Klausenburg).

Wir haben schon einmal auf dieses Werkzeug der rumänischen Kulturpropaganda und des Angriffs- und Abwehrkampfes gegen die ungarische Staatsidee hingewiesen, weil sich aus dieser gut geleiteten und elegant geschriebenen Vierteljahrsschrift ungemein viel lernen läßt. Wenn in einem uns vorliegenden Heft z. B. das ungarnfreundliche französische Buch von Aldo Dami, dem früheren französischen Lektor an der Universität Fünfkirchen, „La Hongrie de demain", nach allen Richtungen zerpflückt wird, so mahnt das jeden, der Stellung zu südosteuropäischen heiklen Fragen nehmen will, zur Vorsicht, schon um des eigenen Landes willen. Dami spielt z. B. das Analphabetentum der Nachfolgestaaten gegen deren Lebensrecht aus; prompt wird ihm entgegnet, Finnland habe weniger Analphabeten als Frankreich, stehe also entsprechend höher; und wenn sechs Jahrhunderte Madjaren-Herrschaft die von diesen beherrschten fremden Völker, ohne daß diese eigene Schulen erhielten, nicht zum Verschwinden bringen konnten, sei denn dann der Schluß erlaubt, daß die Staatsvölker der Nachfolgestaaten, die Madjaren innerhalb ihrer neuen Grenzen haben, sich niemals zu derem Niveau aufschwingen könnten? Oder: Dami nehme ohne Beweis an, Rumänen und Slowaken seien, wie es die Madjaren lehren wollen, erst nach deren Einwanderung an ihre heutigen Wohnsitze gelangt — dann müßten aber doch die Randgebirge der ungarischen Ebene vorher unbewohnt gewesen sein, selbst Siebenbürgen, das zur Römerzeit nachweisbar besiedelt war? (Die Rumänen nennen ihre Universität in Klausenburg übrigens „Universität von Hoch-Dacien".) Eine Besprechung macht sich lustig über die ungarische Behauptung, im ganzen Reich der Stefanskrone habe es nur eine madjarische Kunst und keine der anderen Völker gegeben, und schreibt dann an Hand einer kunstwissenschaftlichen Untersuchung bestimmte alte Kirchentypen ausschließlich den Rumänen zu. Ein anderer Verfasser führt an, daß zur Frage der ungarisch-rumänischen Grenze allein 74 ungarische, 40 englische, 67 französische, 22 italienische Bücher erschienen seien; er geht aber zu weit, wenn er zu den allerbesten Kennern mitteleuropäischer Fragen neben Seton-Watson, der wohl den Balkan vorzüglich kennt, — Lloyd George und Wickham Steed(!) rechnet. Damit könnte ebenso das Gegenteil des beabsichtigten Propagandazweckes erreicht werden wie mit der Überfülle philologischer und quellenkundlicher Beweisgründe aus allen südosteuropäischen Bereichen, deren Stichhaltigkeit in ganz Europa höchstens zwei oder drei Dutzend Fachgelehrte nachprüfen könnten.

Stanoje Stanojević: Histoire de Yougoslavie. Miloš Crnjanski: Belgrade.

Die Werbeart des Belgrader Zentralpressebüros läßt sich aus diesen beiden Schriften, die nicht umfangreich, aber gut ausgestattet sind, beurteilen. Das Beste ist für den Aufklärungs-

zweck gerade gut genug: der Altmeister der Geschichtsschreibung und Volkskunde verfaßt einen Abriß der Geschichte der südslawischen Stämme und ihrer Staatswesen und Kulturentwicklung, ohne daß das wissenschaftliche Gewicht die Anwendung einer besonderen Klarheit in Sprache und Stil zu hindern brauchte. Dem Presseattaché der Berliner Gesandtschaft darf man danken für seine Schrift über die Landeshauptstadt; sie ist die erste bisher erschienene Monographie und man möchte nur wünschen, daß beide Büchlein zu Nutzen der zahlreichen deutschen Besucher auch in deutscher Sprache dargeboten würden.

Robert Baravalle: „Steirische Burgen und Schlösser. Graz, Heinrich Stiasny's Söhne Verlagsdruckerei.

Wenn der Bearbeiter von Südostfragen bei seinen Untersuchungen auf ein solches Werk stößt und schon an der ersten Lieferung erkennt, wie viel Neues noch zu lernen ist, so muß er sich freuen. Die Steiermark, „des Deutschen Reiches Hofzaun", wie sie sich stolz nannte, ist das burgenreichste deutsche Land und aus diesem Reichtum wie aus der durchdachten Anlage seiner Verteidigungsanlagen läßt sich ersehen, wie groß die Bedeutung für die gesamtdeutsche Geschichte war, wenn es gelang, an dieser Stelle die Reichsgrenze stets unverändert zu halten und jeden Einfall abzuriegeln. Burgen, oft ganze Burgensäcke, sicherten jedes Tal, jede Straße und jeden Übergang; die Festen waren nicht nur Sammelplätze der rasch einberufenen Streitkräfte (daneben waren freien Bauern, die ihre Ausrüstung selbst stellten, „Schützenhöfe" anvertraut, in reinster Ausprägung germanischer Grenzmarkeinrichtungen), sondern auch Gerichts- und Urkundstätten, Verwaltungssitze und Vorratsspeicher. Es wird erkennbar, wie fest der Verband der Landesverteidigung in einem dünn bevölkerten Land werden konnte, wenn die Anlage so planmäßig war wie in der Steiermark.

Bibliographie der Geopolitik

Von Dr. Kurt Roepke, Leipzig

Vorbemerkung: Diese Bibliographie verzeichnet laufend die neueste deutschsprachige Literatur vor allem zur Methodik der Geopolitik mit Ausnahme der in der „Zs. f. Geopolitik" erscheinenden Aufsätze.

Es werden grundsätzlich nur Arbeiten genannt, die dem Verfasser vorgelegen haben, sodaß damit bibliographische Zuverlässigkeit gegeben ist. In der Titelfassung dient das „Lit. Zbl. f. Deutschland" als Vorbild. Selbständig erschienene Arbeiten sind durch einen *, Aufsätze usw. durch ein „In" gekennzeichnet. Hinzufügungen des Verfassers in den Titelaufnahmen erscheinen in runden Klammern, wenn sie dem Objekt selbst, in eckigen Klammern, wenn sie anderen Quellen entnommen sind.

Abgeschlossen 20. Januar 1937.

1. Allgemeine Fragen

Vordringliche Aufgaben der Raumforschung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 3. S. 118—119.

Bach, A.: Deutsche Volkskunde. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. Jg. 6, 1936, 6. S. 361 bis 363.

Das Bauerntum als Stoßtrupp Nationalsozialistischer Neuordnung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 3. S. 119 bis 125.

Blöcker, W. H.: Raumordnung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 5—8.

Fabritius, F.: Volkstum und Boden. In: Nation u. Staat Jg. 10, 1936, 2/3. S. 124—127.

Geographie und Raumforschung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 2. S. 78—81. — Ein Nachwort zum Dt. Geographentag Jena 1936.

Haushofer, K.: Geopolitische Gegebenheiten und volkspolitisches Wehrethos. In: Volk u. Wehrkraft [Jg. 3] 1936. S. 80—87.

Heinz, L.: Geopolitische Tatsachen im Geschichtsunterricht der Volksschule. In: Der Dt. Erzieher Jg. 2, 1937, 2. S. 72—79.

Jantzen, W.: Wehrerziehung im Erdkundeunterricht der Abschlußklassen. In: Die Neue Dt. Schule Jg. 11, 1937, 1. S. 19—27.

Jarmer, E.: Politische Zielsetzung und weltanschauliche Abgrenzung der Raumordnung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 8—10.

Kundt, E.: Volkstumsrecht in der völkerrechtlichen Entwicklung. In: Nation u. Staat Jg. 10, 1936, 2/3. S. 78—95.

Kuske, B.: Wirtschaftswissenschaftliche Raumforschung im Industriegebiet. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 3. S. 101—104.

Lehmann, H.: Das Schrifttum zur Raumordnung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 22—24.

Markmann, M.: Zur Problematik der Raumordnung der Großstädte. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 2. S. 74—77.

Merkel, H.: Reichsnährstand und Raumordnung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 12—15.

Meyer, K.: Raumforschung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 2—4.

Neser, L.: Geopolitik, ihr Grundgedanke und ihre Aufgabe. In: Die badische Schule Jg. 3, 1936, 11. S. 245—250.

Ouvrier, H.: Kolonien. In: Geograph. Anz. Jg. 37, 1936, 24. S. 559—562.

Passarge, S.: Was könnte man unter „Politischer Erdkunde" verstehen? In: Zs. f. Erdkunde Jg. 4, 1936, 20. S. 925—932.

*Raumforschung und Raumordnung. Monatsschrift d. Reichsarbeitsgemeinschaft f. Raumforschg. (Hrsg. von Konrad Meyer.) Jg. 1, 1936 [1937], [12 Hefte] H. 1. Okt. Heidelberg: Vowinckel (1936). 55 S. mit Fig., 1 Kt. 4°. Viertelj. 5,50 RM.

Wirtschaftliche Raumforschung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 27 bis 29.

Rusch, M.: Die raumpolitische Bedeutung der Siedlung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 2. S. 68—74.

Schrepfer, H.: Geopolitik und Erdkunde. In: Zs. f. Erdkunde Jg. 4, 1936, 20. S. 919—925; 21. S. 966—969.

Schrepfer, H.: Raum und Volk seit vorgeschichtlicher Zeit. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 2. S. 59—68.

Schulz-Kiesow: Gütertarifpolitik und Raumordnung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 3. S. 114—117.

Stubenrauch, W.: Raumordnung und Wehrmacht. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 11—12.

Uexküll-Güldenband, F. von: Der Heimatbegriff der Volksgruppen. In: Nation u. Staat Jg. 10, 1936, 2/3. S. 96—104.

(Vowinckel, K.): Die Geopolitik und ihr Verlag. In: Der dt. Buchhandlungsgehilfe Jg. 4, 1936, 12. S. 405—408.

Vowinckel, K.: Volkskunde und Geopolitik. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. Jg. 6, 1936, 6. S. 363—366.

*Welt in Gärung. Zeitberichte dt. Geopolitiker. Hrsg. von Prof. Dr. Karl Haushofer u. Dr. Gustav Fochler-Hauke. (Mit 73 Orig.-Photogr. u. 12 Kt.-Skizzen.) Leipzig: Breitkopf & Härtel; Berlin: Deutscher Verl. f. Politik u. Wirtschaft (1937). 235 S. Gr. 8°. Lw. 5,80 RM.

Wittstock, O.: Über Wesen und Ziele der Volkslehre. In: Nation u. Staat Jg. 10, 1937, 4. S. 190—197.

Wrangell, W. von: Volkstum und Volkszugehörigkeit. In: Nation u. Staat Jg. 10, 1936, 2/3. S. 105—112.

Zeck, H. F.: Was ist Geopolitik? In: Zs. f. Erdkunde Jg. 4, 1936, 21. S. 974—977. — Zur Auseinandersetzung Hennig: Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik.

2. Regionale Arbeiten

Mehrere Erdteile

Edwards, H.: Rund um den Stillen Ozean. In: Der Türmer Jg. 1936/37, 5. S. 386—392.

Vogel, W.: Zur Geopolitik des Mittelmeeres. In: Volk u. Reich Jg. 12, 1936, 12. S. 905—914.

*Wiersbitzky, K.: Politische Geographie des australasiatischen Mittelmeeres. Mit 3 Ktn. Gotha: Perthes 1936. 126 S. 4° = Petermanns Mitteilungen. Erg.-H. Nr. 227. 16,— RM.

*Wulle, R.: Das neue Jahrtausend. Bd. 1. Berlin: N. B. D. - Nationaler Bücher-Dienst (1936). 240 S. 8°. Lw. 4,80 RM. — Der 1. Bd. — Welt und Völker im 20. Jh. — behandelt die Alte Welt: Asien u. Europa. Bes. Abschnitte sind d. Weltmacht d. weißen, d. gelben, d. islamischen u. d. russ. Raum gewidmet.

Deutschland

Börner, K. O.: Deutsche Raumnot und Ernährung auf eigener Scholle in landschaftskundl. Betrachtung. In: Geogr. Anz. Jg. 37, 1936, 22. S. 516—519.

*Fehn, H.: Oberdeutschland. Die Dt. Alpen u. ihr Vorland. Mit 1 Kte. Karlsruhe: Moninger 1936. 96 S. 8° = Dt. Slg. Reihe: Geographie, Bd 7. 2,— RM.; Hlw. 2,60 RM.

Heuser, O. E.: Landwirtschaftliche Raumforschung im Gebiet der Bayerischen Ostmark. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 3. S. 128—130.

Hinrichs, E.: Zur Besiedlung neuer Köge an der Westküste Schleswig-Holsteins. In: Zs. f. Erdkunde Jg. 4, 1936, 22. Beil. 2 S., 8 Abb.

Hoffmann, Fr.: Gegensätzliche Gestaltungstendenzen im Raum Westfalen. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 2. S. 81—85.

(Hüfner, A.): Die Entvölkerung des Böhmer Waldes und das Deutschtum. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. Jg. 6, 1936, 6. S. 425—428.

Kohnert, H.: Die Verluste der deutschen Volksgruppen in der Nachkriegszeit. In: Nation u. Staat Jg. 10, 1936, 2/3. S. 113—123.

Kornrumpf, M.: Der Atlas Bayerische Ostmark. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 3. S. 125—128.

Lüdtke, F.: Volkwerdung deutscher Frühzeit. In: Nat.-soz. Bildungswesen Jg. 1936, Dez., 3. S. 160—168.

(Lux, J.): Westdeutsch-ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung in Dobschau-Dobsina (Nordungarn). In: Zs. f. Mundartforschung Jg. 12, 1936, 3. S. 149—168.

Meinecke: Einstige geopolitische Bedeutung des Harz-Saaleraumes. In: Heimat u. Arbeit Jg. 9, 1936, 11. S. 398—411.

Neumann, O.: Schicksalslinien im deutschen Ostraume. In: Der Dt. Erzieher Jg. 2, 1937, 2. S. 64—72.

Schmidt-Kehl, L.: Praktische Bevölkerungspolitik in der Rhön. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. Jg. 6, 1936, 6. S. 392—400.

Schuster, E.: Raumforschung in Baden und im Saargebiet. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 2. S. 86—88.

Widenbauer, G.: Deutschland und Böhmen. In: Deutschlands Erneuerung Jg. 20, 1936, 10. S. 577—585; 12. S. 721—728. — Eine geopolit.-geschichtl. Studie.

Wütschke: Die geopolitische Lage des unteren Saaleraumes. In: Bernburger Kal. Jg. 12, 1937. S. 67—74.

Übriges Europa

*Dänemark. 1936. Von d. Kgl. dän. Ministerium d. Äußern u. d. Staatl. statist. Departement hrsg. Kopenhagen 1936: Luno. 319 S., 3 Bl. Abb.; 1 Kte. 8°. 5,— Kr.

Dietze, H.-H.: Europa als Einheit. In: Zs. f. Völkerrecht Bd. 20, 1936, 3. S. 290—338.

Eschmann, E. W.: Malta. In: Zs. f. Politik Bd. 26, 1936, 12. S. 707—719.

Gellert, J. F.: Österreichs deutsche Sendung und die Donauraumpolitik der Nachkriegszeit. In: Volk im Werden Jg. 4, 1936, 8. S. 434—446. — Vgl. auch Jg. 4, 1936, 4. S. 183ff. ds. Zs.

Greiner, M.: Von der Geschichte der Schweizer Alpenpässe und ihrer geopolitischen Entwicklung. In: Straße u. Verkehr Jg. 23, 1937, 2. S. 27—31.

Kubijowytsch, W.: Das Donetzbecken. In: Osteuropa Jg. 12, 1936, 2. S. 96—108. — Eine Untersuchung zu s. Bevölkerungsentwicklung u. zur ukrainisch-russ. Volksgrenze.

März, J.: Raumsiedlung in Jugoslawien. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 2. S. 88—90.

*Rohan, K. A. Prinz: Schicksalsstunde Europas. Erkenntnisse u. Bekenntnisse, Wirklichkeiten u. Möglichkeiten. Graz: Leykam 1937 [Ausg. 1936]. 431 S., 1 Titelb. gr. 8°. Lw. 7,— RM.

Schmidt-Wodder, J.: Volk und Völkerleben in Europa. In: Nation u. Staat Jg. 10, 1936, 2/3. S. 69—77.

Severus: Italien und England im Mittelmeer. In: Volk u. Führung Jg. 3, 1937, 1. S. 16—19.

Springenschmid, K.: Österreichs Wehraufgabe, geopolitisch gesehen. In: Volk im Osten Jg. 3, 1936, 24. S. 856—864.

*Stoye, J.: Spanien im Umbruch. Die räuml. u. geist. Grundlagen d. span. Wirren. Mit 9 Ktn.-Skizzen. Leipzig: Teubner 1936. 67 S. 8° = Macht u. Erde H. 2. 1,40 RM.

*Taube, A. B.: Landespolitik und Volkwerdung. Tallin [Reval]: Wassermann 1936. 23 S. gr. 8°. —,80 RM. — Betrachtungen zur Entwicklung d. nationalen Frage in d. Geschichte Estlands.

Ungern-Sternberg, R. von: Bevölkerungsprobleme Lettlands. In: Osteuropa Jg. 12, 1936, 3. S. 155—173.

*Ungern-Sternberg, R. von: Frankreich. Lebensraum u. Wesen. Berlin: Stilke 1937. 132 S. mit Abb., 1 Taf. 8° = Schriftenreihe d. Preuß. Jbb. H. 39. 4,50 RM.

Wagner, P.: Jugoslawien. In: Die höhere Schule Jg. 14, 1936, 11. S. 343—347. — Eine polit.-geograph. Skizze.

Zeck, H. F.: Geopolitische Bedeutung des österreichischen Raumes. In: Geogr. Anz. Jg. 37, 1936, 23. S. 540—543.

Asien

*Guse, F.: China. Ereignisse u. Zustände. Berlin: Stilke 1937. 77 S., 3 Ktn. 8° = Schr. d. Preuß. Jbb. H. 40. 3,— RM.

*Wulle, R.: Von Osman bis Kemal Atatürk. Berlin: „NBD", Nat. Bücher-Dienst (1936). 31 S. 8^0 = Das Abc des NBD. H. 6. —,70 RM.
— Erwachendes Turan.

Afrika

Breyne, M.: Rasse, Volkstum und Nation in Südafrika. In: Zs. f. Politik Bd 26, 1936, 12. S. 679—694. — Betrachtung d. Bevölkerungs- u. innerpolit. Probleme.

Müller, E.: Vereinigte Staaten von Afrika. In: Weiße Blätter Jg. 6, 1937, Jan. S. 15—16.

Troll, C.: Weißer Siedlungsraum in Afrika. In: Koloniale Rdsch. Jg. 27, 1936, 6. S. 437 bis 444.

Weigt, E.: Die geopolitische Entwicklung des britischen Weltreiches in Ostafrika und das Mandat über Deutsch-Ostafrika. In: Zs. f. Erdkunde Jg. 4, 1936, 17/18. S. 782—790.

Amerika

Fried, F.: Amerika den Amerikanern! In: Die Tat Jg. 28, 1937, 10. S. 752—768.

*Hillekamps, C. H.: Das moderne Südamerika. Argentinien, Brasilien, Chile, Uruguay. Eine Darstellung in Grundrissen. Reichenau: Schneider (1936). 86 S. 8^0 = Völker u. Staaten Bd. 7 1,50 RM.

Schmölders, G.: Probleme der Raumordnung in USA. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 29—36.

Wehner, B.: Der Stand der nordamerikanischen Planung. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1936, 1. S. 36—44.

Berichtigung:

In meinem Aufsatz „Deterding" in Heft 12 (S. 785 ff.) des 13. Jahrgang hatte ich gesagt, daß Deterding, der geborene Holländer, britischer Staatsbürger geworden sei. Ich fußte dabei auf Behauptungen, die Ludwell Denny („We fight for oil", S. 25; New York 1928) und E. H. Davenport und S. R. Cooke („The Oil Trusts and Anglo-American Relations", S. 41; London 1923) aufgestellt hatten. Wie mir inzwischen von maßgebender Stelle mitgeteilt wird, entsprechen diese Behauptungen nicht den Tatsachen. Deterding ist nach wie vor nicht britischer, sondern holländischer Staatsbürger. *Dr. Rabl.*

Diesem Heft liegen 5 Werbeblätter bei, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen: Adressen-Müller, Dresden, für seine Werbeanschriften; Alte Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, Leipzig, mit dem Prospekt „Geistiges Rüstzeug"; Buchhandlung des Waisenhauses, Berlin, mit ihrer neuen Wandkarte; Deutsche Wochenschau, Berlin, für ihre Wochenzeitung; Societätsverlag, Frankfurt a. M., für seine Neuerscheinungen.

Welt-Rundfunk

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Kurt Wagenführ, Berlin

1937 Februar Nr. 1

HORST DRESSLER-ANDRESS:
Rundfunk und Ausland

Die im März des Jahres stattfindende Tagung des Weltrundfunkvereins in Berlin wird weite Kreise der in- und ausländischen Öffentlichkeit erneut auf die Bedeutung des Rundfunks im zwischenstaatlichen Kulturaustausch und besonders auf die wesentliche Rolle des deutschen Rundfunks hinweisen, die er kulturell und technisch im Herzen Europas zugewiesen erhalten hat.

Es liegt auch ohne nähere Begründung auf der Hand, von wie großer Bedeutung für den internationalen Programmaustausch die Tatsache sein muß, daß die zentrale Lage des deutschen Rundfunks, wie sie sich aus der Geographie unseres Landes ergibt, erst ihre rechte Auswertung und notwendige Ergänzung erfährt durch eine technisch wie kulturpolitisch einheitlich geführte Sendeorganisation. Die Besonderheit der geistigen Einwirkung des Rundfunks — ungebunden an die Grenzen von Raum und Zeit — und die mit den bisherigen Maßstäben kulturpolitischen Denkens und Planens nicht mehr abzuschätzende Suggestion und schöpferische Kraft der drahtlosen Welle forderten auch von uns für das deutsche Rundfunkwesen einen wesentlichen Beitrag zur Ausgestaltung dieses Rundfunks im Sinne seiner naturgegebenen Rolle als Repräsentant unserer nationalen Kultur und unseres politischen Lebens vor der Welt.

Wie auf zahlreichen anderen Gebieten durch den Nationalsozialismus und seine politische Lehre des harmonischen Einsatzes aller Kräfte zum Wohle der Gesamtheit vorbildliche Lösungen bisher unentwirrbarer Schwierigkeiten herbeigeführt wurden, so war auch die nationalsozialistische Rundfunkführung von Anfang an um eine Neugestaltung des bis 1933 partikularistisch aufgespaltenen deutschen Rundfunks im Sinne einer seinem Wesen, seiner Fortentwicklung und seiner kulturpolitischen Aufgabe entsprechenden Organisation bemüht. Wir glauben, daß dieser unser Versuch, bis dahin unbekannte Wege des Rundfunkeinsatzes zu gehen, nicht nur weitreichende Erfolge für das politische und kulturelle Leben unseres Volkes selbst gehabt hat. Wir glauben vielmehr im deutschen Rundfunkwesen eine auch für die übrige Welt beispielhafte Lösung erarbeitet zu haben. Denn wir haben uns

von Anfang an nicht der einen wesentlichen Tatsache der Rundfunkwirkung verschlossen, daß sie in ihrem Ursprung zwar ausschließlich völkisch-national bedingt ist, in ihrer Auswirkung aber zu einer gesamtmenschheitlichen Aufgabe wird, die es auch gemeinsam zu lösen gilt. Indem wir den deutschen Rundfunk zu einem Ausdrucksmittel unserer nach schweren Kämpfen erreichten Volksgemeinschaft entwickelten, wurden wir nicht nur der verbindenden und gemeinschaftsgestaltenden Kraft dieses Wunders der Technik gerecht, sondern wir schufen damit auch die geistigen und technischen Voraussetzungen friedlicher Gemeinschaftsarbeit von Volk zu Volk.

Freuen wir uns, daß in einer Zeit, die so sehr des Verbindenden bedarf, uns ein Instrument wie der Rundfunk zur Verfügung steht, und erblicken wir in dieser seiner Bedeutung auch die Maxime, nach der er technisch wie geistig entwickelt werden muß. Nur eine Entartung technischen Denkens läßt den Schluß zu, daß die Gestaltungsformen menschlicher Schöpferkraft einer rein technischen Ursache oder einem solchen Ablauf überlassen bleiben können. Gerade der Rundfunk ist ein Beweis dafür, daß die Technik — selbst wenn sie als nahezu unfaßbares Phänomen auftritt — nur Mittel zum Zweck höheren Lebens, nur Mechanik zur Gestaltung geistiger Antriebe ist. Erst als in Deutschland der Rundfunk durch den Nationalsozialismus zum umfassenden Künder einer ebenso umfassenden Weltanschauung wurde, war durch diese geschichtliche Begegnung von Idee und Verkündigungsinstrument das Wesen des Rundfunks zur mitreißenden und lebendigen Wirkung gestaltet. Aus innerem Entwicklungsdrang heraus ging auch sogleich eine Bewegung aller um den Rundfunk gelagerten Kräfte des Handels, der Industrie und der Hörer vor sich, die schließlich in der bekannten Rundfunkeinheit der Reichsrundfunkkammer mündete.

Es ist bereits gesagt worden, daß diese Vorgänge als Teilausdruck eines Gesamtvorganges zu werten sind; sie sind die Folge des geistigen Aufbruches einer Nation zum Wesen seiner geschichtlichen Bestimmung. Nachdem so alle Fragen des völkischen Lebens ihre Rangordnung nach dem Maß ihrer Allgemeinverbindlichkeit erfahren haben, ist es auch klar, warum der deutsche Rundfunk als Wegbereiter dieses Gemeinsinnes nur das als Aufgabe vor sich sah, was im Gefühl aller verwurzelt war. So erfüllten wir aber auch zugleich die Besonderheit der Rundfunkwirkung, die sich als Appell an Millionen aus dem von ihnen kommenden Auftrag heraus darstellt!

Auch diese grundsätzliche Tendenz unserer programmlichen Rundfunkarbeit ist durch ihre Verwurzelung in der Gemeinschaft ein wichtiger Beitrag zur Wegbereitung des Rundfunks als Mittler zwischen den Völkern.

Nur wer den eigenen Rundfunk als echte Stimme seines Volkes im Äther zu formen vermag, wird eine ebenso echte Gemeinsamkeit mit anderen Völkern finden können.

Der Rundfunk birgt durch seine zwischenstaatliche Wirkung keine neue Lehre im politischen Sinne in sich, ist er doch in seinem Standort ebenso gebunden wie die Menschen, deren Stimmen und schöpferische Leistungen er in Sekundenschnelle um den Erdball trägt. Wo aber das Gefühl aller gemeinsame Wege geht, wo politischer und kultureller Ausdruck gemeinsames Wollen erkennen läßt, wo immer Bereitschaft der Herzen die große Menschheitsgemeinschaft sucht, dort erweist sich der Rundfunk als Wegbereiter der Zukunft.

In diesem Sinne ist dem Rundfunk durch die Entwicklung eine weltweite Aufgabe zugefallen, der sich auch der deutsche Rundfunk im Rahmen der Bemühungen der übrigen Länder verpflichtet fühlt. Wir haben dieser Bereitschaft immer wieder Ausdruck verliehen durch zahlreiche Sendungen vom Austausch von Volk zu Volk bis zu repräsentativen Weltringsendungen, die wir entweder selbst zur Durchführung erhielten, oder an denen wir in herzlicher Gemeinschaft mit den übrigen Nationen teilnahmen. Diesen Weg friedlicher Zusammenarbeit und des Kennenlernens über die Begrenzungen des Raumes und der Meinungen hinweg werden wir fortsetzen. Es ist das der Beitrag des Rundfunks am großen Werk der Erhaltung und Stärkung des Weltfriedens!

Kurt von Boeckmann:
Vor einem Jahr

Im Februar 1936 fand sich der Weltrundfunk zum ersten Male in der Geschichte der Olympischen Spiele zu einer Arbeitsgemeinschaft und -kameradschaft für die Übertragung dieses größten sportlichen Ereignisses der Erde zusammen, die für den internationalen Programmaustausch fördernd und befruchtend geworden ist. Der Intendant des deutschen Kurzwellensenders stellt uns zum Jahrestag der „Rundfunk-Olympiade" einen Rückblick zur Verfügung, in dem noch einmal die wichtigsten funkischen Daten zusammengefaßt und in die Erinnerung zurückgerufen werden.

Während der Olympischen Spiele in Amsterdam im Jahre 1928 kam dem Rundfunk fast ausschließlich die Rolle eines Nachrichtenträgers zu, das heißt, er beschränkte sich darauf, täglich eine Zusammenstellung der Ergebnisse der verschiedenen sportlichen Disziplinen in Form von Tagesnachrichten zu verbreiten, die bisweilen durch knappe Zusätze über den Kampfverlauf ergänzt wurden. Von Europa aus gesehen wandelte sich dieses Bild auch bei der folgenden Olympiade in Los Angeles nicht wesentlich, denn 1932 war der Programmaustausch auf Kurzwellen noch nicht so weit ausgebaut und organisiert — vornehmlich aus technischen Gründen —, daß eine unmittelbare Anteilnahme der Hörerschaft an den Ereignissen möglich gewesen wäre. Auf Grund der großen Fortschritte aber, die der Rundfunk auf allen Gebieten in den vergangenen vier Jahren gemacht hat, konnte die Welt

von den Olympischen Spielen 1936 in Berlin mit Recht fordern, daß der Rundfunk als wesentlichster Faktor eingesetzt würde, um alle Hörer an dem Ablauf der Spiele durch unmittelbare Berichte teilnehmen zu lassen.

Es fiel also dem deutschen Rundfunk die große und ehrenvolle Aufgabe zu, die organisatorischen und technischen Vorbereitungen und Sendebedingungen für die Rundfunkübertragung zu schaffen. Aus den oben geschilderten Angaben geht hervor, daß Deutschland dabei nicht auf Erfahrungen fußen und zurückgreifen konnte, die früher gemacht worden waren. Es war deshalb selbstverständlich, daß bereits zwei Jahre vor dem Ereignis die Ausarbeitung von Plänen begann, die als Grundlage für den gemeinsamen Einsatz des Weltrundfunks dienen sollten. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß die einzelnen Kampfstätten über ein weites Gebiet verstreut lagen; die Winterspiele fanden in Garmisch-Partenkirchen statt, die Sommerspiele in Berlin, wo die Plätze wiederum örtlich getrennt lagen, und außerdem in Kiel. Das Arbeitsgebiet des Rundfunks erstreckte sich also über ganz Deutschland, von den Alpen bis an die Meeresküste; die Ausstrahlungsfläche umfaßte erstmalig durch die Anteilnahme fast aller Nationen der Welt den gesamten Erdball, wobei täglich auch die Unterschiede der Tageszeiten zwischen Europa und Übersee ausgeglichen werden mußten. 41 Länder hatten 105 Berichterstattter nach Deutschland geschickt, deren Dienst entsprechend den Empfangszeiten in einen fast ununterbrochenen 24stündigen Sendebetrieb eingegliedert werden mußte.

Die Zusammenballung der Ereignisse auf wenige Wochen ergab naturgemäß auch eine Häufung und Gleichzeitigkeit von Sendungen, die in der Geschichte des Weltrundfunks bisher noch nicht zu verzeichnen war. Um Raum für die Sendungen zu bekommen, schlossen sich zuerst einmal die deutschen Reichssender zu einer Programmgemeinschaft zusammen, wodurch gleichzeitig Übertragungsmaterial und Personal zur Bewältigung der Aufgaben frei wurde. Es wurden dann — und hier geben reine Zahlen das beste Bild — 320 Mikrophone eingesetzt, ferner 220 Verstärker, 20 Übertragungswagen, 3 Motorboote mit Kurzwellensendern, 700 Fernsprechstellen, 300 Toningenieure und Techniker, zahlreiche Schallaufnahmegeräte, so daß es möglich wurde, 30 gleichzeitige unmittelbare Sendungen (20 für Europa und 10 für Übersee) und 62 gleichzeitige Schallaufnahmen (42 stationäre und 20 transportable) — im ganzen also fast 100 gleichzeitige Rundfunkberichte! — durchzuführen. Aus einer „40-Länder-Zentrale", deren Hauptschalttafel rund 10000 Schaltungen erlaubte, und mit einem Kabelnetz von rund 7500 Kilometer wurden insgesamt 2867 Einzeldarbietungen gesendet.

Es war selbstverständlich, daß die Rundfunkgäste Deutschlands nicht nur ständig betreut wurden, es war darüber hinaus auch nötig, sie in kurzer Zeit mit dem gesamten Sendeorganismus und mit den deutschen Sendebedingungen bekannt zu machen. Sie mußten und sollten sich „wie zu Hause" fühlen, um durch keinerlei sprachliche oder arbeitsmäßige Schwierigkeiten bei der Erfüllung ihrer schweren

Aufgabe im Dienste ihrer Hörerschaft behindert zu sein. Nach Beendigung der XI. Olympischen Spiele richteten die ausländischen Gäste an den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, folgendes Telegramm:

„Namens siebenundsechzig in Berlin anläßlich der Olympischen Spiele versammelter ausländischer Rundfunksprecher möchten die Unterzeichneten Ihnen, Herr Reichsminister, am Schlußtag der Spiele den Ausdruck ihrer hohen Anerkennung für die hervorragenden Leistungen des deutschen Rundfunks während dieses größten Sportereignisses der Gegenwart übermitteln. Die Vorkehrungen, welche seitens der Reichsrundfunkgesellschaft unter der Leitung von Reichssendeleiter Hadamovsky getroffen worden sind, um unsere Arbeit hier erfolgreich zu gestalten, dürfen mit Fug und Recht als vorbildlich bezeichnet werden. Im besonderen möchten wir den Herren Dr. v. Boeckmann, Dr. Rathke und Dr. Diettrich unseren aufrichtigen Dank aussprechen für die unermüdliche Fürsorge, welche sie uns haben zuteil werden lassen. Herr Dr. Diettrich, dem die programmtechnische Gesamtleitung der Sendungen nach 41 Ländern in allen Teilen der Erde oblag, stand Tag und Nacht auf seinem Posten und hat ganz wesentlich zur erfolgreichen Durchführung dieser riesenhaften Aufgabe beigetragen. Ihm gebührt unsere besonders warme Anerkennung. Wir scheiden von Berlin voller Bewunderung für die großartigen Leistungen des deutschen Rundfunks auf technischem nicht minder wie auf organisatorischem Gebiete."

Dieses Telegramm ist ehrend für die Arbeit des deutschen Rundfunks und gleichzeitig ein Beweis für das kameradschaftliche Zusammenwirken der ausländischen und deutschen Rundfunkleute, die gemeinsam unter der Gesamtleitung von Paul Müller im Dienste der Hörer in aller Welt die Olympische Friedensidee und die sportlichen Ereignisse durch Rundfunk verbreiteten. Es wurden in den Winter- und Sommerwochen 1936 aus der Arbeits- und Erlebnisgemeinschaft heraus neue Freundschaften geschlossen und bewiesen, daß der Rundfunk, sobald er vor eine internationale Aufgabe gestellt wird, sich jedesmal als eine große, alle Kulturländer der Erde umspannende Organisation von echten Kameraden erweist, die auch die schwierigsten Aufgaben meistert und allen Einsichtigen vor Augen führt, wie sehr dieser Rundfunk heute schon ein wirkliches Instrument der Völkerverständigung und des Friedens geworden ist. Es ist ohne jeden Zweifel, daß sich diese Arbeit im internationalen Programmaustausch erfolgreich und fördernd auswirken wird. Das Olympische Jahr ist mit 1936 nicht abgeschlossen, es wird wegweisend sein für die Weiterentwicklung des zwischenstaatlichen Zusammenwirkens.

Anmerkung der Schriftleitung: Über die Olympischen Spiele und die Arbeit des Weltrundfunks während der Übertragung des sportlichen Geschehens sind vor kurzem folgende reich bebilderte Bücher erschienen, die einen zusammenfassenden Überblick über die Ereignisse geben:

„Olympia-Weltsender", herausgegeben von der Reichs-Rundfunk GmbH., verantwortlich J. G. Bachmann, Leiter der Pressestelle. In drei Sprachen.

„Olympia-Tonbuch", Das Erlebnis der XI. Olympischen Spiele in Wort, Bild und Ton, von Paul Müller, Dr. Friedrich Richter, künstlerische Beratung Prof. Hans Hitzer. Verlag Bernard & Graefe, Berlin SW 68. Mit drei doppelseitigen Schallplatten, die Ausschnitte aus über ein Dutzend Hörberichten von den Sommerspielen enthalten.

„Eine Welt hörte den Olympia-Weltsender", Broschüre vom deutschen Kurzwellensender herausgegeben, die hunderte von Zuschriften aus allen Teilen der Erde auf die Olympiasendungen zusammenstellt.

V. YLÖSTALO:
O. Y. Suomen Yleisradio A. B.

Der Rundfunk in Finnland konnte vor kurzem auf sein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Prof. V. Ylöstalo, einer der leitenden Direktoren von „O. Y. Suomen Yleisradio A. B." und Vertreter seines Landes im Weltrundfunkverein, gibt einen kurzen Überblick über die Entwicklung des finnländischen Rundfunks im ersten Jahrzehnt. Finnland hat eine Bodenfläche von 388 279 qkm mit 3,6 Millionen Einwohnern, von denen 176 000 — also 5% — Rundfunkhörer sind.

Die ersten Rundfunkexperimente wurden in Finnland schon im Jahre 1923 unternommen. In einigen Städten entstanden kleine Amateurstationen, welche von Zeit zu Zeit Musikvorträge und Reden übertrugen. Zur gleichen Zeit begann auch eine in Helsinki gelegene Militärstation mit versuchsweisen Rundfunksendungen. Die Sendetätigkeit, die mehr oder weniger provisorischer Art war, wurde hauptsächlich durch freiwillige Unterstützung aufrechterhalten. Diese Versuche sowie auch die Erfahrungen, die in anderen Ländern erzielt wurden, richteten bald die Aufmerksamkeit der Staatsgewalt wie auch die der Öffentlichkeit auf den Rundfunk. Man fing an, die große Bedeutung des Rundfunks als Nachrichtenübermittler und Kulturmittel in einem Lande mit einem großen Flächenraum und einer spärlichen Bevölkerung zu begreifen. Zwecks einer Zentralisierung der Programmtätigkeit des ganzen Landes wurde im Jahre 1924 die Osakeyhtiö Suomen Yleisradio A.B., Finnlands Rundfunk, gegründet, deren Aktionäre gemeinnützige, wirtschaftliche und kulturelle Organisationen waren. Die Absicht der Aktiengesellschaft war, regelmäßig Rundfunkprogramme durch alle im Lande arbeitenden, im Besitze des Vereins oder des Staates befindlichen Rundfunkstationen zu übertragen. Zugleich fing man an, ein neues Radiogesetz vorzubereiten; in ihm sollte ein Lizenzsystem zur Anwendung kommen, um den Rundfunk auf eine feste wirtschaftliche Basis zu stellen.

Die Programmgesellschaft fing ihre Tätigkeit Ende des Jahres 1926 an. Programme wurden regelmäßig durch Sender in Helsinki, Turku, Viipuri, Tampere und Pori übertragen. Die Leistung der Stationen war klein und lag zwischen 0,1 bis 0,5 Kilowatt. Laut dem zwischen dem Staat und der Programmleitung eingegangenen Vertrag erhielt die Programmgesellschaft anfangs 85% des Lizenzertrages. Nach der Gründung der Station Lahti verminderte man den Anteil der Gesellschaft auf 65% des Lizenzeinkommens. Mit diesen Einnahmen deckte man sowohl die Programmunkosten als auch die Betriebskosten der Sendestationen. So erhielt der Rundfunk in Finnland seine erste Organisation.

Um das Jahr 1926 begann in Europa eine rasche technische Entwicklung des Rundfunks. Die führenden elektrotechnischen Firmen fingen an, Senderöhren mit

großer Leistung zu bauen, so daß die Errichtung von Großstationen möglich wurde. Die elektroakustischen Eigenschaften der Mikrophone und der Senderäume wurden untersucht, und über die Eigenschaften der im Rundfunk verwendbaren elektromagnetischen Wellen wurden Erfahrungen gesammelt. Sehr bald wurde es auch in Finnland klar, daß befriedigende Empfangsmöglichkeiten mit Kleinstationen nicht zu erreichen waren. Infolge des großen Flächenraumes des Landes wurde die Notwendigkeit des Baues einer Zentralstation mit langer Welle von großer Leistung ersichtlich. Der Sender sollte unter Berücksichtigung der Verteilung und der Dichte der Bevölkerung in verschiedenen Teilen des Landes an einem passenden Ort in Südfinnland errichtet werden. Der Reichstag, der die große Bedeutung des Rundfunks erkannte, bewilligte entsprechend der Regierungsvorlage den notwendigen Staatszuschuß zur Erbauung des Senders, so daß schon im Jahre 1927 zum Bau der Großstation Lahti geschritten werden konnte. Diese, von Telefunken erbaute Station begann ihre Tätigkeit im Jahre 1928, zunächst mit 25 Kilowatt Antennenleistung. Anfang des nächsten Jahres wurde die Leistung auf 40 Kilowatt erhöht, so daß zu dieser Zeit Lahti Europas stärkster Rundfunksender war. Nach der Erbauung von Lahti entstanden die Sender Helsinki und Viipuri mit je 10 Kilowatt. Die Entwicklung des Stationennetzes und die Verbesserung der Empfangsmöglichkeiten hatten ein rasches Anwachsen der Zuhörerzahl zur Folge.

Entsprechend dem Organisationsplan vom Jahre 1926 sorgte die Post- und Telegraphenverwaltung für den Bau und Betrieb der staatlichen Rundfunkstationen. Da die private Gesellschaft nur für die Programme zuständig war, fehlte dem Rundfunk ein zentrales Organ für die Gesamtleitung. Eine größere Zentralisation in der Leitung des Rundfunks erwies sich als notwendig. Die Regierung stellte im Jahre 1930 ein Komitee auf, das die Aufgabe hatte, einen Änderungsvorschlag der Organisation auszuarbeiten. Nachdem der Reichstag das notwendige Gesetz anerkannt hatte, konnte man im Jahre 1934 die neue Organisation durchführen. Laut dieser Organisationsform, die noch heute in Kraft ist, fällt sowohl die Programmwirksamkeit als auch der technische Betrieb einem einzigen Organ — „O. Y. Suomen Yleisradio A.B." — zu. Der Form nach ist „O. Y. Suomen Yleisradio A.B." eine Aktiengesellschaft, von deren Aktien der Staat ungefähr 90% besitzt, der Rest ist im Besitze von gemeinnützigen, wirtschaftlichen und kulturellen Organisationen. Das Übergehen zur neuen Organisation geschah durch Umbildung der früheren Programmgesellschaft, wobei u. a. das Aktienkapital von 500000 auf 11350000 Mark erhöht wurde. Die umgeformte Rundfunkgesellschaft betrieb vor allem die Modernisation der technischen Einrichtungen des Rundfunks. Im Jahre 1934 konnte man in ein eigenes Rundfunkhaus ziehen, das zeitgemäße Senderäume mit zugehörigen technischen Einrichtungen und die nötigen Büroräume enthält. Im gleichen Jahr wurden die Arbeiten zur Erhöhung der Antennenleistung der Station Lahti auf 220 Kilowatt begonnen. Diese vollkommen neue Groß-

station wurde Ende 1935 in Betrieb genommen. Die Station wurde so entworfen und gebaut, daß ihre Antennenleistung leicht auf 500 Kilowatt erhöht werden kann. Ebenso wurden im Laufe des letzten Jahres die Stationen Oulu, Turku und Vaasa umgebaut. Parallel mit dem Stationennetz wuchs auch die Hörerzahl. Die Anzahl der Lizenzen betrug:

Ende des Jahres	1926.....	11 651	Ende des Jahres	1932.....	119 930
	1927...	36 953		1933.....	121 020
	1928.....	73 836		1934.....	129 123
	1929.....	95 742		1935.....	144 721
	1930....	106 559		1936.....	176 000
	1931.....	116 850			

Gewisse dem Lande eigentümliche Verhältnisse wirkten teilweise auf die Programmtätigkeit des finnischen Rundfunks. Da von der finnischen Bevölkerung ungefähr 80% auf dem Lande wohnen, hat man natürlich Aufmerksamkeit auf die besonderen Interessen der Landbewohner gerichtet. Land- und forstwirtschaftliche Vorträge und Mitteilungen kommen regelmäßig im Programm vor. Ebenso ist in einem spärlich bewohnten Lande, in dem die Entfernungen groß sind, die Vermittelung der Nachrichten von besonders großer Bedeutung. Da ungefähr 10% der finnischen Bevölkerung Schwedisch sprechen, ist die Zweisprachigkeit auch im Programm verhältnismäßig weit verwirklicht worden. So werden täglich die Nachrichten und andere allgemeine Mitteilungen sowohl in finnischer wie auch in schwedischer Sprache übertragen. Programme in schwedischer Sprache werden an besonderen Wochentagen durch die Rundfunkstationen übermittelt, in deren Bereich die Schwedisch sprechende Bevölkerung wohnt.

Der finnische Rundfunk befand sich ununterbrochen im Zusammenwirken mit entsprechenden Organisationen in anderen Ländern. Der Programmaustausch mit den Nachbarländern wurde schon im Jahre 1928 in Gang gesetzt und ist seitdem regelmäßig fortgeführt worden. Besonders mit den übrigen nordischen Ländern: Schweden, Norwegen und Dänemark, war das Zusammenwirken sehr lebhaft. Ebenso entwickelt sich mehr und mehr der Programmaustausch zwischen den großen Rundfunkorganisationen anderer Länder, wie Deutschland, England, Polen und Nordamerika. So übermittelte Finnland während der Olympischen Spiele im vorigen Jahre täglich Berichte über die wichtigsten Sportereignisse sowohl aus Garmisch-Partenkirchen wie auch aus Berlin.

Verhältnismäßig neu für Finnland ist die Tätigkeit des Schulfunks. Die Schulradiosendungen wurden probeweise, unter Mitwirkung der Schulbehörde, in den Volksschulen im Herbst 1934 begonnen. Die Probesendungen fanden eine so günstige Aufnahme, daß man beschloß, sie auch ferner fortzusetzen. Die folgende Tabelle veranschaulicht die Entwicklung des Schulfunks in Finnland:

Semester	Schulen, welche den Sendungen folgen		Schüler	
	Anzahl	%	Anzahl	%
Herbst 1934	946	17	59,968	20
Frühling 1935	1,720	32	85,852	24
Herbst 1935	1,847	33	97,892	25
Frühling 1936	1,888	34	112,208	30
Herbst 1936	2,283	40	137,180	32

In den Schulfunkstunden wurden hauptsächlich Fragen, welche die Geschichte Finnlands, die Staatsverfassung und die Wirtschaft berühren, behandelt; ihre Aufgabe liegt auch darin, in die Schularbeit mehr Abwechslung und Lebensnähe zu bringen, indem man die Schüler durch das Mikrophon unmittelbar mit neuen Persönlichkeiten bekannt macht.

HANS FRITZSCHE:

Die Grenzen des Rundfunknachrichtendienstes

Der Rundfunk ist nicht nur als Mittel der Unterhaltung und Belehrung, sondern auch als Nachrichtenträger aus dem modernen Leben nicht mehr wegzudenken. Jeder Rundfunkhörer ist daran gewöhnt, mindestens einen Teil seines Wissens vom aktuellen Geschehen aus der Luft zu holen. Millionen und aber Millionen von Menschen in allen Ländern und Erdteilen betrachten es als eine Selbstverständlichkeit, mit ihrem Empfangsgerät unterschiedliche Neuigkeiten aufnehmen zu können.

So selbstverständlich das Vorhandensein des Rundfunknachrichtendienstes ist, so wenig Mühe hat man sich bisher um die Erkenntnis seiner natürlichen Gesetze gegeben. Die Folge davon sind die so überraschend verschiedenen Grundsätze, nach denen man in den einzelnen Ländern den Rundfunk als Nachrichtenmittel gebrauchen zu können meint.

Am Anfang war das große Staunen vor der unbegrenzten Möglichkeit. Wer empfand nicht auch tatsächlich ein Gefühl des Stolzes, als er zum ersten Male eine Nachricht abfaßte, die nicht mehr an den beschränkten Leserkreis einer Zeitung ging, sondern die durch den Äther im Augenblick an das Ohr des ganzen Volkes getragen wurde. Wer einmal im Rundfunk sprach, der kennt den seltsamen Reiz des Mikrophons im einsamen Sprechraum. Immer wieder glaubt man, mit ihm allein zu sein. Und immer wieder ist man überrascht, wenn später ein Brief verrät, daß irgendwo ein guter Freund zufällig in jenem Augenblick „unsere Welle" empfing, daß er nicht nur Worte hörte, sondern sogar den Ton der Stimme empfand. Wenn früher nur der Gedanke zollfrei war, dann trägt heute der Rundfunk das gesprochene Wort über jede Grenze hinweg, über jede geographische, militärische und wirtschaftliche Scheidelinie. Die Stimme des Rundfunks spricht

nicht nur zum eigenen Volk, sie spricht — ob sie will oder nicht — stets auch zur Welt.

Diese Tatsache bedeutet mehr als eine Möglichkeit, sie ist eine Verpflichtung. Denn damit wird jedes Wort, das über den Sender geht, zum Repräsentanten des Landes, auf dessen Boden der Sender steht. Im Guten und im Bösen. Es spielt gar keine Rolle, ob ein Sender etwa einer privaten Gesellschaft gehört und nicht dem Staate. Man ist gewohnt, selbst hinter dem Sender, der vielleicht gegen Entgelt an eine Partei vermietet wurde, die Regierung des Senderlandes zu sehen. Und mit vollem Recht schließt der Auslandshörer von dem Nachrichtendienst eines anderen Landes auf dessen Volk und seinen Charakter.

Wer sich heute einmal etliche Stunden an einen guten Empfänger setzt, der hat das Gefühl, als hätten manche Rundfunknachrichtengeber bis jetzt nur die Möglichkeit, aber noch nicht die Verpflichtung entdeckt, die in der ersten Eigenheit dieses Instrumentes liegt: in der zollfreien Passage aller Grenzen. Oft hört man aus den Worten einer „wilden" Welle geradezu die primitive Freude heraus über den Besitz einer Kanone, die durch jede Mauer schießt, auch wenn ihre Projektile nur giftige Worte sind.

In solchen Augenblicken bedauert man den Mißbrauch einer menschlichen Schöpfung, die im ursprünglichsten und reinsten Sinne dieses Wortes einer besseren Verständigung zwischen Menschen dienen sollte. Und man empfindet Genugtuung darüber, daß auch dieses technische Wunder in der Hand des Böswilligen nicht allmächtig ist.

Jede Waffe hat ihre Zeit. Es ist müßig, darüber nachzudenken, welchen Weg die Weltgeschichte gegangen wäre, wenn Hannibal Tanks besessen hätte. Er hatte sie nicht. Er hatte nur Elefanten. Und als die Tanks die deutschen Soldaten im Weltkriege überraschten, da hatten diese zwar noch keine Tankabwehrkanonen, aber sie besaßen Feldgeschütze, die zur Not ausreichten. Die Zeit, die eine Waffe schafft, gibt auch jedem, der sich wehren will, den Schutz vor ihr.

Es ist ein beruhigender Gedanke, daß auch der Rundfunk nicht der Punkt im Raum ist, an dem zerstörende Kräfte den Hebel ansetzen können, um die Welt aus ihren Angeln zu heben und ihre Kultur und Zivilisation zu vernichten.

Auch dem Rundfunknachrichtendienst sind Grenzen gezogen, die er nicht zollfrei passieren kann. Die Grenzen liegen nur anders. Sie liegen nicht zwischen Sender und Empfänger, sie liegen beim Sendenden und beim Hörer.

Ein Sender, der mit seinem politischen Nachrichtendienst an eine internationale Aufgabe herangehen will, muß zunächst einmal seine nationale Aufgabe vor den Ohren der Welt ehrlich erfüllt haben.

Der Sendende darf nicht nach Westen demokratisch, nach Osten revolutionär reden. Dann spürt der Empfangende im Westen die Unehrlichkeit des Tones — auch dann, wenn er die Sendung nach dem Osten überhaupt nicht vernimmt. Der

Sendende darf sich eben nicht einer Tarnung bedienen, um irgendeine bestimmte Hörergruppe anzusprechen und sie um seine Darbietungen zu versammeln.

Nur der im ehrlichen Dienst seines eigentlichen Wirkungsbereiches gewachsene Nachrichtendienst hat Aussicht darauf, über die engen Grenzen seines heimatlichen Bezirks eine politische Wirkung auch in die Welt hinaus auszuüben.

Man sehe sich in dem Kreis der Hörer eines Senders um und forsche nach ihren Bedürfnissen. Da kommt der Landmann, der den Wetterdienst wünscht. Da ist der Seemann, der das Zeitzeichen braucht. Da ist der Kleinstädter, der seine Zeitung erst morgen bekommt und der ein Recht darauf hat, schon heute das aktuelle Geschehen kurz und leicht faßlich zu hören. Da ist der Großstädter, der auf den Abschluß der Sitzung wartet, deren Anfang sein Abendblatt meldete. Kurz, da sind die Menschen des vierten Jahrzehnts im zwanzigsten Jahrhundert, die nicht mehr auf die Postkutsche als Neuigkeitsträger warten wollen — ganz einfach, weil sie das nicht mehr nötig haben. Das ist die Grundlage der Arbeit eines Rundfunknachrichtendienstes, der sich ehrlich mit seiner Aufgabe im eigenen Bezirk auseinandersetzt.

Fängt er so an zu arbeiten, dann tritt ihm als erstes Problem die Zeitung gegenüber, die ihr Aufgabengebiet bedroht sieht. Überall in der Welt hat es zunächst heiße Kämpfe gegeben um die Grenze zwischen Rundfunknachrichtendienst und Zeitung. Ja, man kann sagen, daß der echte Rundfunknachrichtendienst diesen Kampf mit der Zeitung gehabt haben muß. In Deutschland gehören diese Auseinandersetzungen der Vergangenheit an. Bei uns ist längst klargestellt, daß beide, Rundfunknachrichtendienst und Zeitung, Diener des geeinten deutschen Volkes sind und seines Lebensprinzips, des Nationalsozialismus. Sie ergänzen sich gegenseitig. Sie zitieren einander. Von einem Konkurrenzkampf zwischen Rundfunk und Zeitung, von einem Kampf um den Leser oder den Hörer ist im Reich keine Rede mehr. Wo der Rundfunk aufhört, da vertieft die Zeitung. Wo die Zeitung nicht mitkann, wo sie ihrer Natur nach versagt, da tritt der Rundfunk auf den Plan.

Das zweite Problem, auf das er in seiner Arbeit stoßen wird, ist die Frage der Tendenz des Rundfunknachrichtendienstes.

Eine Tendenz ist immer da. Sie abstreiten, heißt unehrlich sein; denn schon die Auswahl der wiedergegebenen Meldungen und ihre einfachste Formulierung ist — so oder anders — tendenziös. Also bleibt nur übrig, die Tendenz zuzugeben und sie ganz offen zur Schau zu tragen.

In Deutschland ist die Grundlage, von der auch der Mann des Rundfunknachrichtendienstes ausgeht, die nationalsozialistische Idee. Diese Idee, die in der Abwehr der Mißachtung des eigenen Volkes entstand, und deren oberster Grundsatz das Volk ist. Das Volk, das man auch im anderen Lande achtet, eben weil man es im eigenen wiedergefunden hat. Deshalb ist der deutsche Rundfunknachrichtenmann dank seiner tendenziös nationalsozialistischen Einstellung von vornherein

in dem Vorurteil befangen, daß er dem Nachbarvolk dieselbe Achtung erweisen muß, die er vom Nachbarn für sein Volk verlangt.

Der Nationalsozialismus ist, das wurde oft betont, die dem deutschen Volke gemäße politische Daseinsform. Wir können uns vorstellen, daß andere Völker anderen politischen Daseinsformen huldigen — vielleicht der Demokratie. Auch die Demokratie muß daher in der Arbeit des Rundfunknachrichtendienstes respektiert werden, solange sie nicht mit dem Anspruch einherschreitet, auch die Völker zu beglücken, die den Geschmack an ihr verloren haben.

Das sind zwei Beispiele einer gesunden Auswirkung der ehrlichen Tendenz im Rundfunknachrichtendienst. Sie ließen sich vermehren, aber sie genügen.

Wer, von dieser Grundlage ausgehend, an die Auswahl und an die Formung der Nachrichten herangeht, die über den Sender einem unabsehbaren Kreis von Menschen gesagt werden sollen, der hat einen ausgezeichneten Kompaß zur Hand. Er findet aus dem Strom der 1000 Meldungen, die täglich kommen und die alles oder nichts besagen, die heraus, die die Hörer haben wollen, und die, die sie bekommen müssen. Sie wollen die interessanten Neuigkeiten hören, die „Sensation", von der morgen vielleicht die ganze Welt spricht. Und sie sollen das hören, was wichtig, ja unentbehrlich ist für ihre tägliche Arbeit, und was sie wissen müssen an Erfreulichem und an Unerfreulichem von dem großen Volksschicksal, mit dem sie unlösbar verbunden sind.

Diese Auswahl der Meldungen bietet Raum für die Aufnahme ausnahmslos aller wichtigen Ereignisse in der Heimat und in der Welt. Aber sie bietet auch die Möglichkeit, das eigene Volk davor zu bewahren, ein Opfer irgendwelcher Zweckmeldungen zu werden.

Mit einem Wort, die Befriedigung des aktuellen Wissensdranges durch das modernste Mittel, den Rundfunk, ist nur möglich unter dem großen Leitgedanken des ehrlichen Dienstes am eigenen Volk und der Achtung vor dem anderen.

Wenn diesen für das eigene Volk bestimmten Nachrichtendienst ein anderer mithört, dann und nur dann ist die Voraussetzung gegeben für die Benutzung des Rundfunks als Mittel der Verständigung zwischen den Völkern. Nur diese Nachrichten werden auch von Ausländern gehört und gewertet. Geht man aber aus irgendwelchen Gründen einen Schritt weiter und gibt man einen Teil dieses heimischen Nachrichtendienstes auch in fremden Sprachen, dann muß man jede Meldung nicht doppelt, sondern dreifach auf ihre Stichhaltigkeit prüfen und darauf, daß sie keine berechtigten Interessen anderer verletzt.

Jeder andere, nur für das Ausland bestimmte Nachrichtendienst verhallt völlig wirkungslos. Vor allem dann, wenn er nach seiner Sprache, seinem Inhalt, seinem Bearbeiter und Sprecher sich auf oder vielmehr gegen ein anderes Land einstellt. Denn dann schafft er nur Verlängerung und Unfrieden, ohne dem anderen Volk

wirklichen Schaden zufügen zu können. Im Gegenteil, er fügt dem eigenen Volk Schaden zu, das mindestens die moralischen Kosten eines solchen Übergriffs zu zahlen hat.

Denn das ist das große Geheimnis des Rundfunknachrichtendienstes: sein Wort geht wohl schneller durch die Welt, es reicht auch weiter als das gedruckte Wort. Aber es wiegt unendlich viel leichter. Es ist nichts als ein flüchtiger Schall, dieses Wort eines Senders. Es braucht, um für den Irgendjemand, der es in der Welt empfängt, glaubhaft zu werden, die Schwere, die Härte und die Unverbindlichkeit, das eigene Gesetz des Bodens, auf dem es gesprochen wird. Aber bitte ehrlich: Nur Bäume mit Wurzeln geben einen Wald, Bäume ohne Wurzel sind ein Holzhaufen.

Der Rundfunk, dieses moderne Wunder, ist im politischen Bezirk bestenfalls eine Verteidigungswaffe für den, der verleumdet wird. Aber es ist — Gott sei Dank — keine Angriffswaffe. Wird es als solche mißbraucht, so schlägt es den eigenen Herrn.

ALLAN A. GULLILAND:
„This is London calling!"

Wir beginnen eine Artikelreihe über die Organisation des Kurzwellenrundfunks in verschiedenen Ländern mit einem Beitrag von Allan A. Gulliland, dem bekannten Berliner Korrespondenten der englischen Rundfunkzeitschrift „World-Radio". Gulliland ist ein ausgezeichneter Kenner des europäischen Rundfunks, dessen wichtigsten Sender und Organisationszentren er ständig besucht.

Nachdem die Glockenschläge der Londoner Parlamentsturmuhr, Big Ben, verklungen sind und die Stimme des Ansagers „This is London calling!" verkündet hat, schlägt jedes Herz der am Lautsprecher in den fernen Teilen des Britischen Reiches Übersee Lauschenden höher. Die Stimme der Heimat! Sie hilft die durch lange Trennung lose gewordenen Bande enger knüpfen und stärkt das Heimatgefühl, neben der Krone die einzige Bindung zwischen Mutterland und den unabhängigen Dominions.

Die Kurzwellensendungen des britischen Rundfunks dienen einzig und allein den Bewohnern des „Reiches Übersee". Hierin unterscheiden sie sich grundsätzlich von allen anderen europäischen Kurzwellensendungen, die neben dem Erreichen ausgewanderter Landesangehöriger sich auch an Fremde richten. Wenn Daventry ruft, so rufen seine Sender in keiner fremden Sprache. Die Programme sind einzig und allein auf die Wünsche der britischen Hörer in Übersee aufgebaut. Die vornehmste Pflicht dieser Sendungen ist bereits erwähnt worden: die Verbindung aufrechtzuerhalten. Eine weitere wichtige Mission ist der Austausch zwischen Übersee und Heimat, damit nicht nur die Zusammengehörigkeit zur Heimat, sondern auch die Zusammengehörigkeit untereinander betont wird. Künstler, Politiker,

Wissenschaftler, die, aus Übersee kommend, in London weilen, werden ans Mikrophon geholt. Die Rundfunkorganisationen Übersee liefern Austauschprogramme, die nach allen Teilen des Reiches wieder ausgestrahlt werden.

Im Jahre 1927 begann die British Broadcasting Corporation, die der RRG. in Deutschland entspricht, über den Kurzwellensender Chelmsford der Marconi-Gesellschaft mit Versuchssendungen. Bis 1931 bemühte man sich, unter bestimmten Umständen die Dominions und Kolonien zu einer teilweisen Finanzierung der Kurzwellenprogramme heranzuziehen. Es entstanden jedoch eine Reihe von Schwierigkeiten, so daß die BBC. sich entschloß, aus eigenen Mitteln einen geeigneten Kurzwellenprogrammdienst für das Reich Übersee einzurichten. Am 19. Dezember 1932 wurde dieser Dienst offiziell eingeweiht. Die Sender wurden in Daventry errichtet. Als die Langwellenstation nach Droitwich verlegt wurde, konnte man in Daventry daran gehen, die Anlagen auszubauen. Dieser Ausbau wird im Frühjahr 1937 fertig, so daß von dann ab die Zahl der Sendestunden, die zur Zeit 17 am Tage beträgt, wesentlich vermehrt werden kann.

Ursprünglich wurden die Sendungen von Daventry so eingeteilt, daß sie auf fünf Zonen des Reiches abgestimmt waren. Da man aber feststellte, daß die Sendungen, die für eine Zone zu der günstigsten dortigen Empfangszeit abgestimmt waren, auch in anderen Teilen — wenn auch zwar nicht zu einer so günstigen Ortszeit, aber doch mit großem Interesse — verfolgt wurden, entschloß man sich einfach, die einzelnen Programme zu numerieren und keine Zone direkt anzusprechen. Selbstverständlich sind die Sendezeiten so gelegt, daß der Empfang in einem möglichst großen Teil des Empire zu einer günstigen Ortszeit empfangen werden kann.

Die Programme als solche bieten die gleiche wechselvolle Ausgestaltung wie die der Mittelwelle. Allerdings wird großer Wert auf einen besonders guten Nachrichtendienst gelegt, der so zusammengefaßt wird, daß er einen Überblick über die Geschehnisse der letzten 24 Stunden gibt. Eine Eigentümlichkeit des angelsächsischen Hörers überhaupt ist sein Vorurteil vor Programmen, die elektrisch aufgezeichnet sind (z. B. auf Schallplatten). Sei es in Amerika oder in den Dominions oder in England, Schottland oder Wales, er verlangt die Gleichzeitigkeit des Erlebnisses. Er will wissen, daß der Mann, der da zu ihm spricht, der Musiker, der spielt, tatsächlich im selben Augenblick im fernen Senderaum vor einem Mikrophon sitzt oder steht. Die BBC. verwendet nur ein geringes Maß von elektrisch aufgezeichnetem Material, und das nur in Fällen, wo es nicht anders zu machen ist.

In einer ganzen Reihe von Ländern werden die Sendungen von Daventry entweder direkt dem Hörer über Drahtfunknetze oder auch über den lokalen Sender wiedergegeben. Aber darüber hinaus hat die BBC. Schallplatten anfertigen lassen, die sie vor allen Dingen von besonders wertvollen Musiksendungen

den Rundfunkorganisationen des Empire zur Verfügung stellt. Diese Platten sind zwar nur Ersatz, aber ein besonders wertvoller in den Ländern, wo erste Künstler selten oder nie hinkommen, in entlegenen Kolonien vor allem.

Die Frage der möglichen Verwendung von Fremdsprachen für die Übermittlung von Nachrichten in den Empire-Programmen ist in der Öffentlichkeit diskutiert worden; es ist nicht ausgeschlossen, daß die BBC. zu einem späteren Zeitpunkt sich dazu entschließen wird. Aber das würde dem ganzen Prinzip des Empire-Rundfunks als solchem widersprechen und würde nur dann aufgenommen werden können, wenn genügend Programmzeit zur Verfügung wäre.

Anmerkung der Schriftleitung:
Über die Organisation des englischen Kurzwellenwesens ist vor kurzem unter dem Titel: „The Empire Service" eine mit Photos, Karten und Zeichnungen hübsch ausgestattete, sehr instruktive Broschüre von der British Broadcasting Corporation (Broadcasting House, London, W. 1; 1936) herausgegeben worden.

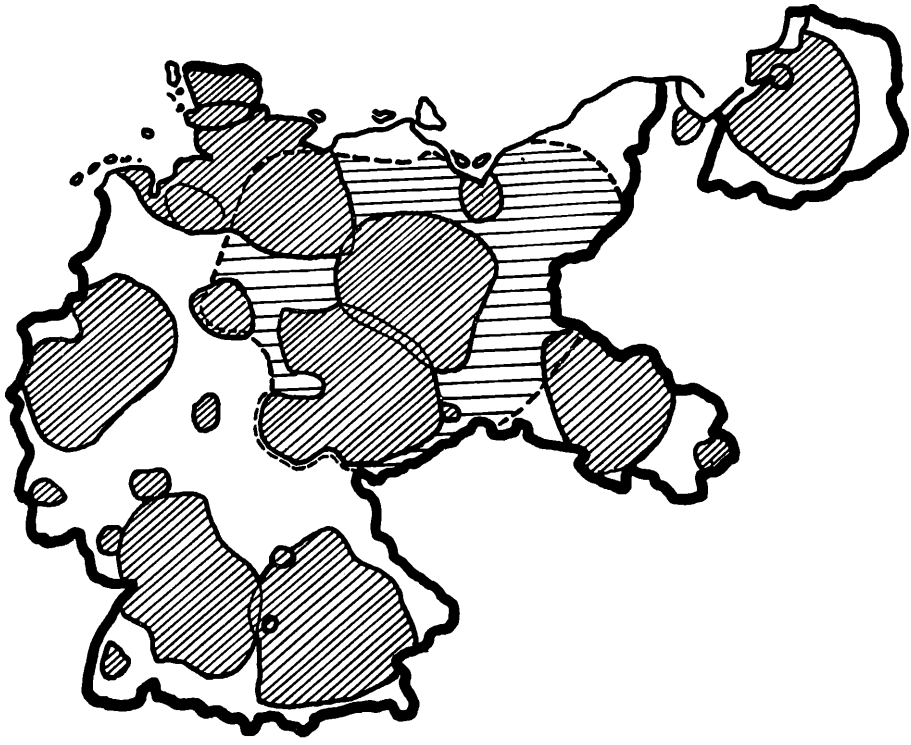
Horst Schaefer:
Zur kulturellen Standortfrage des Rundfunks

Das hier angeschnittene Problem ist absichtlich vom Verfasser nur in großen Grundzügen behandelt worden; eine Vertiefung und Ausweitung der Frage bleibt weiteren Beiträgen vorbehalten. Die Kartenzeichnungen hat der Verfasser angefertigt; der Nachdruck der Karten ist nicht gestattet.

Die Frage des Standortes von Kulturträgern oder Kulturmittlern ist bisher systematisch kaum untersucht worden, vornehmlich aus Mangel einer umfassenden Kulturstatistik. Wissenschaftlichen Untersuchungen standen immer nur Teilergebnisse aus diesem Gebiet zur Verfügung, die meist ungeordnet zusammengetragen worden waren. Die Praxis, d. h. der Planer von Sendern oder der Intendant eines Senders, arbeitet mit einer Mischung von Gefühl und Erfahrung (Hörerbriefe!). Besonders bedauert muß es werden, daß gerade bei der Planung von Sendern und ihrem Ausbau die kulturelle Aufgabe des Senders oft in letzter Linie und dann, wie gesagt, rein gefühlsmäßig eingesetzt wird. Der wirtschaftliche Erfolg, ausgedrückt in der Steigerung der Hörerziffern, ist für die Beurteilung des Gelingens der Planung meist maßgebend, obwohl diese Ziffer nur sehr bedingt als Wertmesser für die Richtigkeit auch des kulturellen Standortes betrachtet werden darf. — Ich beschränke mich bei diesem Thema auf die Darstellung der Methode zur Erfassung der kulturellen Standorte; zur Veranschaulichung sind einige Karten und Zahlen aus dem Beispiel des deutschen Raumes beigefügt.

*

Als Träger eines Kulturprogramms beeinflußt das technische Mittel „Rundfunk" nach den ihm eigenen Gesetzen die Wirksamkeit dieses Programmes im Raum. Der ausschließlich technisch bedingte Faktor ist die „Reichweite" oder, auf die Fläche



Karte I zeigt das durch die „durchschnittliche technische Empfangsbereitschaft" bestimmte Empfangsgebiet der deutschen Sender im Jahre 1934. Die Karte wurde nach den Ergebnissen einer im Jahre 1934 durch den „Reichsverband deutscher Rundfunkteilnehmer" durchgeführten Empfangsbeobachtung gezeichnet. Obwohl es sich um Tagesreichweiten handelt, erscheinen die Ergebnisse als etwas zu eng begrenzt.

bezogen, das „Empfangsgebiet" Die Größe dieses Gebietes ist abhängig von drei Hauptkomponenten:

der „Senderstärke",
der „Wellenlänge" und
der Stärke der „technischen Empfangsbereitschaft"

beim Hörer. Die letzte wird durch die Güte des dem Hörer zur Verfügung stehenden Empfangsgerätes entscheidend bestimmt. Da allein mehr als zwei Millionen Einzelhörer und Familien den Volksempfänger in Deutschland als Empfangsgerät benutzen, werden wir ohne zu große Fehler hier die Komponente „Empfangsbereitschaft" für den Durchschnitt gleich der mit dem Volksempfänger zu erzielenden setzen. Damit liegt für jeden Sender im Prinzip das Gebiet seiner durchschnittlichen Wirksamkeit fest.

Bei einiger Vertiefung in das Problem werden wir feststellen, daß in seiner Wirkung das, was wir unter „Standort" verstehen, dem „Empfangsgebiet" gleich-

Karte II umgrenzt die Einflußzonen typisch städtischer Kulturträger in der deutschen Landschaft. Um jede Ortschaft mit mehr als 10000 Einwohnern wurde ein Kreis mit einem Radius von 15 km gezogen. Die schwarzen Flächen werden durch typisch städtische Kulturträger (Theater, Kino, Konzerte, Museen, Bildungsstätten usw.) beeinflußt. Die weißen Flächen haben einen rein ländlichen Charakter und sind durch ihre große Stadtferne hauptsächlich auf den Rundfunk angewiesen. — Bezeichnete Gebiete: 1 = Reichssender Königsberg, 2 = Reichssender Köln, 3 = Reichssender Stuttgart (mittleres Empfangsgebiet).

zusetzen ist. Im „Empfangsgebiet" beeinflußt eine Reihe geopolitischer, sozialer, wirtschaftlicher, geschichtlicher und anderer Faktoren das Verhältnis Hörer und Kultur entscheidend. Stellen wir die Verschiedenheit der Stärke dieser Faktoren innerhalb eines bestimmten Empfangsgebietes fest, so haben wir die kulturelle Standortfrage dieses Senders geklärt.

Die hauptsächlichsten sozialen und wirtschaftlichen Faktoren, die das Verhältnis des Hörers zur Kultur beeinflussen, sind statistisch erfaßbar und werden auch durch die deutsche Reichsstatistik festgelegt. Hierzu gehören u. a. die Statistiken der Berufszugehörigkeit, Stellung im Beruf, Steuerkraftziffern, Wohndichte, Siedlungsart usw. Bereits die Ausnutzung der vorhandenen Statistiken setzt uns in die Lage, kartenmäßige Darstellungen dieser Einzelfaktoren anzufertigen und sie untereinander im Rahmen unseres Empfangsgebietes abzuwägen und so als Bestimmungsfaktor des Verhältnisses Mensch und Kultur zu betrachten. Eine systematische Durchführung dieser Vergleiche gibt ein recht gutes objektives Bild des kulturellen

Standortes des Rundfunks. Fügen wir zu diesen objektiven Tatsachen noch die Erfahrungen hinzu, die auf der persönlichen Kenntnis des Gebiets sowie auf der Kenntnis der Wirkung der Senderprogramme usw. beruhen, so können wir heute für jeden Raum die kulturelle Standortfrage des Rundfunks einwandfrei klarstellen.

Galt das bisher Gesagte für eine angenommene „durchschnittliche technische Empfangsbereitschaft" (also für ein durchschnittliches Empfangsgebiet), so gilt es nicht weniger für engere oder weitere Begrenzungen. Das „durchschnittliche Empfangsgebiet" ist für die Mehrzahl der Sender als Abgrenzung ihres kulturellen Standortes von überragender Bedeutung. Es gibt natürlich zahlreiche Ausnahmen. So z. B. der Reichssender Berlin, der als typischer Weltstadtsender ein durch die Siedlungsform der Hauptmasse seiner Hörer stark eingeengtes ausschlaggebendes Gebiet seiner Wirksamkeit besitzt, obwohl das „durchschnittliche Empfangsgebiet" viel weiter gefaßt ist. Die Bedeutung unseres „durchschnittlichen Empfangsgebietes" wird andererseits auch nicht durch die durch Naturgesetze bedingte dauernd wechselnde Ausdehnung seiner Grenzen (Wirkung der Helligkeit auf den Empfang usw.) entscheidend herabgesetzt.

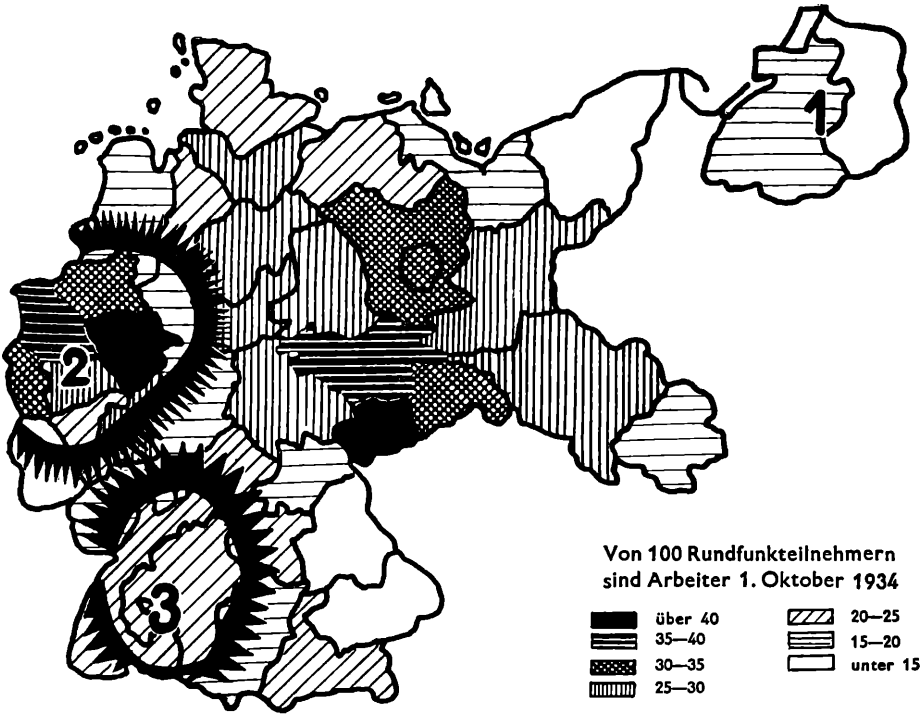
Im Rundfunk hat die Technik uns das eindrucksvollste Mittel zur Überwindung von Raum und Zeit gegeben. Es wäre daher falsch, wenn wir in unserer Untersuchung bei den in Europa vorherrschenden Rundfunkverhältnissen, die durch die Anwendung des normalen Wellenbandes und die europäischen geopolitischen Tatsachen bedingt sind, stehenblieben. Wir werden daher bei der Feststellung des kulturellen Standortes eines Senders auch die Weitenwirksamkeit des Rundfunks aufmerksam beachten. Da hier die oben erwähnten drei Hauptkomponenten „Senderstärke", „Wellenlänge" und „Stärke der technischen Empfangsbereitschaft" für die Größe des Empfangsgebietes ausschlaggebend sind, ist folgendes festzustellen:

je nach Güte der verwendeten Empfangsgeräte werden wir neben der „durchschnittlichen technischen Empfangsbereitschaft" eine kleinere oder auch größere Begrenzung des Empfangsgebietes vorfinden. Somit ist der kulturelle Standort eines jeden Senders in Zonen aufzuteilen, deren kulturelle Bestimmungsfaktoren gesondert festzustellen sind;

bei einer Änderung der „Senderstärke" wird die durch die Stärke der „technischen Empfangsbereitschaft" bestimmte Zoneneinteilung mehr oder weniger verschoben;

bei einer Änderung der Wellenlänge können, den technischen Gesetzen entsprechend, grundsätzlich andere Verhältnisse auftreten, sobald das lange oder mittlere Wellenband verlassen wird und Wellenlängen aus den Bereichen der kurzen oder ultrakurzen Wellen angewandt werden.

Die aufgezeigten Möglichkeiten verhältnismäßig genauer Feststellungen des kultu-



Karte III erläutert den Anteil der Arbeiter am Rundfunk in Deutschland, gegliedert nach den Bezirken der Reichspostdirektionen. Interessant sind Vergleiche mit der sozialen Gliederung in diesen Gebieten. (Vergleiche beigefügte Tabelle, Absatz B.) — 1934 waren im Reichsdurchschnitt 43,0% der Einwohner und 28,6% der Rundfunkteilnehmer Arbeiter. — Bezeichnete Gebiete: 1 = Reichssender Königsberg, 2 = Reichssender Köln, 3 = Reichssender Stuttgart (mittleres Empfangsgebiet).

rellen Standortes der Rundfunksender geben der Tatsache, daß die Programmgestaltung bei einem bewußten Willen zu kultureller Führung unmittelbar von der kulturellen Standortfrage abhängig ist, eine besondere Bedeutung.

Diese Zeilen sollten nur die Probleme andeuten und unter den Beweis stellen, daß eine exakte Behandlung dieser Fragen auch in der Praxis möglich ist. Ihre Durchführung bedeutet den Einsatz einer wirklich planmäßigen Kulturpolitik auf dem Gebiet des Rundfunks.

Als Beispiel der Bestimmung des kulturellen Standortes von Rundfunksendern sind drei Karten und eine Tabelle angefügt. Trotz der relativen Kleinheit des deutschen Raumes finden wir bei einem Vergleich der Bestimmungsfaktoren schon innerhalb dieses Raumes ausschlaggebende Verschiedenheiten. Hervorgehoben sei, daß die beigefügten Karten und Zahlen nur das Prinzip der Feststellung des kulturellen Standortes klarlegen sollen, sie stellen also nur einen kleinen Ausschnitt des Möglichen dar und sind der Vergleichbarkeit wegen meist auf das Jahr 1934 be-

Faktorentabelle zur kulturellen Standortfrage der Reichssender Königsberg, Köln und Stuttgart

	RS. Königsberg	RS. Köln		RS. Stuttgart	
	Prov. Ostpreußen	Westfalen	Rheinland	Württemberg	Baden
A. Raum und Bevölkerung					
Fläche in qkm . . .	36000	44000		35000	
Bevölkerungsdichte je qkm . .	63	249	318	138	160
Bevölkerung nach Gemeindegrößenklassen:					
Von 100 Einwohnern entfallen auf Gemeinden mit:					
weniger als 2000. . . .	56,9	15,1	15,6	42,6	35,6
2000—100000 . . .	29,6	53,6	34,9	42,0	46,4
100000 und mehr Einw.	13,5	31,3	49,5	15,4	18,0
B. Soziale Gliederung, Tätigkeit, Einkommen					
Bevölkerung nach der sozialen Stellung (1933) in ‰:					
Selbständige . . .	19,2	13,6	15,0	24,6	22,8
Mithelfende Familienangehörige	10,9	6,4	6,3	13,2	11,6
Beamte .	5,6	5,2	5,5	5,6	6,5
Angestellte	6,2	9,0	11,5	8,6	9,7
Arbeiter. . .	41,6	49,8	46,4	35,9	37,3
Hausangestellte .	1,6	1,9	1,9	1,9	1,7
Berufslose Selbständige	14,9	14,1	13,4	10,2	10,4
Erwerbslose	11,9	20,8	21,9	8,9	14,9
Bevölkerung nach Wirtschaftsabteilung (1933) in ‰:					
Land- und Forstwirtschaft	42,2	12,8	12,1	27,7	25,0
Industrie und Handwerk	21,6	50,7	46,8	40,3	38,9
Handel und Verkehr	12,4	14,2	18,3	12,8	15,9
Öffentliche Dienste und private Dienstleistungen	7,2	6,3	7,4	7,0	8,0
Anteil des Gebietes am Volkseinkommen je Kopf der Bevölkerung (1928) in RM.	814	1080	1218	1183	1135
C. Kulturelle Regsamkeit					
Die Ausnutzung der öffentlichen Volksbüchereien 1933/34:					
Auf 100 Einwohner entfielen aktive Leser . . . (in Gemeinden m. mehr als 5000 Einwohnern)	3,21	2,41	3,03	2,25	2,27
Auf einen Leser entfielen entliehene Bände . . . (in Gemeinden m. mehr als 5000 Einwohnern)	16,17	18,10	20,46	15,95	28,27
Auf 100 Einwohner entfielen aktive Leser . . . (in Gemeinden m. weniger als 5000 Einwohnern)	5,56	3,34	6,55	4,53	2,84
Auf einen Leser entfielen entliehene Bände . . . (in Gemeinden m. weniger als 5000 Einwohnern)	7,45	9,19	7,97	7,26	9,88
Auf 100 Einwohner entfielen aktive Leser . . . (bei den Wanderbüchereien)	6,51	1,94	1,63	—	—
Auf einen Leser entfielen entliehene Bände . . . . (bei den Wanderbüchereien)	3,44	2,63	0,83	—	—
Die Durchsetzung des Gebietes mit Lichtspieltheatern (1935):					
Auf einen Sitzplatz entfielen Einwohner	75	42	33	70	49

	RS. Königsberg	RS. Köln		RS. Stuttgart
	Prov. Ostpreußen	Westfalen	Rheinland	Süd-West-Deutschland
D. Durch den Rundfunk aktivierte Faktoren				
Auf 100 Haushaltungen treffen rundfunkhörende Haushaltungen (1934). . .	21,1	30,4	35,0	25,6
Von 100 Hörern wohnen in ländl. Gemeinden und Landstädten (1934)	42,6	29,9	18,3	32,3
Von 100 Hörern sind Arbeiter: Vgl. Karte III (1934).				

zogen. Durch genaue Feldstärkenmessung können die in Karte I gezeigten Abgrenzungen der Empfangsgebiete wesentlich aktueller erfaßt werden. Kleinere Fehler sind in unserem Falle bedeutungslos, da es hier auf den beispielhaften Vergleich ankommt. Aus diesem Grunde konnten in der Tabelle die Gebiete der verglichenen Reichssender auch ohne Bedenken aus statistischen Gründen den politischen Bezirksgrenzen angenähert werden. Eine Anwendung der Methode in der Praxis setzt selbstverständlich eine genaue Feststellung des Gebietes und seiner Faktoren voraus. Für die zukünftige planvolle Rundfunkarbeit ist die Anwendung der geschilderten Methoden eine selbstverständliche Voraussetzung. Ohne Ausnutzung der heute vorhandenen Möglichkeiten zur genauen Erkundung des Empfangsgebietes wird eine verantwortungsbewußte Rundfunkführung nicht auskommen. Die im Rundfunk liegende Schwierigkeit der Erfassung seiner Wirkung auf die Hörer erfordert daher gerade beim Rundfunk eine genaue Feststellung seines kulturellen Standortes.

FRANZ SPRINGER:
Südafrikanische Rundfunkprobleme

Der Verfasser des Artikels hat bereits in der „Zeitschrift für Geopolitik" eingehend Rundfunkfragen behandelt. Vor kurzem ist er mit einer Broschüre über politische Prinzipien des Rundfunkrechtes in verschiedenen Staaten hervorgetreten.

Als Mitte 1936 der südafrikanische Rundfunk auf Grund eines Parlamentsbeschlusses und einer vorangegangenen Empfehlung des zur Prüfung der dortigen Verhältnisse entsandten Direktors der British Broadcasting Corporation, Sir John Reith, „verstaatlicht" wurde, fand dieses Ereignis selbst in an der Rundfunkentwicklung interessierten Kreisen nicht die Beachtung, die hierfür am Platze gewesen wäre. Wenn gegenwärtig auch die allgemeine Einstellung zu den mannigfachen Fragen des Rundfunkwesens nicht mehr wie in den vergangenen Jahren ausschließlich technisch bedingt ist, d. h., das technische Instrument Rundfunk im Vordergrund aller Untersuchungen steht, so bringt es diese zunächst technische Herkunft aller Bewertungen des Rundfunkwesens doch mit sich, daß die kulturpolitische Einordnung des Rundfunks schweren Mißverständnissen begegnet. Für das Gebiet

der staatsrechtlichen Einordnung und damit der politischen Bewertung hat die mechanistische Anschauung liberaler Rechtslehren ein übriges getan, um die Begriffswelt eines politischen Führungsmittels, wie es der Rundfunk ist, zu vernebeln und zu bagatellisieren.

Die nationalsozialistische Rechtslehre kann es für sich in Anspruch nehmen, daß sie mit diesen Irrtümern gründlich aufgeräumt und dem Primat des Politischen den ihm zukommenden ersten Platz wiedergegeben hat. Die Erkenntnis vom Rundfunk als kulturpolitischem Instrument in der Hand der Staatsführung und erfüllt vom Gedankengut einer echten und umfassenden Weltanschauung hat zugleich die Wege eröffnet zur Einschätzung ausländischer Rundfunkentwicklungen. Mit immer größerer Klarheit setzt sich nun auch in der öffentlichen Meinung, vor allen Deutschlands, die Erkenntnis durch, daß der Rundfunk zu einem wesentlichen Bestandteil des geistigen und politischen Lebens jeder Nation geworden ist — und daß sich an seiner Entwicklung zugleich die Entwicklung des Staatsganzen entscheidend erkennen läßt. Die Erörterung von Entwicklungsproblemen des Rundfunks als spezifische Erscheinungsformen eines neuen technischen Phänomens ist darum ebenso falsch, wie etwa die Auffassung, daß die Raum und Zeit überwindende Einwirkungskraft des Rundfunks eine universalistische, völkisch nicht gebundene geistig-politische Lehre zur Voraussetzung habe. An Theorien hat es in dieser Richtung bisher nicht gefehlt. Bezeichnend für die unfruchtbare Intellektualität modernen Denkens aber ist es, daß — mit der Ausnahme Deutschlands — wohl nirgends methodisch der Versuch unternommen worden ist, die Empfangsseite des Rundfunks als Wirkungsfaktor neuer Prägung zu erkennen und von daher die Voraussetzungen und Gesetzmäßigkeiten der Rundfunkarbeit zu sichten.

In den rechten Blickwinkel der Betrachtung gestellt, ist der Rundfunk jedes Landes Ausdruck der diesem Lande innewohnenden Kräfte, von den mechanischen und räumlichen angefangen, bis zu den subtilsten geistigen Vorgängen.

Kein Teil völkischen Lebens kann im Rahmen einer Gesamtschau, wie sie für den Einsatz und die Einordnung dieses Kulturinstrumentes unerläßliche Voraussetzung ist, eine so allgemeinverbindliche Gesetzmäßigkeit bloßlegen, wie diese erreicht werden kann durch eine Hinordnung aller Faktoren auf den kulturellen und politischen Gesamtzweck „Rundfunk" und ihre Zweckbestimmung von dessen revolutionärer Gestaltungskraft her.

Wie sehr sich diese Betrachtungsweise zunächst jedem Ordnungsbegriff entziehen mag, zeigt das Beispiel der Rundfunkentwicklung in der Südafrikanischen Union. Auch diese Rundfunkorganisation, über deren Bedeutung in der Rundfunkeinheit des Empire-Verbandes nicht gesprochen zu werden braucht, stellt, an sich betrachtet, d. h. von der Tendenz überkommender Rundfunkentwicklung her bewertet, eine vorbildliche Leistung dar. Als legislativer Ausdruck einer technischen Erscheinung ist sie sogar von lückenloser Konsequenz und — auf den ersten Blick

gesehen — von verbürgter Praxis. Pressekommentare empfehlen das neuerlassene Gesetz als Anwendung aller mit der Londoner BBC. gemachten Erfahrungen, und tatsächlich, dieses 27 Seiten umfassende „Gesetz zur Überwachung des Rundfunks innerhalb der Union von Südafrika zur Gründung der Südafrikanischen Rundfunkgesellschaft, zur Umgrenzung ihrer Tätigkeit, Machtvollkommenheit und Pflichten usw." darf als das zur Zeit modernste Rundfunkgesetz der Welt angesprochen werden. Die innere Voraussetzung dieses dem Vorbild der BBC. nachgeformten Gesetzes aber ist das Vorliegen der gleichen Wirkungsfaktoren, wie sie für den Rundfunk im Mutterland gegeben sind. Diese Voraussetzungen sind auch in England selbst nicht systematisch festgelegt worden, und die Rechtsentwicklung des englischen Rundfunks nennt sie meines Wissens auch nirgendwo, aber sie haben in dem sprichwörtlichen englischen Gemeinsinn natürlich bei der Konstituierung der BBC. als weitgehend unabhängiger Rechtsperson erfolgreich Pate gestanden.

Wenn die Ausbreitung des Rundfunks im Empire mit Recht als eine der weitestreichenden Lebensfragen britischer Weltgeltung erkannt worden ist, so erhebt sich doch sogleich die Frage, wieweit es als erfolgreich angesehen werden kann, die Organisationsformen des Rundfunks im Mutterland zum Entwicklungsziel der Rundfunkorganisationen in den Kolonien und Dominions zu machen. Das englische Rundfunkschrifttum läßt erkennen, daß diese Schwierigkeit von den Leitern des Empire-Rundfunks keineswegs übersehen wird, die konsequente Stufenentwicklung der Einzelorganisationen in den verschiedenen Einflußgebieten ist der sichtbare Beweis hierfür. Weil diese Frage aber schließlich eine politische ist, setzt die Diskussion an diesem Punkte aus, und es ergibt sich für den kritischen Beobachter die Pflicht, nun seinerseits die Wirkungskoeffizienten des Rundfunks in den einzelnen Ländern aufzuspüren, sie in Beziehung zu den Organisationsformen des Rundfunks zu setzen, um damit endlich den kritischen Maßstab für diese hochwichtigen Unternehmungen englischer Empire-Politik zu erlangen.

Der Abschnitt „Rundfunkprogramme und englisches, sowie afrikanisches Kulturwesen" des neuen südafrikanischen Rundfunkgesetzes legt sogleich die Brüchigkeit dieses sonst festgefügten Verordnungsgebäudes bloß, wenn er bestimmt, daß „die Gesellschaft ihre Rundfunkprogramme so aufstellen und durchführen soll, daß sie sowohl den Belangen des englischen, als auch des afrikanischen Kulturwesens gerecht werden". Alle weiteren, an sich wohl bedeutsamen Bestimmungen über die Zuständigkeit des Rundfunks bzw. seine Kontrolle durch Senat, Parlament, Generalgouverneur, Minister für Post und Telegraphenwesen und die Form der Führung der Gesellschaft durch ein verantwortliches Direktorium, die Bestimmungen schließlich über örtliche Beiräte, sie alle treten zurück gegenüber einer Gesetzesbestimmung, die klar formuliert nicht nur englisches Kulturwesen vom afrikanischen trennt, sondern auch gleichberechtigt nebenein-

anderstellt. Sinnfälliger konnte das fanatische Streben und Kämpfen einer ehemaligen englischen Kolonie um seine Sendung als weiße südafrikanische Nation und der Sieg eines jahrhundertelang unterdrückten Volkstums nichtenglischer, aber trotzdem germanischer Prägung nicht seinen gesetzgeberischen Ausdruck finden. Sogleich wird der Rundfunk als ein Mittel der politisch-kulturellen Menschenführung erkennbar, das den Kampf und den Einsatz um den Primat in seiner Führung als unabdingbare Forderung deutlich macht. Unverkennbar ist hier die neu zu formulierende und zu gestaltende Rolle des Rundfunks als Exponent völkischen Großraumstrebens. Noch hat auch in Südafrika die Strahlungskraft des Rundfunks nicht die reibungslose Beziehung und Ergänzung zu den Formkräften der neuen Nation gefunden, noch haben sich die Fronten imperialen und völkischen Wollens nicht geklärt, noch sind die Fragen der Farbigen und Eingeborenen und die des weißen Proletariats ungelöst. Die Folgerungen, die sich hieraus für den südafrikanischen Rundfunk ergeben, und die Rolle, die ihm in der Rundfunkeinheit des Empire-Verbandes zukommt, sie sind die eigentlichen Kriterien einer tatsächlichen Rundfunkfrage, die gesetzgeberisch als nicht existent erscheinen wollen.

Anmerkung der Schriftleitung:
Von Dr. Franz Springer ist 1936 im Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W 35, als Sonderheft des „Archivs für Funkrecht" eine Abhandlung unter dem Titel: „Die politischen Prinzipien des Rundfunkrechtes in den Vereinigten Staaten von Amerika, Italien, England und Sowjetrußland" erschienen, die neben grundsätzlichen Betrachtungen zum Problem „Rundfunk und Staat" eingehende funkrechtliche Untersuchungen und Deutungen bringt.

BLICK IN DIE RUNDFUNK-WELT

I. Europäische Länder

Deutschland Am 1. Januar 1937 stieg die Zahl der deutschen Rundfunkhörer auf 8 167 957. Damit ist die *Hörerzahl* seit 1933 fast verdoppelt worden und Deutschland der absoluten Wertung nach an die Spitze aller europäischen Rundfunkländer getreten. Jeder achte Deutsche nimmt am Rundfunkempfang teil. Allein im Dezember 1936 war ein Zugang von rund 230 000 Hörern aufzuweisen. (Der Sättigung nach steht Deutschland noch hinter Dänemark, England, Island und Schweden zurück, wenn wir die europäischen Zahlen für einen Vergleich zugrunde legen; im Weltrundfunk zeigen eine größere Dichte ferner noch USA. und Hawai, die etwa gleiche Sättigung wie Deutschland erreichen Holland, Neuseeland und Australien.) — Am 30. Januar 1937 wurde fast drei Stunden lang die historische *Reichstagssitzung* übertragen. Es waren die Sender folgender Länder angeschlossen: England, Italien, Österreich, Polen, Ungarn, Schweden, Dänemark, Portugal, Argentinien, Brasilien, Chile, Uruguay, Australien und der spanische Sender Teneriffa. Mit Deutschland zusammen ergibt das eine unmittelbar — also ohne die deutschen Kurzwellen-Richtstrahler — erreichte Hörerzahl von rund 22 Mil-

lionen Menschen, wenn wir allein die Zahl der Empfangsgeräte einsetzen. Da man auf einen Empfänger drei Hörer rechnen kann, konnten theoretisch rund 60 Millionen Menschen erfaßt werden; tatsächlich dürften weit mehr gehört haben, da die Rede auch in Ländern, die die Ansprache nicht übertrugen, stark abgehört wurde. Da die Untersuchungen auf dem Gebiete des Fernsehens und der Hochfrequenztechnik einen immer größeren Umfang angenommen haben, sind die an dieser Arbeit beteiligten Kreise des Reichspostzentralamtes zu einer neuen, unmittelbar dem Reichspostministerium unterstellten Abteilung unter Leitung des bekannten Fernsehfachmannes Oberpostrat Banneitz unter der Bezeichnung „*Forschungsanstalt der Deutschen Reichspost*" zusammengefaßt worden. Das neue Institut wird zunächst im Reichspostzentralamt bleiben, später nach Klein-Machnow bei Berlin in der „Hakeburg", einer burgartigen Villa der Familie von Hake, untergebracht werden, die zu diesem Zwecke umgebaut wird.

Österreich Die Arbeiten an der Verstärkung des Senders *Graz* sind abgeschlossen worden, die Station wurde — also letzte von den österreichischen Zwischensendern — auf 15 kW gebracht. — Der Bau des neuen Rundfunkhauses schreitet programmgemäß vorwärts.

Belgien Wie eine Brüsseler Zeitung berichtet, hat sich der belgische Rundfunk neuerdings wieder mit der Frage eines *deutschsprachigen* Senders beschäftigt. Das Problem eines dritten Nationalsenders im Gebiet von Eupen und Malmedy ist schon mehrfach erörtert worden, es scheiterte bisher jedoch nicht zuletzt an der Kostenfrage. Man hat daher nunmehr überlegt, ob nicht die kleinen Privatsender Arlon und Verviers (je 0,1 kW) die staatliche Aufgabe übernehmen sollen, etwa zehn Stunden wöchentlich in deutscher Sprache zu senden. — Die Frage einer *Verstärkung* der beiden belgischen staatlichen Sender Brüssel I und Brüssel II, die von 15 auf 100 kW gebracht werden sollen, ist vorläufig zurückgestellt worden. Es wird erwogen, ob nicht einige der kleinen Privatsender die Funktion von „Bezirkssendern" erhalten sollen, um Darbietungen von Staatssendern zu verbreiten. Neben den staatlichen Stationen in Brüssel hat Belgien etwa ein Dutzend 0,1 kW starke Privatsender. — In der letzten Zeit ist lebhaft diskutiert worden, die *flämische und wallonische* Programmleitung zu trennen und zwei unabhängige staatliche Direktionen zu errichten, die durch eine Verwaltungsdirektion verbunden wird, deren Zuständigkeit sich unter anderem auf technische Fragen erstreckt. Diese Funktion dürfte dann dem bereits bestehenden „Institut National de Belge de Radiodiffusion" (INR.) zukommen. — Einer der Privatsender hatte anläßlich des Rücktritts des englischen Königs eine unrichtige *Nachricht* gebracht und wurde mit einem Tag Senderuhe bestraft. Auf Grund dieses Vorfalles hat der Postminister angeordnet, daß die Privatsender nur noch die Nachrichten der Agence Belga ohne Kommentierung oder Bearbeitung zu bringen haben. (Bekanntlich hat der Nachrichtendienst von europäischen Privatsendern, der ja nicht unter der größeren Verantwortlichkeit des Staates steht, schon mehrfach zu Spannungen zwischen einzelnen Ländern beigetragen.) — Das neue Brüsseler *Rundfunkhaus* ist im Rohbau fertiggestellt. Es wird 18 Senderäume enthalten, darunter einen Saal von 15 000 Kubikmetern, der

damit der größte Senderaum der Welt wird. Er kann zahlreiche Zuschauer fassen und wird auch — das ist erstmalig in der Rundfunkgeschichte — eine Königsloge haben.

Bulgarien In Sofia arbeitet neuerdings ein Kurzwellensender mit 1,5 kW auf Welle 20,04 m.

Dänemark Im Wirtschaftsausschuß des Reichstages wird zur Zeit die *Umorganisation* des dänischen Staatsrundfunks besprochen. Der jetzige Leiter, Kammersänger Emil Holm, tritt am 1. April 1937 wegen Erreichung der Altersgrenze von seinem Posten zurück. Ein Generaldirektor soll gegenüber dem Reichstag und der Regierung die Verantwortung tragen und in erster Linie die wirtschaftlichen Fragen bearbeiten; drei Programmdirektoren werden für die Sparten Musik, dramatische Sendung und Vortrag sowie sonstige Wortsendungen zuständig sein. — Verschiedentlich war angeregt worden, den nur 0,5 kW starken *Kurzwellensender* auszubauen. Es wurde aber an Stelle eines Neubaus mit der Postverwaltung ein Vertrag abgeschlossen, nach dem Programmdarbietungen neben dem 0,5-kW-Kurzwellensender Skamlebaek auch über die neue 5-kW-Kurzwellenstation der Post (die dem Handelsverkehr dient) mit Richtstrahlen gesendet werden dürfen. Man kann mit der Aufnahme dieses Dienstes, die übrigens auch eine zeitliche Erweiterung der Programme bringen wird, etwa zum 1. April 1937 rechnen.

Danzig Die Freie Stadt Danzig wies am 1. Januar 1937 rund 32 500 *Hörer* auf.

Spanien Im Hauptquartier der nationalen Truppen, *Salamanca*, ist Anfang Januar ein neuer, starker Sender in Betrieb genommen, der in erster Linie den Aussendungen von Madrid und Barcelona antworten soll. Neben Burgos, Sevilla und auch Oviedo ist damit die nationale Sendergruppe um eine wichtige Station vermehrt worden; eine Reihe von Kleinsendern spielen eine nur unbedeutende Rolle.

Estland In *Türi*, im Mittelpunkt des Landes, wird ein neuer Sender errichtet, der nach der Fertigstellung wahrscheinlich die Hauptstation werden wird. Der bisherige wichtigste Sender in Tallinn steht recht ungünstig an der äußersten Nordküste des Landes, so daß ein großer Teil der Energie ungenutzt auf das Meer hinausgestrahlt wird. — Am 1. Januar wurden regelmäßige wöchentliche Schulfunksendungen eingerichtet.

Finnland Der 1,5 kW starke Sender *Vasa* in Westfinnland soll durch einen neuen 20-kW-Sender ersetzt werden.

Frankreich Der neue *Rundfunkhaushalt* sieht eine Einnahme von 190 Millionen Franken vor, die sich aus 165 Millionen Rundfunkgebühren und 25 Millionen Röhrensteuer zusammensetzen. Aus diesem Betrag sollen 56,25 Millionen für Programmkosten, 45 Millionen für den Ausbau und Neuanschaffungen, 22 Millionen für Personalaufwendungen und 20 Millionen für Theatersubventionen (über das Kultusministerium) verwendet werden. — Ende 1936 ist vom Postminister Jardillier der Grundstein für das neue *Zentralfunkhaus* in Paris gelegt worden. Der Plan für diesen Bau wird schon seit Jahren diskutiert. Die Kammer hat zunächst einen Kredit von 19 Millionen Franken bewilligt. Für den Neubau sollen zahlreiche

Anregungen verwendet werden, die der Minister anläßlich seines Besuches beim zehnjährigen Jubiläum der NBC. in Neuyork erhalten hat; auch das neue Rundfunkhaus der AVRO (Holland) wird nicht ohne Einfluß auf den französischen Bau bleiben. Für das Fernsehen sollen eigene Räume im Neubau eingerichtet werden. — Am 1. Januar hat der französische Rundfunk mit regelmäßigen täglichen *Schulfunk*sendungen begonnen, die in folgende Stufen gegliedert sind: Hochschulfunk, Schulfunk für höhere, Schulfunk für Volksschulen und Fortbildungsunterricht für Schulentlassene. Ursender ist der Eiffelturm. Das Kultusministerium plant eine finanzielle Unterstützung bei der Gerätebeschaffung für die Schulen, deren Etat nicht zum Ankauf eines Apparates ausreicht. — Die Staatssender sind ab 1. Januar zu folgenden *Gruppen* zusammengeschlossen worden: 1. Radio Paris Paris — Nizza — Montpellier. 2. Paris PTT — Marseille — Grenoble. 3. Eiffelturm — Lyon PTT. 4. Straßburg — Rennes und 5. Lille — Toulouse PTT — Limoges. Das ursprünglich vorgesehene Gruppenschema konnte wegen ungenügender Kabelverbindungen noch nicht durchgeführt werden. Die jetzigen Gruppen umfassen Sender, die sonst nicht wechselseitig in ihren Sendekreisen empfangen werden können. Das Programm wurde in folgende Sparten aufgeteilt: 1. Dramatische Sendefolgen. 2. Sinfoniemusik. 3. Lyrische und leichte Musik. 4. Verschiedene Unterhaltung. 5. Rückübertragung von einer dieser Sendefolgen. — Der Programmaustausch Frankreich—Nordamerika soll ausgebaut werden. — Alle Pariser Privatsender sind zur Zeit von großen *Tageszeitungen* beeinflußt. Poste Parisien gehört „Le Petit Parisien", an Radio-Cité ist „L'Intransigeant" beteiligt, „Paris-Soir" hat gerade einen Privatsender gekauft und will ihn in Betrieb nehmen, und jetzt soll auch „Le Journal" einen Vertrag mit dem Sender Ile de France abgeschlossen haben, über den bereits dreimal täglich Nachrichten des „Journal" verbreitet werden. Die Verantwortlichkeit für diese privaten Rundfunk-Nachrichtendienste hat auch bei der Ausarbeitung des neuen französischen Pressegesetzes eine Rolle gespielt; es wurde jedoch noch keine Entscheidung gefällt, da diese Frage wahrscheinlich in dem in Vorbereitung befindlichen Rundfunkgesetz geregelt werden soll. — Im Postministerium wurde eine besondere Beschwerdestelle für Rundfunkangelegenheiten eingerichtet.

Der Begründer und bisherige Leiter der „gesprochenen Zeitung" des Eiffelturmsenders, Georges Delamare, ist zum Leiter der *Fernsehprogramm-Abteilung* berufen worden. Delamare hat sich besonders um das Hörspiel verdient gemacht und einen Hörspielpreis gestiftet. — Es ist geplant, Versuchssendungen mit dem Zwischenfilmverfahren aufzunehmen; bisher hat der Fernsehsender allein mit dem unmittelbaren Abtastverfahren gearbeitet.

Großbritannien Die englische *Hörerzahl* erreichte am 1. Januar 1937 einen Stand von 7 960 573 Teilnehmern; seit langen Jahren bleibt sie damit zum ersten Male wieder unter der deutschen Hörerzahl. — Am 1. Januar trat die neue *Sendekonzession* in Kraft, die BBC. auf weitere zehn Jahre erteilt worden ist. Der Posten eines Rundfunkministers wurde nicht geschaffen, dagegen die Zahl der verantwortlichen Gouverneure von 5 auf 7 erhöht, deren Ernennung auf Vorschlag

durch den König erfolgt. In ihren Händen liegt — abgesehen vom Aufsichtsrecht des Generalpostmasters und dem Rechenschaftsprüfungsrecht des Parlaments — in erster Linie die Verantwortung für den Programmbetrieb. Nach der neuen Konzession erhält die BBC. von den Rundfunkgebühren anstatt die knappe Hälfte nunmehr 75%, von denen 9% Verwaltungsunkosten für Einziehung der Rundfunkgebühren an die Post fließen. Die BBC. muß allerdings jetzt auch die Kosten für den Empire-Kurzwellendienst und das Fernsehen tragen. — Ab Februar wird der neue Sender von *Beaumaris* (Standortbezeichnung Penmon) auf Welle 373 m in Betrieb genommen, der das Programm von Westregional (Washford) verbreitet. Für Juli sind weitere Wellenänderungen und Senderneubauten vorgesehen. Für die Hörer des Kurzwellensenders ist eine neue Wochenzeitschrift „Empire-Broadcast" von der BBC. herausgegeben worden.

London hat zur Zeit fast 50 private, öffentliche *Fernsehstuben*, die von Funkhändlern und Warenhäusern eingerichtet worden sind. — Nach der Überprüfung der bisherigen Ergebnisse wird man die weiteren Punkte bestimmen, an denen Fernsehsender aufgebaut werden sollen. Zur Zeit wird durch London ein besonderes Fernseh-Ring-Kabel gelegt, das alle für Fernsehübertragungen wesentliche Plätze berücksichtigt; hierbei ist auch bereits auf die kommenden Krönungsfeierlichkeiten, die übertragen werden sollen, Rücksicht genommen. Auch ein Fernseh-Übertragungswagen ist angeschafft worden. Für den laufenden Programmbetrieb wird die Hörerschaft aufgefordert, eingehende Kritiken einzusenden.

Ungarn In Budapest verstarb kurz vor seinem 30jährigen Rundfunkjubiläum der Sprecher Eduard *von Scherz*. Er war bereits seit 1907 Ansager bei dem Drahtfunk „Telefon-Hirmondo", der seit 1893 besteht. 1925 trat er, gleichfalls als Ansager, zum neugegründeten ungarischen Rundfunk über. Er behielt diesen Posten bis vor einigen Jahren inne, dann zwang ihn ein Kehlkopfleiden, seine Sprechertätigkeit aufzugeben. Scherz war außerordentlich beliebt bei der Hörerschaft, mit ihm starb der älteste Rundfunkansager der Welt.

Italien In Ancona und Catania werden zwei neue, wahrscheinlich 50 kW starke *Sender* erbaut, die das Sendenetz vorläufig abschließen sollen; beide Stationen bestreichen ein Gebiet, das zur Zeit für den Empfang noch nicht restlos erschlossen ist. Auch Genua wird einen zweiten Sender erhalten, da die Stadt in einer ungünstigen Rundfunklage ist, die Bergketten behindern stark den Empfang. — Italien hat im vergangenen Jahre 600000 *Hörer* feststellen können, zu Beginn des Februars 1937 sprach man bereits von etwa 700000. Das würde eine sehr starke und schnelle Entwicklung bedeuten, wenn auch damit die Rundfunkdichte noch nicht 2% betrüge. Allerdings schätzt man nach dem Apparateabsatz, daß man zusätzlich mit rund einer halben Million Schwarzhörer rechnen kann. Als vorläufiges Ziel wird die Fünfmillionengrenze angegeben. — Die *Kurzwellensender* in Prato Smeraldo bei Rom sollen erheblich ausgebaut werden — zunächst um zwei starke Stationen —, so daß bereits heute von einem zukünftigen Kurzwellen„zentrum" gesprochen wird, dessen Sendungen (entsprechend der Stimme Baris im Mittelmeerraum) vielsprachig alle Erdteile erreichen sollen. — Im Januar sind die

Vorlesungen in der „*Schule des Rundfunks*" eröffnet worden. Das auf Anregung des Propagandaministeriums gegründete Institut hat technische und künstlerische Lehrgänge mit praktischem Unterricht verbunden; Laboratorien ergänzen die Anlagen. Die Zahl der Rundfunkstudenten ist zunächst begrenzt. Der Name der neuen Anstalt ist „Centro di Preparazione Radiofonica". — Von Mussolini, der die Rundfunkentwicklung mit größtem Interesse und sehr aktiven Anregungen verfolgt, ist eine Verordnung erlassen worden, die der allgemeinen praktischen *Werbung* für den Rundfunk dient. Kostenlosen Rundfunkempfang können danach die Parteistellen, die Dopolavore-Organisationen, die Ballila, die Kriegsteilnehmer und alle Konföderationen der Wirtschaft vornehmen; die Unterorganisationen dieser Verbände, die mehr als 25 000 Mitglieder haben, genießen einen 5oprozentigen Gebührennachlaß, die Betriebsgruppen des Dopolavore erhalten eine 25prozentige Ermäßigung, die Ballila-Ortsgruppen haben kostenlos Rundfunk. Neben einer Erleichterung des Gemeinschaftsempfanges, der vornehmlich während des abessinischen Krieges entwickelt wurde, dienen diese Maßnahmen auch der Werbung für den Rundfunk und der systematischen Erziehung der Bevölkerung zum Hören. Erleichterungen, die bereits früher den bäuerlichen und gewerkschaftlichen Organisationen sowie für den *Schulfunk* gewährt wurden, wirken sich in gleicher Zielsetzung aus. Bisher sollen rund 9000 Schulen mit Empfangsgeräten versehen sein, programmatisch wird den Schulfunksendungen die größte Aufmerksamkeit gewidmet; die Stoffe werden in spannender, meist dramatisierter Form dargeboten.

Die Entwicklung des *Fernsehens* wird sehr eifrig verfolgt; wie verlautet, ist der Bau eines Fernsehsenders auf dem Monte Mario bei Rom geplant.

Norwegen Die *Hörerzahl* betrug am 1. Januar 1937 rund 237 000; im Jahre 1936 hat sie sich um 44 500 Teilnehmer vermehrt. — Am 15. Januar wurde eine große *Rundfunkausstellung* in Oslo eröffnet, an deren Zustandekommen die bekannte Zeitschrift „Radiobladet", die weit über Norwegen hinaus in Rundfunkfragen führend ist, einen sehr wesentlichen Anteil hat. Auf dieser Ausstellung wird zum ersten Male von der deutschen Telefunken-Gesellschaft ein Fernsehbetrieb gezeigt.

Polen In *Luck* soll im Herbst 1937 ein neuer 5o-kW-Sender gebaut werden, der Darbietungen in polnischer und ukrainischer Sprache bringen wird. — Ab Februar wird der ehemalige, in der letzten Zeit stillgelegte Sender *Warschau II* wieder mit 5—6 kW auf Welle 220 m senden, seine Programme werden sich vornehmlich an die Landbevölkerung wenden. Der Sender Warschau I soll auf 150 kW verstärkt werden. — Im Bromberger Stadttheater ist ein früherer Übungssaal in einen Senderaum umgebaut worden (Besprechungsstelle).

Rumänien Ein neuer 250-Watt-Versuchssender ist in Betrieb genommen worden. — Der National-Sender „Radio Romania" hat ein eigenes Pausenzeichen, und zwar die Anfangstakte des Nationalmarsches „Auf unseren Fahnen steht geschrieben..." bekommen.

Schweden Im Laufe des Jahres 1937 will Schweden einen neuen 100-kW-Sender bei *Lulea* (Nordschweden) errichten, zwei Gleichwellensender sind für Hälsingborg und Karlskrona vorgesehen. — Der *Kurzwellensender* Stockholm (auf der Technischen Hochschule), der zur Zeit mit 0,5 kW auf Welle 25,63 m arbeitet, wird zunächst seine Sendeleistung verdoppeln und wahrscheinlich später durch einen neuen 2,5-kW-Sender bei Svalnäs ersetzt werden.

Schweiz Am 1. Januar ist die neue *Rundfunkkonzession* in Kraft getreten, die dem Generaldirektor (seit 1. Oktober 1936 ist A. Glogg an die Stelle von M. Rambert getreten) erweiterte Vollmacht erteilt; die Organisation soll straffer als bisher zentralisiert werden. Der Vorstand setzt sich aus 15 Mitgliedern zusammen. — Da die Schallplattenindustrie durch eine Entscheidung des obersten Gerichtes erwirkt hat, daß im Rundfunk keine *Schallplatten* gespielt werden dürfen, hat die Rundspruchgesellschaft amerikanische Platten bezogen, die besonders für Sendezwecke hergestellt worden sind.

Tschechoslowakei Es wurde mit dem Bau eines Senders im deutschen Randgebiet in *Melnik* begonnen, der später den Namen Prag II erhalten soll. — Bei Proßnitz in Mähren werden Versuche für einen starken neuen Sender durchgeführt. — In Mährisch-Ostrau sind die neuen Senderäume fertiggestellt. — In Prag wird von dem Postministerium ein neues *Verwaltungsgebäude* gebaut, in das auch die Verwaltungsabteilungen des Rundfunks einziehen sollen; die Senderäume und Verstärkeranlagen bleiben in dem bisherigen Funkhaus.

Anfang Januar wurde mit dem Bau eines *Fernseh-Versuchssenders* begonnen, der auf einem Zweigpostamt in Prag errichtet wird. Die Errichtung eines Lehrstuhls für Fernsehtechnik in Prag wird von der Presse dringend gefordert.

Türkei Die türkische Regierung will einen *60—150-kW-Sender* bauen, der an Stelle der bisherigen Station in Istanbul und Ankara treten soll, die nur 5 bzw. 7 kW haben. — Es soll auch ein 12-kW-Kurzwellensender geplant sein.

Vatican Wie man hört, ist beabsichtigt, in den Vatikanischen Gärten einen Fernseh-Versuchssender zu errichten.

II. Außereuropäischer Rundfunk

USA. Die *NBC.*, die Ende 1936 auf ihr zehnjähriges Bestehen zurückblicken konnte, gibt in einem Bericht bekannt, daß sie 1936 in 18650 Stunden rund 52000 Programme gesendet hat, 63,4% der Sendezeit umfaßte musikalische, 13,3% literarische Darbietungen. Unter den sogenannten „Sonderprogrammen" werden in erster Linie die Übertragungen von den Olympischen Spielen, Berichten über die englische Königskrise und von der Friedenskonferenz in Buenos Aires hervorgehoben. Präsident Roosevelt hat 34mal im Rundfunk gesprochen, er gilt als einer der besten Rundfunkredner in den Staaten. Der Briefeingang erhöhte sich um 2 Millionen (1935) auf 5,5 Millionen 1936; die hohe Zahl der Zuschriften ist in erster Linie auf die Umfragen und Preisausschreiben zurückzuführen, die die Firmen in den Reklameprogrammen veranstalten. Im musikalischen Programm ist der Jazz zugunsten der klassischen Musik stark zurückgetreten. — Der Programm-

direktor John F. Royal hat im Dezember 1936 eine große Reise durch Mittel- und Südamerika unternommen, die — wie die Rundreise vor zwei Jahren durch Europa — den Zweck hat, einen Programmaustausch in die Wege zu leiten. In Mittel- und Südamerika werden die europäischen Kurzwellensendungen sehr stark empfangen und gern gehört, jetzt will USA. diesen Staaten, die bisher vom Rundfunk vernachlässigt worden sind, gleichfalls Beachtung schenken. Im Zusammenhange hiermit interessieren die Meldungen über den Ausbau und Neubau von Kurzwellensendern mit Richtantennen, die ihre Wellen nach den genannten Ländern und auch nach Europa aussenden. Am 20. Februar wird der erste Richtstrahler in Betrieb genommen. — Das Columbia Broadcasting System beabsichtigt den Neubau eines großen Rundfunkhauses, eine Kommission hat bereits das neue Funkhaus der AVRO in Hilversum besichtigt.

Im Fernsehen werden immer noch Experimente unternommen, man will einen Programmdienst erst dann einführen, wenn alle Entwicklungsschwierigkeiten überwunden sind.

Kanada Zum Generaldirektor der neuen Kanadischen Rundfunkgesellschaft, die im November 1936 von der bisherigen Kanadischen Rundfunkkommission den staatlichen Rundfunkbetrieb übernommen hat, wurde *W. E. Gladstone Murray*, zum stellvertretenden Generaldirektor Dr. Augustin Frigon von der technischen Hochschule Montreal ernannt. Murray war seit 1924 bei der BBC. tätig und hat seit längerer Zeit die Kanadische Regierung bei der Neuorganisation beraten. Die Gesellschaft will für die Bewohner der nördlichen und arktischen Gegenden einen Sonderdienst, der sich in den letzten Jahren sehr bewährt hat, ausbauen, vornehmlich auch über Kurzwellen. Da die Bewohner Nordkanadas von der Umwelt fast ganz abgeschnitten sind, werden über Rundfunk — ähnlich wie beispielsweise auch in Grönland — auch Privatmitteilungen verbreitet. Da ein Teil der kanadischen Bevölkerung französisch spricht, werden neben die englischen Programme auch Aussendungen in dieser Sprache treten. Der Programmaustausch mit Nordamerika muß gepflegt und erweitert werden. Neue Sender werden vorläufig nicht gebaut; Kanada hat zur Zeit 10 staatliche und rund 50 sehr kleine, etwa 1 kW starke Privatsender. Die Frage der Reklamesendungen, die etwa 5% der Sendezeit umfassen, soll neu geregelt werden.

Afrika Die französische Regierung hat für den Neubau eines 100-kW-Senders in *Tunis* einen Kredit von 10 Millionen Franken bewilligt. Der jetzige Sender Tunis-Kasbah arbeitet mit 0,3 kW. — Radio *Algier* ist bis zum 1. Februar stillgelegt worden und wird überholt. — Die Südafrikanische Union hat ein neues Rundfunkstatut bekommen, über das wir in einem Sonderartikel berichten.

Indien Die britisch-indische Rundfunkgesellschaft hat 4 Kurzwellensender in Auftrag gegeben, die mit einer Stärke von je 10 kW auf den Wellen von 30 bis 90 m arbeiten sollen. Weitere Mittelwellenstationen sind für Trichinopoly, Dacca, Luckow, Lahore, Madras, Calcutta (je 5 kW) und ein 250-Watt-Sender für Peshawar geplant. Der neue leitende Ingenieur des staatlichen

Dienstes „All India Radio", C. W. Goyder, schlägt die Konstruktion eines Standard-Empfängers vor, der ähnlich wie der deutsche Volksempfänger geschaffen werden soll.

Neuseeland Auf Neuseeland gibt es neben 8 staatlichen Bezirkssendern (A-Stationen) und rund 20 Privatsendern (B-Stationen) nach einer amtlichen Schätzung rund 950 Liebhabersender; Neuseeland dürfte damit die größte Senderdichte der Welt erreicht haben, da auf 1500 Einwohner eine Station entfällt. Die Sender haben allerdings nur eine geringe Reichweite.

SCHRIFTTUM

Mit dem Januar-Heft 1937 hat das „Archiv für Funkrecht" seinen zehnten Jahrgang erreicht. Alle die, die sich etwas eingehender mit allgemeinen funkischen Fragen beschäftigen, können die hellgrauen Hefte schon längst nicht mehr missen, sie sind wichtigstes Informations- und Quellenmaterial geworden und darüber hinaus in ihrer Gesamtheit ein funkrechtgeschichtliches Werk von Bedeutung, das seine Wirkung auf eine ganze Reihe von Buchveröffentlichungen ausgestrahlt hat. Gewonnen haben die Hefte, die unter der Schriftleitung des bekannten Funkrechtfachmannes Dr. Pridat-Guzatis, dessen Name mit der Entwicklung des deutschen Rundfunkrechtes eng verbunden ist, im Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W 35, herausgegeben werden, auch dadurch, daß sie im vergangenen Jahre mit dem „Deutschen Rundfunkschrifttum" vereinigt wurden. Das „Archiv für Funkrecht" ist das Amtsblatt der Reichsrundfunkkammer.

Die Leistungen des Archives in dem vergangenen Jahrzehnt liegen deutlich sichtbar vor. Wir wollen keine Rückschau halten, sondern knapp umreißen, welche Zielsetzungen sich das Archiv für die Zukunft gestellt hat. Sie sind eigentlich mit einem Wort zu bezeichnen: einem neuen Rundfunkrecht den Weg zu bereiten, das sich auf das Kulturkammergesetz vom 27. 9. 1933 aufbaut und unter dem Gesichtspunkt der Rundfunkeinheit eine endgültige Regelung für den Rundfunk als politisches Führungsinstrument des Staates schafft. Denn bisher ist noch kein gesetzlicher Ausgleich — wenn wir es so nennen dürfen — zwischen Kulturkammergesetz und Runkfunkgesetz gestaltet worden, und nach zehnjähriger Entwicklung drängen die verschiedenen Einzelverordnungen (wie z. B. über Störungen, Antennenfragen, Lautsprecherlärm usw.) zu einer Zusammenfassung, zumal sich gegenüber der früheren Grundlage, dem Telegraphengesetz, die Funktionen des Rundfunks besonders nach 1933 entscheidend geändert haben. Denn heute steht im Mittelpunkt der funkischen Betrachtungen das „Sendegut", der Inhalt der Sendung.

In systematischen Untersuchungen, die sich durchaus nicht nur auf die deutschen Rundfunkrechtsverhältnisse beziehen, sind Vorarbeiten geleistet worden, die sich erst später auswirken werden, deren Wert aber in keiner Weise unterschätzt werden darf. Schrittweise wird aufgebaut, wie es eine so schwierige Materie erfordert. Es würde uns freuen, wenn besonders auch die Reihe der Sonderhefte fortgesetzt werden würde. Aus dem deutschen Rundfunkschrifttum ist das Archiv nicht mehr fortzudenken, es wird auch in dem nächsten Jahrzehnt seine Stellung bewahren und weiter ausbauen. -r.

Das Buch „Wunder der Wellen", Rundfunk und Fernsehen dargestellt für jedermann (Verlag Ullstein, Berlin), von dem bekannten Rundfunkschriftsteller Eduard Rhein ist vor kurzem vom Gründer und Leiter der holländischen Rundfunkgesellschaft AVRO, Willem Vogt, ins Holländische übersetzt worden. Eine Übersetzung ins Italienische wird in Kürze erscheinen, weitere in andere Sprachen sind in Vorbereitung, so z. B. ins Englische, Ungarische und Norwegische. Ferner ist eine Übertragung des ausgezeichneten, stilistisch hervorragenden Werkes in Blindenschrift angeregt worden. Wie wir hören, bereitet die Reichsrundfunkkammer auch eine Verfilmung des Buches vor. Eduard Rhein arbeitet zur Zeit an einem neuen Buch über allgemeine Elektrotechnik.

KARL ERDMANN:

Außenpolitik und Erziehung

Graf Schlieffen, der Soldat, hatte einen Plan von napoleonischer Genialität ersonnen: den Vormarsch der deutschen Armee auf Paris mit dem starken rechten Flügel, der von Belgien her flankierend die Entscheidung bringen sollte. Kaum war der Krieg erklärt, so fegte die deutsche Armee in einem Siegeszug sondergleichen über die schwersten, für diesen Angriff ausgerichteten Festungen des neutralen Belgiens hinweg. Jubel in Deutschland!

Der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, der Bürger, sprach im Reichstag: „Wenn der Krieg vorbei ist, wird Deutschland das Unrecht wieder gutmachen, das es heute Belgien zufügt. Soweit der erste Akt. Er bedarf keines Kommentars.

Die englische Staatsführung hatte nur eine Furcht: daß der Kanzler die Armee am Durchmarsch durch Belgien hindern würde. Sie wollte den Krieg, sie konnte ihn aber nur mit Zustimmung des Volkes beginnen; der Bruch des belgischen Neutralitätsvertrages, mit dem alle Welt rechnete, d. h. alle Generalstäbe und Staatsleitungen, war dazu notwendig. Der Bruch geschah, das Volk war programmäßig empört. Der englische Botschafter Sir Edward Goschen teilte dem Kanzler den bevorstehenden Eingriff Englands mit. Da stürzte eine Welt, nämlich die der englischen Freundschaft, wie ein Kartenhaus — sie war es im wahrsten Sinne für den Kanzler — zusammen, er schluchzte wie ein Kind und sagte: „Sie werden doch nicht wegen eines Papierfetzens (lies den Neutralitätsvertrag)" Nein, Herr Kanzler, nicht deswegen, sondern Deutschland siegreich an der flandrischen Küste England gegenüber! So dachte England. Für England war der Vertrag nur ein Papierfetzen, aber Deutschland sprach es aus!

Die deutschen Truppen besetzten im Verlaufe des Weltkrieges Kurland, dann Livland, schließlich Estland. Riga wurde im September 1917 durch einen kühnen Handstreich genommen. Die Deutschen, d. h. die Balten, die trotz ihrer russischen Staatsangehörigkeit eben als Deutsche wie die ärgsten Feinde von den Russen verfolgt, unterdrückt, verschickt, ausgeplündert und getötet wurden, während ihre Söhne im russischen Heere dienen mußten und nun — die ganz jungen und ganz alten — sich scharenweise zum deutschen Heer meldeten — sie umarmten lachend und weinend die deutschen Brüder, die Befreier. Die deutschen Soldaten glaubten sich im Märchen: so etwas mitten im Feindesland? Sie wußten nicht, daß es dort oben Deutsche gab. Wie oft hörte man aber auch die Offiziere zu den Balten sagen: „Wo haben Sie bloß so gut deutsch sprechen gelernt?" — „Wir sind ja doch Deutsche." — „Sie können sehr liebenswürdig schwindeln. Sie sind doch Russen, russische Staatsangehörige!" Die Wirkung? Kommentar überflüssig!

Die Soldaten verschwanden, die Etappe kam, die Verwaltung. Es gab viele ausgezeichnete Zivilbeamte unter den Reserveoffizieren, Juristen. Die deutsche Verwaltung ist berühmt, man baute sie nach bewährtem Schema auf. Man vergaß nur eines: die politische Seite. Die Objekte der Verwaltung waren Letten und Esten, primitive Bauernvölker, die Herren im Lande waren die Balten, eine verschwindend geringe Zahl, aber mit einer erstaunlich hohen Kultur. Sie waren von den aufgeputschten Letten und Esten nicht geliebt. Halt! Nein, nicht alle dachten unpolitisch. Die baltischen Barone hatten doch die Letten bisher unterdrückt, also mußte man aus „Gerechtigkeit" sich zu den Letten halten, gegen die Deutschen, die Balten. Oder nein! Die Letten hatten den Balten schwer zugesetzt in den Kriegsjahren, sie verraten und ihre Schlösser angesteckt, also an den Baum mit ihnen! Wer hatte recht? Der korrekte Verwaltungsmann, der Lette = Preuße = Mensch setzte, der — vielleicht auch nicht ganz undemokratische — Politiker oder der schneidige Rächer? Sie scheiterten alle drei.

Warum nannte der Kanzler, ein ausgezeichneter, rechtschaffener Mann, ein typischer Vertreter des gebildeten deutschen Bürgertums, etwas ein Unrecht, was politisch notwendig, Recht im eigentlichen höheren Sinne war?

Warum wußte er nichts von der jahrelang vorbereiteten notwendigen Auseinandersetzung zwischen England und Deutschland?

Warum ahnte der „Gebildete" nichts vom Deutschtum im Baltikum, dem ältesten Auslandsdeutschtum überhaupt, und setzte russischer Untertan-Russe? Warum zeigte er sich als völlig unfähig, das eroberte Land politisch zu verwalten?

Weil der deutsche Gebildete zwar alle Sprachen kennt, alles Wissenswerte im einzelnen weiß, alles erforscht und rubriziert, bloß eines nicht hat: Fingerspitzengefühl! Denn Finger und Gefühl sind nicht im Verstande! Aber sie sind ein Teil des Menschen, und nur der ganze Mensch mit all seinen Instinkten und Gaben ist in der Lage, eines zu kennen: die Wirklichkeit. Die Deutschen haben im einzelnen alles besser gewußt, sie sahen nur eines nicht: die große zusammenhängende Wirklichkeit!

Wir sagten, uns fehlte das Fingerspitzengefühl. Die Antwort ist richtig, aber nur vordergründig. Denn alsbald wird man uns entgegenhalten: wir sind eben kein politisch so begabtes Volk wie etwa die Engländer. Nein! Mit einer solchen Entschuldigung können wir uns nicht aus der Affäre ziehen.

Wir werden zu zeigen haben, wie in Deutschland durch eine bestimmte Erziehung, ruhend auf einer bestimmten Weltanschauung, dieses Fingerspitzengefühl, das jede gesunde Volk hat, *verkümmerte*, und wie in England dieses selbe Gefühl durch Erziehung zur weltbeherrschenden Macht geworden ist. Denn dieses Gefühl gehört zum politischen Instinkt. Dieser wiederum ist keine Besonderheit: der Mensch ist, wie Aristoteles schon sagte, ein politisches Lebewesen, er ist es immer da, wo er wirklich aus seiner ganzen Kraft und Fülle im lebendi-

gen Gemeinwesen lebt: jedes natürliche, gesunde Volk hat mithin politischen Instinkt, das heißt, Instinkt schlechthin. Es ist Sache der Pflege, d. h. der Kultur, diesen Instinkt zum Aufbau oder zur Vernichtung zu leiten oder ihn verkümmern zu lassen.

Wie im Anfang dieses Jahrhunderts, so erlebten wir im Anfang des vorigen eine Wende und einen nationalen Aufbruch. Das Leben im 18. Jahrhundert kannte eine geschlossene, festgefügte Ordnung — die ständische. Es wurde durch die zwei Stände Adel und Bürgertum bestimmt. Über beiden stand der Fürst, unter dem Adel, als dessen Untertan, der Bauer, unter dem Bürger, als dessen Untertan, wiederum der Geselle und Diener. Ritterschaften und Städte, in sich geschlossene und lebendige Gemeinschaften, waren beteiligt am Staatsregiment; hatten letztere nur durch ihre Vertreter und vor allem durch die Steuerbewilligung einen indirekten Einfluß, so stellten die ersteren Führer zur Staatsleitung und Armee. Weil es damals keinen deutschen Staat gab, sondern Kleinstaaten und Ständewirtschaft, so war jedes Gemeinwesen, jede Korporation sich selber am nächsten, einen einigenden Gedanken gab es nicht. Aus diesem Wirrwarr kleinster Interessengruppen konnte nur eine überragende Macht Herrschaft und Führung erlangen. Diese Macht schufen die Hohenzollern, indem sie die Mitherrschaft der Stände beseitigten, Steuern erzwangen, eine Armee aufbauten und so viel Land nahmen, daß Preußen nicht mehr wie bisher zu groß war, um übersehen zu werden, und zu klein, um mit zu bestimmen. Der absolute Staat der Hohenzollern beseitigte die Ständeherrschaft, nicht aber die Ständeordnung.

An Stelle der Herrschaft über den Staat gaben die Hohenzollernfürsten dem Adel die Aufgabe, das Heer und die Verwaltung zu führen und das Land zu bebauen, dem Bürger, der schon vorher wenig am Staat beteiligt war, die Aufgabe, Handel und Gewerbe zu treiben. Was nicht Edelmann oder Bürger war, hatte keinerlei Rechte in Stadt und Land. Aber auch die Berechtigten waren nur Untertanen eines in allen Dingen allein bestimmenden Souveräns.

Die Französische Revolution brachte die ständische Ordnung zu Fall. In Frankreich entwickelte sich als neue Ordnung der gleichmacherisch-demokratische, zentralistisch regierte Nationalstaat. In Deutschland brachte die von wenigen einsichtigen Männern vollzogene Revolution von oben die Ansätze zum wirklichen Reich, d. h. zu einem Gemeinwesen, das auf der verantwortungsvollen Mitwirkung aller seiner Gemeinfreien beruhen sollte. Dieses Reich sollte alle Deutschen, Österreich eingeschlossen, umfassen; es war also völkisch gedacht. In ihm sollte jeder, allerdings in bestimmter Abstufung, Rechte, aber auch Pflichten haben. „Jeder ist geborener Verteidiger seines Vaterlandes", formulierte Scharnhorst die umwälzende neue Idee der allgemeinen Wehrpflicht. Jeder ist an seiner kleinen Stelle, in seinem kleinen Gemeinwesen vom Dorf bis zur Provinz an der Leistung der gemeinsamen Aufgaben mitbeteiligt, kündete der Freiherr vom Stein die neue

Idee der Selbstverwaltung. Welche Stelle nun jeder aber im neuen Aufbau, in der neuen Ordnung einnimmt, bestimmt nicht Herkunft, sondern Fähigkeit. Offizier wurde nur noch, wer die Prüfung bestand. Neben den Charakter tritt als Auslesemaß das Wissen, die Bildung. Die neue Ordnung, die man wollte, war echt demokratisch, d. h., sie war nicht von jener gleichmacherischen Art des sich entwickelnden französischen Nationalstaates, sondern voll hoher Achtung vor natürlichem und gewordenem Rang, kurz vor Führertum. Die neue Ordnung brauchte eine neue Auslese, eine neue Führerschicht. Als Stätte der Auslese und Schulung schuf Wilhelm von Humboldt die neue Universität. Bildung, nicht Geburt, war der neue Maßstab. Es war dieses eine politische, eine revolutionäre Tat allerersten Ranges. Wir können ihrer nur ganz gerecht werden auf dem Hintergrunde des absoluten, des Polizeistaates, in dem alles und jedes von einer vorbildlich arbeitenden Beamtenschaft vorgeschrieben und geregelt war, bis ins Privatleben des einzelnen hinein. Es war ein Zustand völliger Bevormundung, völliger Unmündigkeit, berechtigt zu einer Zeit, in der ein weitblickendes, aufgeklärtes Königtum tatsächlich besser wußte, was der Allgemeinheit, was jedermann fruchtete, aber unzeitgemäß in einer Epoche, in der mit nationaler Leidenschaft eine Welt erobert wurde, in der nicht mehr königliche Armeen, sondern Volksheere kämpften. Nicht ergebene Untertanen wollte man nun, sondern lebendige, interessierte, anteilnehmende Verantwortung tragende Volksgenossen. Wer aber mitreden, mittragen wollte, der mußte Wissen haben: denn dieses allein macht mündig, verhindert den Staat, seine Vormundschaft zu errichten. Wissen macht frei. Frei sollte der einzelne sein, um dann mit ganzer Kraft sich in den Dienst der Nation stellen zu können. Man tut Humboldt unrecht, wenn man ihn unter jene Humanisten rechnet, die nur der Vollendung der Persönlichkeit als letztem Ziele lebten, wie sie es bei den Griechen vermuteten. Es war dieses ein verhängnisvoller Irrtum einer Zeit, die keinen gewachsenen Staat mehr kannte. Es hat niemals einen so vollständigen Politikos gegeben, wie den attischen Bürger des klassischen Athens. Die sophokleischen Idealgestalten konnten nur auf dem Boden des festgefügten, wenn auch kleinen attischen Staates entstehen. Der Neuhumanismus glaubte allein in und durch den Geist in einer Zeit staatlichen Verfalls den idealen Menschen bilden zu können. Humboldt, der Preuße, kannte und liebte den Staat, so wie er ihn sich wandeln sah und durch viele Jahre an seiner Gestaltung als Minister und Gesandter des Wiener Kongresses mitarbeitete. Sein Irrtum war nur der, daß er glaubte, der befreite menschliche Geist würde allein die Welt regieren können. Die neue Universität war nicht ins Volk hinein, sondern auf eine bloß wenigen erreichbare hohe Wissenschaft, auf Geist allein gegründet; so versäumte er typenbildend zu wirken, die ganzen Menschen zu erfassen wie Jahns Turnertum und Scharnhorsts Soldatentum. Denn dieses galt gleich Drill, gleich Tötung des Geistes. Die militärische Erziehung kam in der

Geschichte der Pädagogik nicht vor. So entschwebte die Universität aus der Mitte der Nation, in die sie die glückliche Vereinigung von Politik und Philosophie hineingebracht hatte, als Fichte, Kant, Schleiermacher und Hegel noch lehrten. Der Geist trat die Herrschaft an, und zwar der losgelöste, der dem Verstande verfällt. Er löste die Herrschaft des Blutes ab, wie sie in der ständischen Ordnung allzu einseitig geworden war. Nun zeigte sich die Kehrseite davon, daß die Preußenkönige dem Adel das verantwortliche Mitregiment genommen und den Bürger nur auf Handel und Gewerbe gestellt hatten. Der Adel, der politischen Schule beraubt, erwies sich als unfähig, mit seiner Bodenverwachsenheit dem losgelösten Geist im Staate die Waage zu halten. Marwitz blieb in seinem Kampf allein, und Bismarck ist eine Ausnahme. Einzig die Armee führte der Adel weiter, hier war und blieb er bestimmend bis auf den heutigen Tag. Im Staat aber wurde er wirtschaftlich bestimmter Landwirt oder gebildeter Beamter und glich sich dem Bürger an. Dieser aber, niemals durch staatliche Aufgaben wesentlich belastet, begab sich völlig in die Macht des losgelösten Geistes. Er wurde der Bildungsträger, die Universität seine Hochburg bis auf den heutigen Tag. Auf ihr wurde der reine Geist gezüchtet. Von ihr aus herrschte nur der Mathematiker, der Altphilologe, der Jurist, kurzum der Gebildete — und nicht mehr der Staatsmann und Offizier. Warum? Weil sie durch ihre Schulung, durch ihre Bildung denken gelernt haben und durch keinerlei Erfahrung, Gefühl, Instinkt getrübt sind. Deshalb ist der Jurist Herr in Deutschland geworden: er ist überall sachverständig, weil er die längste und gründlichste Schulung des formalen Geistes durchgemacht hat. Er braucht nicht in eine Sache selbst einzudringen, sondern sie nur in den Schematismus des reinen Verstandes einzubeziehen, er hat den Schlüssel zu allem in der Hand: je reiner, je losgelöster der Geist, desto näher ist er der wirklichen Vollendung.

Das Zaubermittel aber, mit dem man herrschte, war die Organisation. Das Wort kommt von organisch und bedeutet nichts anderes, als die gewachsene Ordnung, die Form, in der alles lebt und arbeitet. Wie aber der reine Geist ein Feind alles Wachstums ist, das ja von der Natur herkommt, so mußte er aus sich heraus die Form finden, je abstrakter, je allgemeiner, je konstruierter, desto besser; diese Form nun wurde allem Leben aufgezwängt, mit ihr die Reste gewachsener Ordnung abgetötet. Das abstrakte römische Recht eignete sich vorzüglich zur Befestigung der Herrschaft des reinen Geistes, und so feierte es im vergangenen Jahrhundert seine letzten und größten Triumphe.

Nimmt es da noch Wunder, wenn die führende Schicht des Reiches nur noch aus dem Kopfe lebte und Körper und Seele, Instinkt und Gefühl verkümmerten? Für uns ist es schon wieder eine Selbstverständlichkeit, daß wir den Geist zwar dringend brauchen, er aber nur da richtig arbeiten kann, wo er ein Regulativ, einen natürlichen Nährboden in Körper und Seele hat.

Nimmt uns da ferner die Unfähigkeit eines Bethmann-Hollweg, die Unfähigkeit der deutschen Verwaltung in politischer Hinsicht noch wunder?

Der Nationalsozialismus hat den reinen Geist entthront. Er machte den Menschen wieder politisch, d. h. ganz. Auf Grund dieser Ganzheit, dieses neuen uralten Seinsgehaltes läßt sich mit Hilfe einer ganzheitlichen Erziehung langsam beseitigen, was ein Jahrhundert gesündigt hat. An Körper, Seele und Geist wendet sich die neue Erziehung — wie einst in Hellas.

Es sollte gezeigt werden, wie unser Aufbruch vor 100 Jahren zum Reich, ein echter, d. h. politischer Aufbruch, abgebrochen wurde durch die aufgerichtete Herrschaft des Geistes, der, wenn rein, unpolitisch sein muß. Nicht eine mangelnde politische Fähigkeit, sondern ein irrtümlicher Glaube, verbunden mit einer falschen Erziehung, hat uns in den Abgrund geführt.

Wenn im folgenden das Bild Englands und seiner Erziehung betrachtet wird, so soll es nicht zur Nachahmung empfohlen werden, sondern nur als Beweis dienen, daß eine ganzheitliche Erziehung ein Volk politisch bleiben läßt und politisch vervollkommnen hilft.

Was bei uns Gymnasium und Universität als Stätten der Erziehung des Führernachwuchses bedeuteten, das sind in England die Public-Schools und die Colleges; letztere sind eine geradlinige Fortsetzung der ersteren, sie haben das gleiche Ziel: die Erziehung des englischen Gentleman, und das gleiche Mittel: die geschlossene Wohn- und Lebensgemeinschaft. Es soll der Kürze wegen hier nur das englische College, d. h. die Universitätserziehung in Oxford und Cambridge, behandelt werden.

Jedes Studium dauert drei Jahre, die Länge richtet sich also nicht nach der Menge des Stoffes, sondern nach dem Erziehungsideal, das ja unabhängig vom Wissen ist; in drei Jahren glaubt man das Ziel, nämlich die entscheidende Formung des Studenten zum Engländer, erreichen zu können. Der Student hört Vorlesungen wie bei uns, ein bis zwei Stunden am Tag. Im übrigen ist er einem Dozenten zugewiesen, der sein Studium überwacht: zu diesem geht er ein- bis zweimal die Woche, läßt sich eine Art Aufsatzthema geben, schreibt es in acht Tagen, bringt den Aufsatz wieder, liest ihn dem Dozenten vor, bespricht ihn, erhält Bücher empfohlen oder ein neues Thema. Ist er fleißig, so arbeitet er vier bis fünf Stunden am Tage. Er wird im Laufe des Jahres einiges bestimmt tun, denn am Schluß jedes Jahres liegt ein Examen. Wie wunderbar frei ist aber sein Kopf in diesen vier bis fünf Stunden der Arbeit: was sich einprägt, bleibt haften, reift und wächst in den Mußestunden, die mit Sport und Geselligkeit ausgefüllt sind, unmerklich. Es geht nicht nur in den Verstand, sondern geht in den Menschen ein und schafft an ihm, statt allein an seinem Intellekt.

Er treibt Sport nicht nur, weil er muß, sondern, weil es dazu gehört wie Essen und Trinken. An diesem Sport ist zweierlei merkwürdig: es gibt kaum Gymnastik,

kaum Leichtathletik, kurz, kein Mitsichselbstbeschäftigtsein, sondern nur das Gruppenspiel; und es gibt keine Sportlehrer. Sport ist Privatsache, Sache der Clubs. Fast alle Erziehung in England vollzieht sich von selbst nach Regeln, die irgendeinmal erfunden worden sind, gewachsen und weiterererbt von Generation zu Generation. Die Rasenspiele: Fußball, Rugby, Hockey, Kricket usw. kennt jeder von der Schule her, Meisterschaft erlangt man durch Übung des Bekannten. Dieser Sport ist nicht eine Angelegenheit des Körpers, sondern Erziehung des ganzen Menschen, und vor allem eine politische Erziehung. Einst schrieb ein Engländer ein Buch: Das Fußballspiel — die Kunst der Beherrschung des Empire. Zusammenspiel vor Einzelleistung ist das Geheimnis aller englischen sportlichen und politischen Siege, wobei die Engländer der Dominions mit dem Mutterlande stets konkurrieren und im Mittelpunkt des englischen Lebens die Kämpfe mit den Kanadiern, Australiern, Neuseeländern und Südafrikanern stehen. Nie eine Chance selber ausnutzen, wenn sie sich für den Mitspieler als noch günstiger erweist, selber so aus dem Spiel verschwinden, daß niemand weiß, wer nachher den entscheidenden Schlag geführt hat, den Schlagenden trifft vielleicht der geringste Teil des Verdienstes, er hatte den Platz inne, an dem er den Schlag führen mußte; die Kunst aller lag darin, dem Schlagenden den Schlag zu ermöglichen. Und einen anderen erzieherischen Faktor weisen diese Spiele auf: sie bringen ewig und immer neue Situationen des Handelns, nur aus dem Instinkt, aus dem Gefühl heraus oder durch eine durch unendliche Schulung erlangte Meisterschaft ist blitzschnell aus dem Augenblick heraus zu handeln. Grundsatzlos ist das Spiel mit Ausnahme weniger Regeln wie die englische Politik. Der Instinkt, das Fingerspitzengefühl entscheidet[1]).

Die eigentliche politische Schule ist aber der Debating-Club. Hier lernt man politisch, nicht akademisch sprechen: Meister ist nicht, wer durch sein Wissen, sondern wer durch seine Art überzeugt. Ansehen genießt derjenige, der dem Bilde des Engländers als guter Kamerad, als fairer Sportsmann, als nüchterner und überzeugender Sprecher am nächsten kommt. Aber alle drei, der Double-First („summa cum laude"), der Double-Blue (Glied der Universitätsmannschaft) und der Präsident eines politischen Klubs machen in gleicher Weise Karriere, weil auf allen drei Gebieten der echte Engländer die Oberhand gewinnt.

Das Geheimnis aber der englischen Erziehung ist und bleibt, daß sich alles von selbst vollzieht, diese Erziehung ist unübernehmbar, und man kann auf sie anwenden, was ein Engländer einem Amerikaner auf die Frage antwortete, woher es in England so schönen Rasen gäbe: säen und einige Jahrhunderte pflegen.

So sind die Engländer politische Meister nicht aus einer Begabung, sondern auf Grund eines jahrhundertelangen ungelösten organischen Wachstums; manche

1) Unsere größte „politische" Leistung bleibt der Generalstab, der nach denselben Grundsätzen arbeitete: „Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen" wie Schlieffen, oder „Generalstabsoffiziere haben keinen Namen", wie Seeckt sagte.

Kämpfe des Kontinents schlugen ihre mehr oder weniger hohen Wellen nach England herüber, aber sie konnten das Wachstum nicht erschüttern. Bei uns hingegen ist noch jedes Wachstum durch wildeste Kämpfe unterbrochen worden, abgebogen, durch riesige Willensmenschen wieder zurechtgerückt, kurzum unorganisch. Hoffen wir, daß es dem Dritten Reich endlich beschieden sein möge, ununterbrochenes, wenn auch nicht ungestörtes Wachstum durch Jahrhunderte zu ermöglichen.

Es erhebt sich nun die Frage: Sind wir durch die Wiedergewinnung der Gestalt des politischen Menschen auch in praxi außenpolitisch fähiger geworden? Dazu drei Beispiele aus den letzten sechs Jahren:

Ein deutscher Verein baut irgendwo einer deutschen Minderheit im Osten eine neue Schule, korrekt und altbewährt, gibt Geld, erwirkt die Bauerlaubnis: am Tage nach der Eröffnung sitzt das herrschende Mehrheitsvolk darin — wohl nur zum maßlosen Staunen der Politiker von gestern.

Einem deutschen Gesandten in einem der famosen, nach französischem Muster errichteten Nationalstaaten des Ostens, denen das neue Glück so umhängt wie einem Bauern ein Biedermeierkostüm, wird ein dringender Auftrag seiner Regierung zuteil. Vergeblich bemüht er sich, fernmündlich und persönlich den Herrn Außenminister zu erreichen, er ist angeblich verreist. Da besucht ihn ein Freund, einer, der Tag und Nacht im Grenzland diesseits und jenseits auf der Bahn liegt; der Gesandte klagt ihm sein Leid. Der Freund erbittet sich Vollmacht und begibt sich aufs Ministerium. Er geht ohne zu fragen bis ins Vorzimmer des Ministers; der Minister sei nicht da, heißt es hier; er hört Stimmen im Nebenraum, er stößt die Tür mit dem Fuß auf, haut auf den Tisch, daß die Tinte spritzt, und — hat in einer halben Stunde den Auftrag erledigt und das Vertrauen des Ministers erworben: denn dieser ist ja doch unglücklich, wenn er den Frack tragen muß und wie im Frack behandelt wird.

In Bessarabien war eine deutsche Kirche abgebrannt, Geld hatten die Bauern, aber keinen deutschen Architekten zum Bauen, keinen deutschen Maler zum Ausstatten einer neuen Kirche. Da kam eine Jungengruppe, geführt von Studenten, auf Großfahrt durchs Dorf, einer war Architekt, einer Maler. Als die Schulferien zu Ende waren, schickten die Studenten die Jungen heim, kamen ins Dorf, ließen Semester Semester sein und bauten und malten mit den Bauern die Kirche.

Welches waren die Menschen des reinen Geistes, welches die neuen politischen?

Hier muß eines gesagt werden: als im Deutschland der Nachkriegszeit der reine und der jüdische Geist sich austobten und der Nationalsozialismus die Erneuerung des Reiches von innen unternahm, haben die Jungen das Auslanddeutschtum als Teil des Volkes wiederentdeckt und ihm oft in letzter Stunde Rettung gebracht: nicht Geld, nicht Bücher, nicht Tagungen waren entscheidend, sondern daß sie, die deutschen Jungen, in die fernsten Winkel Siebenbürgens, der Batschka, des Banats, Bessarabiens und Polens, Südtirols und des Baltikums drangen und nichts anderes brachten als sich selbst, die unverbildeten, klaren, hellen Knaben: das war Auf-

erstehung für beide Teile, das war aber auch Schule der Politik. Denn Deutschland in seiner neuen Form hat eine Aufgabe im europäischen Osten.

Das Abendland ist eine kulturelle Einheit. Führend in ihm waren verschiedene Völker, die Deutschen, Franzosen, Engländer und andere. Vor hundert Jahren riß Frankreich im Gefolge der Revolution die geistige und politische Führung auf dem Kontinent an sich. Nach seinem Muster wurden noch über hundert Jahre später die zentralistisch liberal regierten Nationalstaaten des Ostens errichtet. In Jugoslawien, in der Tschechei, in Polen, ja selbst in Lettland tat man französisch: man zwängte dem eigenen Wachstum eine fremde Form auf; heute wissen die klugen Staatsmänner allenthalben, wie sehr das ein Irrweg war und ist. Für sie alle, die Randstaaten, von Finnland bis an das Mittelmeer, kann nur eine Kraft außer der eigenen eine Hilfe werden: sie kommt aus Deutschland. Indem wir wieder ganz, d. h. politisch geworden sind, sind wir auch außenpolitisch nicht nur befähigt, sondern verpflichtet. Gegenüber der Welt gibt es nun mal eine europäische Ordnung, ob wir wollen oder nicht: in dieser Ordnung wiederum gibt es dynamische und statische Kräfte. Deutschland war im Gegensatz zum saturierten französischen Nationalstaat ein zwar ohnmächtiges, aber dynamisches Gebilde; nun es seine Ordnung hat, wird es seine Kräfte ausstrahlen. Das ist kein Imperialismus, sondern das ist das Geheimnis des Reiches, das das Ausland „the Reich" schlechthin nennt. Es umfaßt die größten Gegensätze religiöser, rassischer, landschaftlicher, sprachlicher, geschichtlicher Art und beugt sie zusammen wie die Rippen und Streben, die ein Gewölbe tragen. Deutschland ist lebendig durch seine Mannigfaltigkeit. Mannigfaltig durch Konfession und Rasse, durch Sprache und Kultur sind all die neuen Staaten, die ihr eigenes Leben töten, wenn sie gleichmachend wüten wie die Staaten des Westens. Die Staaten des Ostens werden nur von Dauer sein, wenn es ihnen gelingt, die Vielfalt zur lebendigen Einheit zu gestalten. Wir können es ihnen vorleben, seitdem wir uns als Volk in einem geschlossenen Staat wiedergefunden haben. Nur ein Volk, das sich mit hellwachem Instinkt selber kennt, kann andere verstehen und andere leiten, nie durch Geist allein, sondern durch volles Leben. Erziehen wir uns und unseren Nachwuchs kraftvoll an Körper, Seele und Geist, formen wir ihn mit der gleichen Kraft, wie die Hohenzollern einst ihre Preußen geformt haben, dann werden wir durch unsere Haltung außenpolitisch wirken, nicht um Macht zu erlangen, sondern um Europa die neue Ordnung zu geben.

Wohlverstanden: unser Ziel allein ist Deutschland, aber mit Deutschland, als Ausfluß seines Lebens, wird Europa. Scheint das zuviel?

Wir können viel Vertrauen haben: denn wir fangen erst an!

Zusammenfassend: mit Erziehung allein ist nichts getan. Die Grundlage bildet eine neue Seinsschau: aus ihr ergibt sich die neue Ordnung des Menschen, aus der

Ordnung des Menschen die Ordnung des Volkes. Aus der neuen Ordnung des Volkes kann eine neue Ordnung für Europa ausstrahlen. Erziehung aber hat die bescheidene und doch große Aufgabe, die Ordnung im einzelnen, im Volk und — aus ihm — in der Außenpolitik zu pflegen, zu wahren und zu vervollkommnen.

KARL HAUSHOFER:

Raumüberwindende Männer

Eine Anregung zu geopolitischer Arbeit in bestimmter Richtung

Vorbemerkung

Um dem Unsinn, Geopolitik als eine verschleierte Art von Milieutheorie anzuprangern, an der Quelle durch Beispiel entgegenzutreten, werden wir in regelmäßigen Zwischenräumen gerade an überwundenen Räumen zeigen, wie man durch geopolitisches Können, vollendete Kenntnis der erdbestimmten, bodenwüchsigen Eigenschaften eines Schauplatzes, der Bühne für menschliches Handeln, und zwar nicht nur ihrer statischen Züge, sondern ihrer dynamischen Möglichkeiten dazu kommt, auch widerstrebende Räume zu meistern.

Wir fügen vorwarnend hinzu, daß zu solchen Arbeiten, wozu wir unsere Mitarbeiter und Leser einladen, allerdings viel Nachdenken, Quellenprüfen und Zirkelarbeit gehört, und beginnen, um zu zeigen, wie wir uns geopolitische Arbeiten solcher Art denken, die sich unmittelbar mit Heldenverehrung und ihrer volkserzieherischen Wirkung zusammenspannen lassen, mit

I.

Oskar von Niedermayer und Waßmuß als Raumüberwindern im britischen Lichte.

Prüfen wir den Quellenstoff für zwei Deutsche, die — wie es sich heute langsam herausstellt — als Einzelpersönlichkeiten im Weltkrieg und über ihn hinaus größte raumüberwindende Wirkungen mit geringsten Hilfsmitteln geübt haben, so vereinfacht sich diese Arbeit dadurch, daß ihr britischer Gegenspieler, Christopher Sykes. ein in der Tauchnitz-Ausgabe unsern Lesern leicht erreichbares Buch über „Waßmuß" geschrieben hat, in dem er einige so markante Aussagen auch über Niedermayer machte, daß damit jene Quelle aus Großbritannien entstanden ist, die Deutschland beiden heute noch schuldig ist.

Was Sykes beiden Gutes rückhaltlos zubilligt, kann in schärfster Prüfung eines Gegners als hieb- und stichfest gelten. Wir prüfen es, alle persönlichen Lichter beiseite lassend, rein auf geopolitische Tatsachen. Immerhin ist der Satz des Gegners dabei an die Spitze zu stellen:

„Die Sendung wurde unternommen mit einem unbeugsamen Heldentum trotz allen Vorwarnungen möglichen Scheiterns."

Was beide als geopolitisches Erbgut aus ihren Heimatgauen mitbekamen, der eine, O. v. Niedermayer, „ein Mann von machtvoller Persönlichkeit, ein Bayer, sehr drahtig, mit entschlossenem Gesichtsausdruck und harten, durchdringenden braunen Augen, dem Mannszucht zum Instinkt geworden war, gerade die Art von Mann, die Deutschlands Heer fast unbesiegbar gemacht hatte", und der andre, Waßmuß, mit allen guten Eigenschaften des Niedersachsen erblich ausgestattet, „von Ohlendorf im Tal von Goslar im Harz, sprichwörtlich durchhaltend, zäh und ausdauernd" — „mit hoher geistvoller Stirne, lieben, aufnahmefähigen Augen und etwas melancholischem Mund", das gibt uns zugleich ein Vorbild des Zusammenwirkens süd- und norddeutscher Art zum Erfolg des Ganzen.

Wie Niedermayer den Augenblick divinatorisch erkannte und zu nutzen gewußt hätte, wenn man ihm nicht in den Arm fiel, erzählt Sykes trocken mit der „Ekbatana"-Affäre und der Idee des Handstreichs auf die Ölstadt Abadan, die Enver und ihn gleichmäßig begeisterte. „Niedermayer sah die Gelegenheit — die wahrhaftig eine war —, Abadan durch Handstreich zu nehmen, die persische Ölleitung zu zerstören und damit dem Prestige der Verbündeten schwersten Schaden zu tun." „Berliner Vorsicht vereitelte den Plan, in der Absicht, Abadan nicht zu zerstören, sondern später durch eine eigene Expedition — (wie viele noch?) — zu nehmen." — „Keine Gelegenheit zur Zerstörung oder Wegnahme des wertvollen Platzes bot sich den Zentralmächten jemals wieder." Darin liegt Gericht; aber nicht für die Männer, deren Geistesflug den Raum überwand.

Dann fällt, S. 64, ein Kernschuß des britischen Geschichtschreibers der Vorgänge: „Wenn die Deutsche Mission unter der Führung eines weniger kraftvollen Mannes als Niedermayer gestanden wäre, ist es sehr zweifelhaft, ob sie je weiter östlich als Aleppo gekommen wäre."

Hier stehen wir vor einer trockenen Tatsachen-Feststellung des Gegners, die wir unmittelbar geopolitisch auswerten können. Auf dieses deutschen Mannes Rechnung kommt also die Überwindung von 5500 Kilometer mehr jenseits von Aleppo, und alles, was von diesen Kilometern aus geschah, darunter auf Niedermayers Rechnung der dritte Afghanenkrieg nach Sykes, auf Waßmuß der britische Kraftaufwand in Südpersien und Kut el Amara.

Den macht- und wirkungstrahlenden wehrgeopolitischen Marschkilometern von Niedermayer fügte Waßmuß auf eigene Rechnung mindestens 1300 im Nahziel noch effektvollere, Zugmayer und Seiler 2400 hinzu, so daß ihr raumpolitisches Gesamtbild ein Arbeitsnetz fast über ganz Iran darstellt und ihre Auswirkung nach den britischen Kriegskarten des Nachrichtendienstes fast ins Groteske übersteigert wurde. Die Karte von ganz Iran auf den Seiten 24 und 25 von Sykes ist ein Ehrenmal für alle deutschen Namen, die darin verzeichnet stehen; die Volks-

phantasie des Nahen und Mittleren Ostens ist nicht dazu angetan, diese Folgewirkung zu verkleinern.

Uns aber muß daran liegen, vor allem zu zeigen, wie auf der einen Seite eben ihre geopolitische und ethnopolitische Landeskenntnis die beiden am meisten von Sykes ins Licht gestellten Männer zu dem Wunder von Raumüberwindung befähigte, das sie vollbrachten, und auf der andern Seite hervorzuheben, wie durch Zusammenwirken „unbezwinglicher, heroischer Leistung" mit vollendeter Landes- und Raumkenntnis selbst so schwierige Raumwiderstände überwunden werden konnten, wie sie die Ränder Irans, die Salzwüste und die Wüste Lut, die Gebirgswehren Afghanistans und das Hinterland von Buschir entgegenstellten.

Hätten nicht zähe bürokratische Hemmungen geopolitisch Ahnungsloser und das beständige Mißtrauen zwischen Türken und Deutschen, die unsinnigen imperialistischen Vorstöße ehrgeiziger Türken gegen die persischen Randländer einen verhängnisvollen Stimmungsmord und Zeitverlust gekostet, so wäre der dritte Afghanenkrieg mit seinen zerstörenden Folgen für die britische Stellung im Glacis und Hinterland von Indien vielleicht zu einem rettenden Schachzug für Mitteleuropa geworden, und die südpersische Ortswirkung von Waßmuß wäre auf persische und afghanische Reichserneuerer übergesprungen. Jedenfalls lassen sich zwischen den Zeilen von Sykes die Beklemmungen über diese Möglichkeiten leicht erkennen, und so liefert ein ehrendes Denkmal aus Feindeshand uns den Nachweis für die fast einzigartige raumüberwindende Kraft zweier ganzer deutscher Männer, zugleich mit dem Nachweis für den Nutzen eines zuerst selbstlos begonnenen Ringens um die geopolitische und ethnopolitische Erkenntnis fremder Räume.

ARNOLD SEIFERT:

Das Bluterbe des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen[1])

In Presse und Schrifttum wird eine ausgesprochene Veranlagung zu wirtschaftlichem Tun dem deutschen Arbeitsmenschen schlechthin zugeschrieben. Es wird damit beispielsweise die Rolle Deutschlands erklärt als die eines Verarbeitungslandes mit geringen natürlichen Gaben, das auf die in seiner Volkskraft wurzelnde Begabung als nahezu einzigen Tauschgegenstand im Güterverkehr der Völker angewiesen ist. Schon um dieser — im ganzen zutreffenden und unbedenklichen — Verallgemeinerung willen scheint es am Platze, Ursprung und Stärke der besonderen wirtschaftlichen Begabung der Bewohner Sachsens und Thüringens zu untersuchen. Eine solche anzunehmen, erlaubt schon der Blick auf die wirtschaftlichen Leistungen. Aber es mag an diesem Augenschein liegen, wenn dem Ursprung

1) Der Aufsatz ist dem in Kürze im Universitätsverlag von Robert Noske, Leipzig C 1, erscheinenden „Jahrbuch der sächsischen und thüringischen Wirtschaft" entnommen.

dieses betont wirtschaftlichen Sinnes bisher wenig nachgegangen worden ist. Einzig die Wirtschaftsgeographen haben darüber gearbeitet[1]). Zwar bildet für sie die Landschaft, nicht der Mensch die erste Grundlage, doch führt ihre Betrachtungsweise wenigstens an die Frage heran. Für sie sind es die Gunst der Lage, die den mitteldeutschen Raum durchschneidenden Verkehrslinien und die Schätze des Bodens, die die Entwicklung einer weitgehend untereinander abhängigen Wirtschaft auslösten, wachsend Handelsneigungen entstehen ließen und die sächsisch-thüringische Bevölkerung in einem Jahrhunderte währenden Vorgang „in industrieller Tradition" erzogen.

Diese Herleitung ist indessen einseitig. Nicht jedes Volk nutzt die ihm von der Natur verliehenen Gaben in gleicher Weise aus. Schon das deutet darauf hin, daß vor, zu gleicher Zeit und neben der Öffnung des Schoßes der Natur und dem Eintreten der Umwelteinflüsse andere Kräfte wirksam werden, deren Wurzeln wir im Volkscharakter sehen müssen. Das Wesen des Volkes ist mitentscheidend bei allem wirtschaftlichen Gestalten; umgekehrt strahlt die gestaltete Form der Wirtschaft in dieses Wesen zurück. Gerade in heutiger Zeit, in der die Frage „Rasse und Wirtschaft" im Mittelpunkt der Wirtschaftswissenschaft steht, muß versucht werden, das Übergewicht des Wirtschaftlichen im Wesen des Sachsen und Thüringers auch auf seinen Ursprung im Blut zu untersuchen.

Der Sachse (Obersachse) und Thüringer ist aus einer einzigartigen Völker- und Blutmischung hervorgegangen. Von den Kelten, die bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. im heutigen Thüringen saßen, können wir annehmen, daß sie sich zum Teil vermischt haben mit den germanischen Hermunduren und Cheruskern, von denen sie in den darauf folgenden 500 Jahren südwärts zurückgedrängt worden sind. Daß sich die im 2. Jahrhundert n. Chr. von Norden zugewanderten Angeln und Warnen mit den Resten der Cherusker im Westen und den Hermunduren im Osten gegen Ende des 3. Jahrhunderts zu dem neuen Stamm der Thüringer vereint haben, gilt als erwiesen. Die Eroberung des Reiches der Thüringer im Jahre 531 durch die Franken und Sachsen spaltete Thüringen auf der Unstrutlinie in einen nördlichen niedersächsischen und einen südlichen, den ganzen Thüringer Wald überziehenden fränkischen Siedlungsbereich. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts siedelten die fränkischen Herrscher in der Gegend um Ballenstedt und Aschersleben Schwaben und zwischen Unstrut und Helme Friesen an; zur Entsumpfung der Niederungen zogen sie niederländisch-niederrheinisches Bauerntum ins Land (sog. Flamenkolonisation). Seit dem 6. Jahrhundert brach dann über Mitteldeutschland die Slawenwelle herein, die, obgleich von den germanischen Stämmen bekämpft, einen erheblichen Einschuß

1) Außerdem hat Martin Wähler in den Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde, 5. Jahrg., 5. Heft, Oktober 1930, S. 133 ff. von der kulturpolitischen Seite her die Bewohner Mitteldeutschlands volkscharakterologisch untersucht.

sorbisch-wendischen Blutes auch an zahlreichen Stellen westlich der Saale im Gefolge hatte. Unter den sächsischen Königen, im 10. Jahrhundert, begann mit der Rückgewinnung des slawischen Gebietes zwischen Saale und Elbe die Zeit der deutsch-slawischen Bevölkerungsmischung im heutigen Nord- und Mittelsachsen und des Vorstoßes von Bauern fränkischen Stammes aus dem Gebiet der oberen Saale und Elster ins Vogtland und westliche Erzgebirge. Nach 1100 folgt sodann die langauslaufende Welle der „Ostsiedlung" durch Aufbruch und Auszug von Thüringern und Mainfranken aus abgelegeneren Stammesgebieten, in deren Verlauf die Wenden — bis auf die bis heute erhaltenen Bestandteile in der Lausitz — gänzlich im germanischen Volkstum aufgingen.

Zu untersuchen ist einmal, ob dem Beieinander so verschiedenen Blutes Kräfte entsprungen sind, die vornehmlich ins Wirtschaftliche wirkten, zum anderen, ob sich in Siedlungsgebieten bestimmten Stammeseinschlags Wesensmerkmale dieser Stämme erhalten haben, denen man einen Einfluß auf die wirtschaftlichen Gestaltungen zusprechen kann, und schließlich — um nicht ebenfalls einer Einseitigkeit zu verfallen —, ob nicht gewisse Natur- und Umwelteinflüsse solchen Kräften und Wesensmerkmalen Anregungen und Stützen boten.

Eine unbeschreibliche Fülle verschiedenen Volkstums ist in den sächsisch-thüringischen Raum geschleudert und in ihm durcheinandergewirbelt worden. Ein Chaos von Bestandteilen zwar verwandten, den einzelnen Stämmen nach jedoch höchst unterschiedlichen Bluterbes, machte den Raum zu einem Gefäß voller Spannungen, in welchem alles nach Ausgleich drängte. Man hat für die Intensität der Vermischung manche triftigen Gründe angeführt: den natürlich begrenzten Raum, seine Eigenschaft als Durchzugsland, das seine Bewohner früh zu wechselseitiger Berührung führte, die alle erfassende Kolonisationsaufgabe, die durch die Slawengefahr gegebene Gemeinsamkeit der äußeren und inneren Abwehrhaltung und andere. Aber wir können darin nur untergeordnete Voraussetzungen erblicken für die gewaltige Blutsmischung, die als eine der stärksten der deutschen Geschichte stattgefunden hat. Ihr tiefster Anlaß war und ist der Drang nach Vereinigung mit gegensätzlichem Blut, der aus der ewigen Formsuche des sächsisch-thüringischen Menschen geboren ist, aus seiner nie gestillten und nie stillbaren Sehnsucht nach Einheit und Ganzheit, d. h. nach eben den Substanzen, die sich andere Stämme im Westen, Süden und Nordwesten des Reiches erhielten, die er aber im Vorgang der Stammesvermengung unwiederbringlich verlor, von denen die Ahnung ihm indessen im Blute blieb. Der von der Natur an sich allen Menschen in wechselnder Stärke verliehene Vereinigungsdrang gegensätzlicher Charaktere wird in ihm zu einem fast ins Tragische gesteigerten Trieb, aus dem Chaos zur Einheit, zur Totalität, zur Entspannung zu gelangen, die er indessen nie erreicht, denn jede neue Vereinigung vergrößert nur immer die Vielgestalt seiner Seele, kann ihn immer nur in größere, ja übergroße Vitalität verstricken. Das ist Glanz, Not und

Schicksal des sächsisch-thüringischen Menschen, und erst das macht den Weg frei zum Verständnis sowohl der Stärke der Blutsvermischung, als auch der aus ihr entsprungenen Wesensmerkmale des sächsisch-thüringischen Menschenschlages.

Die Vererbungslehre verneint die Frage, ob durch Blutsmischung völkisches Erbgut Wesensveränderungen erfahren kann. Entsprechend ist auch das Ergebnis der Blutsmischung auf sächsisch-thüringischem Boden kein wesensmäßig neues, aus der Verbindung verschiedener Stammessubstanzen gewonnenes Element, das sich nun ohne weiteres von selbst fortvererbt, sondern der Erfolg einer Lockerung und Entfaltung vorhandener Erbanlagen. Die Mischung legt Kräfte frei, sie schafft die Entbundenheit des Temperaments, sie macht die Menschen beweglich und geistig rege. Das ist das oberste gemeinsame Wesensmerkmal der Sachsen und Thüringer. Sie sind intelligent, geistig beweglich. Nicht umsonst werden die Sachsen als „flink" und „helle" bezeichnet, und auch die Thüringer lassen sich im Denken, Urteilen und Handeln wesentlich von der ratio bestimmen. Wenn irgendwo die Erfahrungstatsache, daß Mischbevölkerungen verwandten Blutes intelligent sind, ihre Bestätigung erfährt, dann hier im Mischungsergebnis des „Blutchaos" auf sächsisch-thüringischem Boden. Die Zahl der Blutkombinationen und der Vermischungsgrade ist Legion. Daraus erwächst die Vielseitigkeit der Begabung. Aber dieser Gewinn ist erkauft mit einer Aufspaltung des Erbgutes im Individuum, d. h. mit dem Verlust von Begabungen, die an die Einheit und Ganzheit der Substanz gebunden sind und deren Verwirklichungen (wie etwa im bäuerlichen Lebenszusammenhang) die ganze Innerlichkeit des Menschen fordern. Dieser Verlust an Substanz, an Irrationalem oder besser noch: die Entbundenheit davon löst die geistige Befähigung des sächsisch-thüringischen Menschen aus dem Seinszusammenhang; als Mischungsgewinn sublimieren sich allgemeinste geistige Qualitäten, deren Einsatz beliebig erfolgen kann. Wer nicht gebunden ist, kann sich allem zuwenden. Das ist der Ursprung der Wendigkeit, der Umstellungsgewandtheit und der Anpassungsfähigkeit des Sachsen und Thüringers, und daraus entsprang auch die Bereitschaft und die Eignung zum Einsatz der Kräfte im Speziellen, während der sächsisch-thüringische Individualismus, der seine Wurzel in den zahllosen verschiedenen Blutkombinationen und unterschiedlichen Mischungsgraden hat, daraus seine besondere Form empfängt. Dieser Verlust an Kräften, die in sich ruhen und wirken, bedeutet schließlich, daß der rührig-ruhelose Geist des Sachsen und Thüringers fortgesetzt zu äußeren Verwirklichungen seiner entbundenen Kräfte getrieben wird, mithin von einem Betätigungsdrang erfüllt ist, der sich unablässig fortschreitend allem Neuen zuwendet.

Es leuchtet unmittelbar ein, daß die Essenz dieser als natürlicher Erfolg des Mischungsvorgangs entstandenen Wesensmerkmale des sächsisch-thüringischen Menschenschlages zugleich auch die

Essenz eines jeden gewerblich-wirtschaftlichen Denkens und Handelns ist. Denn jede Form gehobenerer Wirtschaft, in der für eine Zukunft anstatt nur für ein Jetzt und ein Hier gelebt und geleistet wird, setzt schon solche geistige Fähigkeiten und Tätigkeiten voraus. Das gilt für alles kommerzielle und gewerblich-industrielle Schaffen und ebenso für jede gehobene manuelle Tätigkeit, in der die geistige Beweglichkeit in der Form der Geschicklichkeit und Findigkeit zutage tritt.

Es gibt in der Tat keines dieser Wesensmerkmale, das nicht einen entscheidenden Beitrag zu Gestalt und Leben der sächsisch-thüringischen Wirtschaft geleistet hätte. Das hat seine tiefe Bedeutung vor allem für den stark nach außen gerichteten Betätigungswillen. Äußere Verwirklichungen vermögen in ihrer Vergänglichkeit die erheischte Befriedigung oder Anerkennung immer nur auf kurze Dauer zu geben. Daher mußte dieser Betätigungsdrang zwangsläufig jenen Zustand ausgesprochenen Unbefriedigtseins mit vollbrachter Leistung, jene schöpferische Unruhe erzeugen, die für die Seele jedes begabten Wirtschaftsvolkes kennzeichnend ist und in der wir auch den letzten Grund für die rastlose Produktivität des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen erblicken müssen.

Diese Produktivität wiederum fand ihre Stütze in der Vielseitigkeit der Begabung, und insbesondere in der Eignung und Bereitschaft zum Einsatz auf spezialisierten Arbeitsfeldern. Selten in der Wirtschaftsgeschichte ist der Entfaltung der arbeitsteiligen Industriewirtschaft mit ihrem wachsenden Spezialismus eine blutsmäßige Veranlagung so entgegengekommen, wie hier in Sachsen und Thüringen. Der hochentwickelte und absatzwirtschaftlich eingestellte Gartenbau beider Länder, die vielen Vorkommen landwirtschaftlicher Spezialproduktionen und Monokulturen deuten darauf hin, daß selbst das Bauerntum, wenn der Boden die Möglichkeit bot, diesen Mischungswert zu erwerbswirtschaftlich-spezialistischem Einsatz gebracht hat.

Vor einseitiger Verkümmerung und Verdürftigung im Speziellen aber bewahrte die „angeborene" Wendigkeit. In dieser „im Blute liegenden" Umstellungs- und Anpassungsfähigkeit sind dem sächsisch-thüringischen Volke Kräfte geschenkt worden, die ideal geeignet waren, die Konjunkturstöße und Strukturveränderungen der modernen Handels- und Industriewirtschaft aufzufangen und zu überwinden. Ja schon Jahrhunderte vor dem kapitalistischen Zeitalter haben diese Kräfte einschneidende Strukturverschiebungen bewältigt. Am lehrreichsten dafür ist die Gewandtheit, mit der die bergmännischen Bewohner des Erzgebirges in den mehrfachen langen Flauten der Förderung nicht nur jeweils sofort zu Ersatzbeschäftigungen, sondern auch zum Hausierhandel griffen, um das in diesen Beschäftigungen Erzeugte abzusetzen.

Zu dieser nicht in wenigen Einzelnen, sondern im ganzen Volksschlag liegenden Gewandtheit fügt sich ergänzend der „Individualismus aus verlorener Einheit und

unterschiedlichster Vielfalt", der ein wesensmäßig „krisenfestes" Kleinunternehmertum schuf, das nicht nur neu auftretende Aufgaben leicht meisterte, sondern auch wendig genug war, um alten ohne inneren Zusammenbruch den Rücken zu kehren. Das läßt sich bis in den bäuerlichen Lebens- und Schaffensbereich verfolgen, der an sich die letzte Gebundenheit am unbedingtesten fordert. Wo etwa der niedersächsische Bauer nach dem Strick griff, um sich zu erhängen, weil er seinen Hof verlor, da begann der obersächsische die Strumpfwirkerei oder fing einen Handel an. Diese Beweglichkeit und Unternehmungslust hat sich auch in der Wirtschaftsethik der Sachsen und Thüringer niedergeschlagen, die ein gutes Stück ihrer Bestätigung im Luthertum findet. Luther, der ein von der Vermittlung des Priesters befreites Ich-Verhältnis zu Gott schuf, hob das Individuum empor. Fern aller Jenseitsstimmung bejaht der Lutheraner die ratio, das diesseitige Denken und Handeln. Die von Luther selbst in seinen Schriften entwickelte Wirtschaftsethik gibt dem Einzelnen, einzig gebunden als Untertan Gottes, das wirtschaftliche Handeln frei. So wird der Sachse und Thüringer im Einklang mit seinem Glauben wirtschaftsbejahendes Individuum, ohne daß es „des sichtbaren Segens Gottes auf prosperierendem Geschäft" bedurft hätte, den sich der Puritanismus des ebenfalls stark gemischten englischen Wirtschafts- und Handelsvolkes aus der kalvinistischen Prädestinationslehre konstruierte. Denn die reine Bereicherungsidee liegt dem sächsisch-thüringischen Unternehmer im allgemeinen wenig. Sein Betätigungsdrang sucht Befriedigung, sucht „den Betrieb", das ist ihm das Wichtige. Die Fälle einer nur auf Vermögensanhäufung bedachten Rentnergesinnung sind in der sächsisch-thüringischen Wirtschaftsgeschichte ebenso selten wie ein Herreninstinkt, der sich z. B. im rheinisch-westfälischen Unternehmertum nicht selten in einer aristokratischen Haltung oder Lebensführung äußert. In der erzgebirgischen Industrie sind noch in den letzten Jahrzehnten die Fälle häufig gewesen, in denen sich Unternehmer „aus Betriebsgründen" vornehme Privatvillen bauen ließen, um ausländische Kunden gebührend empfangen zu können, selbst aber im Altbau wohnen blieben. Der daraus sprechende Sinn für das Echte und Einfache beleuchtet treffend, wie ausschließlich der sächsisch-thüringische Klein- und Mittelbetrieb aus der Begabung, der Geschicklichkeit und dem Tätigkeitsdrang aller, d. h. aus dem Volke wuchs.

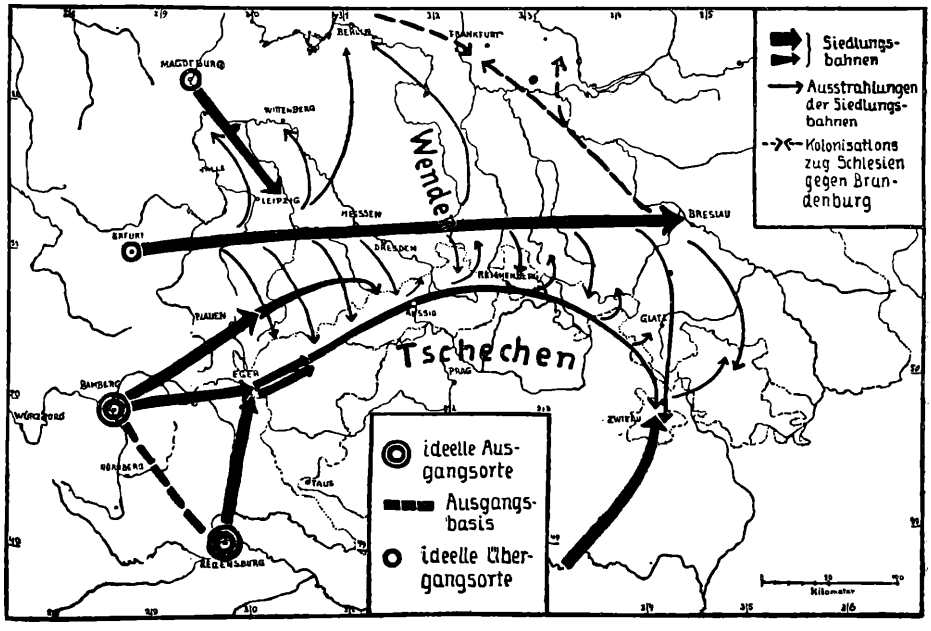
Angesichts solcher Kräfte spielte die Rohstofforientierung der Betriebe eine untergeordnete Rolle. Wohl sind die meisten sächsisch-thüringischen Industrien rohstofforientiert (Holz, Metall usw.) entstanden, aber sie haben ihren größten Aufschwung erst erfahren, als diese Quellen längst versiegt waren. Zum Teil schon seit Hunderten von Jahren sind sie nur noch durch die schöpferischen Kräfte des Arbeiterstammes an ihren Standort gefesselt, während die Rohstoffe auf zum Teil äußerst kostspieligem Wege aus anderen Ländern und Erdteilen herbeigeschafft werden, und schon im 19. Jahrhundert zogen Sachsen und Thüringen neue indu-

strielle Niederlassungen ausschließlich aus dem Grunde an, weil dort die besten und vielseitigsten Arbeitskräfte zu finden waren. Heute ist die Rohstoffbasis nahezu überall im Raum in Vergessenheit geraten. Was blieb, sind die Wesensmerkmale des Volkes, die vor der Erschließung der heimischen Rohstoffe vorhanden waren und die heute wieder als kostbares Gut im Vierjahresplan zum Einsatz gelangen (Bau von Zellwollwerken in Plauen und Schwarza u. a.). Nichts kann überzeugender die Ursprünglichkeit der gewerblich-wirtschaftlichen Begabung des eingesessenen Menschenschlages bekunden.

Nicht die Summe, sondern das Produkt all dieser Begabungen ist schließlich die besondere Veranlagung der Sachsen und Thüringer zur Handelsleistung, wobei die Sachsen wohl ein kleines Mehr auszeichnet. Die Veranlagung kristallisiert sich in den Punkten Erfurt und Leipzig, die schon als kleine Siedlungen eine stark gemischte Einwohnerschaft besessen haben. Sehr klar zeichnet sich im Falle Leipzig die Quellbedeutung der Blutmischung ab. Im „Schmelztiegel" der Leipziger Tieflandsbucht ist verschiedenes Blut bereits zu einem Zeitpunkt dem Vermischungsvorgang unterworfen worden, in dem zwar das Wesen des Durchzugslandes schon wirkte, die viel zitierte Mittellage der Bucht aber noch nicht einmal im Reichs-, geschweige denn im europäischen Wirtschaftszusammenhang bestand. Es ist einzigartig, wie hier eine innere Anlage der Bildung des bald den Raum überragenden Verkehrsmittelpunktes Leipzig entgegengekommen ist und wie diese Anlage ihre Kraft bewies, als die Leipziger Landschaft durch die ringsum wachsenden Räume seßhafter Stämme und Völker und die Formung der Nationalstaaten tatsächlich ihre deutsche und europäische Mittel- und Mittlerlage empfing. Aus der gegen die Fugger und Welser behaupteten Monopolisierung des Erzabbaues im mitteldeutschen Raum, aus der nimmermüden Pflege des Messehandels, aus dem von einer toleranten Zensur geförderten Buchverlagswesen, aus dem sorgfältigen Ausbau des Handelskreditwesens und vor allem aus der brillanten Messeprivilegienpolitik ganzer Ratsherrengeschlechter leuchtet die hellwache Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Leipzigers, dessen Bluterbe bis auf den heutigen Tag stärksten Anteil an der Grundgestaltung der Messe behalten hat. Die Geschichte der Leipziger Messe ist eine Geschichte ihrer Anpassung an die stetig wechselnden Erfordernisse des Wirtschafts- und Handelsverkehrs. Sie gipfelt Mitte des 19. Jahrhunderts in dem Übergang von der Waren- zur Mustermesse und damit in der Anpassung an die Verkehrsformen der modernen Industriewirtschaft und des Welthandels, deren Vollzug der Leipziger als der einzigen Messe der Welt gelang. Es rundet das Gesagte sinnvoll ab, wenn sich ergibt, daß bei der Erzielung dieses Erfolges die ursprünglichen Kräfte der Leipziger mit denen des ganzen sächsisch-thüringischen Wirtschaftsvolkes zusammenwirkten. Mit ihrer Rührigkeit und Umstellungsgewandtheit zogen die Sachsen und Thüringer den Weltmarkt in das Herz ihrer Landschaft, um diejenigen absatzwirtschaftlichen Nachteile auszugleichen, die

teils in der Eigenart der Erzeugung (Untauglichkeit der Produkte zum Musterversand), teils in der kleinbetrieblichen Unternehmungsform begründet waren.

In unseren bisherigen Erörterungen haben wir bereits hie und da auf wirtschaftlich wesentliche Unterschiede des Volkscharakters innerhalb des sächsisch-thüringischen Raumes hingewiesen. Daraus ergibt sich ganz allgemein die Frage, ob in den verschiedenen Siedlungsräumen besonders ausgeprägte Stammesmerkmale feststellbar sind, die ins Wirtschaftliche wirken oder gewirkt haben. Vergegenwärtigen wir uns dazu die Lage gegen Ende der Ostsiedlung.



Mitteldeutsche Siedlungsbahnen[1])

In Sachsen unterscheiden wir eine nördliche meißnische Siedlungsbahn von Bauern aus thüringischem Altland und eine südliche mainisch-norderzgebirgische, die auf der Linie Vogtland-Dresden verlief und Franken aus mainfränkischem Altland heranführte. Diese zweite Bewegung ist ein Teil der wirtschaftsgeschichtlich hochbedeutsamen mainfränkischen Siedlungsbahn, die sich, vom deutschen Südwesten kommend, nördlich des Fichtelgebirges spaltet in die Ostbahn durchs Egertal abwärts bis ins Lausitzer Gebirge und nach Schlesien und in die Nordostbahn durchs sächsische Erzgebirge bis zu der „Meißen-Freiberger Hemmungslinie" hin. Beide Bahnen haben sich über die Gebirgskämme hinweg kulturfüllend viel-

1) Aus: Ebert-Frings-Gleißner-Kötzschke-Streitberg, Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten, M. Niemeyer Verlag, Halle 1936. Karte 62.

fältig vereinigt, und zwar stärker von Süd nach Nord — ein Vorgang, den wir noch ausgeprägter im Thüringer Wald feststellen können, wo die Gebiete nördlich des Kammes bis etwa zur Unstrutlinie dem mainfränkischen Einfluß etwa seit 1000 mehr und mehr erlagen. Die Reihenfolge ist in Thüringen von Süd nach Nord ungefähr Franken-Thüringer-Kleinstämme nördlicher Herkunft — Niedersachsen; dabei bildet etwa die Saale die Grenze nach Osten. Am stärksten gemischt und am dichtesten mit Wenden durchsetzt ist der thüringisch-meißnisch besiedelte Teil Sachsens. Von diesem aus hat eine Bewegung von Siedlern ins Erzgebirge und damit dort eine Durchschichtung des Mainfränkischen mit dem Meißnischen stattgefunden. Mithin sitzen an den Nord- und Südhängen des Erzgebirges und im Egerland und von dorther im Lausitzer Gebirge, ferner im Vogtland und im ganzen Franken- und im Thüringer Wald vorwiegend F r a n k e n, die sich trotz ihrer starken Mischung mit anderem Blut einen ausgeprägten fränkischen Einschlag erhalten haben.

Es gibt nun sehr zu denken, daß sich diese mainfränkischen Siedlungsräume mit dem Verbreitungsgebiet der sächsisch-thüringisch-nordböhmischen Heimindustrien, Waldgewerbe und Spezialproduktionen fast aufs Haar genau decken. Das sind aber jene Wirtschaftszweige, deren letzte Grundlage in der Volkskunst, dem Geschmack, der Phantasie, dem Bastelsinn und der Geschicklichkeit der eingesessenen Bevölkerung besteht, die auf individuelle Produktionsmethoden angewiesen sind und in denen das Kleinunternehmertum vorherrscht. Uhrenindustrie, Spitzen- und Posamentenherstellung und Spitzenklöppelei, Holzschnitzerei, Erzeugung von Holzspielwaren (Erzgebirge) und Puppen, Spielwaren und Christbaumschmuck (Sonneberg und andere fränkische Siedlungen des Thüringer Waldes), Korbflechterei, Glas -und Porzellanfabriken im Thüringer Wald, im Frankenwald und in Nordböhmen, diese und ähnliche Zweige sind den fränkischen Siedlungsgebieten gemeinsam. Dabei verdanken im südlichen West- und Ostsachsen einzelne Spezialindustrien ihre Entstehung oder ihren Ausbau dem Zuzug von Volksteilen aus der mainfränkisch-süderzgebirgischen Siedlung. So sind die Neugersdorfer Textilindustrie und die Markneukirchen-Klingenthaler Musikinstrumentenindustrie z. B. Ergebnisse der Niederlassung böhmischer „Exulanten", die aus Glaubensgründen im 16. und 17. Jahrhundert nach Sachsen kamen.

Andererseits ergibt sich — nehmen wir die Großstädte mit ihrer verwischenden Wirkung aus —, daß die Massenfertigung in den meißnisch-thüringisch besiedelten Gebieten Sachsens mit stark wendischem Einschlag am ausgeprägtesten zu finden ist, während das fränkisch besiedelte Thüringen und Erzgebirge Gebiete der Individualerzeugung sind, und zwar auch außerhalb der eigentlichen Heimindustrien (z. B. Präzisionsarbeit und Feinmechanik in der lobdeburgisch-fränkischen Siedlung Jena). Die „Saalelinie" der volkskundlichen Forschung tritt auch hier hervor: im Westen vorwiegend individualistische, im Osten zunehmend Massenfertigung.

Im nichtfränkischen Siedlungsraum Sachsens ist auch früh schon der Einzelunternehmer von Großbetrieben aufgetaucht mit ungegliederten Massen von Lohnarbeitern, von denen geringe Intelligenz erwartet wurde; in Thüringen bis heute so gut wie nicht.

Am kennzeichnendsten für diese Entwicklung ist die Textilindustrie. Die — in Reichenbach im Vogtland z. B. auf „verfallener Bergnahrung" errichtete — Wollweberei stellte immer weitaus höhere geistige Anforderungen als die Leinwandweberei. Mit der beginnenden Leinwandproduktion für den Markt wird in Sachsen die Leinwandhausweberei das Privileg des ländlichen Proletariats im wendisch durchsetzten Siedlungsgebiet Nordsachsens und nimmt nach der Lausitz hin deutlich zu. Dort wurde sie im Süden von hochqualifizierter Textilindustrie abgelöst, die meist Gründungen von Böhmen fränkischen Blutes sind oder sich zumindest auf einen solchen Arbeiterstamm aufbauen. Nur aus der Lausitz wurden zur Zeit der Entwicklung der mechanischen Weberei Klagen laut über die Schwierigkeiten, eine intelligente und gegenüber dem Ausland konkurrenzfähige Arbeiterschaft heranzuziehen. Dort schuf der begabte Einzelunternehmer — an Namen ist kein Mangel — den Betrieb und zog mühsam die Arbeiterschaft heran, während im Erzgebirge und Südwestsachsen der Arbeiterstamm den Unternehmer zum Auf- und Ausbau seines Betriebes geradezu lockte. Wo immer in Sachsen hochqualifizierte und vor allem Geschmack erfordernde Weberei, Wirkerei, Spitzen-, Gardinen- und Teppicherzeugung auftaucht, dann im Gebiet der fränkischen Siedlung. „In der Vorgebirgszone", sagt der Geograph, „tritt die Textilindustrie im wesentlichen in großindustrieller Form auf, während sie im Gebirgsland mehr gewerbliche und handwerkliche Formen annimmt. Hier stützt sie sich auf die wirtschaftliche Initiative des Einzelnen, des Hausgewerbetreibenden, des Kleinunternehmers, dort stehen gewaltige Arbeitermassen im Dienste gewaltiger Unternehmer." Wenn wir aber über die Saale stoßen, so treffen wir in der fränkischen Gründung Apolda auf eine schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts betriebene „Phantasie-Strick- und Wirkwaren"-Industrie.

Wir möchten in all dem keinen Zufall sehen. Wenn Wähler in seiner Betrachtung der Volkskunst und der Spielzeugherstellung des Thüringer Waldes darauf hinweist, daß dort fränkisches Bluterbe den formalen Sinn stärker als anderswo entwickelte, so darf man in vorsichtiger Form weiterfassend sagen, daß Phantasiebegabtheit, Geschmacksempfinden und Bastelsinn die besonderen Beiträge der Mainfranken zu den Wesensmerkmalen des sächsisch-thüringischen Volkes im allgemeinen, und zu denen der Bewohner der bezeichneten Gebiete im besonderen sind. Dabei hat der erörterte Mischungsverlust an ganzheitlicher Substanz diese Begabungen in eine Form abgebogen, die für eine handwerklich-kleinindustrielle Produktion wie geschaffen waren, denn die volkskundliche Forschung ist sich darüber einig, daß der in den bezeichneten Gebieten ansässige Thüringer und

Sachse in der echten künstlerischen Gestaltung nicht sonderlich begabt ist, daß sich vielmehr, was anderwärts ganz, stark und herb zum Durchbruch kommt, bei ihm meist ins Kleine, Liebliche, Zierliche, Kindliche und Niedliche verwandelt. Gerade aber das hat seine große Bedeutung für die Ausfuhr dieser Heimindustrien gehabt. So hart es klingt: letzte und höchste Kunst ist keine gängige Handelsware! Hier schuf das kleine Zuwenig den spezifischen Handelswert der Begabung. Das Handwerklich-Gemütvolle dürfte fränkischen Blutursprunges sein, die Umgänglichkeit und Duldsamkeit als Voraussetzung zur Anpassungsbereitschaft an fremden, ausländischen und überseeischen Geschmack wird man als Mischungswert ansetzen dürfen. Wenn dabei in den Volkskunstindustrien im Thüringerwald mehr blumige bunte Malereien, farbige Ornamente, in Sachsen dagegen mehr knorrig-groteske Formen auftreten, so mag hier gleiches fränkisches Blut aus verschiedener Landschaft (herber, dunkler, härter hier, grüner Wald, blumige Wiesen dort) unterschiedliche Anregung geschöpft haben.

Die Herleitung aus dem mainfränkischen Bluteinschlag findet eine weitere Stütze in dem gesamten Verlauf der mainfränkischen Siedlungsbahn quer durch Deutschland (vgl. oben). Man hat diese Bahn an der Verbreitung der — fränkischen — Waldhufenanlage rekonstruiert. Es zeigt sich, daß diese Waldhufenanlage auch im alemannisch-fränkischen Altland bekannt ist. Waldhufenanlagen finden wir z. B. in den Gebieten der Schwarzwälder Heimindustrien! Angesichts solcher Gemeinsamkeiten halten wir es weiterer Untersuchung wert, ob sich diese Spezial- und Heimindustrien im Südwesten des Reiches auch auf einen fränkischen Blutseinschlag zurückführen lassen, zumal der deutsche Südwesten an sich die starke Blutsmischung und die Wirtschaftsstruktur mit Sachsen und Thüringen weitgehend gemeinsam hat. Dabei wird man beachten, daß diese mainfränkischen Begabungen offenbar erst durch den Mischungsvorgang frei werden. Darauf deutet die geringere Ausbildung solcher Eigenschaften in Gebieten ungemischter fränkischer Siedlung.

Auch die übrigen festgestellten Unterschiede finden leicht ihre Erklärung im verschieden starken Mischungsgrad oder Bluteinschlag. Die thüringische Industrie ist — mit Ausnahme der größeren Städte — in den Gebieten jenseits der Unstrut mit niedersächsischem oder anderem nördlichen Stammeseinschlag so gut wie nicht vertreten; das sind gleichzeitig auch die Gebiete geringster Vermischung. Im nichtfränkischen Sachsen ist die Mischung am stärksten; gleichzeitig herrscht dort das schnellste Arbeitstempo und ruheloseste „amerikanische" Geschäftigkeit. Dort beugt man sich auch eher, ist — wohl infolge des wendischen Einschlags — duldsamer und mehr zur monotonen Lohnarbeit geschaffen, während der Thüringer größere Freiheit und Ungebundenheit (Kleinstaaterei!) verlangt. Die Vogtland-Dresden- und die Saalelinie der Siedlungsforschung kehrt also auch in der Grenzziehung der Räume vorwiegenden Einsatzes von Massen- oder Persönlichkeitskräften wieder.

Manches, was bisher Historiker und Geographen nicht zu erklären vermochten,

würde nach unserer Deutung von selbst zufallen. Der sächsische Erzbergbau müßte als ein Faktor angesehen werden, der die Entwicklung derjenigen handwerklich-gewerblichen Tätigkeiten gestört oder gehemmt hat, denen sich das Wesen der ansässigen Franken eigentlich zuneigte. Diese Überlegung kommt vor allem, wenn man sieht, wie die Mainfranken des Thüringer Waldes ohne die vom Berg gestellte Aufgabe und zeitlich früher (Sonneberg ist als Waldgewerbestadt gegründet) zu den gleichen Neigungsbetätigungen griffen, die bei Wegfall des Bergbaues sofort auch von den fränkischen Erzgebirglern aufgenommen wurde. Ja mehr noch: dieselben und ähnliche Industrien sind im nichtbergbaulichen Nordböhmen ebenfalls fast gleichzeitig entstanden und entwickelt worden. Trotz der in Meißen erfolgten Erfindung des Porzellans ist es im Erzgebirge nicht zur Entwicklung einer Glas- und Porzellanindustrie, für die man die spezifisch volkskünstlerische Eignung der Franken annehmen muß, gekommen, wohl aber im Thüringer Wald und Frankenwald, in Nordböhmen und im Fichtelgebirge. Ebenso wie man die Hemmung des mainisch-norderzgebirgischen Siedlungszuges an der Schranke Meißen-Freiberg wirtschaftlich so erklären kann, daß dieser Zug durch die anhaltenden Erzfunde an den Raum gefesselt und zum Stillstand gebracht worden ist, kann man auch annehmen, daß die mainfränkische Mischbevölkerung des Erzgebirges durch die von der Natur gestellte Aufgabe des Erzabbaues in ihrer eigentlichen Entfaltung gehemmt worden ist.

Daß sie dahin drängte, ergibt sich einmal aus den Nachrichten über die frühe Ausübung dieser Gewerbe im Erzgebirge *neben* dem Bergbau (Holzspielwaren z. B. seit dem 16. Jahrhundert), zum anderen aus der Art der Erzverarbeitung. Das Erzgebirge ist von einer Unzahl höchst unrentabler Hochöfen kleinsten Ausmaßes übersät gewesen. Kann man darin den Ausdruck der Neigung des vom mainfränkischen Blut bestimmten Menschen zur Individualproduktion *am untauglichen Objekt* erkennen? Es ist in der ganzen Zeit des Erzabbaues im Gebirge von größeren Abbau- und Verhüttungszusammenschlüssen keine Rede, auch nicht in späterer Zeit, in der man schon Verbesserungen in der Verhüttungstechnik kannte, ja sogar im Erzgebirge erfand! Daß das Bergrecht, das *jedem* die Bergfreiheit gab, eine Konzentration verhinderte, ist nicht stichhaltig, hätten sich doch Zusammenschlüsse wenigstens in der Verhüttung bewerkstelligen lassen. Von dem Wirtschaftsgeographen ist dieses bergbauliche Kleinunternehmertum als förderlich für die spätere Ausbreitung des Gewerbefleißes und die wirtschaftliche Aktivität bezeichnet worden. Wenn hier ein Nachteil zum Vorteil umgemünzt werden konnte, so deswegen, weil sich damit ein Volk endlich zu einer ihm im Blute liegenden Neigung wenden konnte. Die „nachfolgende" blühende Kleineisenindustrie, das Gewerbe der Nagelschmiede und der Nadelmacher, das handwerklichen Hausindustriecharakter hatte, ist z. B. die Form, in der die Bevölkerung ihrer Neigung entsprechend die Metallfunde verwertete. Im sächsischen Bergbau-

gebiet sind die geförderten Erze fast immer selbst verhüttet und in den Bergstädten verarbeitet worden, woran sich auch Saigerhütten in Thüringen beteiligt haben. Vom Mansfelder Kupfer, also aus dem nichtfränkischen Siedlungsgebiet jenseits der Unstrutlinie hören wir, daß es nicht dort, sondern von Magdeburger, Nürnberger und Frankfurter Rotgießern und Messingschlägern verarbeitet wurde. Eine Fülle weiterer Einzelzusammenhänge wäre aufzeigbar; sie würden immer wieder nur den Durchbruch der aus dem Bluterbe wirkenden Kräfte klarlegen.

Ohne Zweifel haben Natur- und Umweltfaktoren zur Entfaltung der erörterten wirtschaftlich wesentlichen Eigenschaften und Begabungen Anregungen und Stützen geboten. So sahen wir, daß den Bewohnern Sachsens und Thüringens ein geographischer Faktor die Rolle des in einem Durchzugsland ansässigen Mittlers von Gütertauschen zwischen West, Ost, Süd und Nord zuwies, was ihnen ein gut Teil ihres weltoffenen Sinnes schenkte, und woraus mancher Anlaß zur Bildung von für den Markt produzierenden Gewerben entsprungen ist. Ferner haben wir soeben erörtert, wie stark die Bodenschätze des Erzgebirges die wirtschaftliche Entwicklung Sachsens und damit die Betätigungsrichtung seiner Einwohner bestimmt haben. Auch hat der Bergbau die Städtebildung begünstigt, und städtisches Denken ist gewerbliches, arbeitsteiliges Denken. Im bergbaulichen Neuland überwiegt ferner die männliche Bevölkerung, was die rationale Denkweise an sich in den Vordergrund rückt, und zum Denken in Handelswerten führte die früh eintretende Notwendigkeit einer Entlohnung der Bergleute in Geld statt in Naturalien. Schließlich lockte das geförderte Metall zum Verarbeiten und begünstigte so die Entfaltung einer handwerklichen, kaufmännischen und geistigen Elite in den Bergstädten.

Aber davon abgesehen, hat doch in den meisten Fällen eher ein Zuwenig als ein Zuviel an äußerem Anlaß die innere Entwicklung zum Wirtschaftlichen hin gefördert. So ist der Boden, abgesehen von den wenigen Inseln guter Beschaffenheit für die Landwirtschaft, sehr karg. Es lenkte also eher ein Mangel als ein Überfluß auf Betätigungsformen geistiger Art. Gerade dort, wo der Boden ausgesprochen dürftig war, im Thüringer Wald, im nichtbergbaulichen fränkisch besiedelten Sachsen und Nordböhmen sind die Heimindustrien entstanden. Ähnlich blieb vornehmlich in Sachsen infolge des Fehlens einer Tradition alter Kultur, wie sie z. B. die Stämme im Westen des Reiches aufwiesen, den jungen Koloniallandmenschen keine große Wahl: sie mußten sich Gegenwärtigem und Künftigem eher als Vergangenem zuwenden, weniger aus Überkommenem schöpfen, sondern Neues zu e r d e n k e n suchen.

Die Kolonialland-Umwelt mit ihrer Angewiesenheit auf den stammesfremden Nachbar mag auch beigetragen haben zur Umgänglichkeit im Wesen des Sachsen, die sich im Leipziger Raum zur Verständnisbereitschaft für den fremden Kaufmann und Händler formte, und die ihre stärkste Äußerung in der Tolerierung eines katholischen Königshauses durch eine rein protestantische Bevölkerung findet,

ein Königshaus im übrigen, das die wirtschaftlichen Geschäfte des Landes fast immer verständnisvoll, oft besser und glücklicher als die politischen geführt hat.

Eine wichtige äußere Einwirkung auf das Charakterbild wird man auch in dem beträchtlichen Fernzuzug solcher Menschen erblicken müssen, von denen man auf Grund des Anlasses ihrer Zuwanderung annehmen muß, daß sie mit gewerblich-wirtschaftlichem Denken und Handeln bereits vertraut waren. Die Harzer Bergleute des Erzgebirges sind in dieser Beziehung bereits sprichwörtlich geworden; die Parallele zu dem kalifornischen Abenteurer- und Glücksrittertum ist jedoch abzulehnen, denn die eigentliche mainfränkische Besiedlung der Bergbaugebiete ist nicht so erfolgt. Erwähnung verdient weiter, daß in Sachsen die bäuerlichen Siedler zum Teil mit dem Hinweis auf die gute Absatzgelegenheit für landwirtschaftliche Erzeugnisse in den Bergstädten ins Land gerufen worden sind, eine Annahme, die eine Stütze in der außerordentlich milden Form der mitteldeutschen Grundherrschaft (geringe leibherrliche Bindungen, geringer und in Geld abgelöster Pachtzins usw.) findet. Aber wenn solchem Ruf vorwiegend die mit erwerbswirtschaftlicher Neigung begabten Bauernsöhne des Westens gefolgt sein mögen, so ist damit noch nicht die Fortvererbung einer solchen Neigung ohne weitere Blutsmischung anzunehmen. Das gilt auch für alle anderen derartigen Selektivwirkungen, z. B. für die Zuwanderung flämischer Färber und den Fernzuzug von Kaufleuten in die oberen Bürgerschichten Leipzigs und anderer kleinerer Handelsstädte. Die modernen Arbeiterwanderungen beanspruchen eine Betrachtung für sich.

Schließlich ist gelegentlich noch darauf hingewiesen worden, daß die Kontrastarmut der Hügellandschaft in der Mitte und im Norden keine starken einseitigen Eindrücke und keinen bestimmten Rhythmus (Strom, Meer, Berge) vermittelt und daher das ausgleichende, beide Teile einer Sache sehende Wesen der Bewohner nicht wenig gefördert hat. Von ähnlichen Wirkungen der Landschaft haben wir schon beim Vergleich der Volkskunstindustrien des Thüringer Waldes und des Erzgebirges (siehe oben) gesprochen.

Alle diese Einflüsse aus Natur und Umwelt haben zum Bild des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen beigetragen, es aber nicht entscheidend bestimmt. Letztlich bestimmend waren allein die Kräfte des Blutes. Wenn heute gern die sächsisch-thüringische Wirtschaft als eine Verkörperung der gesamtdeutschen bezeichnet wird, so sollte nach dem Gesagten gewagt werden, diese Verkörperung auf jene Vereinigung des Blutes fast aller deutschen Stämme im sächsisch-thüringischen Raum zu beziehen.

Literatur: Aubin, Entwicklung und Bedeutung der mitteldeutschen Industrie, Halberstadt 1924. — Ebert-Frings-Gleißner-Kötzschke-Streitberg, Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten, Halle 1936. — Lütge, Die mitteldeutsche Grundherrschaft, 1934. — Röllig, Die Wirtschaft Sachsens, Leipzig 1928. — Wähler, Die Bewohner Mitteldeutschlands, Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, 5. Jahrg., 5. Heft, S. 133 ff. — Sachsens „grüner" Handel, Neue Leipziger Zeitung, Nr. 173, 1936.

FRANZ PAUSER:

Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart III

Wenigen geographischen und politischen Bezeichnungen ist es beschieden, so sehr einer genaueren zeitlichen und örtlichen Feststellung zu bedürfen, wie es bei den Begriffen Burgund und Burgunder der Fall ist. Seit den Tagen Karls des Kühnen ist der Klang dieser Worte mit dem französischen Herzogtum dieses Namens und mit den Gebieten um den schweizerischen Jura verknüpft; frühere Vorstellungen wurden von ihnen überlagert. Die Landschaft, welche die Ausstrahlung der Herrschaft der ursprünglichen Burgunder erblickte, ist dem Gedächtnis unseres Volkes entschwunden, wie die große Geschichte unseres längst verklungenen und vergessenen mittelalterlichen Reiches — auch in ihren Auswirkungen bis zur Gegenwart.

Um gegen die vordringenden Fluten der Völkerwanderung die immer noch römische Provincia zu sichern und mit dem Rhone-Korridor zugleich die Verbindung mit dem letzten Rest der Römerherrschaft im Seine-Becken aufrechtzuerhalten, hatte Aëtius 443 dem verbündeten deutschen Stamm der Burgunder die (oben beschriebene) „Sabaudia" am Ausfluß des Genfer Sees überlassen — an der Sperre, die schon Cäsar vor den Helvetiern aufgerichtet hatte. Aber im Unterschied zu der Bauernsiedlung der Alemannen und Bajuwaren, welche in geschlossenem Verband ihr Volkstum in den Alpenraum vortrugen, fehlte es den Burgundern nicht allein am Willen zu völkischer Behauptung; ihre Königsmacht begnügte sich vielmehr mit der Ansiedlung zur Beherrschung bestimmter Verkehrspunkte. Und schließlich führte ihr Vordringen nordwärts, in der Maxima Sequanorum — der südlichen Hälfte der ehemaligen Germania Superior —, zwischen den Sichelbergen und den Berner Kalkalpen zu einer Abriegelung der alemannischen Landnahme. Statt zur Begründung eines Eckpfeilers des Deutschtums in Anlehnung an den südwestlichen Alpenzug kam es also letzten Endes durch die Ausbreitung der Burgunder einerseits zur Zerreißung des natürlichen Siedlungsraumes der Alemannen vom Sundgau bis ins Oberland — und im burgundischen Bereich selber zu einer Aufspaltung in die Landschaften, aus welchen in der Folge das Herzogtum der Bourgogne, die Freigrafschaft und die westlichen Gaue der Schweiz und auch die Paßstaaten der Savoyer und des Delphinats hervorgehen sollten.

Wenn hinwiederum diese Teilräume westlich des Alpenkammes später großenteils der Ausdehnung Frankreichs zum Opfer fielen, so kündigte sich die Kraftlinie aus dem Einzugsgebiet der Seine nach dem Südosten schon 534 in der Vernichtung des ersten Burgunderreiches durch die Söhne Chlodwigs an. Und 575 griffen die Merowinger bereits über die Wasserscheide hinüber und stellten mit der Eingliederung des Aosta-Tals die innere Verbindung ihrer Herrschaft mittelst der Über-

gänge rings um den Montblanc her. Seitdem wird hier auf der Talstufe beim mittelalterlichen Fort Bard nach dreizehn Jahrhunderten noch die Sprachgrenze gezogen. Der Oberlauf der Dora Baltea wird durch den Markt von Aosta am Fuße der beiden Sankt Bernhard-Pässe mit den anstoßenden Tälern, dem Wallis und der Tarentaise, verknüpft; und die Almwirtschaft kennt nur die Gefällstufen als Begrenzung des naturgegebenen Lebensraumes der Gebirgsbevölkerung, mühelos weiden ihre Herden beiderseits der Kämme. So wirken die Bergbauern und die frühe Ziehung der politischen Grenze zusammen, um den Dialekt des Aosta-Tals in das Sprachgebiet westlich der Wasserscheide einzubeziehen. Während aus dem Provinzial-Latein im Küstenland die Schöpfung der provenzalischen Sprache entspringt, ist auf dem Boden des ersten Burgunderreiches das Franko-Provenzalische erwachsen, welches — in klarer Unterscheidung von dem Französischen des Pariser Beckens — bis zur Stufe am Fort Bard reicht. Dagegen nimmt der untere Abschnitt der Dora Baltea mit den Endmoränen von Ivrea als Mittelpunkt an der Entwicklung der Mundarten und der Kultur Oberitaliens teil — des Siedlungslandes der Langobarden. So haben sich schon frühzeitig sprachliche und volkliche Grenzen ausgebildet, welche alle politischen Veränderungen bis in die Gegenwart hinein überdauert haben.

Das zweite Herübergreifen über den Alpenkamm von Westen her macht mit dem Reich der Langobarden dem werdenden neuen Italien ein Ende. Brachten die Merowinger das Königtum der Burgunder zum Verschwinden, so zerstören die Karlinge jenes der Langobarden. Die Nebenbuhler aus germanischem Stamme sind beseitigt; der Weg ist frei, und die Herrschaft der Franken dehnt sich nun von den Gestaden des Ozeans bis in die Mitte der Apenninischen Halbinsel aus. Aber die Blickrichtung auf die Unterwerfung staatlicher Gebilde hemmt die Erkenntnis von den machtpolitischen Möglichkeiten geistiger Kraftzentren: Bis zur Schenkung Pippins war ein Gleichgewicht in dem Nebeneinander des Bischofs von Rom und des Kirchenfürsten von Ravenna gegeben. Dessen Unterordnung unter die päpstliche Gewalt im Zusammenhang mit der Aufhebung des Exarchats führt eine Verlagerung der Kräfte im italienischen Raum herbei, die als solche erst der Zukunft bewußt werden wird.

Schließlich werden bei der Reichsteilung zu Verdun der Raum der Westalpen und seine Vorlande aus den übrigen Frankenreichen ausgegliedert. Sie durchlaufen eine Zeitspanne wechselnder Herrschaften; auf das eigentümlich rasche Aussterben des Hauses Kaiser Lothars folgt die Episode weniger Jahre der Zugehörigkeit zum Reiche Karls des Kahlen. Aber alsbald nach dessen Tode geschieht die endgültige Ablösung, und unter Karl dem Dicken bleibt der westliche Alpenraum außerhalb des vorübergehend wiedervereinigten Frankenreiches, zu welchem jedoch Italien zählt.

Während des Niedergangs der Karolinger entstehen auf der westlichen Ab-

dachung der Alpen zwei neue Staatlichkeiten: Im Raum der Provence und etwa des späteren Delphinats läßt sich 879 der Schwiegersohn Kaiser Ludwigs II., Graf Boso von Vienne, zu Arles als König von Niederburgund krönen. Und in den Durchgangslandschaften um den Genfer See, beiderseits der Jurahöhen wie auf den Flanken des Großen Sankt Bernhard errichtet 888 Rudolf Welf, der Laienabt des Klosters zu Sankt Moritz im Wallis, das Königreich Hochburgund. Südlich der Alpenketten endlich wirft sich nach dem frühen Tode Arnulfs von Kärnten Berengar von Friaul zum König von Italien auf und erlangt 915 sogar die Kaiserkrone.

Aber alsobald setzen Bestrebungen zum Zusammenschluß des Alpenraums mit dem Flachland ein: Auf der Anmarschlinie längs der Dora baltea versucht Rudolf II. die Eroberung Oberitaliens. Sein Vorstoß mißlingt wegen der Bedrohung seiner Flanke durch König Hugo von Niederburgund. Allein 933 kommt es zum Ausgleich und Bündnis. Hugo verzichtet auf Niederburgund, er wird zum König von Italien gekrönt; und seinem Sohne wird Rudolfs Tochter Adelheid (die spätere Gemahlin Ottos des Großen) vermählt. Auf der westlichen Abdachung der Alpen ersteht mithin aufs neue ein großes Burgunderreich (und nahezu in den Grenzen des ersten) als Arelatisches Königreich mit der Hauptstadt Arles, wo die Durchgangslinien aus dem Norden Europas mit der Schiffahrt des Mittelmeeres sich treffen.

Jedoch schon 945 wird Hugo aus Italien vertrieben — Berengar von Friaul und Ivrea, Herr der beiden Flanken des Tieflandbeckens des Po, errichtet ein Königtum am Fuß der Alpenpässe; eine neue politische Einheit ist im Aufsteigen, welche in der Folge auch die Oberhand über die päpstliche Macht zu erlangen vermag. Nun schaltet sich Otto der Große ein; erstmals überschreitet ein deutscher König den Brenner 951. Otto fegt den neugebildeten Staat aus dem südlichen Vorfeld; der Papst tritt unter kaiserliche Schutzherrschaft, und nur deutsche Könige tragen hinfort die Kaiserkrone. Endlich wird durch Ottos Vermählung mit der verwitweten Adelheid ein Erbanspruch auf Burgund begründet; den fernen Nordlanden öffnet sich in breiter Front der Zutritt aus dem damals entlegenen Hintergrunde zum Reichtum des Südens, zum Weltmeer und Welthandel.

1033 fällt das Arelatische Reich beim Ableben des letzten Welfen seinem Neffen, Kaiser Konrad II., zu. Es ist die dritte Krone des deutschen Königs; sie zu wahren, ermangelt er nicht der Unterstützung durch die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, sowie durch den Grafen Humbert Weißhand von Maurienne aus sächsischem Geschlecht, den Ahnherrn des savoyischen Hauses. Dieses wird in der Folge zum eigentlichen Nutznießer der Selbständigkeit des Arelats sich entwickeln: Bereits 1050 erschließt einem seiner Söhne die geschickte Heirat mit der Erbtochter des Markgrafen von Turin den Eintritt in die Po-Ebene im künftigen Piemont. Ein anderer wird zum Bischof von Sitten und Abt des reichen Klosters

zu Sankt Moritz im Wallis bestimmt; damit faßt das Grafenhaus nach dem zuvorigen Erwerb des Aosta-Tals auch nördlich des Montblanc Fuß. Und als endlich Amadeus II. seinem Schwager, Kaiser Heinrich IV. (auf dem Wege nach Canossa) 1076 den Übergang des Großen Sankt Bernhard sichert, erfolgt in der Gewährung weiterer Rechte an dieser Paßstraße die Abrundung der Schlüsselstellung der Savoyer am Knie des Alpenzuges — von der Linie des Mont Cenis (Maurienne — Dora riparia) und ihrer Parallele am Kleinen Sankt Bernhard (Tarentaise — Dora baltea) bis zum Großen Sankt Bernhard und dem Durchlaß in der Klause von Sankt Moritz zum Genfer See und den Juraübergängen, wie dem Netz der Aare.

Auf dieser Linie geschieht um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Vorstoß des Grafen Peter II. Er dringt weiter in das schweizerische Mittelland vor, bis in den Rücken von Freiburg, jenseits der deutschen Sprachgrenze; er erlangt die Schirmherrschaft über Bern, erwirbt Gebiete selbst am Bieler See und nach dem Osten hin auf der voralpinen Längsverbindung des Berner Oberlandes bis ins Hasli-Tal. Jedoch als er sich anschickt, auch auf die Landgrafschaft Thurgau und die Vogtei über Glarus auszugreifen, setzt der Gegenstoß durch Rudolf von Habsburg ein und wirft den Savoyer in das Waadtland zurück.

Während der Ausfall der savoyischen Grafen aus dem Hochgebirge weit nach Norden das Ziel hat, ihre Stellung an den Alpenpässen bis ins nördliche Vorfeld hinein auszubauen, werden diese Vorlande auf der Abdachung der schweizerischen Alpen durch ausgesprochene Zergliederung des alemannischen Siedlungsgebiets gekennzeichnet. Haben schon die wiederholten Teilungen des Herzogtums Schwaben den gewachsenen Zusammenhang des Stammes der Alemannen beiderseits des Rheins unterbunden, so folgt im Einzugsgebiet der Aare mit der Zertalung des Raumes eine Beschränkung der Blickrichtung auf kleine räumliche Einheiten. Zwar war es den Zähringern gelungen, während eines Jahrhunderts eine Klammer vom Breisgau zum Genfer See zu schlagen; aber durch das Fehlen einer Verknüpfung mit den schwäbischen Kernlanden wurde sie zum Wegbereiter einer abgesonderten Staatlichkeit im Aarenetz. Alsbald nach der Erschließung des Alpenübergangs am Gotthard, welcher die Vorzüge der kürzesten Tiefenlinie mit einmaliger Steigung vereinigt, ersteht eine neue Kräfteballung: Aus der Reichsunmittelbarkeit, welche König Heinrich und Kaiser Friedrich II. den Talleuten von Uri 1231 und Schwyz 1240 gewähren — um den Alpendurchlaß dem Zugriff der Territorialgewalten zu entziehen —, erwächst, in mannigfacher Gliederung, „Der Große Bund in Oberdeutschen Landen". Er verdrängt die Erben der Dynasten, und in jähem Aufstieg erhebt sich die Eidgenossenschaft zu einer europäischen Großmacht. Gerade als sie sich anschickt, den zentralen Alpenraum mit seinem Vorgelände beiderseits der Kämme zusammenzufassen, zerreißt der Faden auf dem zerteilten alemannischen Siedelboden endgültig: Über innenpolitische Dinge — Ein-

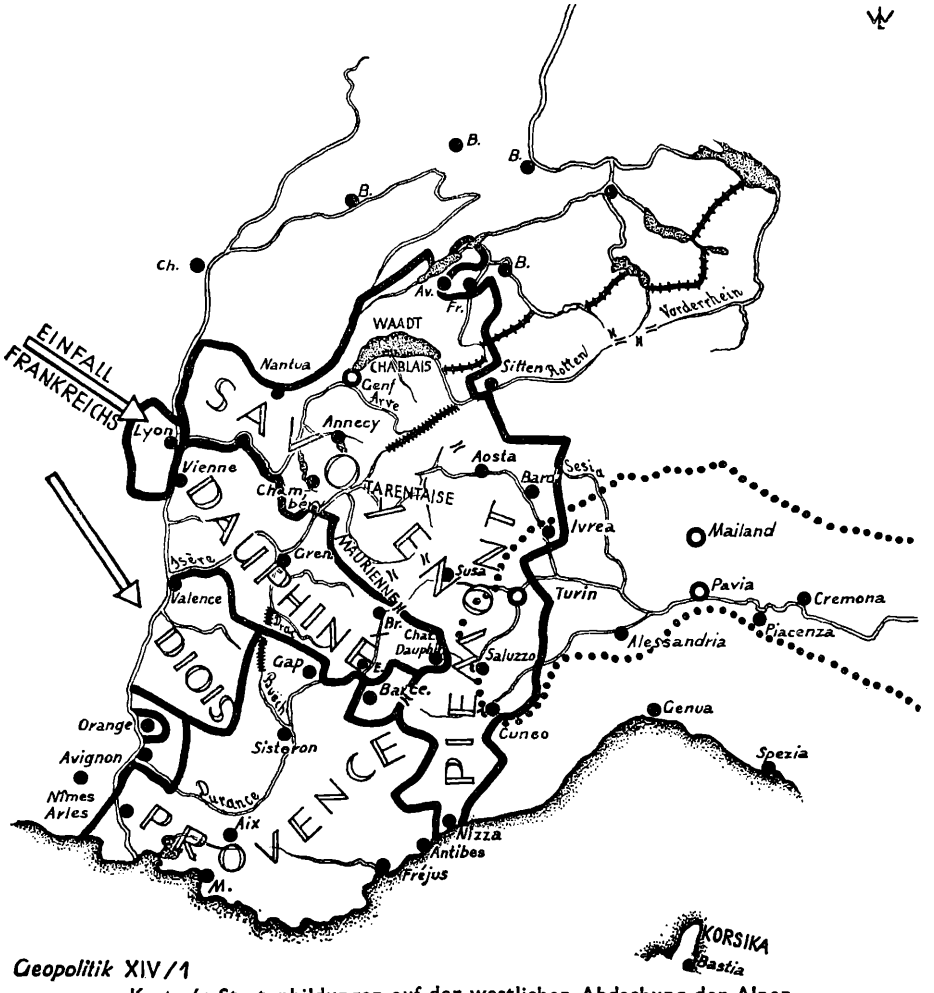
führung des Römischen Rechts und Steuerfragen — geht dem Reich, zugleich mit dem einzigen deutschen Stamm, in welchem damals ein Machtwille im Volke begründet war, der Raumschutz der an die Alpen angelehnten Südwestmark verloren — und ohne daß das deutsche Volk in seiner notorischen Blickwendung binnenwärts[1]) und in seinem Mangel an Grenzgefühl sich noch lange nachher der eigentlichen Bedeutung des Vorgangs bewußt wird!

Aber auch die Savoyer büßen ihr Vorland im Norden der Alpenketten ein: Auf den Spuren der Landnahme der ursprünglichen Burgunder hatte sich ihre Herrschaft — als politische Macht, nicht in der Ansiedlung von Savoyarden! — im zähringischen Erbe ausgebreitet. Nun wird sie 1475 und 1536 auf den drei Linien: aus dem Mittelland, der voralpinen Längsverbindung im Oberlande und der inneralpinen Furche des Wallis — wieder aus der Paßlandschaft zwischen Jura und Alpenwall verdrängt; und mit dem Verlust des Unterwallis und seiner uralten Paßstraße wird der Große Sankt Bernhard zum ersten Male seit dem frühen Mittelalter wieder zur Grenze. Dennoch ist die Drehung der Achse des Herzogtums nicht verhängnisvoll; nicht von Norden her wird es in seinem Bestand bedroht. Immer noch reicht es von der Bresse, der Landschaft nahe dem Einfluß der Saone in die Rhone, quer über den Mont Censis und den Kleinen Sankt Bernhard und über die Grajischen Alpen hinweg in die oberitalienische Tiefebene hinüber. Hier haben die Jahrhunderte nach der Stauferzeit im Becken des oberen Po die Klammerung der alten Liguria mit der Gallia Transpadana der Römer zur vertikalen Einheit des Piemont zuwege gebracht.

Entscheidend wird jedoch das Versäumnis der Sicherung der Flanke gegen den Südwesten: Dort ist es nicht allein möglich, von Briançon aus ins Piemontesische vorzustoßen — sowohl auf Turin als auch über das Becken von Barcelonnette und den Col de Larche nach Cuneo im Süden —, vielmehr kann durch den Einbruch in die Täler der Dora Riparia oder der Maurienne die Verbindung der Landesteile beiderseits des Alpenkammes abgeschnitten werden. Schließlich ist aus der Schlüsselstellung von Grenoble auch Savoyen nochmals zu zerteilen, sei es durch das Graisivaudan oder in Umgehung der Grande Chartreuse oder über sie hinweg unmittelbar auf die Hauptstadt Chambéry. Dagegen wird der Zusammenhang der Zone von Briançon mit Grenoble, quer über die westliche Abdachung hinweg, im Becken von Gap und dem Stück der Längstalnarbe, durch das Pelvoux-Massiv gegen den Norden geschützt.

Gleich einem Keil ist die Dauphiné zwischen den savoyischen Landen und der Provence — Reichslehen, das schon 1246 an das Haus Anjou übergeht — in den Raum der Westalpen vorgetrieben. Noch als sich der Aufstieg der Herren von

1) Inschrift am Kapitol zu Washington:
„The spirit grows with its allotted spaces —
The mind is narrow in a narrow sphere!"



Geopolitik XIV/1

Karte 4: Staatenbildungen auf der westlichen Abdachung der Alpen
(Stand um 1300): Achsendrehungen gegenüber der Römerzeit.
(Grundlagen: Putzgers Histor. Atlas und Schweizerisches Lexikon)

Staatsgrenzen
Rand der Tiefebene des Po
In den Zentralalpen
In den Westalpen
} Abschnitte der voralpinen Längsverbindung

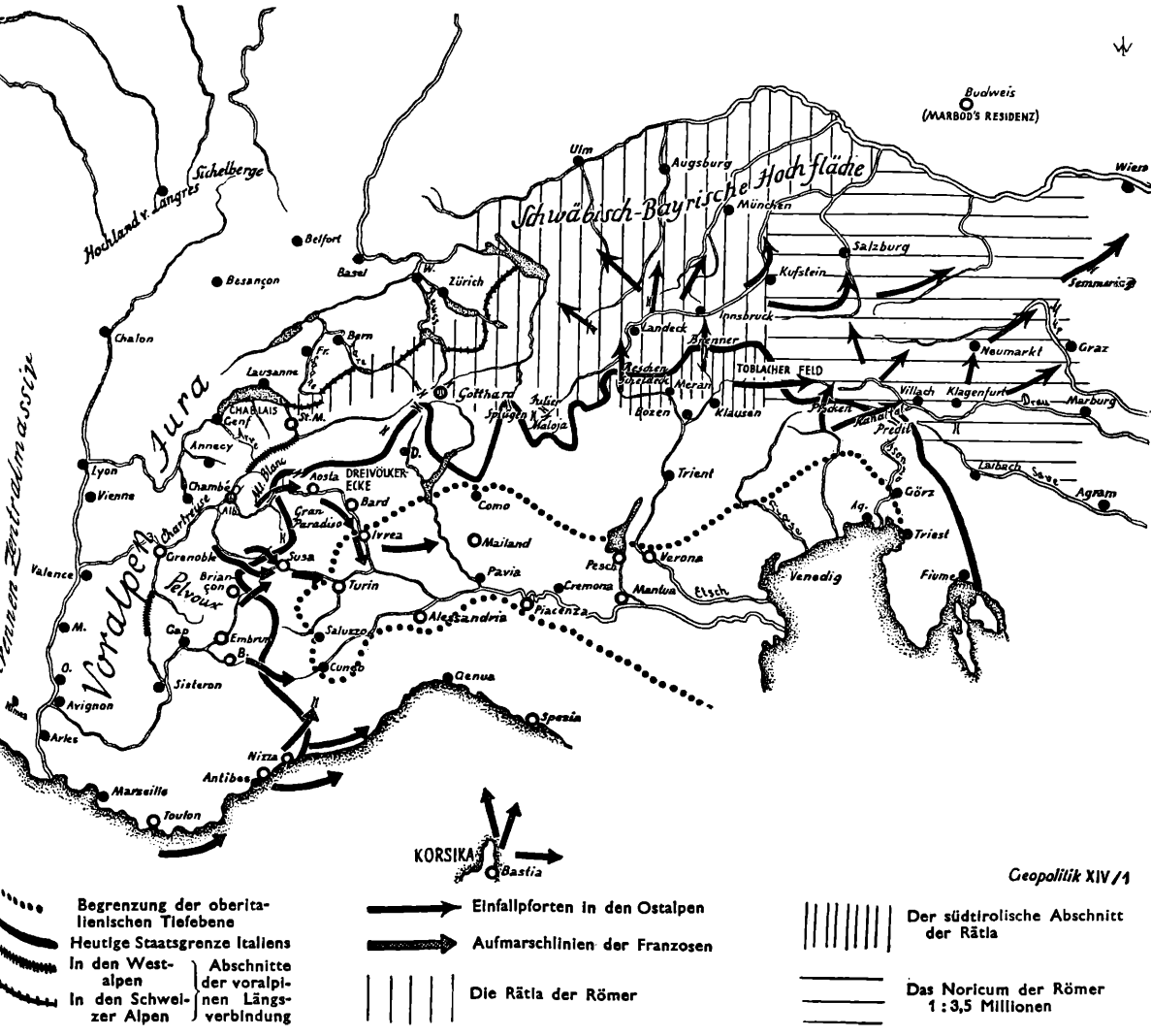
Maurienne vorbereitete, war es einem Grafengeschlecht zu Albon im Viennois gelungen, die Talschaften des Graisivaudan, Gapençois, Embrunois und Briançonnais zu vereinigen. 1307 leitet die Einverleibung der Stadt Lyon (gegen den Willen der Bevölkerung!) in das Königreich Frankreich die große Umlagerung der Kräfte ein: Das mittelalterliche Handelszentrum wird zur französischen Provinz; die Achse der Straßenzüge wird aus der Nord-Süd-Richtung auf Paris abgedreht. Die bisherige Theorie der „natürlichen Grenze an den vier Flüssen" (Rhone, Saone, Maas,

und Schelde!) wird nun von den Franzosen aufgegeben; es folgt der Vorstoß in den Raum der Westalpen, später jener gen Italien. Und als endlich der letzte Graf von Vienne, Nachfahr des Barons Tour du Pin, des Gemahls der Erbin der Delphinen, 1349 das Delphinat gar an den Sohn des Königs Philipp Valois verkauft — in der Zeitspanne zwischen der Niederlage der Franzosen bei Crécy (wo König Johann von Böhmen für Frankreich fiel), und dem Siege des Schwarzen Prinzen bei Maupertuis —, bleibt die Sternenstunde zur Rückgewinnung Burgunds im hundertjährigen Kriege der Franzosen mit den Engländern auch von Savoyen ungenutzt. Im Gegenteil, Kaiser Karl IV. belehnt den König von Frankreich im selben Jahre 1356 mit dem Delphinat, und 1377 überträgt er nach dem Savoyerfürsten dem Dauphin das Reichsvikariat in ganz Burgund. Karl IV. begnügt sich damit, durch seine eigene Krönung zu Arles 1365 den Rechtsanspruch der deutschen Könige in der Form festzuhalten. Aus diesem Blickwinkel, an der Nahtstelle der drei Reiche, seien es nun Deutschland-Burgund und Italien oder Frankreich-Burgund und Italien, wird anderthalb Jahrhundert später Franz I. gegen Karl V. nach der Kaiserwürde streben.

Savoyen aber bildet in jenen Zeiten die Mark des Reiches. Seine geographische Lage erzwingt die Anlehnung an stärkere Gruppen zum Schutz vor der wachsenden Ausbreitung der französischen Macht. Und die Folgen jener Unterlassung der glücklichen Erheiratung des Delphinats haben ihre Auswirkung auf die gesamte künftige Politik der Savoyer — bis auf den heutigen Tag!

Ohne Flankensicherung, am Ende der Anmarschlinien Hannibals, wird das Land bald zum Kriegsschauplatz: 1538 verschwindet es beim Waffenstillstand zwischen Karl V. und Franz I.; allein 1559 ersteht es aufs neue im Frieden zu Le Cateau-Cambrésis. Im Pfälzer Raubkrieg steht es auf der Seite der Großen Allianz gegen Ludwig XIV. Dann wechselt es jedoch kurz vor dem Spanischen Erbfolgekriege zu Frankreich über. Englische Subsidien und die Aussicht auf Landgewinn führen es 1703 wieder zu den Verbündeten zurück. Aber ungeachtet des Sieges Marlboroughs, des Prinzen Eugen und des Markgrafen Ludwig von Baden 1704 — auf dem nördlichen Vorland des Alpenwalls, bei Höchstädt an der oberen Donau! — fällt ganz Savoyen mit Oberitalien vor dem Feldherrn Ludwigs, dem Herzog von Vendôme. Erst der glänzende Sieg Eugens beim Entsatz des belagerten Turin 1706 vertreibt die Franzosen aus der Po-Ebene; und der Friede zu Utrecht schließlich 1713 stellt den Besitz des Savoyerhauses im Alpenraum wieder her und gibt ihm dazu noch — in Einleitung der Entwicklung zum südlichen Italien hin! — Sizilien als Königreich (welches in der Folge gegen Sardinien eingetauscht wird)!

Am Ende des Jahrhunderts nimmt Savoyen an der Ersten Koalition gegen die Französische Revolution teil; aber 1797 wird sein König, unter Abtrennung der savoyischen Stammlande und Nizzas, von Napoleon zum Bündnis gezwungen. Und



1802 wird am Ende auch das Piemont französisch, und Frankreichs Grenze ist bis in die Aemilia hinein vorgestoßen!

Von nun an ist die überlegene Stärke des Beherrschers der westlichen Abdachung der Alpen endgültig dargetan; die französische Orientierung der großen Politik des savoyischen Hauses erlangt die Oberhand. Und vor den geographischen Bedingtheiten kommt selbst die Veränderung der Siedelverhältnisse politisch nicht zur Geltung: Wenn heute italienische Wachstumspitzen auch im Rhone-Korridor eingesenkt sind — im ehemaligen Raumpuffer, von welchem das binneneuro-

päische Reich der Römer seinen Ausgang nahm —, so werden sie dennoch in diesem Abschnitt der Vorlande des Alpenzugs nicht als Machtgrundlage dienen können, denn das Römerreich fußte auf dem freien Seeweg zum Forum Julii, d. h. auf der Herrschaft im Mittelmeer. Und seitwärts des Rhone-Korridors sicherten freundliche Völker den Alpenraum — das Hochgebirge, das den Italienern wie Römern und Franzosen lebensfremd bleibt und daher auf beiden Staatsgebieten einer zunehmenden Entsiedelung anheimfällt! An die Stelle dieses Flankenschutzes durch neutralen Boden ist die politische Grenze auf dem Alpenkamm getreten; selbst der letzte Abschnitt der Anmarschlinien Hannibals, die savoyischen Stammlande, fallen 1860 Frankreich zu.

Damit wird (auch ohne der zusätzlichen Angriffsstellung Korsikas zu gedenken!) die Festlandgrenze Italiens nach Westen hin undurchdringlich: In tiefer Gliederung leiten vier Linien über die westliche Abdachung heran. Ihnen entgegen stehen in dem schmalen Randgebiet des Steilabfalls vor der Ebene des Po nur die beiden Züge der Dora baltea und Dora riparia, welche wiederum durch die Viertausender-Masse des Gran Paradiso voneinander geschieden werden. Nicht in diesem Teil der Alpenketten wird dann die Theorie der „natürlichen Grenze auf der Wasserscheide" mit Eifer verkündet — um schließlich einer noch vorteilhafteren Platz zu machen: Dem dritten Italien schenkt der Ausgang des Weltkrieges mit dem Saum der alten Raetia am Fuße der Ostalpen eine Raumtiefe, die nicht geringer ist als jene der gesamten westlichen Abdachung! Und eine im außerdeutschen Raum beispiellose Konstellation — nicht eigenes Verdienst, es bestehe denn in der Geschicklichkeit, den reifen Apfel, der dem Wartenden zufällt, nicht entgleiten zu lassen! —, die Gunst der Stunde wirft unverhofft dem „vierten Italien" im wieder erstehenden „Noricum" ein Vorfeld in seiner modernen Form zu! Und damit wird endlich der Versuch unternommen, das Reich Cäsars und des Augustus in umgekehrter räumlicher und zeitlicher Folge aufs neue „aufzuzäumen" — aber das steht auf einem anderen Blatte.

Schließlich scheint nach den Erfahrungen aus dem Feldzuge in Abessinien — mit seiner (allerdings einseitigen) Verwendung der Luftwaffe in großem Maßstabe — eine Neubewertung der Anmarschlinien im Gebirge einzutreten. So zweifellos im bisherigen Landkriege, d. h. vor der Entwicklung des Flugwesens, die Überlegenheit des Beherrschers der westlichen Abdachung der Alpen vorhanden war — nunmehr drängt sich die Frage auf, ob angesichts der geringen Möglichkeiten des Ausweichens auf den in den Gebirgskörper eingegrabenen Verbindungslinien auch weiterhin deren Behauptung und Sicherung, oder vielmehr die Möglichkeit zu ihrer Störung und sogar Unterbindung gegeben sein wird.

R. S.:
Japanische Agrarfragen III

Inhaltsangabe:

1. Die Bedeutung der Landwirtschaft für Japan
2. Klima und Arbeitsweise in Japan
3. Das Eigentum des Bauern am Boden
4. Japanische Pachtverhältnisse
5. Schulden, Steuern, andere Lasten des japanischen Bauern
6. Lebensstandard des japanischen Bauern
7. Strukturwandel der japan. Landwirtschaft
8. Agrarpolitische Meinungen

V. Schulden, Steuern, andere Lasten der Bauern

Die Belastung der japanischen Bauernschaft beschränkt sich durchaus nicht nur auf Pachtzahlungen. Eine große Anzahl direkter Staats-, Provinzial- und Gemeindesteuern, dazu noch recht hohe indirekte Steuern, die nicht erfaßt werden können, kommen hinzu. Außerdem gibt es noch zahlreiche Sonderabgaben für wirtschaftliche Verbände und Vereinigungen. Die Hauptstaatssteuer, die Grundsteuer, wird fast ausschließlich vom Grundbesitzer geleistet. Nur in Ausnahmefällen hat auch der Pächter einen Teil zu übernehmen. Die anderen Steuern werden in abgestufter Höhe von allen Bauernkategorien aufgebracht. Alle Steuern müssen in Geld gezahlt werden, was für den armen Bauern seine besonderen Schwierigkeiten hat. (Verkauf der gesamten Ernte sofort nach der Ernte bei der später sehr häufig auftretenden Notwendigkeit, neue Lebensmittel zu eventuell erhöhten Preisen kaufen zu müssen.)

Im allgemeinen ist die steuerliche Belastung des Dorfes unverhältnismäßig hoch. So leicht die Besteuerung für große Vermögen und Einkommen aus Handel und Industrie ist (im Interesse der Kapitalbildung, die in einem armen und ehrgeizigen Lande so wichtig ist), so schwer wiegt die Besteuerung der Landwirtschaft. Bewußt treibt der japanische Staat auch in dieser Hinsicht eine Politik, die alle Rücksichten auf den modernen Teil der japanischen Wirtschaft nimmt, aber wenig Entgegenkommen für ihren schwächeren landwirtschaftlichen Teil zeigt. In einer Veröffentlichung eines landwirtschaftlichen Verbandes von sechs Provinzen von 1931 werden z. B. folgende vergleichende Angaben gemacht:

Verhältnis der Steuern und Lasten zu den Einkommen

	Einkommenstufe		
	500 Yen	1000 Yen	2000 Yen
Grundbesitzer	45,1%	58,5%	49,3%
Selbständiger Bauer	36,3%	32,7%	25,2%
Pächter	7,7%	7 %	17,1%
Gewerbetreibender	16,5%	14,1%	16,9%

Praktisch bedeutet dies, daß der Grundbesitzer auf dem Lande bei gleicher Einkommenstufe das zweieinhalbfache an Steuern zu tragen hat wie der Gewerbetreibende. Beim selbständigen Bauern ist die Belastung ungefähr zweimal

so groß wie die des Gewerbetreibenden. Der Pächter hat bei kleinem Einkommen ungefähr die Hälfte an Steuern zu entrichten, bei größeren Einkommen ungefähr dasselbe wie der Gewerbetreibende. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß der Pächter noch seine Pachtrente zu zahlen hat, also rund 60—70% seiner Einnahmen wieder abzugeben hat. Der japanische Staat trifft also nahezu konfiskatorisch auf.

Doch der Bauer hat noch mehr kostspielige Sorgen. Die Schuldenlast des japanischen Bauern dürfte mit die schwerste Schuldenlast in der Welt sein. Er ist nicht aus Leichtsinn verschuldet. Selten ist ein Mensch so sparsam, so haushälterisch wie der japanische Bauer. Von vielen Seiten sind Schätzungen der Bauernschulden unternommen worden. Alle laufen darauf hinaus, daß die japanische Bauernschaft heute mindestens 7—8 Milliarden Yen Schulden habe. Das heißt also, jeder Bauernhaushalt hat durchschnittlich 1200—1500 Yen Schulden zu tragen. Der japanische Finanzminister gab 1935 das durchschnittliche Nationaleinkommen pro Kopf mit rund 167 Yen jährlich an. Das bäuerliche Einkommen liegt sicherlich noch unter diesem Durchschnitt. Somit ist die durchschnittliche Schuldenlast für einen Bauernhaushalt heute schon mindestens doppelt so hoch wie das Jahreseinkommen der Bauern. Dabei nimmt man im allgemeinen an, daß die Gesamtschulden der Bauern um jährlich rund 600 Millionen Yen wachsen, eine für die letzten Krisenjahre sehr konservative Schätzung. Am meisten sind die Halbpächter verschuldet; 90 von 100 Halbpächtern, 83% der Pächter und 80% der selbständigen Bauern sind verschuldet. Die Zinsen für diese Schulden schwanken zwischen 8% (in sehr seltenen Fällen) bis zu über 25% jährlich. Der wirtschaftlich gesunde Bauer mit eigenem Grund und Boden kann oft von einwandfreien Landbanken zu 8—10% borgen. Der schwächere muß schon zum Reishändler und Kunstdüngerlieferanten gehen, der neben hohen Zinsen meistens noch Forderungen in bezug auf den Verkauf der nächsten Ernte und den Ankauf von Dünger stellt. Der Zwergbauer aber ist dem Dorfwucherer ausgeliefert, besonders dann, wenn es sich um Schulden handelt, die aufgenommen werden müssen, um die Familie die letzten Monate vor der neuen Ernte überhaupt am Leben zu erhalten. Im Gegensatz zu der starken Zinssenkung in Deutschland für die verschuldete Landwirtschaft gibt es in Japan keine Maßnahmen und erst recht keine entschlossene Agrarpolitik in dieser besonders brennenden Frage.

Die Verschuldung des japanischen Bauern ist offenbar hoffnungslos. Auf Fragen, wie sich der Bauer die Schuldenzahlungen denkt, gibt er häufig als Antwort: überhaupt nicht oder durch den „Verkauf" einer Tochter. In der Tat ist diese Praxis, die man juristisch besser mit dem Namen „Bevorschussung der Tochter" bezeichnet, die aber in Wirklichkeit direkter Verkauf oder zeitlich begrenzte Aushändigung ist, stark verbreitet. Dabei ist gerade in den letzten Krisenjahren besonders aus den nördlichen Provinzen eine starke Zunahme dieser unerfreulichen

Erscheinung festzustellen. Zum Teil gehen diese Mädchen in die Fabriken, wo sie für Jahre in den Fabrikräumen zu leben haben, oder aber sie werden in Häuser recht zweifelhaften Rufes gesteckt[1]).

VI. Lebensstandard der japanischen Bauern

Einen richtigen Eindruck von der Bedeutung der in Japan geltenden Pachtsätze, der Steuern und Abgabenlasten, ohne Berücksichtigung der Schulden, erhält man erst, wenn ihre Wirkung auf den bäuerlichen Haushalt und damit auf die Lebenshaltung der Bauernschaft geprüft wird.

Nach offiziellen japanischen Statistiken des Land- und Forstwirtschaftsministeriums über Bauernhaushalte, deren Ergebnisse wegen der kleinen Auswahl und Beschränkung auf günstiger gestellte Haushalte eher zu optimistisch sind, sollen folgende Jahresabschlüsse typisch sein: nach Abzug der Kosten für die landwirtschaftliche Produktion, der Steuern und Lasten und lebensnotwendigen Haushaltsausgaben, erzielte ein selbständiger Bauer 1921 einen Jahresüberschuß von 100 Yen. 1930 war das Jahresergebnis ein Defizit von 82 Yen geworden. Für die Pächter und Halbpächter wird bei noch niedrigeren Haushaltungsausgaben ungefähr ein ähnliches Defizit herausgerechnet. 1933 hatten von allen Bauernkategorien zusammen ein Drittel ein Defizit, die übrigen einen ganz kleinen Überschuß. Ein japanischer Reichstagsabgeordneter errechnete 1933 für alle Bauernhaushalte, nicht bloß für die wenigen, die vom Land- und Forstwirtschaftsministerium statistisch untersucht wurden, ein Defizit von rund einer Million Yen heraus. Das heißt praktisch einen geringen Überschuß für die größeren und reicheren Bauern, ein erhebliches Minus für die ärmeren Schichten. Sicher ist auf jeden Fall, daß die Mehrzahl der japanischen Haushalte bei primitivster Lebenshaltung im besten Falle einen Lebensstandard haben, der unter oder gerade bis an das Existenzminimum reicht. Dabei ist, wohl gemerkt, kein Abzug für Schulden gemacht worden; Schuldenabzahlungen bringen unweigerlich die Mehrzahl der japanischen Bauern auf ein aktuelles Hungerniveau, ein Zustand, der auch durch jede unter dem Durchschnitt ausfallende Ernte herbeigeführt wird; die dann einsetzenden Preissteigerungen für Reis verschlimmern nur die Lage des ärmeren Bauern.

Doch unter den diesen Berechnungen zugrunde gelegten Einnahmen sind auch alle Einnahmen aus nichtlandwirtschaftlicher Arbeit eingerechnet. Nach ebenfalls amtlichen Statistiken und besonderen Berechnungen des schon erwähnten Experten S. Nasu, machen diese Einnahmen aus nichtlandwirtschaftlicher Arbeit 25—30% der Einnahmen aus. Die landwirtschaftliche Arbeit allein kann also die Mehrzahl der japanischen Bauernhaushalte nicht ernähren! Der Bauer ist auf Nebenerwerb absolut angewiesen. Früher fand er diese Nebenarbeit leicht in der Heimarbeit und

1) Über diese geschilderten Tatsachen hat die japanische Presse, besonders während der Nöte im Tohoku-Distrikt, zahlreiches Material veröffentlicht.

gewerblichen Produktion des starken selbstgenügsamen Dorfes. Heute, nachdem Fabrikarbeit einen großen Teil der Heimarbeit und des dörflichen Gewerbes vernichtet hat, wird es immer schwerer, Nebenarbeit zu finden.

Doch wie sehen denn nun die Haushaltungskosten der Bauern aus, ihr Bedarf, mit dem sie ihr tägliches Leben fristen und der ihren Lebensstandard bestimmt? Einmal steht fest, daß die Haushaltungsausgaben des Bauern noch niedriger sind als die des japanischen Arbeiters, der selbst schon ein außerordentlich bescheidenes Dasein führt. Nach einer offiziellen Statistik betrugen die monatlichen Haushaltungsausgaben durchschnittlich, einschließlich der reicheren Bauern, im Jahre 1934 knapp 50 Yen. Ein Bauernhaushalt besteht aber aus rund sechs Personen. Tatsächlich liegen die Haushaltungsausgaben für die große Mehrheit der japanischen Bauern noch viel tiefer, und man dürfte kaum fehlgehen, wenn die monatlichen Ausgaben zur Bestreitung des nackten Lebens zwischen 5—7 Yen für eine Person des Haushaltes ausmacht. Eine erschreckend geringe Summe.

Je niedriger der Lebensstandard, desto größer der Anteil, der für Nahrungsmittel verbraucht wird. So verbraucht nach Material des Statistischen Reichsamtes (japanisch) der Bauer von seinen Haushaltungsausgaben 46% für Ernährung, der japanische Arbeiter 40% und der Angestellte nur 33%. Für Kleidung dagegen verbraucht der Bauer rund 8%, der Arbeiter 13% und der Angestellte 14%. Für Bildung und Vergnügen dagegen wendet der Bauer 2% auf, der Arbeiter 3% und der Angestellte 5%. Für Kinderpflege der Bauer 0,4%, der Arbeiter dagegen 6,4% und der Angestellte 6,2%.

So ist es auch einleuchtend, daß die Kaufkraft der Bauernschaft auf dem inneren japanischen Markte sehr klein ist. 1934 kaufte ein Bauernhaushalt an gewerblichen Produkten für seinen Haushalt, nicht für die landwirtschaftliche Produktion, einschließlich Verbrauch an Elektrizität und Hausgeräten, nur für 92 Yen. In der Notlage der Bauernschaft liegt ein Teil des Dranges der japanischen Industrie nach Exportexpansion begründet.

Und selbst die Nahrung des Bauern, für die er fast 50% seiner Haushaltungsausgaben spendet, ist eine unwahrscheinlich frugale Nahrung. Das Innenministerium stellte fest, daß die Hauptnahrung durchaus nicht etwa reiner Reis sei, sondern für 78,6% der untersuchten Fälle ein verschlechtertes Gemisch von Reis mit Gerste. Nur 19,8% aller Fälle kennt reine Reisernährung; 1,5% hat andere Nahrungsmittel als Haupternährung. Fleisch kennt der Bauer so gut wie gar nicht. Vielleicht einmal im Jahre wird Fleisch gegessen. Aber auch Fische sind im bäuerlichen Haushalte eine seltene Delikatesse. Im besten Falle ißt er Fischköpfe, ein- oder zweimal richtigen Fisch. Selbst die Fischer verkaufen fast restlos ihren Fang und begnügen sich mit dem Reisgerstegemisch, durch Fischköpfe etwas abwechslungsreicher gemacht. Gesalzene Rettiche, Zwiebeln sind die einzigen Zutaten, die er sich leisten kann. Verschiedenes Gemüse ist für den Durchschnittsbauern schon

eine festliche Zutat. Nicht umsonst gilt in Japan das Wort, daß „Takuan", eine Rettichart, für den Japaner dasselbe ist wie Butter für den Europäer.

So können denn folgende Beispiele, eigene Feststellungen, Meldungen aus Tageszeitungen und Materialien aus Broschüren und Zeitschriften entnommen als durchaus typische Einblicke in die Lebenshaltung des japanischen Bauern angeführt werden: der Dorfschulze von Toyohashi in der Eichiprovinz teilt mit, daß die Bauern eines Dorfes nach dem Verkauf ihrer Ernte auf Grund der zu niedrigen Reispreise gegenüber ihren Ausgaben, ein Defizit von durchschnittlich 48 Yen haben, und daß sie sich nur durch neues Schuldenmachen durchbringen können. Aus derselben Provinz zur selben Zeit wird aus einem anderen Dorfe gemeldet, das überwiegend von Seidenraupenzucht lebt, daß die Bauern wegen zu hoher Reispreise nur für die ersten vier Monate zu leben haben[1]). Billigen Regierungsreis wagen sie nicht zu kaufen, einmal wegen der notwendigen Barauslage und zweitens weil ihre Reishändler drohen, die Schulden rücksichtslos einzutreiben, wenn sie nicht von ihnen den teueren Reis beziehen. Aus der Provinz Wakayama wird von einem Dorfschulzen berichtet, daß von 428 Haushalten nur zwanzig ihre dreimal täglich gewohnten Mahlzeiten einnehmen. Die übrigen Haushalte essen eine aus zerstampftem Reis bestehende dünne Brühe. Von 400 Schulkindern sind nur 12 ausreichend ernährt. Aus dem Dorfe Nifu (Shigaprovinz) werden jährlich 40 Kinder zur Arbeit in andere Provinzen geschickt, nicht um für die Eltern Geld zu verdienen, sondern nur um den Reisvorrat der Familie zu Hause durch Verminderung der Zahl der Esser zu strecken. In der Eichiprovinz bleiben rund 30% aller Schulkinder dem so ersehnten Schulausflug fern, wenn 10 sen, d. h. 7 Pfennige für Fahrtausgaben mitgebracht werden müssen. Aus einem Dorfe der Kochiprovinz meldet der Schulze, daß von 500 Haushalten 330 vor dem Bankerott stehen; nur 130 bezahlen noch ihre Schulden. 5 dorfarme Familien gehören der alten Dorfarmut an; die übrigen 38 Armen sind in den letzten Jahren in die Dorfarmut hinuntergesunken. Aus verschiedenen Provinzen wird häufig gemeldet, daß die Bauern den Verbrauch von Streichhölzern eingestellt haben, daß sie wieder zum Feuerstein zurückgegriffen haben. Noch häufiger ist die Mitteilung, daß wegen der Notwendigkeit, die elektrische Lichtrechnung bar zu bezahlen, die Benutzung von Elektrizität eingestellt worden ist[1]). Alle diese Beispiele, die beliebig vermehrt werden können, sind nicht den Gebieten der Tohokugegend, der besonders schwer leidenden Provinz entnommen. Material aus diesen Provinzen würde in seiner besonderen Düsterkeit Ausnahmezustände charakterisieren.

---

1) Beide Beispiele illustrieren die widerspruchsvolle Wirkung der Politik der japanischen Regierung, die Reispreise zu erhöhen. Niedrige Preise schädigen den wohlhabenden Bauern, der Reis nach der Ernte noch zu verkaufen hat. Hohe Preise werden den Bauern, die keinen Reis anbauen oder nur wenig Reis ernten, zum Verhängnis, da sie später, einige Monate vor der neuen Ernte, bei steigenden Reispreisen, Reis nachkaufen müssen.

Dieser Lebensstandard der japanischen Bauernschaft ist ein ausreichender Grund, um viele der schon geschilderten Erscheinungen in Japan zu erklären. Auch die Landflucht, die teilweise sogar den natürlichen Bevölkerungsüberschuß auf dem Lande übertrifft, ist hiermit erklärt. Nur ein kleiner Teil, im besten Falle 30%, kehrt wieder auf das Land zurück. Viele von ihnen mit Lungentuberkulose. Besonders berühmt für Landflucht ist die Provinz Niigata mit ihrer hervorragenden großen Reisebene, allerdings auch mit besonders ungünstigen Besitzverhältnissen und starkem Großgrundbesitz. Es ist die allgemeine Not, der harte Kampf um „eine Schale Reis", der die Bauernburschen und Mädchen in die Stadt treibt.

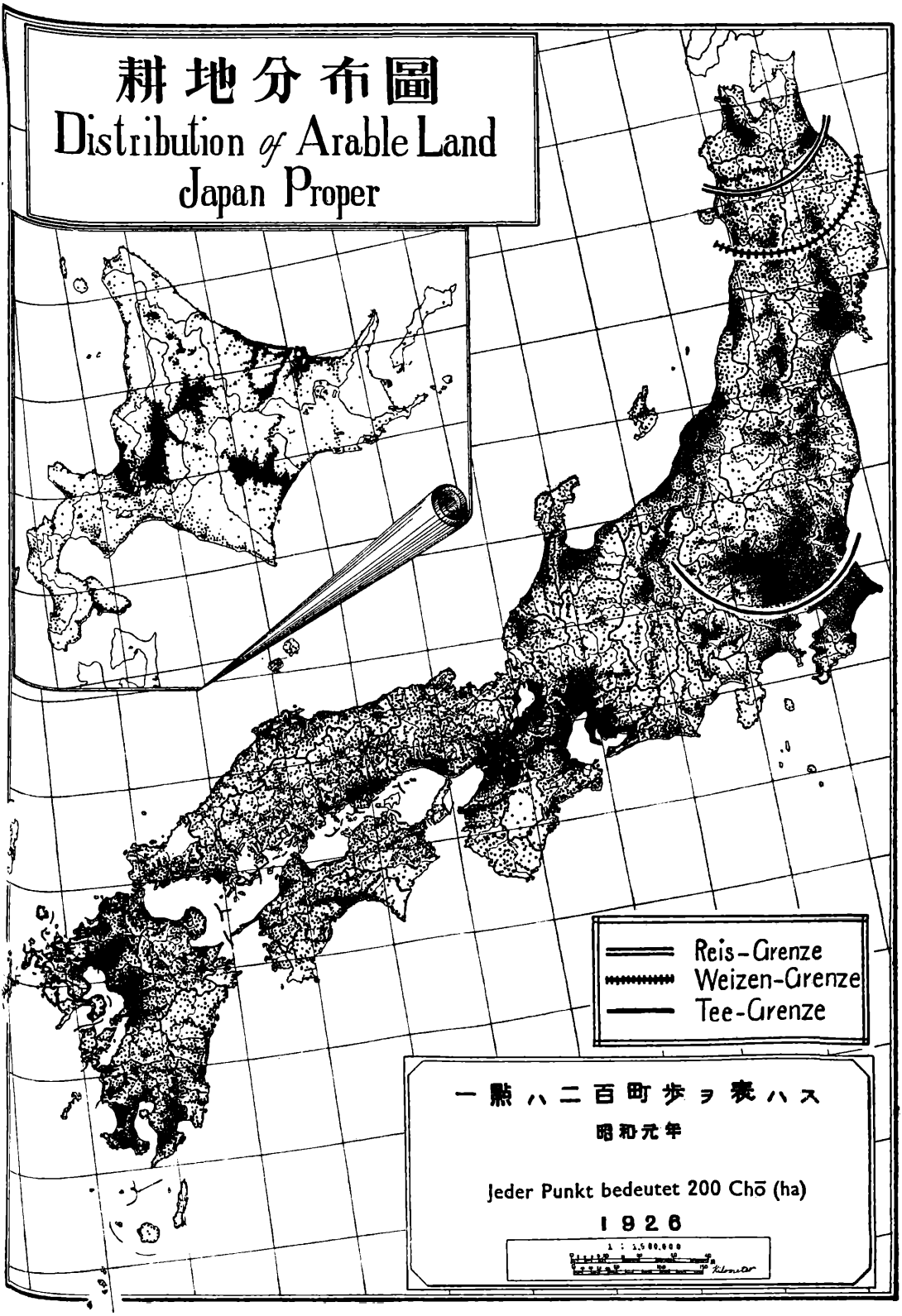
VII. Strukturwandel der japanischen Landwirtschaft

Die geschilderte Lage des japanischen Bauern ist keine zufällige und durchaus keine schnell zu beseitigende. Sie ist die Folge der geschichtlichen Entwicklung der japanischen Landwirtschaft bis herauf zum heutigen Tage.

Im Verlaufe der Geschichte, also auf Grund zuverlässiger Quellen seit dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ging es dem japanischen Bauern nur dann wirklich gut, wenn er Bauer des sich langsam nach Norden vorschiebenden Grenzlandes war und Sklavenkräfte ihm die Bearbeitung großer Landflächen ermöglichten. Dort in diesen Grenzgebieten, zwischen den vordringenden japanischen Eroberern und den eingeborenen Ainu war er ein freier, selbständiger Bauer, der keine Clanbindungen und Abgaben kannte. Im japanischen Binnenlande war der Bauer meistens nur der Bearbeiter des Landes, das faktisch seinem Clanherrn gehörte; er war der Diener der einzelnen großen Familien, für deren Unterhalt, politischen Kämpfe und Kulturansprüche er zu arbeiten hatte. Die Abgaben betrugen auch damals schon 50—60% des Ertrages. Mit dem Aufkommen einer zentralisierten Kaisermacht, die eine Zeitlang identisch mit zentralisierter Staatsmacht war, hatte er sowohl für diese Staatsmacht als auch für seine örtlichen Herrn diese Aufgabe zu erfüllen. Im Laufe der Zeit kamen noch die großen Tempel- und Religionsgemeinschaften hinzu, die als tatsächliche Besitzer großer Ländereien die Abgaben forderten. Der gescheiterte Versuch des Kaiserhauses in der berühmten Taikwareform (646 n. Chr.), die Bauern zu Staatsbauern oder staatlich angestellten Landarbeitern zu machen, drängte ihn nur noch mehr dazu, Anschluß an die örtlichen, patriarchalischen Clanherrn und Tempel zu suchen. Auch die Errichtung der Shogunherrschaft (beginnend mit dem Kamakura-Shogunat im 12. Jahrhundert) brachte nur einen Wechsel in den Herrn, nicht einen Systemwechsel[1]).

Das System bestand in der feudalen Bindung des Bauern an die Scholle und an den über ihn gestellten Daimio und Samurai, im Rahmen einer nahezu völlig geschlossenen, selbstgenügsamen Dorf- und Kleingebietswirtschaft, in der die Ein-

1) Vgl. Sansom, Japan, „A short cultural History of Japan", 1932. J. Murdoch, „A History of Japan", 1925, 3 Bände.


耕地分布圖
Distribution of Arable Land
Japan Proper
Reis-Grenze
Weizen-Grenze
Tee-Grenze
一點ハ二百町歩ヲ表ハス
昭和元年
Jeder Punkt bedeutet 200 Chō (ha)
1926
1 : 2,500,000
Kilometer

heit von landwirtschaftlicher und gewerblicher Produktion noch vorherrschte. Die einzige Beziehung dieser Wirtschaft zur Außenwelt bestand hauptsächlich in den Abgaben, die sie dem Daimio und Samurai oder dem Tempel zu leisten hatte. Sitte und Gewohnheit bestimmten normalerweise die Höhe der Abgabe, wodurch im allgemeinen eine, wenn auch recht kärgliche Existenz dem Bauern und Handwerker unter der Herrschaft einer patriarchalisch-feudalen Witschaftsodnung gesichert wurde.

Erst in der Tokugawaperiode (Beginn des 17. Jahrhunderts bis 1868) und besonders in den letzten Jahrzehnten dieser, kamen durch die Entwicklung großer Händler, Geldwechsler und Entstehung einer sogar mit der Weltwirtschaft lose verbundenen nationalen Verkehrswirtschaft neue Elemente hinzu, die die geschlossenen Kleinwirtschaftskreise zersetzten[1]). Die Wirtschaftspolitik der Meiji-Restauration legalisierte und beschleunigte nur diesen Auflösungsprozeß. Die „Bauernbefreiung" in 1871 von der Clanherrschaft und von der Bindung an die Scholle bedeutete im wesentlichen die Beseitigung der letzten Schranken, die die Verkehrs- und Geldwirtschaft und damit auch die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land an der völligen Durchsetzung und Auflösung der Dorfwirtschaften hinderten. Grundbesitzer wurde derjenige, der die Grundrente, wie vom Gesetz bestimmt, nunmehr in Geld entrichten konnte[2]). Der Bauer hatte fast immer nur Reis in den Händen, der ihn bis zur nächsten Ernte ernähren sollte; Geld hatten höchstens seine Gläubiger, die Händler, die mit die Verkehrswirtschaft schufen, und neue Unternehmertypen, die an der Entwicklung der gewerblichen städtischen Produktion am meisten interessiert waren. So verlor der Bauer mehr und mehr das Besitzrecht an seiner Scholle, wurde in zunehmendem Maße zum Pächter degradiert[3]). Die hervorragende Gelegenheit zu einer großartigen Agrarreform zur Schaffung eines gesunden Bauernstandes wurde den geldwirtschaftlichen und industriellen Bedürfnissen des sich modernisierenden Japans geopfert. Die Fabrik, die moderne Maschine zerstörte außerdem noch weitgehend die gewerbliche Produktion des Dorfes. Und die getrennte Entwicklung von ländlicher und städtischer Wirtschaft wurde gleichbedeutend mit der Trennung der Bauern sowohl von der gewerblichen Produktion als aber auch Konsumption der gewerblichen Produkte der Fabrik. Hunderttausende von Bauernhänden wandern nun der gewerblichen Produktion in den Städten als Arbeitsuchende nach; drücken auf die an sich schon niedrigen Löhne der städtischen Arbeiterschaft. Doch sosehr sich auch die japanische Industrie entwickelt hat und so optimistisch man auch für die weitere Zukunftsentwicklung sein mag, in immer geringerem Maße ist sie in der Lage, den Strom der arbeit-

1) Vgl. Y. Takekoshi, „The econ. aspect of the civilisation of Japan". 1930.

2) Rathgen, „Japans Volkswirtschaft". 1891. E. Honjo, „The social and econ. History of Japan". 1935.

3) Vgl. Y. Hirano, „Die soziale politische Bewegung im Gefolge der Meiji Revolution". 1932. Japanisch.

verlangenden ländlichen Bevölkerung aufzunehmen. Auch Japan weiß sehr gut, was Rationalisierung der Industrie ist.

Durch die heute vorhandenen Besitz-, Pacht- und Abgabenverhältnisse und in seinem Lebensstandard lebt der japanische Bauer in vormodernen oder „feudalen" Wirtschaftsverhältnissen. Durch die Arbeitsteilung, Entwicklung der modernen nationalen Volkswirtschaft, die in die Weltwirtschaft vollkommen mit einbezogen ist, steht er mitten in der modernen Wirtschaft. Doch diese Doppelstellung sichert ihm weder die positiven Seiten der alten patriarchalischen Wirtschaftsverhältnisse, noch beteiligt sie ihn an den Vorteilen der modernen wirtschaftlichen Entwicklung. Der japanische Bauer ist heute nicht der Vertreter der zwei Wirtschaftsarten, er ist das Opfer beider.

Schon vor zwanzig Jahren schrieb der damalige Major im Generalstab, K. Haushofer, in „Dai Nippon":

„Niedergang, Wesensänderung oder Verderb einer der beiden Stände (Samurai und Bauer) bedeuten das Ende der weltgefährlichen Spannung des Inselreiches . . ."[1]).

Der Samurai, die Säule Japans, ist zum größten Teile im Handel, Industrie und Beamtentume übergegangen, teilweise sogar untergegangen. Nur im Offizierstande konnte sein Geist bis heute erhalten und wirksam gemacht werden. Der Bauer aber lebt in ständig zunehmender materieller Not. Er lebt noch als Bauer wie früher, aber als tragender Stand des Japanischen Reiches ist er gefährdet. Die Warnung Haushofers gilt heute mehr denn je!

VIII. Agrarpolitische Meinungen

Weite Kreise in Japan neigen dazu, die Lage der Landwirtschaft als hoffnungslos zu betrachten; in dem Sinne, in dem England sie in der Zeit seiner industriellen Revolution als hoffnungslos ansah. In dem damaligen Kampfe zwischen „Kohle und Korn" wurde das „Korn" rücksichtslos geschlagen. Diese Kreise, die vor allem in der japanischen Industrie, Bankwelt und dem Handel zu finden sind, scheuen sich offenbar auch nicht, entsprechend dieser Ansicht und diesem Vorbilde zu handeln; indem sie nämlich die Lage der gefährdeten Landwirtschaft nur in dem Maße bekämpfen, als dies aus innerpolitischen Erwägungen ratsam erscheint. Diese Kreise verlassen sich auch für die Zukunft auf das Beispiel Englands und übersehen gern, daß eine allmähliche Aufgabe der Landwirtschaft in einem Lande möglich war (und selbst dort nur unter großen Schwierigkeiten und Gefahren gerade noch möglich war), das die „Werkstatt der Welt", der unbestrittene Monopolist im Ausfuhrhandel, unbestrittener Eroberer einer ganzen Welt gewesen ist. Sie mögen hoffen, daß Japan, wenn nicht diese „Werkstatt der Welt", so doch „die einzige

1) K. Haushofer, „Dai Nippon". 1913.

billige Werkstatt" der Welt werden und seinen Industrieexport in einem selbst nach den Rekorden der letzten Jahre kaum vorstellbaren Maße ausdehnen wird. Aber soweit diese Kreise volkswirtschaftlich genügend geschult sind, um die Beschäftigungsmöglichkeiten einer verdoppelten oder vervierfachten Industrie mit den Millionenscharen der schon heute chronisch unterbeschäftigten Bauernmassen vergleichen zu können, beginnen sie allmählich das Landwirtschaftsproblem immer pessimistischer zu nehmen.

Andere trösten sich fatalistisch mit der Zauberformel „Überbevölkerung"[1]) und sehen in dieser Expansion den einzigen Ausweg. Sie vergessen zu gerne, daß Expansion bisher dem japanischen Bauern niemals irgendwelche Erleichterung und Hilfe gebracht hat; das Beispiel Koreas, Formosas, der Südseeinseln und Mandschukuos sind schlüssige Beweise. Sie vergessen weiter, daß „Überbevölkerung" ein sehr relativer Begriff ist, durch Technik, verbesserte soziale Ordnung, Einkommensverteilung und erhöhte Aktivität des Staates behoben oder sogar in Mangel an Bevölkerung umgewandelt werden kann. Sie vergessen weiter, daß Japan durch „innere Kolonisation" noch Land und Nahrung für Millionen Bauern in Japan selbst schaffen könnte, allerdings nur mit großen finanziellen Aufwänden.

Nach diesen erwähnten Einstellungen in bezug auf die Agrarfrage in Japan ist es einleuchtend, daß die japanische Regierung keine ernstliche Aktivität zur gründlichen Beseitigung der Agrarnot bisher entwickelt hat. Die japanische Regierung beschränkt sich im großen und ganzen auf die zweischneidige Politik erhöhter Reispreise und einer in diesem Sinne wirkenden Mindest- und Höchstpreisfestsetzung. In diesem Jahr beschränken sich die sonstigen Aufwendungen für direkte Hilfe für die Bauernschaft auf einige wenige Millionen Yen. Ein energischer Versuch, wie er in Deutschland vorgenommen wurde, durch Zinssenkungen die Schuldenlast zu vermindern, oder entschlossene Maßnahmen zur Stärkung und Vermehrung des selbständigen Bauern, sind hier unbekannt.

Es ist charakteristisch und bei der eigenartigen Rolle, die das japanische Militär spielt, daß besonders das Heer fast die einzige Gruppe ist, die nicht nur die Größe des Problems sieht, sondern auch die Notwendigkeit und die mindestens theoretische Möglichkeit erkennt, die Agrarfrage, wenn nicht vollkommen zu lösen, sie dennoch praktisch in Angriff zu nehmen. Ungefähr 40% des japanischen Offizierkorps stammt vom Lande her, und mindestens 90% der japanischen Soldaten sind Bauernsöhne. Diese Herkunft spiegelt sich daher in den verschiedenen Veröffentlichungen des japanischen Heeres zur aktuellen politischen Lage wider. In einer dieser Broschüren[2]) ist folgender sehr deutlicher Satz zu finden: wenn der

1) Vgl. hierzu die interessanten Materialien, die W. R. Crocker in „The Japanesi Population Problem", 1930, bringt.

2) Vgl. „Der Sinn der Landesverteidigung". Herausgegeben vom Kriegsministerium am 10. 10. 1934. Japanisch.

Soldat im Kriege tapfer sein soll, so muß er wissen, daß die Familien keine Not leiden...". In dieser Veröffentlichung tritt das japanische Militär mit einem allerdings wenig systematischen Agrarprogramm hervor. Es fordert die Beseitigung der Hauptmängel, die es unter anderem in dem bestehenden Pachtsystem, der Verschuldung, der übertriebenen steuerlichen Belastung und im Zwergbetrieb sieht. Das Heer setzt sich auch dafür ein, daß die Produktionsbetriebe, die für Heeresbedarf arbeiten, möglichst auf das Land verlegt werden, um der Bauernschaft Nebenarbeit zu verschaffen. Doch mit diesem kleinen praktischen Mittel und der allgemeinen Erkenntnis von der Notlage ist es nicht getan. Die Frage, die für Japans Zukunft von allergrößter Bedeutung werden wird, ist heute noch nicht beantwortet, ob das Militär bereit und in der Lage ist, nunmehr auch die notwendigen Schritte zu tun. Es sieht seine eigenen und unmittelbaren Aufgaben auf rein militärischem Gebiet verständlicherweise doch als wichtiger an. Und diese seine fachlichen Aufgaben erfordern mit den weiteren Rüstungen, die Heer und Flotte offenbar für notwendig halten, eine Wirtschafts- und Finanzpolitik und eine allgemeine Ausrichtung der nationalen Energien, die den Interessen der Landwirtschaft in manchen Punkten entgegengesetzt zu sein scheint: Weitere Belastungen der Staatsfinanzen mit Rüstungsausgaben anstatt mit den außerordentlich großen Ausgaben, die für eine wirklich weitgehende Reform der Landwirtschaft gemacht werden müßten. Auch hat die Armee natürlich Interesse an niedrigen landwirtschaftlichen Preisen, die weder die Rüstungsausgaben verteuern, noch das industrielle Wachstumstempo aufhalten und Unzufriedenheit in den viel leichter unruhig werdenden Städten verhindern. Und endlich ist es das Militär, das die Egergien des Landes auf den Kampf gegen äußere Feinde einzustellen versucht unter Zurückstellung mancher dringenden Reformaufgaben, anstatt konzentrierte Einstellung auf durchgreifende Lösung der japanischen Agrarfrage zu erzwingen. In diesem Zwiespalt befindet sich gerade der Teil, der in Japan noch am meisten Verständnis für die schwere Lage des japanischen Bauern hat.

Es scheint so, als wolle Japan die Lösung seines allmählich ganz akut werdenden landwirtschaftlichen Problemes zunächst aufschieben. Es herrscht in Japan doch die Hoffnung vor, sich nach außen hin so zu stärken, daß seine inneren Schwächen gewissermaßen von selbst überwunden werden. Die ungewöhnliche Fähigkeit des japanischen Bauern, Not zu ertragen und seine außer allen Zweifeln stehende nationale Zuverlässigkeit mögen diese Einstellung erklären. Dennoch wollen wir die Hoffnung aussprechen im Interesse Japans und seines besten Volksschlags, des Bauern, daß die Konzentration auf die äußeren Ziele mit einer viel stärkeren praktischen Hinwendung auf die Agrarprobleme verbunden und wesentlich gestärkt werde.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die spanische Entwicklung hat im Laufe der letzten Wochen von innen und von außen bedeutsame Wendungen erfahren. Im Lande selbst ist es Franco gelungen, an drei wichtigen Stellen Erfolge zu erzielen, denen gegenüber auch die neuerliche Bedrohung von Oviedo geringeres Gewicht hat. Ein konzentrischer Stoß von Westen und Norden hat den schmalen, gebirgsgeschützten Streifen von Malaga in den Besitz der Nationalisten gebracht. Auch Motril ist noch erobert worden; damit hat die Südfront eine starke Verkürzung erfahren; Granada ist seines bisherigen Charakters als weitvorgeschobener Posten entkleidet; eine ununterbrochene Verbindung geht nunmehr von der Küste über Granada nach Cordoba. Die zweite Stelle, wo ein Erfolg erzielt wurde, ist der Süden von Aragon zwischen Teruel und Saragossa. Dort liegt ein wichtiges Grubengebiet, dessen Verlust die Versorgung von Barcelona erschwert. Die dritte Stelle, an der ein wichtiger, wenn auch noch nicht entscheidender Vorteil erreicht wurde, ist der Südosten des Madrider Kampffeldes. Hier ist an den Flüssen Jarama und Tajuna ein tiefer Einbruch gegen die Verbindungslinie Madrid—Valencia gelungen, der den Nachschub für Madrid auf eine schlechte Straße zweiter Ordnung abdrängt. Ein Durchbruch ist auch hier nicht erfolgt; und es liegt nahe zu fragen, wie die Lage in Spanien heute aussähe, wenn General Varela in der zweiten Oktoberhälfte den Vorstoß gegen die Verbindungen Madrids ausgeführt hätte, der heute gemacht wird. Damals waren keine Befestigungen zwischen Aranjuez und Guadalajara; die Milizen fluteten nach Madrid zurück . .

Von außen ist nach langen Bemühungen die Überwachung der Nichteinmischung in Gang gesetzt worden. Englische, französische, deutsche und italienische Kriegsschiffe bewachen die spanischen Küsten. Englische Delegationen üben die Kontrolle an der portugiesisch-spanischen Landgrenze aus, nachdem ein anfänglicher Widerstand Portugals zurückgezogen worden war. Ein Widerstand, der nicht unverständlich ist: bleibt es doch für einen Kleinstaat immer eine gefährlichere Verletzung seiner Souveränität, wenn er sich zeitweilig überwachen läßt, als für eine Großmacht, die keine Sorgen zu haben braucht. Der eigentliche Gefahrenpunkt für die Dauer der neuen Überwachung liegt — nachdem die Beteiligung der Sowjetflotte sich erledigt hat — auf französischem Boden. Die Pyrenäen sind ebenso schwer zu überwachen wie Estremadura und Galicien; das marokkanische Rif hat eine lange Geschichte mißglückter Überwachung hinter sich. Es wird eine besondere Aufgabe der britischen Politik sein (deren Wortführer Lord Plymouth einen starken Anteil an dem Gelingen der jetzigen Entspannung hat), dafür zu sorgen, daß weder über die französische Pyrenäengrenze noch über die marokkanische Rifgrenze neue Störungen kommen. In den Pyrenäen könnten sie nur in Gestalt von Freiwilligen und

Lieferungen auftreten; im Rif könnten sie gefährlichere Formen annehmen. Die Stämme dort haben sich nie an die französisch-spanische Grenze gehalten. Politische Bewegungen gehen hin und her. So ist es kein Wunder, wenn der Versuch gemacht wird, solche Zusammenhänge auszunützen. Es besteht die Gefahr, daß über die Grenze hinweg im spanischen Protektorat Unruhen entstehen könnten. Hier ist eine Warnung am Platz...

In Abessinien hat sich das Schicksal des letzten äthiopischen Heerführers erfüllt. Ras Desta ist aus den Schlupfwinkeln der südwestlichen Gebirge vertrieben, in der Nähe von Addis Abeba gefangen und gleich erschossen worden. Gleichzeitig hat ein Bombenanschlag auf den Vizekönig Marschall Graziani bewiesen, daß es auch in der Hauptstadt selbst unter der Decke noch schwelt. Man mag die letzten abessinischen Herrscher bewerten wie man will: die abessinische Unabhängigkeit hat eine lange Tradition hinter sich; es wird einer gewissen Zeit bedürfen, bis sie erlischt. Dies um so mehr, als sonst überall in Nordafrika und Vorderasien die Entwicklung auf eine Verstärkung der einheimischen Machtträger hinweist. Die vorübergehende Ruhe in Palästina darf nicht darüber täuschen, daß der Konflikt vertagt, nicht gelöst ist. Welches Ergebnis die Studienkommission auch vorschlagen wird — die arabischen Wünsche werden sicher nicht erfüllt werden; die Propaganda wird weitergehen; die Einmischungsmöglichkeiten von Kairo, Bagdad und Innerarabien her werden sich steigern. Daran ändert auch der Ausbau von Zypern, die Befestigung der englischen Militärstellung am Suezkanal wenig. In der Sandschakfrage hat der arabische Nationalismus Konzessionen an die Türken machen müssen; was entstanden ist, dürfte kaum eine endgültige Lösung bedeuten. Die Kilikischen Pforten sind für die Türkei wichtiger als für irgendwelchen arabischen Staat, es ist kaum anzunehmen, daß die Türken sich auf die Dauer mit der jetzigen halbautonomen Lösung zufrieden geben werden.

Eine neue Tagung des Balkanbundes hat die Anerkennung des bulgarisch-südslawischen Ausgleichs gebracht. Nicht ganz ohne Zögern, denn die Möglichkeit einer wirklichen Verständigung von Volk zu Volk (die mit dem abgeschlossenen Staatsvertrag ja noch längst nicht vollzogen ist) würde einen slawischen Riegel nicht nur ethnographisch, sondern politisch zwischen Adria und Schwarzem Meer bedeuten, der weder den Rumänen, noch vor allem den Griechen erwünscht sein kann. Die griechische Nordgrenze gehört zu den am schwersten zu verteidigenden Grenzführungen Europas. Geopolitisch ein Erbe der Antike, beruht sie auf der Schmalheit des mediterranen Saumes der Ägäis...

Hat die Politik des Ausgleichs, die zur Zeit in Belgrad getrieben wird, nach Osten einen zweifellosen Erfolg errungen, so ist sie im Westen noch nicht über eine gewisse Entspannung hinausgelangt. Stojadinowitsch hat vor kurzem die Stellung Südslawiens gegen das Haus Habsburg noch einmal festgelegt. Solange ein wirklicher Ausgleich der Völker innerhalb Südslawiens fehlt, d. h. solange die

kroatische Frage nicht gelöst ist, besteht allerdings guter Grund, allen habsburgischen Bestrebungen mit größter Vorsicht zu begegnen. Es ist bemerkenswert, daß vor kurzem auch die offizielle italienische Presse sich genötigt sah, dem Prätendenten zu bedeuten, daß der Versuch einer Restauration unzeitgemäß und gefährlich sei. Otto von Habsburg-Bourbon hatte sich etwas zu demonstrativ in Liechtenstein aufgehalten ... Es ist eben auch der geschicktesten Propaganda nicht möglich, den europäischen Mächten klarzumachen, daß die Frage der habsburgischen Restauration lediglich eine „innerösterreichische" sei. Dazu sind die Schatten der Vergangenheit zu groß!

Ein Stück ganz anderer Vergangenheit, beständig und wertvoll für den europäischen Frieden, hat in diesen Tagen eine neue Bestätigung erfahren: die Neutralität der Schweiz. Der Führer hat einem verdienten Schweizer Staatsmann gegenüber die selbstverständliche Anerkennung der Neutralität der Schweiz durch das Deutsche Reich noch einmal ausgesprochen. Wir haben nur den Wunsch, daß die innere Haltung der Schweiz dem Deutschen Reich gegenüber etwas mehr von dem erwünschten Geist der Neutralität getragen wäre, wenn schon ein Mitleben mit der politischen Bewegung in Deutschland, wie sie den größten Männern der Schweizer Literatur selbstverständlich war, von der heutigen Schweiz verweigert wird. Daß die große Tradition schweizerischen Geisteslebens auch in ihrer deutschen und europäischen Geltung noch nicht völlig erloschen ist, beweist uns freilich der Name des Mannes, der als Kommissar des Völkerbundes mit allseitigem Einverständnis nach Danzig geht. Karl Burckhardt, der Biograph Richelieus, ist neben Heinrich von Srbik wohl der bedeutendste unter den lebenden deutschen Historikern — deutsch wiederum in jenem Sinne verstanden, in dem der ältere Burckhardt oder Bachofen, Gottfried Keller oder Conrad Ferdinand Meyer das Wort gebraucht hätten. Die Aufgabe des Völkerbundskommissars in Danzig ist unmöglich, wenn sie so verstanden wird, wie Herr Lester sie verstand; sie ist leicht und lohnend, wenn sie so gefaßt wird, wie sie nach den letzten Verhandlungen zwischen Danzig und Polen und dem Ratsbericht von Eden allein verstanden werden kann.

In Polen hat das Erbe Pilsudskis noch immer keine feste Form gefunden. In diesen Tagen beginnt ein Versuch der Zusammenfassung zum Teil sehr entgegengesetzter Kräfte unter dem Obersten Koc. Was Polen braucht, ist eine in die Tiefe greifende völkische Organisation, nicht eine Umgliederung der politischen Führungsschicht. Hier liegt eine große Aufgabe, gerade angesichts des immerwährenden Druckes auf die Ostgrenze. Den Erben Pilsudskis bleibt noch viel zu tun; was sich bis jetzt vollzogen hat, ist mehr ein Suchen nach den Wegen der Konsolidierung als eine Konsolidierung selbst. Daß sich der Druck auf die Volksgruppen, besonders auf die deutsche, in dieser Zeit nicht vermindert hat, muß leider festgestellt werden. Die verschiedene Bewertung deutschen und polnischen Landbesitzes zum Beispiel findet im Bereich der Agrarreform immer wieder einen bedauerlichen

Ausdruck. Die letzte Agrarreformliste trifft den deutschen Besitz schwer; gerade im Rahmen freundnachbarlicher Beziehungen kann man die Frage nicht unterdrücken, ob man in Warschau glaubte, mit der Veröffentlichung dieser Liste einem hohen Ehrengast des polnischen Staates eine besondere Freude zu bereiten.

In Finnland bedeutet der Abgang des greisen Staatsgründers Svinhufvud und sein Ersatz durch den bisherigen Ministerpräsidenten Kallio eine Angleichung an die innerpolitischen Verhältnisse der übrigen skandinavischen Staaten, die alle sozialistische Regierungen haben. Kallio ist nicht Sozialist, aber er ist mit sozialistischer Unterstützung gewählt worden; der Einfluß der Linken in Finnland wird steigen. Das ist nicht ohne Bedenken, denn die finnische Sozialdemokratie ist ähnlich der norwegischen Arbeiterpartei mit mancherlei Verbindungen zu Moskau durchsetzt; die Bereitschaft, für die skandinavische Unabhängigkeit wehrpolitische Opfer zu bringen, ist bei keiner Gruppe der nordischen Linken groß. Am weitesten in dieser Hinsicht sind die schwedischen Sozialisten; in Norwegen hat man sich bisher geweigert, zweifellos vorhandene Gefahren zu sehen. Das Bergbau- und Hafengebiet Nordskandinaviens, das, auf Schweden und Norwegen verteilt, dennoch eine wirtschaftsgeographische Einheit darstellt, lebt unter besonderen geopolitischen und sozialpolitischen Bedingungen. Schwierige Arbeitsverhältnisse in einem hochnordischen Klima, dünne Besiedlung, unkontrollierbare Grenzen bei nächster Nachbarschaft russischer Flotten- und Flugstationen bewirken, daß hier ein Gefahrenpunkt immer sichtbarer wird. Die Bedeutung der nordskandinavischen Erzlager für die Versorgung mehrerer Großmächte ist so groß, daß man sehr wohl verstehen würde, wenn sowohl in Schweden wie in Norwegen das Interesse an den Verteidigungsmöglichkeiten dieser Landesteile stärker wäre, als es ist. Das Deutsche Reich hat nur ein Interesse daran, daß die nordischen Staaten unabhängig und stark seien. Gespensterflugzeuge und Gespenster-U-Boote kommen aus anderer Richtung. Auch hier stellt sich — gerade angesichts der engen Freundschaft zwischen England und Norwegen und angesichts der Bedeutung, die schwedische Erze auch für die britische Aufrüstung gewonnen haben — die Frage: Sieht England wirklich nichts?

Weltpolitisch das bedeutendste Ereignis der letzten Wochen ist ohne Zweifel das große britische Aufrüstungsprogramm. Konnten wir einmal das Britische Reich einem mächtigen, aber nicht mehr jungen Löwen vergleichen, der lange Zeit nicht genötigt war, sein Gebiß zu gebrauchen, um dann festzustellen, daß es schadhaft geworden war, so finden wir jetzt unsere damalige Voraussage bestätigt, daß der Löwe keine Kosten scheuen werde, um Gebiß und Klauen zu modernisieren. Wir meinten damals, daß seine Laune keineswegs gut sei, und daß es sich als unzweckmäßig herausstellen werde, ihn an der Quaste seines Schweifes zu zupfen, solange er in dieser Laune sei. Wir haben recht behalten. England rüstet auf, und zwar mit einem Kostenaufwand, den kein Engländer vor zwei Jahren für möglich

gehalten hätte. Es wird einer sehr sorgfältigen Beobachtung der britischen Außenpolitik bedürfen, wenn jemand wissen will, welche internationalen Verpflichtungen England während dieser Aufrüstungsperiode für bindend zu halten geneigt sein wird. Daß die englische Aufrüstung andere Staaten, die sich betroffen fühlen — wie z. B. Italien und Japan —, zu neuen Anstrengungen veranlaßt, darf die Londoner Regierung nicht verwundern. Die wirtschaftspolitischen Folgen der englischen Aufrüstung sind weltüber noch nicht zu übersehen. Eine Frage aber stellt sich sofort: Sind sogar die Rohstoffreserven des britischen Reichskörpers nicht in einigen Punkten zu klein? Muß nicht an dieser oder jener Stelle, wie schon im Weltkrieg, der unerschöpfliche Reichtum der Vereinigten Staaten mitherangezogen werden? In diesem Zusammenhang aber gewinnt das amerikanische Rüstungsprogramm, verbunden mit den Versuchen einer amerikanischen Wirtschaftsplanung, erhöhte Bedeutung. Die amerikanische Flotte wird nicht noch einmal hinter der englischen zurückbleiben. Zugleich aber sind sich Regierung und Senat in Washington darüber einig, daß man aus den Erfahrungen des Weltkrieges lernen müsse. Für den Fall eines künftigen Krieges wird der Präsident der Vereinigten Staaten die Macht haben, jede wirtschaftspolitische Bindung der Vereinigten Staaten an kriegführende Mächte zu verhindern. Es wird keine privaten Waffenlieferungen, keine privaten Rohstofflieferungen mehr geben. Das alles klingt schön. Aber wird es nicht ein Anreiz dafür sein, künftige Kriege nicht mehr Krieg zu nennen? Wird es nicht dazu verlocken, die Versorgung mit kriegswichtigen Rohstoffen schon im Frieden sicherzustellen, wenn sie im Krieg nicht mehr sichergestellt werden kann? Und welches Gesetz der Vereinigten Staaten verbietet heute, der Bank von England Kredite zu geben, um — sagen wir einmal — den industriellen Aufbau Englands zu fördern?

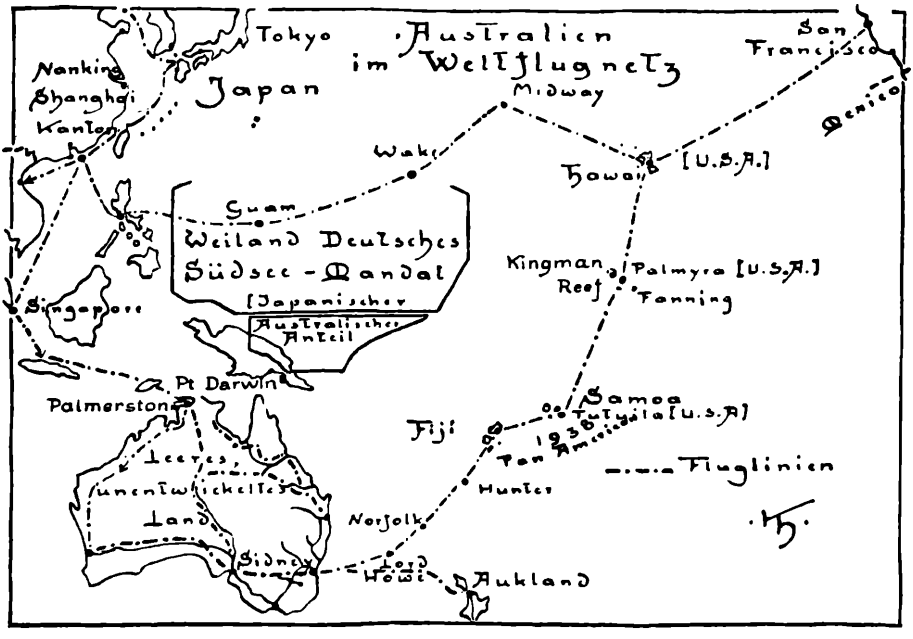
Fragen, auf die wir keine Antwort erwarten...

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

„Wir glauben an die absolute Einheit von Land und Mann; beide sind unlösbar vereint und einander verbunden. Es ist aufs höchste zu bedauern, daß der exzessive Individualismus, der in modernen Zeiten die Oberhand gewann, den Verzicht auf so viele Quellen der Autorität über uns gebracht hat und ein Streben hochkommen ließ nach unbegrenzter selbstsüchtiger Freiheit: mit dem Ergebnis, daß die Ur-Bande liebevoller Beziehung zwischen Land und Mensch gebrochen wurden, und daß Zweifelsucht, Unordnung und der Zusammenbruch des Gemeinschaftsgedankens unvermeidlich das Ergebnis waren."

So beginnt das Manifest der „Nippon Bunka Renmei" des Hojinismus. (Engl. in „Cultural Nippon", Winter Number, Dec. 1936, Bd. IV, No. 4.)

Vieles, was folgt, könnte gut in einer Rede zur Empfehlung geistiger geopolitischer Arbeit als Vorbereitung auf die Staatsgesinnung des Dritten Reichs in Gegenwart von führenden deutschen Persönlichkeiten gesagt werden. Wir führen einzelne Stellen an, um zu zeigen, daß verwandte Erfahrungen im Verhältnis von Blut und Boden bei gewissen Gleichläufigkeiten der Geschichte auch zwischen so weit entfernten Ländern wie Deutschland und Japan eine Ebene leichteren gegenseitigen Einfühlens und Verstehens schaffen können. „... Schließlich hat die liberalistische Demokratie das erhabene Ideal des Staates verkannt und von der Gesellschaft getrennt." „Hier liegt die wahre Wurzel der akuten Krisis, die der gegenwärtigen



Kultur entgegenstarrt." „... Ein scharfer Unterschied ist zu machen zwischen Macht und Autorität. Autorität, wie wir sie verstehen, ist eine absolute schöpferische (creative) Liebe. Unter ihrem allumfassenden Einfluß werden die bisher feindlichen und inkompatibeln Begriffe der Macht und Freiheit integriert und harmonisiert." (Die vielen Fremdworte aus dem japanischen Text absichtlich zur Vermeidung jeden Mißverständnisses übernommen!) „... Scheinbare Gegensätze wie Macht und Freiheit (Imperium et — nicht aut — Libertas) werden durch diesen Auftrieb ausgeglichen und in vollkommenen Einklang gebracht... Land und Volk von Nippon verdanken ihr Dasein einem und demselben Ursprung aus kosmischem Leben und sind unlösbar einander verbunden." Vieles wäre Wort für Wort auf unsere deutsche Staatsauffassung anzuwenden — nur einem weltumspannenden heterogenen Reich widerstreben sie!

Ein solches Reich muß natürlich mehr Wert auf Erbweisheit in Kompromißbildungen und Verbindungstechnik legen, wenn es auch ein Schönheitsfehler ist, daß bei dem Verteidigungsmanöver von Singapore in der Wintertagswirklichkeit 1937 Australien und Neuseeland nicht mitwirken wollten.

Eine Lücke des transpazifischen Verkehrsnetzes wird im Laufe von 1937 durch das für spätestens 1938 in Aussicht genommene, regelmäßige Befliegen der Honolulu—Australien—Neuseeland-Linie der „Panamerican Airways" geschlossen (San Franzisko-Chron., S. I 37). Karte 1 zeigt, wie sich dann das Hereinspinnen von Australien in den Weltflugverkehr im einzelnen gestalten wird.

Unscheinbare Inselstützpunkte — schon lange vor dem Weltkrieg von großen Weltmächten feindselig umknurrt — treten jäh als vielgenannte Flughäfen wieder vor die Weltöffentlichkeit, wie Palmyra, Kingmans Reef, und die Tatsache, daß die USA. nur bis Tutuila über eigenen Grund als „Stepping Stone" verfügen.

Aber schließlich kann man ja auch Inseln kaufen; sie haben freilich in solchen Notlagen ihren Preis.

Zwei bemerkenswerte britische Reichsstimmen kreuzen sich über den Pazifik. Bennett, früherer kanadischer Ministerpräsident, sandte über den Rundfunk einen dringenden Aufruf an England, „den Dominien Menschen, vor allem doch die Arbeitslosen, zu schicken. Denn sogar mit der Eingeborenenbevölkerung wohnten in den großen Dominien etwa 27 Millionen, ein Fünfundsiebzigstel der Weltbevölkerung, während ihr Raum etwa ein Siebentel der ganzen Festlandmasse der Erde ausmache. Seine letzte Rundreise habe ihn immer daran denken lassen, welche Verlockung diese menschenleeren Gebiete für übervölkerte Länder sein müßten". Das sehen ihre Einwohner natürlich noch viel besser aus dem Flugzeug, wenn man es auch durch Kleinauto, Cowboypferd und Wanderschau ergänzen muß, wie das A. E. Johann in seinem prächtigen Australienbuch: „Känguruhs, Kopra und Korallen" so vorbildlich beschrieben hat. Nur müßte noch dabei stehen: Und Weltpolitik über und hinter allen! — Denn die Bücher von Johann sind weltpolitisch so höllisch ernst wie etwa ein St. Elmsfeuer vor Sturm, das — wenn auch über vieles weghuschend — doch die sämtlichen Formen eines bedrohten Fahrzeugs für den Kundigen zeigt. Sie sind Nachdenklesestoff für Staatsmänner und Wirtschaftsführer, nicht nur für Buben, die welche werden wollen.

Wer also A. E. Johann gelesen hat und Heft II 37 der „Geopolitik", der weiß, daß selbst in Ministerpräsident Bennetts besorgt warnenden Zahlen noch allerhand Selbstbetrug steckt und mindestens 7 Millionen von den 27 abgezogen werden müssen, so daß die großen Dominien noch weit mehr untervölkert sind und eigentlich nach pflegenden, pflügenden Menschen schreien.

Daß sogar der gußeiserne australische Egoismus unruhig wird, beweist etwa W. Macmahon Ball: „Possible peace" (Melbourne University Press in ass. with Oxford University Press; 1936; 3 Sh.). Nach dem Vorgang von Hughes und Lord

Bledisloe tritt er dem kleinen Führerhäuflein bei, das Australien von seiner inselhaften Seelenhaltung abzuschleppen sucht, die im Grunde von Großbritanniens Flotte ohne Gegenleistung beschützt sein will. Nun hadert man mit der Ausgleichstelle London, daß sie nicht „die kollektive Sicherheit und den Völkerbund" ausschließlich diesem Zweck hat dienstbar machen können.

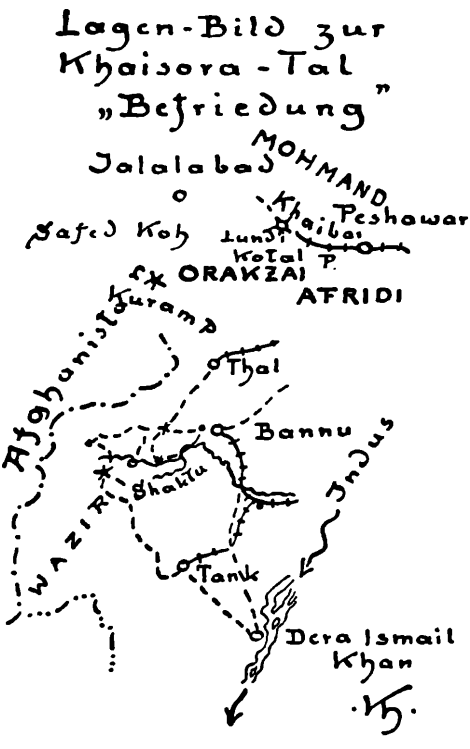
Gelingt es nicht, einen internationalen Zaun um leere Länder mit einer Handvoll Satten gegen die Hungrigen auf fremde Kosten zu errichten, dann wird allerdings Australien sich selbst etwas mehr an seinem eigenen Schutz beteiligen müssen. Das ist die Gefahr der pazifischen Entwicklung, vor der Ball erschrickt. Er nimmt etwa den Standpunkt eines wohlhabenden Villenbesitzers ein, der sehr für Erziehung der Massen außerhalb seines Zaunes zu friedfertigem Hungern ist. Aus solchen Gesichtspunkten möchte er alle Kolonien in Völkerbundmandate verwandelt sehen — was angesichts des sichtbaren Rückgangs im Ansehen dieser erlauchten Körperschaft nicht mehr sehr viel Beifall finden dürfte. Dann glaubt Ball selbst, daß schwerlich alle weltweiten Belange des Empire in China, im Pazifik, in Persien, in Afghanistan, in Indien, Afrika und Ägypten gleich nachdrücklich ohne Krieg aufrechtzuerhalten sein werden. „Trotz einigen vagen Andeutungen über besseren Zutritt zu Rohstoffen ... ist bisher kein Zeichen wirklicher Bereitschaft Britanniens zum Aufgeben eines Teils seiner imperialistischen Privilegien aufgetaucht." So der australische politische Philosoph.

Dann macht er England eine böse Wehrkostenrechnung für seine Übersee-Dividenden auf, über die sich Heim- und Überseebriten untereinander werden auseinandersetzen müssen. Wir möchten nur auf das für uns Deutsche sehr denkwürdige Buch des Australiers aufmerksam machen.

Eine andere Seite des pazifischen Bilanzen-Buches öffnet E. E. N. Causton: „Militarism and foreign policy in Japan" (Allen & Unwin, London 1936; 7½ Sh.). Immerhin ist er gerecht genug, anzuerkennen, daß man nicht Nachbar des russischen zuerst weißen, dann roten Bären sein kann und seine eigenen Krallen ablegen, ohne gefressen zu werden. „Daraus erkläre sich nicht zuletzt die überragende politische Machtstellung der Wehrträger in Japan und ihre Volksverbundenheit, die sich natürlich auch in der Außenpolitik auswirke, wenn auch allerhand andere Kräfte darin mitspielen." Die Wehrträger müßten dümmer sein, als sie sind, wenn sie nicht von dieser Lage — wie z. B. im Januar 1937 — Nutzen zögen. Ein Besprecher im „North China Herald" von 1937, S. 40, versucht einige der für den japanischen Liberalismus davonschwimmenden Fellchen zu retten, die Causton selbst in seinem Pessimismus aufgibt.

In diesem Zusammenhang muß ironisch der Unterschied in den Begriffen zwischen der Auffassung wahrhaft friedlicher Weltmächte und militaristischer, imperialistischer, wie Japan, Italien und Deutschland, an einem praktischen Beispiel geklärt werden. Wenn z. B. („Times", 23. Januar 1937) drei britische Brigaden ein

seit zwei Jahrzehnten drangsaliertes Bergvolk, das gern frei sein möchte, wie Wasiristan, vom November 1936 bis Februar 1937 so weit durch Flieger und alle zeitgemäßen Wehrkünste wieder einmal niedergeworfen haben (mit 166 blutigen Verlusten gegen 305), daß man auf einer Strecke von 32 km eine Militärstraße bauen kann, während der „Haspinger" (Mullah) des betreffenden Tals (Khaisora) in einem Nebental (Shaktu) sitzt und auf den nächsten Aufstand wartet, dann nennt man das: „Khaisora valley pacified". Hätten Italiener oder Japaner das gleiche getan oder Deutsche auf ihrem eigenen Land mit der halben Zahl eine Friedensübung gehalten, so wäre das „a demonstration of imperialism and militarism". Wir müssen uns daran gewöhnen, daß von Lord Eden bis zum kleinsten Reporter aus dem Grenzbezirk mit zweierlei Maß gemessen wird.

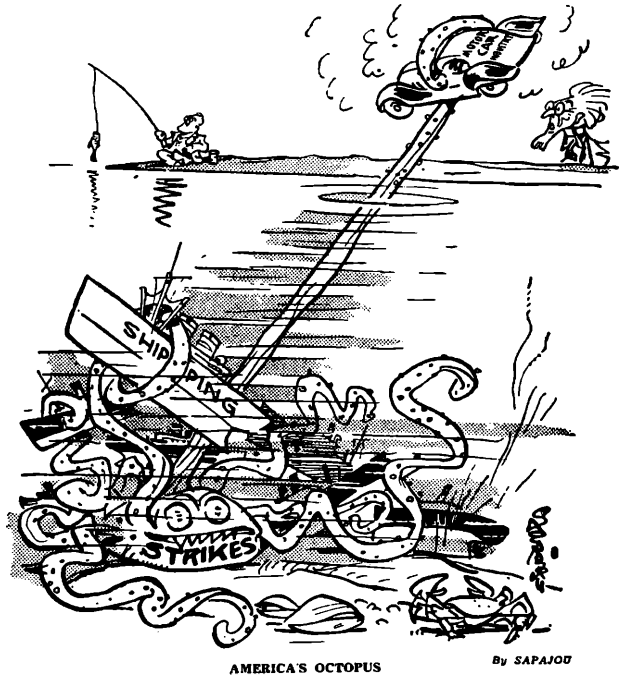


Nun sind aber in ganz Indien nur 22 Infanterie- und 5 Kavallerie-Brigaden. Selbstverständlich beobachtet der Panislamische Bund: Türkei, Iran, Irak und Afghanistan, bei dem im Ernstfall Abdallah von Transjordanien und Ibn Saûd ganz von selbst mittun müssen (der nach indischen Zeitungsnachrichten sich verpflichtet haben soll, für alle Fälle zwei Millionen Soldaten auf die Beine zu bringen), alle ähnlichen Vorgänge sehr aufmerksam und ist über die widersetzliche Gesamthaltung der indischen Moslim genau im Bilde. Gewiß wäre ein raumpolitisches Rechenexempel falsch, etwa mit dem Ansatz: Wenn drei Brigaden drei Monate brauchen, um einen Landstreifen von 32 km Länge und geringer Breite, rund 60 bis 100 qkm, zu befrieden, wie lange brauchen dann, grob gerechnet, 27 Brigaden, um 4½ Millionen Quadratkilometer zu befrieden, wenn einmal Jawaharlal Nehru und seine Freunde ihren Willen durchsetzen können? Es wäre schon deshalb falsch, weil es ethnopolitisch gar nicht sicher ist, was siegreiche Grenzstämme mit dem Hindu Jawaharlal Nehru anfangen und ob die 80 Millionen Mohammedaner den Kongreß nicht sprengen würden (M. A. Jinnahi in „Amrita Bazar Patrika", 4. Jan. 1937, S. 9).

Immerhin dürfte ein Teil der allzu liebevollen Aufmerksamkeit westmächtlicher

Außenämter von den Splittern in den Augen von Danzig und Alexandrette auf die Balken in den Augen rings um den Indischen Ozean mit Vorteil abgelenkt werden. Nach den Pipe-Linien-Bränden in Arabien und den Sabotageakten in der britischen Marine dürfte doch wohl niemand in leitenden Großmachtstellen im Zweifel sein, daß nach den in Spanien geübten Methoden mit Zufuhrlinien, wie Mossul—Haifa, kaum zu rechnen ist.

Auch der anscheinend vereinbarte Rückhalt an den Rohstoffen der USA. könnte in solchen Fällen problematisch sein. Noch hielt im Februar der für die Pazifikschiffahrt der USA. vernichtende Streik in ihren Westhäfen an, wenn auch der Sympathiestreik der Ostküste zusammensank. Dafür greift der Streik-Oktopus nach der Motor- und Kraftwagenindustrie. Wie man die Wehrlage der USA. in Ostasien sieht, verrät Sapajou-Saposchnikoffs Spottzeichnung aus Schanghai, in der Präsident Roosevelt nicht ganz so imponierend wirkt wie während seiner Kreuzfahrt nach Rio und Buenos Aires, und jetzt bei seinem Angriff auf die überalterten Bundesgerichtshemmungen der USA.



AMERICA'S OCTOPUS By SAPAJOU

„Evils of British Imperialism"; „Was ich in Indien sah" — so überschreibt nach dem „Natal Advertiser" der Durban-Korrespondent einer großen indischen Zeitung sein Interview mit Dr. N. J. van der Merwe (dem Führer der Freistaat-Republikanischen Nationalisten und Mitglied der eben zurückgekehrten Goodwill-Mission aus Südafrika in Indien) seine Eindrücke (im sicheren Bloemfontein).

Die Kommission hatte Indien von einem Ende zum andern durchfahren, dabei rund 8000 km zurückgelegt und außerdem noch Tanganyika (Deutsch-Ostafrika) und Kenya überflogen. Sie besaß also Vergleichseindrücke genug. „Was ich in Indien sah, hat mich zu einem größern Gegner als je des britischen Imperialismus gemacht, der in Neu-Delhi in Nachahmung der Großmogule Millionen verschwen-

det hat, während 70% der Bevölkerung hungergeschlagen sind und 300 Millionen Illiteraten."

„Unsere Eingeborenen in Südafrika haben es zweifellos viel besser als 90% der Inder. Auf dem Land herrscht abstoßende Armut... Indien ist ein unglückliches Land neben allem Glanz, und über seiner Volksmasse hängt die drohende Wolke der Armut, des Elends und der Unwissenheit. Aber es sind Zeichen eines neuen Frühlings im Aufspringen, der dem Winterschlaf des sogenannten unveränderlichen Ostens folgen könnte. Auf diese Zeichen wird die Welt zu achten haben." So der Südafrikaner, der auch mit Bedauern feststellt, daß unter diesen Verhältnissen wenig Hoffnung besteht, Inder aus Südafrika zur Rückkehr zu bewegen. Die Union werde ihr Inderproblem wohl ohne solche Heimbeförderung angehen müssen.

„Ein unwiderstehlicher Geist des Nationalismus ist in Indien aufgesprungen. Ein Heer von begabten Führern will völlige Unabhängigkeit von Britenreich und Krone." In Südafrika verfolgt man begreiflicherweise mit Ernst die Entwicklung eines Gegenufers mit einem Fünftel der Menschheit, das Ost- und Südafrika häufig „sein Amerika" nennt, mit einem gefährlicheren Sinn, als wir nach Colin Ross (vgl. Schrifttumsbericht: Die Vereinigten Staaten) das unsere nennen können. Gerade von dort kommend sind also solche Stimmen eine Mahnung, allermindestens zum Kehren vor eigenen Türen und Beseitigen der Balken im eigenen Auge statt fremder Splitter.

Zu den Gegenständen geopolitischer Kleinarbeit, bei denen aus Splittern leicht Balken werden können, wenn man sie vernachlässigt, gehört die Leistungsfähigkeit der Welthäfen in verkehrs- und wehrpolitischer Hinsicht. Von der Probe, auf die Anfang 1937 Singapore gestellt wurde und dem Versagen der australischen und neuseeländischen Flotten- und Flugstreitkräfte dabei ist schon gesprochen worden. Dieses Ausbleiben bei einer doch wirklich an ihre Haut gehenden Probe und ebenso das ausdrückliche Ankündigen von Kanada aus, daß es sich nicht von vornherein an Londoner Kriegserklärungen gebunden fühle, sind vielleicht die geopolitisch bemerkenswertesten Begleiterscheinungen der Kraftprobe an der Malakka-Straße.

Zu den beständig von Aderbeklemmungen (Arteriosklerose) bedrohten Indopazifischen Fluß-Mündungs-Trichter-Häfen gehören außer Kalkutta ein wenig auch Schanghai und das neuerdings sorgfältig untersuchte Rangun als Ausfallpforte des verselbständigten Birma. Alle am Hafen-, Kanal- und Wasserbau Anteil nehmenden Leser seien dringend auf das Heft vom 12. Dezember, Bd. XXXII, 1936, der „Far Eastern Review", S. 544—550, aufmerksam gemacht: „The Rangun Tidal Model", wo mit acht, dem technisch oder geopolitisch Geschulten durchaus verständlichen Skizzen das ganze Gezeitenstrom- und Hafengefährdungsproblem von Rangun übersichtlich dargestellt ist, mit Streifblicken auf die bekann-

ten Severn- und Humber-Modelle — wobei sogar der Monsunwirkung durch Fächeln mit entsprechender Windstärke Rechnung getragen ist.

Die Tatsache, daß auf Grund solcher Versuche Entscheidungen gefällt werden können, die bedrohte Welthäfen mit Millionenausgaben zu retten vermögen, ist im kleinen ein Vorbild, was richtig verstandene und an Hand so vorzüglicher Reliefkarten, wie etwa des Wenschow-Verfahrens, betriebene Geopolitik für Raumplanung, Volkswohlfahrt und Geldersparnis im großen leisten kann. Im gleichen Heft finden sich Angaben über die Raumplanung von Groß-Schanghai, das eine solche bitter nötig hat, auch dabei zu bodenechten chinesischen Stilformen zurückzufinden sucht. (Abb. S. 523—525 — allerdings mit seltsamen Baugreueln dazwischen!)

Ein auf kurze Frist gewinnbringender, auf lange Frist verderblicher Schachzug ist der französischen Ostasienpolitik durch den Ausbau der „Compagnie des chemins de fer de Se-Tschouen et du Kouéi-Tschou" Ende 1936 geglückt. Damit wird eine verkehrsgeopolitische Wasserabgrabung (Drainage) der bisher nur durch die Yangtse-Stromader ostwärts erschlossenen Binnenlandschaft Szechwan nach Süden über Yünnan auf Indochina angebahnt, von der zunächst als erstes Drittel die Strecke Tschengtu—Tschunking (523 gebirgige Kilometer) gebaut werden soll. Dann folgt Tschungking—Suifu, endlich Suifu-Yünnanfu, nach einem schon am 21. Januar 1914 geschlossenen Abkommen, das der einstigen deutschen Westbahnkonzession ein Gegengewicht schaffen sollte, das nun vielleicht von China selbst durch eine Stichbahn von Yünnan nach Pakhoi geschaffen wird.

An Rohstoffen könnte die oberste fruchtbare und reiche Binnenlandschaft am Yangtse Weizen, Reis, Tee, Zucker, Tabak, Wolle, Kohle, Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Salze, natürlich auch Rauschgift-Basen (Mohn, Opium) auf den Markt werfen. Tungöl, Seide, Safran, Rhabarber, Wachs kämen dazu. Riesige Wasserkräfte würden Betrieb durch weiße Kohle gewährleisten. Die Bodenschätze sind kaum angekratzt auf einem Raum von der Größe des Deutschen Reiches mit sehr ungleichmäßiger, stellenweise (um Tschengtu mit hoher Bewässerungskultur) großer Volksdichte. Hosie (E.) und Bodard (Fr.), beide von 1922, gelten auch heute noch als Standwerkberichterstatter über das zu erschließende Gebiet, das neben der Rohstoffzufuhr eben auch seinen großen Volksdruck auf Indochina loslassen würde, weshalb England immer zögerte, das Land etwa in der Richtung auf Birma verkehrstechnisch aufzureißen. Eine vorerst wirtschaftspolitisch gewinnbringende Erschließungsarbeit würde so der späteren volkspolitischen Überschwemmung Hinterindiens mit Chinesen Vorschub leisten und eine bisher nicht überfließende Zelle zum Ausfließen bringen, ein bisher für die Völkerflut dichtes Querschott sprengen.

Nicht umsonst graben die umsichtigen Herausgeber der niederländischen „Tijdschrift voor Economische Geographie" in Nr. 1 des 28. Jahrgangs auf S. 26 die bemerkenswerte Schrift von Fang Si Sun aus: „Die Entwicklung der chine-

sischen Kolonisation in Südasien (Nan-yang) nach chinesischen Quellen", Jena 1931, mit fesselnden Begleitnotizen. Nur müssen wir zu ihnen sagen, daß die chinesische Wanderparole zum Nan-yang gar nichts anderes bedeutet als die japanische zum Nan-Yo, dem begehrten Südmeer", das beide sehr genau von ihrem Begriff des eigentlichen Pazifik, des „Tai-ping-yang" (chin.) und des „Tai-Hei-Yo" (jap.) unterscheiden. Die Indonesischen Besitzungen sind eben die am meisten verlockenden Kleinodien darin; davon ist eines, Java, so menschenüberfüllt, daß der Kampf um Ellenbogenbreite dort längst begonnen hat. Aber außerhalb von Java fehlt es noch weit zu dem Global-Grundbesitzstande von 0,14 ha auf den Kopf, den Sun errechnet. Das weiß man in Japan und weiß man in China; man könnte es auch in allen Kolonialmächten alten Stils wissen und sich sagen, daß es evolutionär oder revolutionär früher oder später zu Veränderungen kommen muß, die jedes solche gewaltsame Landöffnen, wie das französische in Szechwan, einst das usamerikanische in Japan, das englisch-französische Gemischtverfahren in China nur beschleunigt.

Auch jeder Raubbau, wie etwa in der Ölgewinnung, wirkt beschleunigend, und das behagliche Rentnertempo geht unter solcher Dynamik zum Teufel.

Für die chinesische Südost-Wanderungsliteratur werden damit neue, inhaltsschwere Blätter mit blutmäßig wohlbegründeten Raumrückforderungen aufgeschlagen. Frankreich setzt auch hier den Spaten in einen Schutzdeich seiner Rasse — um ihn niederzureißen, wie sooft zum Schaden Europas.

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Von der Monokultur zur Polykultur und Autarkie

Die IBERO-AMERIKANISCHE RUNDSCHAU gibt als Nr. 8 ihres 2. Jahrgangs ein Sonderheft: Brasilien heraus, das wir als ausgezeichneten Überblick in die geopolitisch besonders starke Dynamik dieses Staates empfehlen. Die Nöte, die Brasilien aus der monokulturhaften Einstellung auf Kaffeeanbau erwachsen sind, brauchen wir unseren Lesern nicht mehr vorzuführen. Verweisen möchten wir aber in diesem Zusammenhang auf das Heft, das wir schon vor Jahren (Heft 1/1933) dem schicksalhaften Gegenspiel von Monokultur und Autarkie gewidmet haben; es ist ebenso wie die ihm folgenden Hefte des Jahrganges 1933 in seiner grundsätzlichen Einstellung von den Ereignissen überraschend bestätigt worden.

Aus dem Brasilienheft der Ibero-Amerikanischen Rundschau entnehmen wir Teile des Aufsatzes von Alfred Schneider: Baumwolle im Wirtschaftsbild Brasiliens:

Die Wirtschaftsstruktur Brasiliens war bisher durch das Wort „Kaffeemonokultur" ebenso erschöpfend wie inhaltsschwer gezeichnet. (.) Wenn der Absatz stockte oder wenn Überproduktion den Kaffeemarkt zu desorganisieren drohte, krachte es jedesmal im Gebälk der gesamten brasilianischen Volks- und Staatswirtschaft. Niemals waren die wirtschaftlichen und die politischen Folgen einer Kaffeekrise schwerer als nach dem Zusammenbruch der „Defesa" im Jahre 1929. „Polykultur statt Monokultur" — diese alte Forderung einsichtiger brasilianischer Staatsmänner und Wirtschaftspolitiker erhielt daher in der Weltwirtschaftskrise neue und höchste Aktualität. Als ein Weg zur Verwirklichung dieses Zieles erschien — aus innenwirtschaftlichen wie aus außenwirtschaftlichen Überlegungen gleich erstrebenswert — die Entwicklung der Baumwollkultur.

Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen ermöglichte Brasilien in den letzten drei Jahren eine nahezu ans Unfaßbare grenzende Steigerung seiner Baumwollerzeugung.

Sie ist buchstäblich aus den Trümmerresten einer künstlichen Kaffeekonjunktur bis auf Weltrang emporgewachsen, von rund $1^3/_4$% im Jahre 1932/33 bis auf fast $5^1/_2$% der Welterzeugung im Jahre 1935/36. Noch bezeichnender und vom Standpunkt Brasiliens aus wichtiger ist die Entwicklung seiner Baumwollausfuhr im Rahmen der Gesamtausfuhr. Ihr Wert nahm in absoluten Zahlen von 25116 £-Gold im Jahre 1932 auf 5,22 Mill. £-Gold im Jahre 1935, also rund um das Zweihundertfache zu. Gleichzeitig stieg der prozentuale Anteil der Baumwollausfuhr, gemessen am Wert der Gesamtausfuhr, von 0,07% auf 15,82%. Am sprunghaftesten war die Zunahme in den Jahren 1933 und 1934; die entsprechenden Zahlen lauten 1,03% und 13,24%. Nichts kann die heutige Stellung der Baumwolle im brasilianischen Wirtschaftsleben besser verdeutlichen als diese Zahlen. Sie nehmen der Kaffeekrise, die noch anhält, ihren schärfsten Stachel und machen die Bleilast der Monokultur, die das Land auf einem jahrzehntelangen Leidensweg hat schleppen müssen, weniger drückend. (.)

Eine gesicherte Ausfuhrentwicklung ist um so wahrscheinlicher, als die Handelspolitik einiger Baumwollverbraucherländer letzthin tiefgreifende Wandlungen durchgemacht hat, die Brasilien begünstigen müssen. Indem Deutschland gezwungen ist, einen großen, im vergangenen Jahr den größten Teil seiner Baumwolleinfuhr zu verrechnen, und indem es weiter feste Abreden über Baumwollkontingente mit Brasilien getroffen hat, hat es einen unschätzbaren Beitrag zur Stabilisierung der brasilianischen Baumwollausfuhr geleistet. Denn nichts ist wichtiger für eine junge Kultur als Sicherheit und Gleichmäßigkeit des Absatzes. Deutschland wird Brasilien beides wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus gewährleisten können. In einer ähnlichen Lage wie Deutschland ist Japan. Die Notwendigkeit einer Dezentralisation seiner Rohstoffkäufe und die Erhöhung der nordamerikanischen Einfuhrzölle für japanische Textilerzeugnisse haben in gleichem Umfange, wie die japanische Rohstoffeinfuhr aus Nordamerika zurückging, zu einer sprunghaften Steigerung der japanischen Baumwolleinfuhr aus Brasilien geführt. Da es sich hier keineswegs um zufällige, sondern um grundsätzliche, teils von politischen Erwägungen beeinflußte Umschichtungen handelt, erhält Brasilien auch hier ein hohes Maß von Absatzsicherheit auf längere Zeiträume.

Brasilerzeugung und Welterzeugung an Baumwolle[1]) (1000 Ballen zu 500 lbs).

Erntejahr	Welterzeugung	Brasilerzeugung	In % der Welterzeugung	Erntejahr	Welterzeugung	Brasilerzeugung	In % der Welterzeugung
1930/31	27674	471	1,70	1933/34	28403	954	3,37
1931/32	29102	575	1,98	1934/35	25481	1309	5,14
1932/33	25345	438	1,73	1935/36	28026	1539	5,49

[1]) Der Aufstellung liegt das am 1. August beginnende internationale Baumwolljahr zugrunde, während das brasilianische Erntejahr mit dem Kalenderjahr zusammenfällt. Hieraus erklärt sich nach Umrechnung in Tonnen der Mangel an Übereinstimmung mit den im folgenden genannten Produktionszahlen.

Erzeugung, Inlandsverbrauch und Ausfuhr von Brasilbaumwolle (1000 t).

	1930	1931	1932	1933	1934	1935
Gesamternte	102,0	123,5	75,4	149,6	279,7	370,5
davon:						
São Paulo	11,0	20,0	21,1	34,7	105,0	115,0
Nordoststaaten	84,1	96,0	48,2	99,6	162,0	235,5
Inlandsverbrauch	72,5	85,5	91,8	102,4	110,0	119,3
Ausfuhr	30,4	20,7	0,5	11,7	126,6	138,6
Ausfuhrwert je t (Gold-£)	68/2/—	39/15/—	48/14/—	31/12/—	36/17/—	37/13/—

Hauptausfuhrrichtungen	1934	1935	1936 Jan./April	Hauptausfuhrrichtungen	1934	1935	1936 Jan./April
Deutschland	21,4	82,3	13,1	Holland	5,2	4,7	1,0
Japan	1,7	2,5	4,6	Portugal	6,9	3,0	0,5
England	66,3	26,0	13,1	Italien	4,3	2,7	0,5
Frankreich	11,3	10,7	4,3	Finnland	[1])	[1])	[1])
Belg.-Luxemburg	8,7	5,9	4,0	Spanien	0,1	0,1	[1])

[1]) Weniger als 100 t.

Ein letzter, jedoch nicht der unwichtigste Faktor für die Zunahme der brasilianischen Rohbaumwollerzeugung sind die steigenden Anforderungen der nationalen Baumwollindustrie. Der Inlandsverbrauch an Baumwolle ist in den Krisenjahren seit 1930 nicht nur um mehr als 60% gestiegen, er war bis zum Jahre 1935 sogar größer als die gesamte Paulistaner Baumwollernte. Die junge Baumwollkultur wird also auch in Zukunft einen festen Rückhalt auf dem Binnenmarkt haben, um so stärker, je mehr sich die Baumwollindustrie entwickelt und rationalisiert.

V.

Die Baumwollindustrie Brasiliens.

	1913	1930	1935
Spindelzahl ..... (1000 Stück)	1200	2775	2532
Webstühle ..... (Stück)	50000	77946	81158

Regionale Gliederung.

	Spindeln (1000 Stück)		Webstühle		Arbeiter	
	1933	1929	1933	1929	1933	1929
São Paulo	817	857	26056	24129	25863	36249
Bundesdistrikt	725	717	16943	16976	—	21199
Minas Geraes	290	220	—	7848	—	13683
Rio de Janeiro	254	235	—	7264	14488	9962
Pernambuco	127	150	5224	5754	11943	12495
Alagôas	104	91	3196	2709	6573	7140
Sergipe	86	60	2648	2564	5441	5106
Bahia	85	107	4085	5409	4071	5308
Maranhão	—	75	—	2354	3756	3414
Parahyba	40	14	1740	512	4508	928
Rio Grande do Sul	—	34	—	1198	—	2100
Ceará	30	22	955	751	—	2692
Santa Catharina	22	22	922	717	—	1800
Espírito Santo	—	8	—	361	—	636
Piauhy	—	3	—	168	—	236
Rio Grande do Norte	1	4	—	176	32	540
Paraná	—	—	—	20	—	30

Zur geistigen Blockade Deutschlands im Weltkrieg

Die amerikan. Vierteljahrsschrift „FOREIGN AFFAIRS" bringt in ihrem Januarheft 1937, S. 311ff. (Bd. 15, Nr. 2) einen Aufsatz von H. Schuyler Foster jr., der betitelt ist: „Charting America's News of the World War!" Der Aufsatz bringt höchst merkwürdiges und aufschlußreiches Material. Wir entnehmen ihm das folgende Diagramm, das für sich selbst spricht und keiner großen Interpretation bedarf. (S. 237.)

Der plötzliche fast vollständige Fortfall direkt von Deutschland kommender Nachrichten Anfang August 1914 gründet in der Kriegserklärung Englands am 4. August und dem darauf erfolgenden Kappen des Emden-Neuyork-Kabels. — Das Ansteigen des Anteils direkter deutscher Nachrichten im Dezember 1916 erklärt sich aus dem großen Interesse, das die amerikanische Öffentlichkeit am deutschen Friedensangebot nahm.

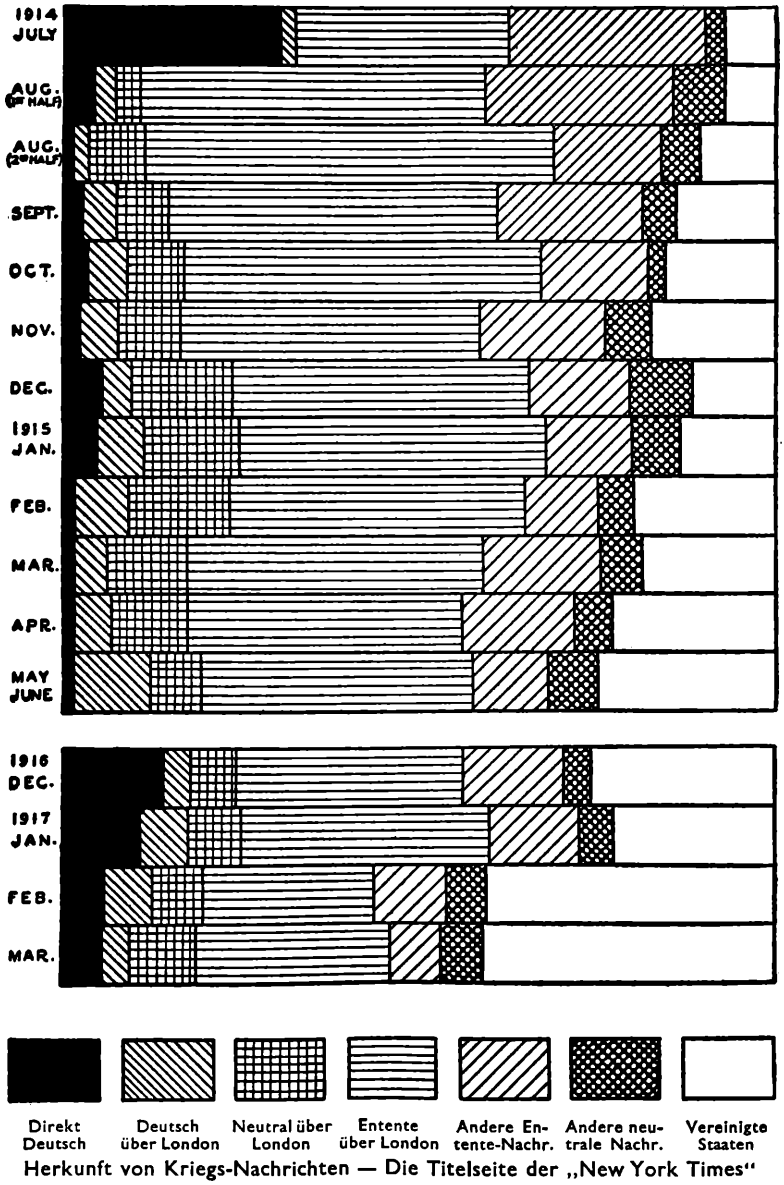
Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die damals noch neutralen USA. nur durch den winzigen Bruchteil unmittelbar aus Deutschland kommender Nachrichten unbeeinflußt unterrichtet werden konnten — insoweit nämlich der betr. Berichterstatter nicht bereits voreingenommen war.

Man sieht: die Blockade gegen die Wahrheit war effektiv. Zugleich erhellt daraus mittelbar aber die Bedeutung, die dem Rundfunk als dem künftigen Brecher solcher Blockade im Kriegsfall zuwächst.

V.

Karte — Waffe oder Gift?

Die Karte ist ein Kampfmittel. Es rüttelt auf. Es macht stolz. Es macht hellhörig. Karten können Instinkte wecken, zur Wehrhaftigkeit erziehen, politische Notwendigkeiten begreifen lehren. Das alles wissen wir. Doch bei alledem hoffen wir, daß uns ein gnädiges Schicksal davor bewahren möge, daß solche Waffen in falsche Hände geraten. Die blanke, glitzernde Waffe wird in der Hand des Dilettanten oder des Übelwollenden zum Gift, das der Harmlose schluckt, ohne zu wissen, was daraus erwächst.



Herkunft von Kriegs-Nachrichten — Die Titelseite der „New York Times"

Was sollen wir dazu sagen, daß Leo Weismantel ein Buch über das Wirken der Heiligen in Deutschland schreibt und dazu von Alfred Riedel eine Karte malen läßt, die das „Heilige Deutschland" heißt, im Karitasverlag in Freiburg im Br. erscheint und von der Kolpingsfamilie allen guten Katholiken empfohlen wird. Auf der genannten Karte hat man sich der sogenannten dynamischen Methode bedient, das heißt, man nimmt von der Karte nur Umrisse und ein paar topographische Linien und malt dann hundert Dinge hinein, die von sich aus den Betrachter ansprechen sollen. Diese Dinge aber heißen hier,

wenn man sie in Form einer schülerhaften Nacherzählung widergeben wollte, etwa so: Im alten Germanien lebten einst böse und häßliche Menschen. Diese kleideten sich in Bärenfelle, lagen der Büffeljagd ob, verbrannten die Heiligen, wo sie konnten und waren alles in allem eine rohe Horde. In dieses alte Germanien kam endlich eine neue Zeit, als das Christentum — versinnbildlicht durch St. Christophorus, der dem schwarzen Meere entsteigt — durch viele fromme Brüder Eingang fand. Im wilden Waldland erwachsen schöne Dome, milde Fratres führen den Pflug, Heereszucht erwächst unter Führung gottesfürchtiger Führer, die alten heidnischen Eichen werden mit wuchtigem Schlage gefällt. Viele beugen sich der neuen milden Regierung. Nur daß manche eben ihre alten barbarischen Germanensitten nicht ablegen können und frommen Gottesknechten das Haupt abschlagen oder sie sonstwie häßlich quälen.

Solches k a n n man aus der Karte herauslesen, um nicht zu sagen, daß man recht herb darauf gestoßen wird. Und was daraus entsteht, ist schleichendes Gift. Es darf nicht sein, wie man auch zu den Fragen der Kirchengeschichte stehen mag, daß immer wieder das Motiv der abgrundtiefen Verkommenheit der germanischen Vorfahren dem der Erlösung und Aufartung durch römische Geistliche gegenübergestellt wird. Wenn das sogar in seiner räumlichen Verbreitung dargestellt wird, ist die Grenze des noch Sinnvollen so weit überschritten, daß allem Übelwollen Tür und Tor geöffnet wird. Man denke nur daran, welche Kette ohne Ende entsteht, wenn jemand darauf käme, der Karte der Stätten guter Taten heiliger Männer eine entsprechende gegenüberzustellen, die die weniger schönen derselben Kreise räumlich zur Darstellung bringt.

Darüber hinaus muß auch bei jeder dynamischen Bildkarte unbedingt vermieden werden, daß nebenbei falsche Vorstellungen entstehen. Weder ist das Germanien der Christianisierungszeit ein einziges Waldland mit Büffelherden gewesen, noch haben sich die Bewohner dieses Landes in der dargestellten Theatermanier gekleidet. Auch hat die Geschichte von Bonifazius und dem Eichenfällen längst keine historische Grundlage mehr, ebensowenig wie es bei dem bekannten Martyrium 11000 Jungfrauen gegeben hat.

Karten — ja, aber nicht falsche und giftige!

J.

Festungen als geopolitische Kraftfelder

„Der Raum als Waffe", so lautet ein vor kurzem von unserem Mitarbeiter Rupert von Schumacher erschienenes Buch. „Die Waffen im Raum" möchte man ein ganz vortreffliches Werk nennen, das in der Sammlung „Neue Deutsche Forschungen" erschienen ist. Verfasser ist Dr. Albert Grabau, der Titel des Werks „Das Festungsproblem in Deutschland und seine Auswirkung auf die strategische Lage von 1870 bis 1914". Festungen entstehen nicht an jedem beliebigen Punkt; wie Häfen und Hauptstädte, große Industrieorte und Handelsplätze, so sind auch die Festungen den Gesetzen des Raums unterworfen, den sie zu schützen haben. Wächst der Staat, so wächst auch der Raum des Staates. Dies bedingt nicht nur auf verwaltungsmäßigem, wirtschaftlichem, kulturellem Gebiet neue Maßnahmen, dies erfordert auch in erster Reihe neues strategisches Denken. Es war ein Glück für das Deutsche Reich, daß es nach seiner Einigung 1871 als Generalstabschef einen Mann wie Moltke hatte, der den großen strategischen Aufgaben, die nach der Einigung und dem erfolgten Landzuwachs auftraten, gewachsen war. Grabau schildert diese Arbeit Moltkes: „Die Ausmerzung einer großen Anzahl von Festungen brachte nicht nur eine wirkungsvolle Verstärkung der Feldarmee durch die Einziehung der Festungsbesatzungen, sondern legte auch strategisch und fortifikatorisch das Schwergewicht des ganzen Festungsausbaus nach dem Westen. Nur eine kleine Zahl von Befestigungen blieb im Osten erhalten, wo sie lediglich den Schutz des Aufmarsches der deutschen Heere zu übernehmen hatten. Andererseits veranlaßte der Feldmarschall den Ausbau der Eisenbahnlinien in der West-Ostrichtung, vornehmlich nach Ostpreußen und nach Diedenhofen, Metz und Straßburg, und schuf so erst die Grundlage für eine wirksame Führung des Zweifrontenkriegs, die Möglichkeit, die Armee im Bedarfsfalle von einem Kriegsschauplatz nach dem andern zu transportieren und damit die Heeresmacht doppelt zur Wirkung zu bringen. Das war eine der gewaltigsten Schöpfungen Moltkes für die damalige Zeit, die wir heute vielfach als etwas Selbstverständliches hinnehmen."

An die Erörterung der Strategie Moltkes schließt sich die Behandlung der Veränderungen des Festungsproblems unter Graf Schlieffen und Generaloberst v. Moltke. Ausgedehnte Erläuterungen und eine Anzahl der wichtigsten Urkunden, soweit sie sich auf das Festungsproblem beziehen, vervollständigen das Werk, das in seiner klaren und übersichtlichen Anordnung und in streng wissenschaftlicher Weise nicht nur dem Militär, sondern auch dem Geopolitiker wertvolle Anregungen geben kann. Sind es doch stets die Militärs

gewesen, die raumpolitisches Denken, wenn auch natürlich wehrpolitisch bedingt, pflegten und sich so schon früh das geopolitische Fingerspitzengefühl aneigneten, das wir uns auf anderem als wehrpolitischem Gebiet erst langsam zu erwerben beginnen. Und wenn die Geopolitik sich mit wehrpolitischem Schrifttum befaßt, so tut sie dies nicht, weil sie den Ehrgeiz hat, „Kriegswissenschaft" sein zu wollen, wie es ihr von ausländischer Seite schon vorgeworfen wurde. Kjellén, der große schwedische Staatswissenschafter, schreibt gerade hierüber (Der Staat als Lebensform, 4. Aufl., deutsch von Sandmeier): „Nie also zeigt sich die organische Natur der Reiche klarer als im Kriege. Der Krieg ist gleichsam ein Experimentalgebiet für die Geopolitik gleichwie für alle Politik, und die Generalstäbe sollten wissenschaftliche Akademien sein, nicht zum mindestens in diesem Zweig der Staatswissenschaft." F.

HANS OFFE:
Geopolitik und Naturrecht

Das Recht ist nicht das Höchste in der Welt, nicht Selbstzweck, sondern lediglich Mittel zum Zweck; der Endzweck desselben ist das Bestehen der Gesellschaft. Zeigt es sich, daß die Gesellschaft bei dem bisherigen Rechtszustande nicht zu bestehen vermag, und ist das Recht nicht imstande, dem Abhilfe zu gewähren, so greift die Gewalt ein und tut, was geboten ist — es sind die Notstände im Leben der Völker und Staaten. Im Notstande hört das Recht auf, wie im Leben der Individuen, so auch im Leben der Völker und Staaten.
R. v. Ihering, Der Zweck im Recht I (1884), S. 250.

Eine praktisch bedeutsame Aufgabe der wissenschaftlichen Philosophie besteht darin, das Wesen des Rechts und seinen Zusammenhang mit einer sittlichen Welt- und Lebensordnung festzustellen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß auf diese Weise — und nur unter dieser Voraussetzung — dem geltenden Recht eine tiefere Begründung gegeben werden kann. Vor allem aber wird dergestalt die Möglichkeit eröffnet, die Gesetzgebung im Sinne der Rechtsidee weiterzuentwickeln.

Das Wesen der Rechtsidee hat gleich wenig zu tun mit der im Ameisen- und Bienenstaat verkörperten instinktgebundenen Ordnung wie andrerseits mit einem auf reiner Gewalt beruhenden Herrschaftsverhältnis. Die elementaren Rechtsbegriffe als unmittelbare Verkörperungen der Rechtsidee werden durch das geltende („positive") Recht nicht geschaffen, vielmehr nur angewandt. „Die reine Rechtslehre oder das Naturrecht, besser moralisches Recht, liegt jeder rechtlich-positiven Gesetzgebung zugrunde, wie die reine Mathematik jedem Zweige der angewandten"[1]). Stellt man nun der Gesamtheit der jeweiligen positiven Rechtssätze eine ebensolche der durch Nachdenken als der Rechtsidee entsprechend gefundenen gegenüber, so bedeutet dies den Begriff des Naturrechts.

Man ahnt ohne weiteres, welche großen, das Leben der Staaten und Völker bedrohenden Spannungen in dem eben angedeuteten Gegensatz mitgegeben sind. Verschärft werden sie durch die allgemeine „Neigung der menschlichen Natur, dogmatisch zu werden" (Kant). So wundert es im Grunde nicht, wenn von gegenwärtigen Vertretern der Rechtsphilosophie beachtliche Äußerungen getan wurden, die dem

1) Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 4. Buch.

Juristen im besondern jene Denkungsart vorwerfen, „die der philosophischen am meisten entgegengesetzt ist". Und dies, „trotzdem das Material, mit dem der Jurist sich beschäftigt, seine Problematik viel stärker dartut als zum Beispiel die Naturwissenschaft"[1]).

Bedarf es noch einer Betonung der Tatsache, daß mit den eben angeführten Worten ganz wesentlich die rein formale (Begriffs-) Jurisprudenz getroffen wird? Wir werden im folgenden an einigen Hauptpunkten erläutert sehen, welche Rolle ihre Gegenspielerin, die Idee des Naturrechts, im Laufe der geschichtlichen Neuzeit auf dem Gebiet des Staats- und Völkerrechts spielte, um alsdann die bezügliche Stellung der Geopolitik und ihre besondern Aufgaben zu würdigen.

Besitzt für uns die Geschichte der Philosophie im allgemeinen und das mit den jeweiligen philosophischen Strömungen eng verknüpfte Naturrecht im besondern mehr als bloß historischen Erkenntniswert, so muß als Frucht angewandter Geschichte zunächst in aller Kürze herausgestellt werden, welche wichtigsten Gründe den Niedergang des klassischen Naturrechts bewirkten.

Bereits der Ausgangspunkt des frühen Naturrechts führte auf schlimme Irrwege: Schon Hugo Grotius erörtert in seinem epochemachenden Werk De jure belli ac pacis (1625) wesentlich die Beschaffenheit der menschlichen Natur schlechthin! Erst recht tun dies seine großen Nachfolger, voran ein Hobbes, Pufendorf, Thomasius. Was sonst aber als einzig physiologische, der Erziehung und Ausbildung harrende Anlagen bleiben überhaupt noch übrig, wenn man alle geschichtswirksam gewordenen völkischen Eigenschaften und Triebe des Menschen einfach nicht sehen will? Die dergestalt vom klassischen Naturrecht des 17. und 18. Jahrhunderts als einheitlich vorgestellte geistig-seelische Natur des Menschen erweist sich somit als ungeeignet, Grundlage einer allgemeinen Rechts- und Staatstheorie zu sein. Es bedurfte aber der ganzen Folgezeit des 19. Jahrhunderts bis an die Schwelle der Gegenwart, um die Alles-Gleichhobelungs-Versuche auch zahlreicher anderer Wissenschaften in ihrer ganzen Einseitigkeit und Fragwürdigkeit zu erkennen — beispielhaft angeführt sei hier nur die ausgedehnte literarische, auch die religionswissenschaftliche Quellenforschung mit ihrer Überbetonung alles (wirklich oder vermeintlich) Gleichartigen und Gleichwertigen auf Kosten der spezifischen Unterschiede; oder die Geographie einer noch nicht allzulang entschwundenen Zeit mit ihrer heute offenbar gewordenen Unterschätzung und Vernachlässigung länderkundlicher Probleme zugunsten einer — womöglich noch auf die physisch-mathematische Seite beschränkten — „Allgemeinen Geographie". Erst in der Gegenwart bahnt sich im wissenschaftlichen Denken insgesamt das vertiefte Verständnis für das Einmalige und Individuelle, für das räumlich und zeitlich Bedingte an.

1) Emge, Vorschule der Rechtsphilosophie (1925), S. 17.

Dem Ausbau der Völkerpsychologie und der Soziologie folgte die aus philologischer Enge hinausführende, aber auch sonst von verschiedenster Seite mit bearbeitete Kulturkunde. Beide Wissenschaften sind nicht wohl denkbar ohne die Vorarbeiten, die das 19. Jahrhundert zunächst im Geiste des mehr romantisch orientierten Historismus, dann des Positivismus in mühevoller Einzelforschung schuf. Kurz gesagt: Wir wissen heute zur Genüge, daß es keineswegs nur jene „physiologischen Anlagen" sind, welche die Rassen und Völker voneinander trennen; vielmehr wird jeder naturrechtliche Denker von vornherein in Rechnung stellen müssen die ungeheuren Spannweiten, zwischen denen sich das Vorstellungs-, Empfindungs- und Gefühlsleben der einzelnen Rassen der Menschheit bewegt, und damit die wichtigen Gegensätze, deren sich jede — im wahren Wortsinne so zu nennende — „Realpolitik" stets gewärtig halten muß.

Wie im Menschlich-Persönlichen, so im Geographisch-Raumhaften. In Kjelléns „Ideen von 1914" beispielsweise besitzen wir die unumstößlichen Beweise für die leider oft verkannte Tatsache, daß die Betonung des Irdisch-Raumhaften keineswegs blind macht gegen die elementare Bedeutung des rein Geistigen im Menschen in all seiner rassischen Eigenart, aber auch in seiner Einmaligkeit und seiner Verwurzelung im Raum.

Um auf den problematischen Ausgangspunkt des alten Naturrechts und die Frage seines Ersatzes durch zeitgemäßere Erkenntnisse zurückzukommen, dürfte die Gegenwart die besten Voraussetzungen bieten für eine kraftvolle Synthese von Altem und Neuem: Von immer wiederkehrenden Hochgedanken, die das menschliche Rechtsempfinden aus sich gebiert, mit den jüngster Wissenschaft entsprossenen Fingerzeigen für eine neue Grundlegung zwischenstaatlicher Beziehungen.

Schließlich war es nicht zum wenigsten der extreme Individualismus, der dem Naturrecht alten Stils zum Verhängnis wurde. Im Gegensatz zum mittelalterlichen Menschen, der namentlich im religiös-kirchlichen und ständischen Sinne ein Gebundener war, betonten die Naturrechtler des 17. und 18. Jahrhunderts — am wirksamsten wohl J. J. Rousseau — das Recht auf innere und äußere Unabhängigkeit des einzelnen. Kein Wunder, wenn dieser Gedanke, vom Staatsbürger auf das Staatsganze überspringend, in der Folgezeit zu einem sehr beträchtlichen Teil das Emporkommen des Imperialismus begünstigte und damit letzten Endes die erschütternde Dynamik der heutigen Staatenwelt im ganzen.

Andrerseits sind freilich längst Kräfte entgegengesetzter Art mit am Werk: Innerhalb der Staaten der Staatssozialismus in seinen verschiedenen Gestalten und Entwürfen; das zwischenstaatliche politische Dasein aber schuf sich eine fast unübersehbare Fülle gegenseitiger, vor allem auch wirtschaftlicher Bindungen und schicksalhafter Verflechtungen (an die im einzelnen kaum erinnert werden kann, ohne daß man Gefahr läuft, sich in Gemeinplätzen zu bewegen). —

Das Naturrecht der Gegenwart sucht nach einem allgemeingültigen und

notwendigen Prinzip für alles Recht durch das Mittel der Vernunfterkenntnis. Im formellen Sinne kennzeichnet es sich durch die ihm eigene Art des Geltens: Nicht Autorität einer menschlichen Gesellschaft ist Grund seiner Verbindlichkeit, vielmehr ist dies die seinen Normen innewohnende Vernünftigkeit (Stammler). Unmöglich somit, daß das Vernunftrecht die Dinge einfach so hinnimmt, wie sie sind. Es wertet, wobei dann die Vernunft Gültigkeit und Wertbedeutung hat als oberstes Ordnungsprinzip. Insofern — und nur insofern — ist allerdings dem Naturrecht auch noch vom Standpunkt der Gegenwart aus Zeitlosigkeit, Ewigkeit und Unveränderlichkeit zuzusprechen.

Anläßlich des 300. Jahresgedächtnisses des Erscheinens von H. Grotius': De jure belli ac pacis erging eine Rundfrage an 41 namhafte in- und ausländische Juristen, dahin, ob und in welcher Bedeutung das Naturrecht im Sinne des Grotius im heutigen Völkerrecht Geltungskraft habe. Gefragt wurde 1. nach der Anwendung der naturrechtlichen Normen auf die internationale Rechtsprechung; 2. ob diese den Maßstab der Sittlichkeit, den der internationalen Interessensolidarität oder den der wohlverstandenen subjektiven Interessen der Staaten zum Inhalt hätten. — Sieht man von weniger wichtigen Einzelheiten ab, so ergibt sich folgendes als überwiegende Auffassung der Völkerrechtslehrer: „Es gibt Normen, die deshalb gelten, weil sie zu den Voraussetzungen des Völkerrechts gehören. Anlangend die Kardinalfrage, ob die Existenz immanenter Prinzipien des Rechts bejaht oder geleugnet werde, zeigt sich für den Juristen die immerhin überraschende Tatsache, daß nur in zwei Fällen „Rücksicht der Billigkeit, des gemeinen Nutzens" oder der „Moral oder des Kollektivinteresses" ausdrücklich nicht für geboten erachtet wurden, soweit sie sich nicht schon aus Gesetz und Vertrag ergaben. — Man hat jedenfalls gesehen, daß dem Völkerrecht gegenüber die überkommenen Begriffe einer positiven Geltung und Sanktionierung des Rechts versagen. Wenn etwa Kant („Zum ewigen Frieden", 1794) der naturrechtlichen Lehre des Grotius „die mindeste gesetzliche Kraft" absprach, „weil Staaten als solche nicht unter einem gemeinsamen äußeren Zwange stehen", so lag in dieser Begründung „die Negation alles Völkerrechts". Wohl allen wichtig zu nehmenden Antworten ist aber ein gemeinsamer Zug eigen: Die Erkenntnis von der Schwierigkeit einer Begründung des Völkerrechts, andererseits auch das Abrücken von allen primitiven Lösungen.

Mag man in diesem Sinne immerhin das Gebot der Vertragstreue als eine über den Vertragspartnern stehende völkerrechtliche Norm ansehen, so ist damit über den zweckmäßigen Inhalt des zwischenstaatlichen Verhaltens im Vertragswege noch nichts ausgesagt. Damit gelangen wir zu einer die Geopolitik in besonderem Maße angehende Frage.

Durch die historische Rechtsschule sind wir belehrt, daß es auch im Recht keine Allgemeingültigkeit, keine Unwandelbarkeit gibt, vielmehr stete Entwicklung. Somit ergibt sich für das moderne Naturrecht das Kennzeichen des Relativismus. „Es ist verschieden je nach Ort und Zeit, es richtet sich nach dem jeweiligen Stande der Kultur. Sodann trägt es die Kennzeichen des Voluntarismus. Es muß eine Realität hinter ihm stehen, mag man diese in der physischen Macht, im Willen oder der gemeinsamen Anerkennung erblicken[1])."

Zusammenfassend ist zu sagen, daß es für das folgerichtige Zurückdenken keine andere letzte Entscheidung gibt als diese: „entweder alles Recht auf eine die ganze Humanitas verpflichtende Ursprungsform zurückzuführen, oder aber alles Recht (nicht nur das Völkerrecht!) überhaupt zu leugnen und das, was man Recht nennt, zu entlarven als täuschenden (indes vielleicht höchst wertvollen) Abglanz des Zusammenspiels von Interesse, Gewalt und Gewöhnung"[2]).

Im Staatenleben der Gegenwart steht die Vernunft ohne jeden Zweifel sehr niedrig im Kurs. Daß sie freilich auch überbewertet werden kann, lehrt das Bei-

1) Gnaeus Flavius, Der Kampf in der Rechtswissenschaft (1906), S. 30.
2) Nach Thoma in Niemeyers Ztschr. f. internat. Recht (1925), S. 180.

spiel Hegels mit erschreckender Deutlichkeit. „Wer (wie Hegel) mit dem Worte Vernunft den Gedanken an eine magische Kraft verbindet, mit dem man etwas in die Welt der Erfahrung hineinzaubert, der ist wissenschaftlich auf einem toten Punkt angelangt."[1])

Der praktische Schluß liegt nahe: Der menschlichen Vernunft, damit auch dem Naturrecht in unermüdlichem Streben seine wahre Bedeutung anzuweisen, die ihm nicht zuletzt im Staatenleben zukommt. Einerseits rückt die Gegenwart weit ab von der Gesamteinstellung des klassischen Naturrechts, das über praktisch völlig unzulängliche Vernünfteleien kaum hinausgelangte. Andrerseits ist unsere Zeit — weit anspruchsvoller zwar, doch viel weniger anmaßlich in Sachen der Vernunfterkenntnis — langsam auf dem Wege, auch an die „hohe" Politik mit derselben geistig-seelischen Haltung heranzutreten, die von Lord Bacons, des Vaters der Erfahrungsphilosophie, Zeiten an, vielleicht allzu stillschweigende Vorbedingung wurde für die unleugbaren Fortschritte auch auf kulturellem Gebiet, ohne die wir Lebenden uns unser Dasein kaum noch vorzustellen vermögen.

Primum vivere, deinde philosophari. Wir wollen jedenfalls leben — jeder einzelne, so auch die Völker, die Staaten. Wie gelangen aber die so ungeheuer verwickelten Überpersönlichkeiten der Staaten zur Klarheit über den in ihnen jeweils verkörperten Lebens- und Kulturwillen und über die Wege, die ihnen offenstehen, doch so, daß dabei andere Völker- und Staatenindividuen ihrerseits keine lebenbedrohende Einbuße erleiden?

„Vernunfterkenntnis" kann freilich, bei aller scheinbaren Ähnlichkeit im einzelnen, sehr leicht auf Abwege geraten: dies das Schicksal jenes bloß vernünftelnden Naturrechts.

Was Albert Schweitzer, der große Mann des Denkens und des Handelns, in seiner „Kulturphilosophie" über jene einander so täuschend ähnliche, doch abgrundtief voneinander getrennte Erscheinungsformen des „Rationalismus" sagt, sollte, wie für den Einzelmenschen, dem es zunächst gilt, so auch für das Staatenleben Geltung gewinnen: „Im alten Rationalismus unternahm es die Vernunft, die Welt zu ergründen. Im neuen Rationalismus hat sie als ihre Aufgabe zu erfassen, über den Willen zu leben, der in uns ist, ins Klare zu kommen. So kehren wir zu einem elementaren Philosophieren zurück, das wieder mit den Fragen der Welt- und Lebensanschauung, wie sie den Menschen unmittelbar bewegen, beschäftigt ist und die wertvollen Ideen, die in uns sind, zu begründen und zu erhalten sucht.

Die geistige Substanz, aus der die Staaten der Gegenwart die letzten konstruktiven Linien ihrer Politik, zumal nach der territorialen Seite, gestalten, liefert wichtige

1) R. Stammler, Die Lehre vom richtigen Recht (1902), S. 102.

Fingerzeige für die Entscheidung der Frage, welcher Entwicklungsstufe des Naturrechts ihre Staatsidee zuzurechnen ist. Kurze Andeutungen mögen an dieser Stelle genügen.

Frankreich ist bei den vor anderthalb Jahrhundert so überaus modernen Grundrechten „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" stehengeblieben. Jeder Tag des Weltkrieges verkündete es einer auf die Einwirkung französischer Propaganda abgestimmten Staatenwelt (einschließlich der Halbkulturvölker), daß Frankreich seine Weltsendung, die Verwirklichung jener Ideen, mit Aufbietung aller verfügbaren Kräfte durchzusetzen willens sei. Wundert man sich, wenn der französische Boden der unfruchtbarste ist für die Aufnahme geopolitischer Gedankengänge? Wohlgemerkt: soweit sie nicht unmittelbar aus der eigenen Perspektive gedacht sind — hat doch der Raum, nicht das Volk in der französischen Geschichte seit Jahrhunderten die entscheidende Rolle gespielt.

Deutlicher noch macht sich bei England bzw. dem Britischen Weltreich die Stellungnahme zum Naturrecht geltend. Es ist zu beachten, daß aus der Zahl der Gegenschriften, die Grotius' Mare clausum hervorrief, diejenige des berühmten englischen Juristen John Selden hervorragt. Jakob I. hatte aus politischen Gründen ihre Veröffentlichung verboten, weswegen sie dann, obwohl als „Ergänzung" zu jenem Werk gedacht, erst ein Vierteljahrhundert später erschien[1]). Allerdings war es inzwischen (1635) sehr zweifelhaft geworden, ob das angebliche Recht auf die Oberherrschaft in den Englands Küsten bespülenden Meeren angesichts der tatsächlichen Machtverhältnisse aufrechtzuerhalten sei; Karls I. matte Kriegspolitik ermunterte nicht zu dieser Auffassung. Übrigens hatte sich anfänglich die englische Seeherrschaft im Kampfe gegen Spanien und für den Protestantismus entwickelt, und mit ihr der leitende Gedanke, daß diese Form staatlicher Machtentfaltung um des Friedens und der Freiheit der Welt willen nötig sei! Rückschauend erkennen wir mit voller Deutlichkeit, wie das stets sehr anpassungsfähige England den Kampf gegen die Forderungen des Naturrechts zur rechten Zeit auf ein anderes Gebiet zu verlegen weiß. Es ist lehrreich für die Betrachtung der leitenden englischen Staatsideen, das diplomatisch so kluge und zähe England unter den angedeuteten Gesichtspunkten zu beobachten, bis hin zu der großen Haager Konferenz und bis in die unmittelbare Gegenwart. Daß durch die Entwicklung der neuzeitlichen Kriegstechnik die Lage des englischen Mutterlandes sich stetig problematischer gestaltete, ist dabei vom geopolitischen Standpunkt aus festzuhalten.

Solche kurzen Streiflichter dürften beitragen zur Erhellung der Tatsache, daß der Gedanke des Naturrechts in engster Wechselbeziehung steht zu den Grundvorstellungen, die sich ein Volk, die sich eine Menschheitsepoche macht von dem rätselhaften Etwas namens Staat, nach seinen natürlichen Daseinsbedingungen. Schon der

1) Ausführliches in Diction. of Nation. Biography XVII, S. 1156 f.

einzelne Mensch, insonderheit der politische Mensch, ist ein Bürger zweier Welten: einerseits an die körperliche Natur gebunden, andrerseits seinem Gewissen verpflichtet, an der Idee des Guten mitzuarbeiten. Erst recht der Geopolitiker ist sich der ganzen Tragweite dieser Tatsache bewußt, wenn er gleichfalls dem Staat jene Doppelnatur des Körperlich-Ideellen rückhaltlos zuerkennt, damit aber auch die naturgegebene, nicht wegzuleugnende Spannung, die zwischen „Recht" und „Macht" besteht. Aber weit entfernt, in solcher Spannung eine unüberbrückbare „Antithese" zu sehen, ist er überzeugt, daß das Recht eines realen Ansatzpunktes bedarf innerhalb der wirklichen, nicht der geträumten Welt. Nur eine im Gesamtbereich der Wirklichkeit gründlich und allseitig unterrichtete, in ihr sich betätigende Macht kann hier zum Ziele führen. Wohin andrerseits die Macht führt, wenn sie im Bunde mit der „Freiheit" (deren geistige Ahnen wir skizzierten) steht — dafür ist der gegenwärtige weltpolitische Zustand im Ganzen der sicherste Beweis.

Das neue Naturrecht, auf dem Grundsatz zwischenstaatlicher Gerechtigkeit errichtet, stellt unendlich viel höhere Anforderungen zumal an die territoriale und völkische Grundlegung der Staaten: hier helfen keine kautschukartig dehnbaren Begriffe von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit"; hier hat die auf Erfahrungs-Wissenschaft gegründete Technik des Staatsbaues und der zwischenstaatlichen Beziehungen das Wort, Erkenntnisse, die ihrerseits praktisch undenkbar sind ohne ihr Fundament, die Geopolitik. Und so darf zusammenfassend behauptet werden:

Das sogenannte positive Recht (einschließlich des Völkerrechts) sagt aus, was praktisch „recht" ist; das Naturrecht, allgemein gesprochen, strebt nach den Normen dessen, was als Recht gelten soll. Die Geopolitik zeigt, was im Sinne des neuzeitlichen Naturrechts aus den Lebensgesetzen der Völker und Räume heraus praktisch möglich ist. Unsere Wissenschaft faßt also die naturrechtlichen Probleme gleichsam von der methodischen und technischen Seite auf.

Ohne sich irgendwie ausschließlich an sie zu klammern, führt die Geopolitik das politische Denken auf die Gesamtheit der räumlichen Lebensbedingungen zurück, denen das politische Handeln auf die Dauer notwendig unterliegt, deren Ausfluß es vielfach ist. Das Naturrecht, allgemein gesprochen, lenkt den Blick auf das Recht, das mit uns geboren. Beide, Naturrecht wie Geopolitik, tun somit den Schritt zurück ins Kreatürliche. Beide, Geopolitik wie neuzeitliches Naturrecht, befreien das staatlich-politische Denken aus der verhängnisvollen Vereinsamung in Gestalt jener freischwebenden „Nichts-als-Geistigkeit", die sich seit dem Hochmittelalter wie ein ständiger Alpdruck auf die abendländische Kulturentwicklung niedersenkte.

So betrachtet, gewinnt das Naturrecht, dieses uralte Gedankengut der abendländischen Menschheit, in unsern Tagen neue Zukunftsmöglichkeiten. Zum Zeichen

dessen, daß solche Erwartungen nicht etwa der deutschen Kulturwelt ausschließlich zu eigen sind, sei hier das Wort von Viscount Bryce angeführt:[1])

„Wer kann sagen, ob nicht einem so alten, an sich einfachen Gedanken, der jedoch verschiedene Gestalt annehmen kann, einem Gedanken, der eine so wechselvolle Geschichte gehabt und dessen Einfluß sich so weit erstreckt hat, im ferneren Leben der Menschheit noch eine Zukunft beschieden sein mag?"

HANS K. E. L. KELLER:
Einheit und Vielfalt im rechtlichen Weltbild

Alle bisherigen Versuche, die „Geschichte des Internationalismus" zu schreiben — etwa die Bücher des Norwegers Christian Lange und des Holländers Jacob ter Meulen —, bewerten stillschweigend das internationalistische Weltbild höher als das nationalistische. Sie gehen von der Annahme aus, es gebe ein und nur ein internationales Ideal, und dieses sei durch zunehmende Verbesserung der „Organisation der Welt" erreichbar. Seine Verwirklichung setze die Überwindung des Nationalismus voraus, der sinngemäß als eine ursprünglich wohl allen Menschen unterschiedlos anhaftende, aber mit fortschreitender Zivilisation zu beseitigende Art geistiger Beschränktheit angesehen wird.

Die Beobachtung, daß eine einzige Nation, nämlich Frankreich, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren behauptet und damit allen andern Völkern die Hoffnung nimmt, jemals dieselbe Stufe weltbürgerlicher Vollkommenheit zu erklimmen, müßte eigentlich genügen, uns über die wahre Natur dieses „Internationalismus" und vor allem über die Beweggründe aufzuklären, die hinter der als Axiom eingeführten These stehen, es gebe nur ein internationales Ideal. Es sind im tiefsten Grunde — bewußt oder unbewußt — nationale, um nicht zu sagen: nationalistische Beweggründe.

Der Ausschließlichkeitsanspruch dieser ersten „Internationale", die sich deswegen nie so genannt hat, wird heute widerlegt durch das bloße Dasein der jüdisch-kommunistischen und der vatikanisch-faschistischen Internationale. Weit davon entfernt, die Völker geistig einander näherzubringen, hat die gesteigerte „Zivilisation", namentlich die Verkehrstechnik, dazu beigetragen, die Gegensätze noch stärker hervortreten zu lassen.

Ein Weltbild, in dem mehrere Internationalismen nebeneinander Platz fänden, gibt es nicht. Denn jeder Internationalismus beansprucht Universalität. Die Einheit des rechtlichen Weltbildes ist indessen die wichtigste Voraussetzung des Weltfriedens. Wir dienen daher dem Frieden, wenn wir uns um die Ergründung der Ursachen bemühen, die für die heutige Vielfalt widerstreitender Weltbilder verant-

1) Studies in History and Jurisprudence II, S. 606.

wortlich sind. Die damit aufgeworfene Frage ist keine andere als die Frage nach den Ursachen des Universalitätsanspruchs, die ich mit dem Hinweis auf die logische Grenzenlosigkeit des romanischen Staatsgedankens beantworte, die ihrerseits auf die biologische Struktur der Mittelmeervölker als Mischvölker zurückzuführen ist.

Jedes Regime, das den Staat höher stellt als das Volk, wird, wenn seine Macht dazu ausreicht, eine „Internationale" stiften, die sich mit der „Einheit des rechtlichen Weltbildes" und dem „Frieden" als Panier sogleich in den Kampf mit den andern „Internationalen" um die Weltherrschaft stürzen wird.

Das Streben nach der Einheit des rechtlichen Weltbildes hat in Wahrheit dem Frieden nie gedient, weil es immer nur vom Willen zur Universalität für das eigene Weltbild getragen war. Eine friedliche Einheit des rechtlichen Weltbildes kann gar nicht gleichbedeutend mit der Einheitlichkeit der Regierungsformen auf der ganzen Welt sein. Die Gemeinsamkeit, auf die sich die befriedende Einheit des rechtlichen Weltbildes gründen muß, ist nicht durch die Gleichschaltung der Lebens- und Denkformen aller Völker zu erreichen, sondern durch die Verbreitung der Einsicht in die natürliche Vielfalt eben dieser Lebens- und Denkformen. Sie kann daher vom (grenzenlosen) Staatsgedanken her überhaupt nicht verwirklicht, ja nicht einmal ohne Friedensstörung angestrebt werden. Sinnvoll kann das Bekenntnis zur Einheit des rechtlichen Weltbildes vielmehr nur von Völkern gefordert werden, die natürliche (völkische) Grenzen und damit auch eine Rechtsordnung über den Völkern anerkennen.

Solche Einheit des Weltbildes verbindet längst — sie wäre ja auch künstlich nicht zu schaffen — alle rassisch noch homogenen Völker. Bewußt oder unbewußt haben sie längst auf die Unterwerfung oder Bekehrung anderer Völker verzichtet, nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, will sagen aus der Selbstsicherheit heraus, die die Frucht des Wissens um die eigene Einmaligkeit und Begrenztheit ist.

Staatlich denkende Völker, also namentlich der romanische Kulturkreis, suchen die Bestätigung der Richtigkeit ihrer nationalen Seinsformen in deren Universalität. Volklich denkende Nationen werden nie nach Universalität streben, noch sie andern zugestehen, wohl wissend, daß sie der Verneinung des nationalen Selbstseins gleichkäme.

Die Erkenntnis der Einheit des rechtlichen Weltbildes als Friedensbedingung verpflichtet also zur Erforschung der natürlichen Vielfalt volkstümlicher Welt- und Rechtsanschauungen. Die „Geschichte des Internationalismus" läßt sich nur als Geschichte des rechtlichen Weltbildes je eines einzelnen Volkes schreiben, so daß sich der Internationalismus als außenpolitische Propagandaform eines ganz bestimmten Staatsimperialismus zu erkennen geben muß.

Um die Richtigkeit dieser Behauptung am Internationalismus par excellence, nämlich am westlichen Internationalismus, zu erweisen und damit zugleich die hier entwickelte Methode rechtlicher Weltbildforschung als Friedenswis-

senschaft zu erproben, unternahm ich vor nunmehr sechs Jahren die beschwerliche Wanderung durch die Geschichte des politischen Schrifttums Frankreichs, namentlich des bisher arg vernachlässigten französischen Mittelalters[1]). Ausgehend von der Aufstellung der Gleichheitshypothese in den Briefen eines deutschen „Emigranten" des 10. Jahrhunderts, verfolgte ich die seither nicht mehr abgerissene Tradition französischer „Völker"bundspläne bis in die neueste Zeit. Da diese sich — ausgesprochen oder unausgesprochen — gegen das Reich richten, nicht allein gegen das Erste, Zweite und jetzt gegen das Dritte Reich, sondern gegen die Reichsidee überhaupt, so mußte sich am Ende meiner Wanderung zugleich eine tiefere Einsicht in das eigentliche Wesen der deutschen Sendung in der Welt erschließen.

Seiner Sendung bleibt ein Volk nur dann treu, wenn es sich vor der Entartung im Universalismus hütet. Die deutsche Sendung in der Welt ist es vielleicht gerade, den andern Völkern arteigenes Selbstsein vorzuleben und damit dem Ideal einer den Völkern wirklich gerecht werdenden Friedensordnung, eines Völkerreiches, nachzuleben.

1) Hans K. E. L. Keller, Das Rechtliche Weltbild. Erster Band: Gegenreich Frankreich. Geschichte des westlichen Internationalismus. 186 S. Groß-8° mit Kunstdruckwiedergabe einer mittelalterlichen Miniatur. Batschari-Verlag, Berlin 1935.

Walther Jantzen:
Ein Werk über den deutschen Raum

Gustav Braun: „Deutschland", dargestellt auf Grund eigener Beobachtungen der Karten und der Literatur. 2., umgearbeitete Auflage. Gebrüder Borntraeger, Berlin 1936.

Gustav Braun legt sein bekanntes Deutschlandwerk in neuer Form und vielfach erweitert vor. Die letzten beiden Teile des Werkes wurden erst 1936 abgeschlossen, so daß mit der Gesamtausgabe das neueste umfassende Werk über den deutschen Raum vorliegt.

Im Vorwort zur ersten Lieferung der 2. Auflage schrieb der Verfasser, daß er auch diesmal nicht die Absicht gehabt habe, eine eigentliche „Landeskunde" zu schreiben. Sein umfangreiches Werk ist infolgedessen als eine „Grundlegung einer Geographie Deutschlands" aufzufassen, „die nur die eine Seite behandelt, nämlich den Raum nach seinen natürlichen Faktoren und seiner Besiedlung".

Es ist das Verdienst des Verfassers, daß er als einer der ersten schon vor langen Jahren die Forderung erhob, als Prinzip geographischer Gliederung die „menschlichen Schwerpunkte" anzusehen und den Erdraum als Lebensraum der Völker und der sich daraus ergebenden Dynamik zu betrachten. Der Weg, den Braun dabei schon bei der Neubearbeitung der ersten Teile des Deutschlandwerkes, die von 1926 an erschienen, gegangen ist, führte methodisch von der sorgsamen Darstellung des geographischen Befundes im engeren Sinne über die Behandlung der Siedlungsgeschichte zu der politisch-geographischen Erfassung des Gegenwartsbildes. Braun hat dabei vorwiegend auf den mittleren Teil dieses Dreiklanges Wert gelegt und die Beziehungen früher geschichtlicher Vorgänge zu den Landschaften mit besonderer Gründlichkeit bearbeitet. Der Leser dankt ihm heute die überreiche Fülle von siedlungsgeographischen Anregungen und im Zusammenhang damit die reiche Liste der Literaturhinweise. Mit besonderer Liebe ist Braun bei der Schilderung der deutschen Stadtbilder zu Werke gegangen. In den Städten spiegelt sich

ihm in gedrängter Form die Entwicklung der Landschaftsformung durch den deutschen Menschen.

Braun hat es nicht nötig gehabt, nach der vor kurzem erst Allgemeingut gewordenen Begriffsklärung über die verschiedene Bedeutung der Worte Deutschland und Deutsches Reich seine früheren Formulierungen zu korrigieren. Für ihn, der auch in den Zeiten völkischen Darniederliegens die großen Fragen des deutschen Volkstums erforscht und verteidigt hat, konnte eine geographische Darstellung Deutschlands nicht haltmachen an den Grenzen des Reiches, wie sie das Diktat von Versailles festsetzte. Für ihn bleibt das alte Posen und Westpreußen als deutscher Volks- und Kulturboden ebenso dem gesamtdeutschen Raum angegliedert wie der böhmische Block mit dem Egerbecken, dem nordböhmischen Becken und dem böhmischen Elbland oder Südtirol, Südsteiermark und das Tarviser Ländchen. Selbstverständlich finden wir den deutschen Staat Österreich, die nördlichen Niederlande, die deutsche Schweiz und alles Entsprechende genügend berücksichtigt, denn ihm ist Mitteleuropa gleichbedeutend mit germanisch-deutschem Kulturboden. Die Grenzen im Westen und Osten sind gekennzeichnet durch die Veränderung des Landschaftsbildes infolge romanischer oder slawischer Prägung der Siedlungsformen.

Die Zusammenfassung der geopolitischen Leitlinien, die wie rote Fäden durch das Gesamtwerk laufen, bringt das Schlußheft. Die Beziehung zwischen Bodengestalt und Bevölkerungs- und Kulturdynamik wurde zu anregenden Randbemerkungen geformt. Die Forderung nach geeigneten Reliefdarstellungen, die unseren heutigen Wünschen entsprechen, verbindet sich mit Erkenntnissen, die mit scharfer Sonde gewissen überkommenen Auffassungen zu Leibe gehen. Die Lehre vom Raumorganismus des deutschen Landes bedarf in vielem noch neuer Sicht und neuer Überprüfung.

Brauns Werk muß als Gesamtleistung gesehen werden. Es stellt den groß angelegten Versuch dar, ein besonderes Teilgebiet geographischer Betrachtungsmöglichkeit umfassend zu behandeln. Daß bei der ungeheueren Fülle des Stoffes da und dort gewisse Verbesserungen und Richtigstellungen nötig sind, beeinträchtigt die Leistung als solche kaum, da dem Vf. die Nachprüfung der herangezogenen Literatur nicht durchgehend mit gleicher Kritik möglich war. Das Erscheinen des ersten und des letzten Heftes des Gesamtbandes liegt fast 10 Jahre auseinander. In diesem Zeitraum haben sich in Deutschland Klärungen ermöglicht, die 1927 noch kaum angebahnt waren. Darum werden die ersten Hefte mehr noch als die letzten als „Beitrag zu einer großen Frage" angenommen werden müssen. Der Wert geopolitischer Betrachtung ruht nicht im Fertigen, sondern im Bewegenden. In diesem Sinne hat Gustav Braun sich erneut ein Verdienst erworben.

KARL HAUSHOFER:
Zur Statik und Dynamik Amerikas

1. **Erich von Drygalski: „Amerikanische Landschaft".** Entstehung und Entwicklung in Einzelbildern: Rudolf Schottenloher: Ozarkland; Max Eichmeier: Kanadische Prärie; Peter Berger: Florida; A. Wilhelm Küchler: Jamaica; Homer L. Seeger: Seattle. Berlin und Leipzig 1936; Walter de Gruyter. Quart, 100 Abbildg., Karten, VII u. 532 S. Gebd. RM. 26.

Gediegen und standfest, wie seine auf lange Sicht berechnete Lebensleistung, tritt E. v. Drygalskis jüngste Schöpfung vor uns. Seine Schöpfung: denn was hier fünf ausgesuchte Schüler seiner Wahl Tüchtiges bringen, das atmet seinen Geist und seine Schule. Ihm war es gemäß, seine Schüler „Freie Wege der vergleichenden Erdkunde" beschreiten zu lassen. So hielt es der Sechziger (München 1925, Oldenbourg) — mit weitester Schwingungsspanne zwischen Statik und Dynamik —, wofür ihm die „Geopolitik" heute noch dankt. So hält es der Siebziger heute, wofür dieses Sammelwerk ein sprechender und schöner Beweis ist.

Zunächst segnet er die Ausfahrt Rudolf Schottenloher für „Das Ozarkland", das dieser so prächtig auf S. 78 kennzeichnet „als einen Inselraum auch in wirtschaftlich-soziologischer Hinsicht: eine Insel des Erzbergbaus inmitten eines Ringes tektonisch tiefer gelegener Kohlen-, Erdöl- und Erdgasgebiete; eine Insel des Waldes, der Weide und beschränkter landwirtschaftlicher Erträge; eine Insel, an

deren Berghängen Tradition, Vergangenheit und ein schollenfestes Bauerntum haften, während die weiten Ebenen draußen dem Fortschritt und der Zukunft leben und zu Industrie-Landwirtschaft und Auto-Nomadismus erziehen".

Da steht ein Landschaftscharakter vor uns, von Künstlerklaue gezeichnet; mit leichter Mühe weitergebildet zu dem umfassenden Beitrag: „Neues Raumdenken und Ringen um soziale Neugestaltung in den Vereinigten Staaten von Amerika." (Welt in Gärung, 1937, Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

So springt man schnell vom Teil zum Ganzen! Vom Gesellenstück zum eigenen Jungmeisterwerk.

Max Eichmeier: „Die Kanadische Prärie als Wirtschaftsraum" folgt ihm mit minder klar begrenztem, agrarpolitisch schwierigem Arbeitsgebiet. An Stelle des scharf herausgebildeten Gegenspiels einer morphologisch rein erfaßbaren Naturlandschaft und des von ihr beeinflußten Menschen tritt das Ringen zwischen Mensch und Klima zu agrarpolitischer Höchstleistung als Leitgedanke. Die ganze Verantwortung auch des wirtschaftenden Menschen für die Veränderung lauert im Hintergrunde! „Der europäische Landwirt muß in der Prärie vollständig umlernen" (S. 173). Das wissen wir schon von Professor Oberländers praktischer Arbeit dort; Eichmeier bestätigt es neu, und stellt sein Gebiet zuletzt immer wieder in den großen Gesamtrahmen der kanadischen Kraft- und Verkehrslinien: als einen Mikrokosmos und Makrokosmos eines der wichtigsten „Ackerfelder" der Weltwirtschaft, abhängiger von ihr, als man glauben sollte, trotz oder wegen beider Eigenschaft als „ihre erste und beste Kornkammer".

Peter Berger: „Florida" zeichnet einen mit Unrecht in Europa zuwenig bekannten, blühenden Teil der USA., als Halbinsel „des Alten Südens", wie in ihrem neuen Luxusgesicht, mit Fremdenverkehr, Gartenfrüchten und Wintergemüse, Zuckerrohr, Citrus-Plantagenbetrieb, auf „Prosperity" eingestellt. Ein solches Naturgeschenk lebt ohne genaue topographische Karte (S. 236)! — als „mittelgut bekanntes Stück unserer Erde". Dabei siedeln auf den 112000 strategisch (Key West!) hochwichtigen Quadratkilometern, mit 30% Negern im ganzen 1183805 Einwohner — zu 56% verstädtert, in drei Großstädten mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung enthaltend, bei ganzen 4 Menschen auf dem Quadratkilometer ländlicher Volksdichte. Das allein müßte den USA. aus Scham über sich selbst jedes Mitreden über den Bevölkerungsdrang der „Have-Nots" unter den Großvölkern verbieten!

A. Wilhelm Küchler: „Jamaica" „Eine Passatinsel" — schildert Aufblühen, Stillstand und Zurückgleiten eines politisch und wirtschaftlich oft und heftig umstrittenen, wissenschaftlich vernachlässigten Ausbeutungsgebiets unter dem Leitgesichtspunkt seiner Lage. Passat und Wirbelstürme, Segen und Störenfriede hängen zuletzt von ihr ab. Zutreffend werden aber auch die Störungen des Gleichgewichts der Natur durch menschliche Eingriffe gegeißelt (S. 408), die freilich in dem an sich kleinen abgeschlossenen Inselraum zuweilen ausgleichbar sind. Eine Volksdichte von 91 je Quadratkilometer ist ein schwerer Vorwurf für das nahe Florida.

Homer L. Seeger: „Die pazifische Küstenstadt Seattle" — fügt eines der bemerkenswertesten städtegeographischen Probleme hinzu — um so bedeutsamer für uns, als sein Gründer ein Deutscher war, wenn auch vor ihm Vancouver am 19. Mai 1792 die Wichtigkeit des Puget-Sunds erkannte. Eine unvergleichliche Lagengunst mit drei Naturhäfen ward Seattle zu Teil, dessen Gegenküste, freilich auf große Fahrt, 60% der Menschheit beherbergt; große landschaftliche Schönheit der Umgebung, Reichtum der Zufuhrstrecken und des Hinterlandes ward zu einer weiteren Stärke.

Unter solchen Bedingungen war es für einen Sohn solcher Heimat ein dankbares Arbeitsziel, so günstige natürliche Grundlagen einer Großstadtentwicklung zu schildern, der mit einem Privatsee von 43 Kilometer Länge eine Wasserfront von etwas über 220 Kilometern zur Verfügung gestellt sind, mit leistungsfähigsten Zubringern, vom Mt. Rainier überragt, der sich über die zackigen Kaskadenketten hebt. Der Blick von der Universität auf den Mt. Rainier ist einzig schön. Mit dieser Idealplanung eines Welthafens kehrt Drygalski mit seinem Sammelwerk in den indopazifischen Bereich zurück: damit einem andern, älteren Schüler die Berechtigung gebend, den edlen Abgesang seines Meisters beim Scheiden vom Geographischen Institut in München zu preisen.

2. **Colin Ross: „Unser Amerika“,** Leipzig 1936; F. A. Brockhaus. 317 S., 6 Karten. Gebd. RM. 4, knüpft mit seiner Mitteilung über den deutschen Ursprung von Seattle und so vieles andere, was aus deutschem Blut und Schweiß in den Volkskörper der Vereinigten Staaten floß, wie gerufen, mit seiner springenden Dynamik an die ruhigen großen Linien des Sammelwerkes von E. v. Drygalski an. Dieser betrachtet, freilich in Erinnerung an eine wissenschaftliche Jagd durch die USA., vom festen Stande. Jener sucht seine Schau aus lebensvoller Fahrt. „Unser Amerika“ setzt er leidvoll als Kopfzeile über ein paar Jahrhunderte versäumter, größer Gelegenheiten: mitleidlos abschreibend, was nur mehr Illusion ist; herb den Tatsachen ins Gesicht schauend; bestrebt, aus einem Trümmerfeld zu retten, was vielleicht noch gerettet werden kann: kulturpolitischen Kontakt und weltpolitisches Verstehen.

So karge Erntemöglichkeit spricht der weltkundige und fernfühlige Beobachter Colin Ross der Aussaat von mehr als 25 Millionen deutschen Blutes in USA. zu, deren Verteilung er mit guten Karten (Deutscher Gürtel, S. 27) belegt. „Der Kampf um das Gesicht Amerikas ist bisher in der Hauptsache mit Ideen geführt worden. Und weil es den Deutschen in der Neuen Welt an einer Idee von nur annähernd gleicher Stärke, wie die puritanisch-angelsächsisch-demokratische, fehlte, ja, weil es ihnen überhaupt an einer einheitlichen zündenden Idee gebrach, deshalb kam das deutsche Blut im Volkskörper der Vereinigten Staaten trotz seiner Masse nicht zur Wirkung.“ Das ist hart! Aber die Wirkung erreichte während des Weltkriegs nicht einmal die irische, aus der die Wiedergeburt des Freistaats emporsprang.

Neben großen Zügen bringt Colin Ross eine Fülle von sonst schwer zu gewinnendem Stoff: wer weiß denn, was allein von Deutschen am Pazifik an Gründungsleistung vollbracht worden ist, in Astoria nicht nur, sondern im großen Seattle, in Washington, Oregon, Nebraska, Kalifornien, wo der ganze Weinbau auf Deutsche zurückgeht, wo Sutters Tragik unter dem Zeichen Weizen wider Gold sich erfüllte (S. 199). „Deutsche retten Amerikas Einheit“ darf ein ganzes Stück überschrieben werden! Wer dankte es ihnen 1914—1919, wer dankt es ihnen heute? Illusionsposten abschreiben — eintreibbare mit Kühle und Takt behaupten, aber auch nicht die leiseste Verfälschung unsres Notweges der rettenden Tat von drüben her annehmen: das etwa sind die Wesenszüge, die wir geopolitisch einer Fundgrube von Erkenntnis amerikanischen Wesens entnehmen — ob es uns gefalle oder nicht!

Karl Haushofer:
Schrifttums-Proben geopolitischer Dynamik

1. **Squadron Leader The Marquess of Douglas and Clydesdale** and Flight Lieutenant **D. F. McIntyre: The Pilots Book of Everest.** Edinburgh, London, Glasgow 1936. William Hodge and Company. 207 S., 53 Aufnahmen und Karten seltenster Art.

2. **A. E. Johann: Känguruhs, Kopra und Korallen,** 296 S., 5 Kt., 36 Aufn.; **Kulis, Kapitäne und Kopfjäger,** 270 S., 1 Karte, 40 Aufn.; **Pelzjäger, Prärien und Präsidenten; Generäle, Geishas und Gedichte,** vielen Karten, 46 Aufn., 265 S.; sämtl. Berlin 1936/37. Verlag Ullstein.

3. **Emilio Betti: Der Völkerbund im Zeichen der britischen Gleichgewichtspolitik,** 95 S.; **Zur Frage einer Reform der Völkerbundssatzung,** 67 S. Milano-Varese 1937. Industrie Grafiche Amedeo Nicola. XV.

4. **Giuseppe Tucci: Santi e Briganti nel Tibet ignoto.** Milano 1937. Ulrico Hoepli. 190 S. 268 schöne Bilder und Tafeln. [Diario della spedizione nel Tibet occidentale 1935].

Grundverschiedene Leistungen — alle nur unter dem einen großen Blickziel auf den einen Nenner geopolitischer Dynamik zu bringen, daß sie zeigen, wie sehr atlantische und pazifische Welt tiefbewegt einer großen Erneuerung entgegenstreben und gewaltige Bewegung jenseits von Gleichgewichtszuständen geradezu aufsuchen. Viele Proben könnten wir diesen gesellen; diese aber scheinen uns besonders kennzeichnend.

Der junge Marquis Douglas und Clydesdale, Träger eines der stolzesten Namen der schottischen und der britischen Reichsgeschichte, sucht, darin ein echter Ver-

treter der jungen britischen Geschlechter, den Durchstoß in freie, neue Weiten in einer Persönlichkeitsleistung auf dem Boden der Fliegerkameradschaft, wie die deutschen Himalayagruppen auf dem der Bergkameradschaft, und findet ihn durch zweimaliges Überfliegen des höchsten Berges der Erde. „Im Anfang war die Tat." — Aber diese Tat war bis ins Kleinste durchdacht und vorbereitet, auch großzügig unterstützt. Mit Recht zeigt den, der sie gewirkt hat, ein phantastisch schöner Umschlagbogen im Anflug seiner Houston-Westland-Maschine über dem Mt. Everest und seiner wehenden Sturmfahne. Im Bande selbst aber steckt als Probe gediegenster Leistung ein Bildstoff, der Vermessungsämtern und geographischen Gesellschaften noch auf Jahre Arbeit gibt. „Wenn die Könige baun — haben die Kärrner zu tun." Die geopolitische Auswirkung, der moralische Eindruck auf das weite indische Hinterland war stark und tief, kaum zu überschätzen. Die Everest-Flieger haben es um Britenreich und indische Fürsten verdient, daß sie in Bildern und Fürstenprozessionen dem Land gezeigt werden. Sie haben für das Ansehen des weißen Herrentums vielleicht in zweimal vier Vormittagsstunden mehr getan, als viele Amtsstubenwächter in Lebenszeit. Diese Art Squadron Leader hat den Nachweis, Führer von Männern auch auf vielen andern Gebieten sein zu können, erbracht. Das Herausstellen solcher Männer ist nebenher — ohne die geringste Werbeabsicht bei ihnen selbst — lebende Propaganda für ihr Land.

Nicht in so stolzem Flug, wie der Erbe des ersten Peers von Schottland, hat sich A. E. Johann sein dynamisches Bild des ganzen pazifischen Bereichs erfliegen können. Es ist auf allen erdenklichen landesüblichen Beförderungsmitteln, nicht zuletzt auf Schusters Rappen und im Cowboysattel, erwandert und erduldet. Aber A. E. Johann hat eben die kostbare Fähigkeit, von oben wie von unten zu sehen, und mit besonderem Reiz dasselbe Ding bald aus der Vogelperspektive, bald aus der Froschperspektive zu zeigen, wo es sich denn grundverschieden ausnimmt: Japanische Generale und Kunsthandwerker, Geishas, europäische Ostasiaten, die nicht bemerkt haben, daß sich Ostasien seit 1900 verändert hat, australische Lokalpatrioten mit räumlich weitem, aber weltpolitisch engem Sehkreis, und alle die vielen wirklichen und erdachten Typen, die Johanns scharf und doch farbig gesehene Bücher durchwimmeln. Nur: wer diese Bücher unter der heiteren Maske nicht so grimmig ernst nimmt, wie sie mit ihren zahlreichen treffsicheren Urteilen gemeint sind, bei aller Flüssigkeit der munteren Darstellung, der beraubt sich einer kostbaren geopolitischen Erkenntnisquelle und sein Weltbild eines leuchtenden Farbenmantels, der — durchscheinender als der Mantel christlichen Vergessens — um die harten Kanten geworfen wird — aber alle sichtbar läßt, für den der sehen will.

Was unter tausend Falten des bunten „Schleiers der Maja" im pazifischen Bereich A. E. Johann immer wieder als die Grunderkenntnis ewigen Wandels und der Unmöglichkeit eines starren status quo vorblitzen läßt, das zeichnet scharf und klar der Italiener Emilio Betti in seinen zwei Studien.

„Was nun? Dem ewigen Gesetz jedes Lebendigen entzieht sich auch der Genfer Völkerbund nicht: entweder sterben oder sich verwandeln. So entsteht die Frage einer Reform seiner Verfassung, die aus den Erfahrungen der jüngsten politischen Vergangenheit Nutzen und Belehrung schöpft." In diesen Worten von Betti drückt sich wohl das Ziel seiner quellenmäßig glänzend belegten, echt dynamischen Schlüsse aus. Daß er dabei entscheidenden Wert auf das Scheitern der sogenannten Sanktionspolitik legt, ist aus seinen italienischen Erfahrungen begreiflich. Aber er strebt weit über diesen Erfahrungskreis in eine staatsbiologische Betrachtungsweise von hoher Warte hinaus.

Aus diesem Grunde gibt kaum eine andere Neuerscheinung ein so gutes Bild der Völkerbundslage in Wunschtraum und Wirklichkeit, wie die beiden gedankenreichen, von lebendiger geopolitischer Anschauung durchdrungenen Aufsätze von Emilio Betti.

Giuseppe Tucci gibt in seinem fesselnden Reisetagebuch: Santi e Briganti nebenher auch ein ausgezeichnetes geopolitisches Einzelbild des Kernstücks der indischen Nordgrenze. Ausgezeichnet gesehen, erinnert es an jene feine religions-geopolitische Studie von Walter Wüst über den Wandel von Weltreligionen in ihrer Brechung durch grundverschiedene Orts- und Raumeinflüsse, für die Tucci vorzügliche Bildbelege liefert, neben

gut ausgewählten Rassentypen und kunstwissenschaftlichen Delikatessen. Mit dem prachtvollen Bergporträt des Kailasa kehrt Tucci auf andern, mühevolleren Wegen zu der dämonischen Anziehungskraft des Himalaya zurück, die Clydesdale zu seinem Flug verlockte, und nun unter Wiens Führung auch wieder eine deutsche Bergmannschaft zum Nanga Parbat zieht: hoffentlich einem Bergsieg entgegen!

HANS HUMMEL: Büchertafel

Deutschland

Hans Schrepfer: Landeskunde von Deutschland. Bd. I: Der Nordwesten. Teubner, Leipzig-Berlin 1935. 279 S., 44 K., 56 Abb. RM. 10,60, geb. RM. 12.

Nunmehr ist auch der erste Band der Krebsschen Reihe deutscher Landeskunde erschienen, der unter dem Namen Nordwesten eine mehr politisch als geographisch geordnete Reihe von Landschaften behandelt: Rheinlande, Westfalen, Hannover und die Nordseeküsten, aber eben auch außerhalb des westlichen Teiles des niederdeutschen Flachlandes den westlichen Teil der mitteldeutschen Gebirgsschwelle: Hessen, Thüringen und Harzgebiet. So ist es wohl das erstemal, daß Thüringen unter dem Sammelbegriff Nordwesten dargestellt wird. Damit kommt Sch. einer politischen Verbindung entgegen, die zwischen den schon sehr lange zum Reich gehörigen Landschaften besteht. Gewissermaßen die nördliche Hälfte des alten Reichs wird mit „Nordwesten" umschrieben. Leider kommt der „Besondere Teil", der die einzelnen Teillandschaften behandelt, etwas kurz weg, so daß hier nur die übliche Darstellungsform der Handbücher erreicht wird. Als Teillandschaft des Bezirks wird auch das Großherzogtum Luxemburg geschildert. Im vorhergehenden allgemeinen Teil wird in einem kurzen physisch-geographischen Teil die nach bewährtem Schema zusammengestellte Einführung gegeben, die als Grundlage für den folgenden anthropogeographischen Teil dient: Siedlung und Besiedlung, Stammeseigentümlichkeiten, Bevölkerungsbewegung, Wirtschaft und Verkehr. Die außerordentlich sauber gezeichneten Karten ebenso wie die Statistiken leiden unter der sehr langen Vorbereitungszeit des Buches, denn es werden fast nur Zahlen von 1925 bis 1929 zugrunde gelegt. Im ganzen ein sehr brauchbares Einführungshandbuch.

Siegfried Passarge: Die deutsche Landschaft. Reimer, Berlin 1936. 116 S. RM. 2,50.

Mit sehr knappen, leicht verständlichen Formulierungen führt P. mit diesem Büchlein in die Landeskunde Deutschlands ein, indem er sich im Gegensatz zu der Krebsschen Reihe der hergebrachten Einteilung: Hochgebirge und Alpenland, Mittelgebirge, Norddeutschland, Küsten bedient. In zwei kurzen Abschnitten beschreibt P. dann die Siedlungen und die Siedlungspolitik und zum Schluß die geopsychologischen Ergebnisse der Verbindung des deutschen Menschen mit seinem Raum. Alles ohne gewaltigen Zahlen- und Tatsachenballast, sondern aus der Freude an der großen erzieherischen Aufgabe einer national ausgerichteten Landeskunde geschrieben.

Wilhelm von Kries: Nie bezwungenes Volk. Mittler, Berlin 1935. 103 S. RM. 2.

Der bekannte deutsche Auslandsberichterstatter sieht in diesem deutlich geschriebenen, feuilletonhaften Büchlein Deutschland von außen, „die Schattenseiten unserer besten Eigenschaften". Alle sog. deutschen Charaktereigenschaften werden unter die Lupe genommen, und zwar unter eine sehr scharfe Lupe. Ein flottes, aber besinnliches Buch.

Rupert von Schumacher: Volk vor den Grenzen. Union, Stuttgart 1935. 277 S., 13 Abb., 6 K.

„Schicksal und Sinn des Außendeutschtums in der gesamtdeutschen Verflechtung" ist der Untertitel, und damit umreißt der den Lesern der ZfG. genau bekannte Verfasser die völlig neuartige Aufgabenstellung seines ein altes Thema behandelnden Buches. Nicht mehr werden hier, wie bei den bisherigen Veröffentlichungen über auslanddeutsche Fragen, die immer alle wie Lehrbücher aussehen, die Tatsachen auslanddeutschen Lebens als nackte Tatsache verzeichnet, sondern sie werden mitten in das deutsche Leben gestellt. Sie werden zu Vorgängen, und so ergibt sich die sehr enge Verbindung aller geschichtlicher, soziologischer, kultureller und wirtschaftlicher Dynamik des Außendeutschtums und des Binnendeutschtums. Mit der Prägung dieser Worte hat Sch. sein ganzes wunderbares Buch gekennzeichnet. Nicht mehr reichsdeutsch und auslanddeutsch, sondern binnen- und außendeutsch. Bei den ersten liegt der Ton auf Reich und Ausland, die Worte trennen sich und erfordern gesonderte Darstellungen, bei Sch. aber liegt der Ton auf deutsch. So hat

Sch. erstmalig ein Buch geschaffen, das zwar das Außendeutschtum behandelt, aber nur auf Grund seiner Wechselwirkung zum gesamtdeutschen Kerngebiet. Alle Kraft geht von Deutschland aus, und alle Kraft der Außendeutschen strahlt wieder nach dem Reich zurück. Das ganze Buch ist eine vernichtende Anklage gegen den größten Teil der früheren auslanddeutschen Literatur. Hier hat einer das grundlegende Werk geschaffen, obgleich er selbst Außendeutscher ist? Nein, weil er es ist! Ein Buch, aus dem Geiste des neuen Deutschland geboren.

Friedrich Lange: Deutsches Volk in 15 Staaten. Reclam, Leipzig 1935. 78 S., 5 K. RM. 0,35, geb. RM. 0,75.

Eine Übersicht über das „Grenz- und Auslandsdeutschtum" im Format der kleinen Reclamhefte.

Hermann Ullmann: Die Volksgruppen und das deutsche Geschichtsbewußtsein. Grenze und Ausland, Berlin 1935. 16 S. RM. 0,30.

U. erkennt in diesem „Tat"aufsatz auch die Überalterung des Wortes Auslanddeutschtum. Er fordert vor allem die politische Grundhaltung für alle außendeutsche Arbeit.

Friedrich Grimm: Wir sind im Recht. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1935. 31 S. RM. 0,80.

Aus den „Schriften der Deutschen Hochschule für Politik". Eine knappe Darstellung der Rechtsgrundlagen der deutschen Wehrhoheitserklärung.

Kurt Trampler: Der Unfriede von Versailles. Lehmann, München 1934. 46 S., 17 Abb. u. K. RM. 0,40.

Kurze Zusammenstellung über die einzelnen Unterdrückungs- und Raubparagraphen des Versailler Diktats.

Wilhelm Volz: Das Problem der Gliederung des deutschen Raumes. Abdruck aus den Berichten der mathematisch-physikalischen Klasse der sächs. Akad. d. Wiss. 87. Bd. Hirzel, Leipzig 1935. 26 S., 2 K.

Nur aus der Synthese von deutschem Raum und deutschem Volk kann eine Disposition der Gliederung gewonnen werden. V. gibt im besonderen vom Geographischen her interessante Anhaltspunkte.

Martin Spahn: Für den Reichsgedanken. Dümmler, Berlin-Bonn 1936. 464 S. RM. 8,60, geb. RM. 9,80.

In diesem Bande sind historisch-politische Aufsätze Spahns aus den Jahren 1915—1934 gesammelt. Aus ihnen spricht das Wesen und der Lebensinhalt eines Mannes, dessen Begeisterung für Deutschland, Reich und Volk seit je im besonderen die akademische Jugend in ihren Bann geschlagen hat. Die wesentlichen Aufsätze heißen: Reich oder Staat? — Vom Volke zur Nation — Volk im Raum — Der Kampf um den Boden in Ostmitteleuropa — Staat und Volk in der rheinischen Geschichte (der weitaus längste und gründlichste Aufsatz) — Der Schicksalsweg des deutschen Volkes. Auch rein tagespolitische Arbeiten wie: Die sterbende Mitte (Parlamentsmitte) — Die Parteien seit 1918 — wurden mit Recht aufgenommen.

Albert Herrmann: Unsere Ahnen und Atlantis. Klinkhardt & Biermann, Berlin 1934. 168 S., 91 Abb. u. K.

Der bekannte Frühgeschichtsforscher legt mit diesem Buche einen kurzen Bericht über seine Atlantis-Expedition nach Südtunesien ab, wo er Reste einer großen, offenbar von nordischen Menschen bewohnten Stadt fand. Vorher setzt er sich sehr ausführlich mit der Ura-Linda-Chronik auseinander, die er nicht ganz verwirft, sondern aus der er die Fälschungen auszumerzen sucht. Ein außerordentlich spannendes Buch ist durch diese Auseinandersetzung in Verbindung mit einer Analyse der Atlantis Platos und seinen eigenen Grabungen entstanden. H. ist natürlich auch in den Ura-Linda-Streit hereingezogen worden. Seine Antwort auf eine Besprechung Richard Uhdens gibt seinem Buche erst die rechte Würze (ebenfalls im Verlage des Buches).

Frederik Adama van Scheltema: Die Kunst unserer Vorzeit. Bibliogr. Inst., Leipzig 1936. 191 S., 204 Abb. RM. 4,80.

Sch. führt mit seinen klaren und auf langen Erfahrungen aufbauenden Buch in die Kunst unserer Ahnen ein, um nun auch von dieser Seite her die Stützen für die geistesgeschichtliche Forschung zu geben. Die Kunst der Urzeit, der Vorzeit und des frühen Mittelalters wird lebendig, und es gelingt Sch. ohne Schwierigkeit, die Entwicklung zu zeigen, die von der Urzeit bis zur Gegenwart geradlinig verläuft und nicht, wie so viele gerne glauben möchten, im Mittelalter abbrach, um auf den Kunstformen anderer Völker die neuere deutsche Kunst aufzubauen. Ein ganz wesentliches Buch für die Gesamterkenntnis deutschen Lebens.

Alfred Thoss: Heinrich I. Blut und Boden Vlg., Goslar 1936. 227 S., 12 Abb. u. K. RM. 4,50.

Auf sorgfältiger Quellenforschung aufbauend, wird hier ein umfassendes Lebens- und Schaffensbild Heinrichs des Voglers gegeben, das rechtzeitig zur 1000-Jahrfeier des Todestages Heinrichs herauskam. Im besonderen wird die politische Wirksamkeit Heinrichs als des klugen und führungsbegabten Erben des karolingischen Reiches herausgestellt, seine Ostpolitik gekennzeichnet, von seinen innenpolitischen Maßnahmen gesprochen. Ihm verdanken wir die Gründung des ersten Reiches.

Ernst Hemmer: Die deutschen Kriegserklärungen von 1914. In: Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkr. Kohlhammer, Stuttgart 1935. 133 S. RM. 5,40.

Im ersten Teil gibt H. eine Geschichte der Zeit zwischen den russischen Mobilmachungsordern und den deutschen Kriegserklärungen, aus der die gewaltige Differenz zwischen politischer und militärischer Führung in Deutschland spricht, die H. dann im dritten Teil eingehend analysiert. Im zweiten Teil erörtert H. völkerrechtliche Fragen der Kriegserklärung. Das Buch ist ein sehr interessanter Beitrag nicht nur zur Vorgeschichte des Weltkrieges, sondern insbesondere auch zur völkerrechtlichen Problemstellung und dem daraus bei jeder Kriegserklärung entstehenden politisch-militärischen Konflikt.

Heinrich Mentzel: Die Kämpfe in Kamerun 1914—1916. In: Schr. d. kriegsgesch. Abt. im hist. Seminar Berlin, 12. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1936. 102 S., 1 K. RM. 4,20.

Nach einer Darstellung der Stärkeverhältnisse in Westafrika gibt M. über die Vorbereitungen und Durchführung des Kamerunkrieges Auskunft, der an der Ausrüstungs- und Versorgungsfrage scheitert. Operationsplan und Operationen werden im einzelnen geschildert.

Johannes Hohlfeld: Deutsche Reichsgeschichte in Dokumenten 1849—1934. 4 Bde. 892, 796 S. Hohlfeld, Leipzig 1934.

In vier stattlichen Bänden ist hier eine sehr gute Auswahl deutscher politischer Dokumente gesammelt worden. Alles, was der politisch Interessierte benötigt, kann er in diesem großzügigen Werke schnell nachschlagen. Die Bände sind chronologisch geordnet. Im einzelnen: I. Band: 1849—1906: darin besonders wertvoll neben allen Verträgen eine große Zahl Bismarckscher Reden, die Vorgeschichte des Krieges von 1866 und 1870, die Reichsgründungsverhandlungen, die „Krieg-in-Sicht-Krise" 1875, der Sozialistenkampf, die Kolonialgründungen, Burenkrieg, China, englische Bündnisverhandlungen, 1. Marokkokrise; im II. Band: bis 1926 (Deutschlands Eintritt in den Völkerbund), 2. und 3. Marokkokrise, Dreibundverhandlungen, Balkankrise, Weltkriegsvorbereitungen, wichtige Dokumente aus der Kriegszeit, die gesamten Friedensverhandlungen, der Parteikrieg bis 1926, der 8. Nov. 1923; III. Band: bis 1931 viele Dokumente aus der schlimmsten Systemzeit, zwischen die chronologisch die ersten wichtigen Reden, Aufrufe und Erklärungen der wachsenden NSDAP. eingestreut sind, die dann den IV. Band beherrschen. In diesem finden sich vor allem alle wichtigen Ereignisse der Zeit bis 1933 und des Jahres 1933 bis zum 30. Januar 1934 aufgezeichnet. Das Werk stellt im ganzen ein erstklassiges Nachschlagebuch dar, verdient aber auch, hintereinander angesehen zu werden, da manche langatmigen Geschichtsbücher nicht die Wucht dieser Sammlung aufweisen.

Neue geopolitische Karten und Atlanten

Zusammengestellt und besprochen von Prof. Dr. E. Wunderlich, Leiter des Volksdeutschen Kartendienstes Stuttgart.

Kumsteller: Germanische Völkerwanderung 200—600 n. Chr. 1:3 000 000. 190 × 120 cm. 2. Auflage, mit Textheft. Gg. Westermann, Braunschweig 1935. Schulfertig, Leinenaufzug RM. 30, mit Wachstuch RM. 33.

Die Siedlungsgebiete der nord-, west- und ostgermanischen Stämme für das erste Jahrhundert n. Chr. werden durch Flächenkolorit, die verschiedenen Wanderungsbewegungen der Stämme durch Pfeile usw. klar und übersichtlich veranschaulicht. Drei Nebenkarten zeigen die politische Welt um 500, die Verbreitung der Westgermanen am Ende der Völkerwanderung und schließlich die Ausdehnung der Wikinger in der Zeit von 750—1100. Für den geopolitischen Unterricht, namentlich an höheren Schulen.

Verstümmeltes Deutschland. Originalzeichnung von Erich Haferkorn. Der praktische Schulmann, Stuttgart 1933. (Schulmannbild Nr. 162.) Erläuterungen. Ausgabe B (auf Karton) RM. 4, auf Lw. ohne Stäbe RM. 5, auf Lw. mit Stäben RM. 6.

Bringt in zweifarbiger Ausführung anschaulich die deutschen Gebietsverluste sowie die wehrpolitischen Folgen des Versailler Vertrages zur Darstellung. Verschiedene Nebenkartons und Statistiken zeigen den Verlust der Kolonien und die wirtschaftlichen Auswirkungen des Vertrages. Erwünscht wäre bei einer Neuauflage, den Maßstab der Karte noch zu vergrößern. Hauptsächlich für Unterrichts- und Schulungszwecke weiterer Kreise.

Kumsteller, Dr.: Das deutsche Volkstum vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. 1:1 500 000, 172×103 cm. Nebst 2 Nebenkarten, 1. Auflage. Mit Einführungstext. Gg. Westermann, Braunschweig 1936. Schulfertig auf Lw. RM. 32, mit Wachstuch RM. 35.

Durch Flächenkolorit ist zunächst das geschlossene deutsche Sprachgebiet in den Mittelpunkt der Karte gerückt. Sodann sind durch Pfeile die Richtungen der deutschen Auswanderung, durch farbiges Kolorit die auslandsdeutschen Inselgebiete in Ost- und Südosteuropa und endlich durch blaue Pfeile die politischen und sonstigen Gegenströmungen zur Darstellung gebracht. Das Bild bemüht sich grundsätzlich, die Einzelheiten gegenüber den Grundlinien der Entwicklung zurücktreten zu lassen. Daher ist die Verbreitung des Auslandsdeutschtums und vieles andere weitgehend generalisiert. Hauptsächlich geopolitisches Anschauungsmaterial für höhere Schulen.

Putzger, F. W.: Historischer Schulatlas mit bes. Berücks. Österreichs. Auf Grund von Vorarbeiten von Karl Diwald neu bearbeitet durch Alois Hinner. 93 Haupt- u. Nebenkarten. VI S., 48 Kt.-S., 1 Tafel. 4°. Hölder-Pichler-Tempsky, Wien 1935. RM. 4,25, ö. S. 6,80.

Spezialbearbeitung des bekannten kleinen „Putzger" für Österreich, in neuer (5.) Auflage. Österreichs Entwicklung ist in dem Abschnitt „Neue Zeit" besonders berücksichtigt; sonst ist der Inhalt der gleiche wie in der allgemeinen Ausgabe.

Der Gesamtauflage dieses Heftes sind 4 Werbeblätter beigefügt, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Goethe-Buchhandlung, Weimar, „Das kluge Alphabeth"; Hallesche Krankenkasse, Berlin; Keesings Archiv der Gegenwart, Berlin-Wilmersdorf, für das Archiv der Gegenwart; Neoderma-Vertrieb, Wirsberg, für sein Pinox-Badesalz.

Einer Teilauflage liegt der Prospekt der Buchvertriebs-Gesellschaft, Berlin, bei.

RUPERT VON SCHUMACHER:

Die Schöpferkraft des Südosten

Vom Südosten geht ein Hauch der Frische aus. Seit jeher. Seine Natürlichkeit ist bestrickend. Der Zauber seiner Lebensfreude, die vitale Kraft seiner erstaunlichen Zähigkeit schlägt alles, das mit ihm in Berührung gerät, in seinen Bann. Müdigkeit ist den Südostvölkern fremd. An den Untergang des Abendlandes hat man dort noch nicht gedacht. Und das, obwohl diese Völker bis zum Weißbluten um ihre Freiheit kämpften. Man sollte vor dieser Lebenskraft bewundernd verweilen, denn sie ist einmalig.

Europa sucht im Südosten zu sehr das eigene Spiegelbild. Rom verweist mit Selbstbewußtsein auf seinen Beitrag zur Latinität, der Deutsche erinnert mit Vorliebe an Kolonisation und Romantik, Paris betont mit großer Geste den Einfluß von 1789 und der Zarismus wollte ständig das Lob als Beschirmer von Orthodoxie und Panslawismus hören. Dient es jedoch jemand zu Nutz oder Leid, wenn der Südslawe „šunken" im Anklang an österreichische Mundarten für Schinken, der Bulgare „kurort" und „edelwaiß", der Türke „bira" (Bier) oder „şemendüfer" (Eisenbahn) sagt? Zunächst kaum. Fremdwörter sucht man allenthalben auszumerzen, und wenn das nicht gelingt, umzuethymologisieren — man macht aus Ordinarius z. B. „ordinariyüs" und annektiert damit das Wort fürs Türkische. Das gleiche Schicksal erfahren die Ideologien. Als die neue Schrift in der Türkei als durchaus autochthone türkische Schöpfung gepriesen wurde, herrschte zunächst Erstaunen, aber die Auffassung hat sich im eigenen Lande durchgesetzt. Das genügt schließlich, mehr war nicht beabsichtigt. Als die Kultur der heutigen Türkei zur Urmutter aller Weltkulturen erklärt und ihre unmittelbare Abstammung von der ausgegrabenen Kultur der Schumerer offiziell zur Lehrmeinung erhoben wurde, versuchte Europa da und dort zu lächeln. Trotzdem heißt die Bank der staatlichen Unternehmungen „Şumer Bank" und „şumer" ist das Schlüsselwort für den Geist geworden, mit dem sich der eingeengte Staat zu neuer Blüte erhob. In die gleiche Linie gehört es, wenn der Ungar den Raidinger Liszt oder auch Dürer als madjarische Vorkämpfer europäischer Kultur bezeichnet und den Bamberger Reiter unter die ungarischen Könige reiht; wenn die Orthodoxie sich als die eigentliche Wahrerin des ursprünglichen Christentums von Rom distanziert; oder wenn der Südosten sich als Begründer des Nationalgedankens bezeichnet; und die Stimmen aus Südosteuropa, die aus Enttäuschung über das französische Abgleiten nach Links diesen Raum zum Hort von Demokratie und Liberalismus erheben wollen, schlagen in die gleiche Kerbe. Geschichtsklitterung, Sprachpurismus, Ideenannektion? Diese Formel erscheint zu primitiv. Gewiß ist manches dabei, was zur Überspitzung neigt und manche Meinung im Überschwang zur Doktrin erhoben, die nüchterner Nachprüfung nicht standhält.

Aber der Kern dieser Dinge, für die wir absichtlich krasse Beispiele wählten, ist einfach der: Man will nicht ständig vom Angewiesensein auf Fremdes hören, man will Herr im eigenen Hause sein und man will eine Lebenskraft dokumentieren, die Fremdes so in sich einverleiben kann, als ob es als Eigenes erschiene. Die Übertreibungen dürfen den Blick für diesen Kern nicht verschleiern. Sie werden von selbst sich abschleifen, wenn die mangelhafte Beachtung der südöstlichen Eigenständigkeit und der Schöpferkraft dieser Völker einer klaren Gesamtwertung ihrer Eigenleistungen Platz macht. Die Geistesgeschichte des Südosten ist ja bis heute noch nicht geschrieben und über die Beiträge des Südosten zu den Kulturwerten der Welt sind die Akten noch nicht eröffnet.

Der Südosten ist der Raum der politischen und kulturellen Spätstile. Das hat sein Gefüge verdeckt. Die Rumänen sind die spätesten Lateiner, Byzanz ist ein spätes Rom, das Osmanische Reich der Nachklang der islamischen Staatsgründungen, die demokratischen Nationalstaaten von 1918 sind Verspätungen des Prinzips von 1789, die deutsche Donauraumkolonisation des 18. Jahrhunderts war eine Nachbildung deutscher Leistungen des Mittelalters und der panslawische Grundgedanke der periodisch wiederkehrende Ausgleichsbestrebungen zwischen den zwei Slawenstaaten des Balkan ist eine Reminiszenz an die Blütezeit dieser Idee. Fremde und autochthone Kräfte vermögen sich diesem Charakter des Südosten nicht zu entziehen. Er ist elementar, sein Wesen selbst. Der gesunde Sinn der Kulturen und Völker des Südosten hält am Hergebrachten fest, er läßt sich durch Neues, das noch im Werden ist, nicht aus der Fassung bringen. Aber er nimmt bereitwillig das Fertige, das Klare in sich auf und versteht es, mit denkbar größter Zähigkeit zu bewahren, ohne dabei — und das ist das Merkwürdige — durch fremde Einschlüsse irgendwie im innersten Wesen berührt oder gar verändert zu werden. Wo die eigenen überreichen Wandlungen trotz des harten Schicksals Zeit zum Ausreifen fanden, hat darum der Südosten erstaunliche Zeugnisse innerer Harmonie, und sei es auch nur im kleinsten Bereich, hervorgebracht, wo die Ruhe ihm nicht gegönnt war, hat er unter der schillernden Oberfläche einer unwahrscheinlichen Vielfalt Urtümliches in zähem Beharren derart festgehalten, daß sich heute, da ihm das Eigenleben endlich gestattet ist, eine Fülle reichsten Kulturgutes entfaltet, die den unkundigen Betrachtern völlig unverständlich erscheint. Allein die Schätze des durchaus lebendigen Brauchtums, des volklichen Kulturgutes, sind so unberührt und so formkräftig, daß sie mehr als nur wissenschaftliche Beachtung verdienen. Und das um so mehr, als auf diesem Bestand an eigenen Werten heute die politischen Konzeptionen einer Selbstbestimmung über die eigenen Wege anknüpfen. Mag im Augenblick z. B. die rumänische These von der Ungefährlichkeit des Bolschewismus für dieses Land höchst bedenklich erscheinen, weil die roten Sowjetnachbarn immer begieriger über den Dnjestr blicken, so darf nicht übersehen werden, daß diese fast passiv anmutende rumänische Haltung aus einer geradezu vegetativen kulturellen Selbst-

sicherheit geboren wurde. Ein Volk, das seine Eigenart über die Stürme der Völkerwanderung und durch die Jahrhunderte der Fremdherrschaft gerettet hat, mag leicht, selbst einer Gefahr wie der bolschewistischen gegenüber, zur Rolle des Dulders neigen. Die Lebendigkeit des Kulturgutes und ihrer Voraussetzung, des ungebrochenen rassischen Instinkts, ist aber in gleicher Weise das stärkste Fundament der aktiven jugoslawischen Abwehr bolschewistischer Strömungen, es hat den schwierigen Verschmelzungsprozeß von Alt- und Neugriechentum nach dem großen Völkertausch sichergestellt und die Erneuerung der Türkei ermöglicht.

So arm an Ausstrahlung und Schöpferkraft, wie man auf Grund der politischen Überfremdungen durch lange Perioden vermuten müßte, war der Südosten selbst nicht in seinen trübsten Zeiten. Seine Dynamik lag allerdings nicht offen zutage. Sie hat sich infolge der politischen Lagen mit fremden Werten zu einem Ganzen derart verwoben, daß man den südöstlichen Anteil nur schwer herauslösen kann. Die Balkanologie in dem umfassenden Sinn, den man ihr im Südosten heute gibt, wird darum unter den benachbarten Kulturen auf die Suche nach südöstlichen Werten gehen müssen. Sie wird dann eine überraschende Spannweite geistiger, kultureller, politischer Leistungsfähigkeit offenbaren, für die der Grieche El Greco, der Serbe Pupin, der Albaner Crispi einige Beispiele sind.

Die inneren Leistungen und Ausstrahlungen sind augenfälliger. Sie setzen jedoch eine Gesamtschau voraus, eine nach Zeit und Ort aufgesplitterte Betrachtung wird ihrer nicht gerecht. Dem geistigen Bereich des Südosten entstammt Justinians Rechtsschöpfung, die den abendländischen Kulturkreis bis heute beeinflußt, wie der Südosten auf dem Gebiet der Rechtsschöpfung — Kormčaja, Dušanow Zakonik, Zakon Winodolski usw. — überhaupt sehr fruchtbar ist. Kunst und Religion von Byzanz beherrschen den russischen Raum. Das südöstliche Schisma hat über ein Jahrtausend des christlichen Schicksals entschieden. Kyrill und Method sind noch heute lebendig, sei es daß sich in ihrem Geist noch 1919 eine tschechische Nationalkirche zu bilden vermochte, sei es daß man ihre Grabstätten noch heute zu fälschen oder zu finden versucht. 925 erkämpfte sich der Bischof Grgur von Nin das Recht der slawischen Kirchensprache in der römisch-katholischen Kirche — wo findet sich im Abendland eine ähnliche Nationalisierung des Katholizismus und so früh? — und heute wird laut vertraglicher Vereinbarung in den dalmatinischen Gemeinden auf ihren Antrag der lateinische durch den slawischen Ritus Grgurs ersetzt — 1000 Jahre später! Aus dem äußersten Norden geht der revolutionäre Vorläufer Luthers — Hus — hervor, im äußersten Osten vollzog Kamâl Atatürk die nicht minder heftige Umwälzung der Säkularisierung des Islams. Die Schriftschöpfungen der aus einer nordalbanischen Schrift entstandenen Glagolica und der in Bulgarien geschaffenen Cyrillica teilen das Kulturbild des Abendlandes in eine westliche und slawische Welt. Die Sprachleistung des Vuk Stefanović-Karadžić bleibt ein Eckpfeiler südslawischer Kultur und Wissenschaft. Die genialen Grenzverwaltungs-

schöpfungen der Byzantiner und Seldschuken leben in der von südöstlichem Volkstum getragenen Militärgrenze Österreichs weiter und finden ihre bewußte Nachbildung im tschechoslowakischen Staatsverteidigungsgesetz von 1936. Die Fechtweise des Südosten findet unter Prinz Eugen ihren Eingang in die Heere Europas, als die konservierende Strategie und Taktik der Kabinettskriege an ihr scheitert. Die mit dem Gesetz von 1920 begründete bulgarische trudowa powinnost (Arbeitsdienstpflicht), die ihrerseits auf der türkischen Wegebaupflicht beruht, wird zum Vorbild ähnlicher Einrichtungen in aller Welt. Der griechisch-türkische Bevölkerungsaustausch wird der Welt als Radikalmittel zur Bereinigung der Diskrepanzen zwischen Siedlungs- und Staatsgebiet vorgeführt, mit soziologischen und siedlungspolitischen Lehren, die heute überall Gegenstand eingehenden Studiums sind. Kann man dem Südosten die Neigung, einmal in der übrigen Welt sein Spiegelbild zu suchen, übelnehmen? Nein! Er kann auf epochale Leistungen verweisen und mit ihnen seinen Rang fordern.

Man hat den Südosten „ungeistig" genannt. Sicherlich sind die Herrenvölker dieses Raumes mehr dem Handeln als der Kontemplation zugänglich. Geist im Sinne des Intellektualismus besitzt er nicht. Der gesunde Menschenverstand, der Mutterwitz, der sichere Instinkt ist sein tragendes Moment. Das Geistige ist im Gefühl verankert. Darum besitzen die Zeugnisse südöstlichen Denkens häufig den Charakter eruptiver Ausbrüche, elementarer Unmittelbarkeit, undoktrinärer Frische oder aber genießender Lebensfreude, auch tragischer Lebensbetrachtung. Niemals ist der Südosten selbstquälerisch, selbstzergliedernd, er ist immer subjektiv, selbstsicher, und das Tragische in seinen Zügen ist deshalb nicht psychoanalytisch, sondern heroisch. Selbst Ausnahmen, wie der Ungar Endre Ady, zeigen sogar noch im Pessimismus eine unheimliche Kraft, die aufrüttelnd wirkt und letzten Endes in den Willen zu Kampf und Tat münden muß. Darum berührt auch das klagende Volkslied, die traurige Weise so ungeheuer lebensnah und klingt so gar nicht nach Verzicht, nicht einmal dort, wo sie Ausdruck einer nur beharrenden Volksseele ist. Überall verrät der Südosten Wucht und Monumentalität. Sei es in den Farben — in den berauschenden Farben der Slowaken, in den ernsten Grundtönen bulgarischer und türkischer Farbharmonien, in den wundervollen bunten Symphonien der Rumänen —, sei es in der Volkskunst oder in der höheren Kunst, sei es in der Haltung der Wissenschaft — man denke nur an das reiche Schaffen des rumänischen Historikers Jorga, des serbischen Geographen Cvijić —, sei es in der Philosophie. Ob wir die Bildwerke des Serben Meštrović in ihrer ungeheuren Kraft oder den mitreißenden Rhythmus des Piroter Evzonenreliefs von der Hand des Griechen Sochos betrachten, die strenge Dogmatik des Rumänen Blaga studieren oder den stürmenden Gedankengängen des Bulgaren Janeff folgen, es drängt immer dieselbe Stärke der Empfindung, dieselbe Gestaltungskraft zur Form.

Man hat den Südosten unberechenbar genannt. Zu plötzlich wären seine Aus-

brüche, zu wenig erkennbar seine tragenden Elemente, zu verschüttet sein Wesen unter einer fremden Decke. Das stimmt alles und doch auch wieder nicht: Seine Lebens- und Schöpferkraft wurde nur allzuoft künstlich gestaut, seine Gärungen sind nur selten beendet worden, Fremdes hat sich unassimiliert über das Eigene gewälzt und ist noch nicht entfernt, anderes noch nicht einverleibt und der Druck auf diesen Kreuzungsraum der Kulturen Europas und Asiens nach wie vor stark. Seine Verschmelzungen, Überschiebungen, Überkreuzungen sind in einen fast unlösbaren Knäuel ineinander verwickelt und manchem mag der Südosten darum chaotisch erscheinen. Aber es hat seine Berechtigung in einem ganz tiefen Sinn das Wort, daß man sich auch auf die Unberechenbarkeit des Südosten nicht verlassen darf. Denn durch alle Vielfalt, durch alle Wirrungen und Irrungen leuchtet die Seele des Südosten sich immer gleichbleibend, sich immer selbst treu durch: der faszinierende, unbändige, ungestillte, heroische Lebenswille der Südostvölker. Wer ihn versteht, hat das Wesen des Südosten verstanden.

Victor C. Irk:
Rumäniens raumpolitische Sendung

Niemals hob sich Rumäniens Bedeutung für das gesamteuropäische Schicksal eindeutiger und überzeugender vom Hintergrunde des weltpolitischen Geschehens ab denn jetzt, wo die endgültige Einstellung dieser politischen Drehscheibe am Südostrand Europas in einem ganz unvergleichlich größeren Geltungsbereich schicksalbestimmend sein wird, als es die in früheren politischen Zeitperioden so gefürchteten binneneuropäischen Gleichgewichtsstörungen waren. Betrachten wir die Entwicklungsvorgänge und das Ringen nach politischer Formgestaltung im Südosten, so hat dies demnach bei vollem Bewußtsein der Auswirkung zu geschehen, die das Schicksal gerade dieses Grenz- und Schutzwalles im Kampfe um die Erhaltung gemeineuropäischen Erbgutes zwangsläufig haben muß. Dabei ist es aber notwendig, die sich hier abspielenden politischen Gestaltungsvorgänge und die sie fördernden und hemmenden Kräfte mit dem kritischen Maßstabe des Südostens selbst zu messen.

Den flüchtigen Blick auf den fast kreisförmigen rumänischen Staatskörper beruhigt zunächst diese nach außen geschlossene Form mit ihrem Vorteile der natürlichen Begrenzung: im Nordosten durch den Dnjestr, im Osten durch die Küste des Schwarzen Meeres und im Süden durch die Donau, während im offenen Westen, wo die Grenzziehung raumwidrig die ost- und westwärts laufenden Flußstraßen vor ihrer Mündung in die Theiß durchschneidet, das Zusammenfallen von Volks- und Staatsgrenze grenzsichernd wirkt. Erkennt man dazu die einmütig geschlossene Willenskraft der Staatsbehauptung gegenüber gebietsschmälernden Absichten rückläufiger Raumordnung, so gelangt man zur Einsicht, daß die gefahr-

drohenden Stöße raumsprengender und aufbauhemmender Kräfte, von deren Überwindung Existenz und Zukunftsgestaltung wesentlich abhängen, nicht auf den Grenzlinien, sondern auf den geschichtlich und geopolitisch bedingten Spannungsebenen im Landinnern angreifen. Die Frage der Erhaltung und Zukunftsgestaltung liegt demnach in der Kraft des Rumänentums, im Rahmen der Staatswerdung von oben, eine alle positiven Kraftmomente restlos umfassenden, von unten aufgebaute Volksgemeinschaft Wirklichkeit werden zu lassen.

*

Das rumänische Volk im Rahmen der ungewöhnlich komplizierten und schwankenden Gebilde seiner geschichtlichen Staatengründungen ausschließlich als teilnahmloses, also passives Element anzusehen, nur deshalb, weil wir den Sinn der Geschehnisse bisher nicht anders zu deuten vermochten, wäre falsch. Wir müssen uns erinnern, daß selbst bei höchstentwickelten und geschichtsbestimmenden Völkern die Geschichtserkenntnis und deren Aufzeichnung vielfach den Charakter zeitgebundener Zweckbetontheit trug, und daß in der Spanne von dynastischer, den Volkswillen nicht berücksichtigender Geschichtschreibung bis zu nachträglichen volklichen Mythisierungsversuchen geschichtlicher Vorgänge ein breiter Raum liegt, in dem eine geradezu erdrückende Fülle noch ungehobenen Tatsachenmaterials begraben liegt. Es war im allgemeinen abwegig, das Geschichtsbild eines Volkes ausschließlich nach dem Gehalte an staatspolitischen Erscheinungen aufzufassen. Bei keinem Volke aber verdeckt uns die ausschließliche Betrachtung der über das Volk und seinen Lebensraum hinweg konstruierten Staatskombinationen mehr als beim rumänischen die Sicht auf die eigenständigen Daseinsäußerungen und Willenshandlungen des Volkes selbst. Geschichtlich, kulturpolitisch und in seinen rassischen Grundelementen stellt Rumänien die Raumdreiheit Siebenbürgen-Moldau-Walachei dar, mit all den entsprechenden Neben- und Vorfeldern. Wie erstaunlich groß aber gerade in volkstumerhaltendem Sinne die raumüberwindende und raumbindende Kraft des rumänischen Volkes war und wie sich dieselbe aus einer unbewußten, fast urtümlich-vegetativen Dynamik über all die Zeiträume hinweg gegen Fürstenzwist, fremdvölkische Unterwerfung, religiöse Spaltungsversuche, endlich gegenüber dem parlamentarischen Parteienhader als einheitliche Grundform zu erhalten vermochte, ist ein noch ungeschriebenes Kapitel der Geschichte.

Raumpolitisch ist Siebenbürgen eine Festung, Europas südöstlicher Eckpfeiler, vom Westen her leichter zugänglich entlang dem natürlichen Flußlaufgefälle der im Sammelkanal der Theiß abströmenden Wässer. Aber über den nach Osten abriegelnden und nur westwärts offenen Sichelbogen der Karpaten führen aus der Südostecke dieser Landschaftseinheit vier uralte und vielbegangene Übergänge auch in den Landsack der walachischen Ebene, und die Osttäler der Karpaten waren Schutz- und Zufluchtsstätten gegen fremden Vernichtungswillen, genau

so wie am Westrand. Kulturpolitisch war Siebenbürgen der Mittler zwischen mitteleuropäischer, ja auch nordischer Kulturauffassung und Lebenshaltung und ausklingender byzantinischer Formenwelt und ihrer späteren anatolischen Überlagerung. Was sich aus der Frühgeschichte dieser Landschaft an nordischen Kulturformen einer romanisierten dakischen Urbewohnerschaft seßhafter Bauern und wandernder Hirten im Holzkirchenbau und Hausrat (Holzschnitzerei, Keramik, Stick- und Webeornament) in all dem vielfältigen Lebensbedarf erhielt, was aus Vorder- und Innerasiens Stilwelt einfloß: das ist hier in diesem westostwärts gerichteten Raume zu einer einzigartigen Harmonie zusammengeklungen, an deren Gestaltung deutschem Volkstum eine führende Sendung zufiel.

Geopolitisch gegeben war eine weitgehende Selbständigkeit siebenbürgischen Geschichtsgeschehens und ein dadurch bedingtes eigenständiges Geschichtsbewußtsein, das aus einer Art Raumfestungsgefühls zur betonten Heimatliebe, gleichgültig welcher Volkszugehörigkeit, führte und zu einem — oft allzu betonten! — Geltungsbedürfnis des Siebenbürgers. Gegen fremde Eroberungsabsichten zu einer Not- und Kampfgemeinschaft geschlossen, entwickelte sich auf dem Boden dieser Landschaft das „Siebenbürgertum", jenseits der Karpaten „Transsylvanismus" genannt. In dieser raumbedingten geistigen Grundhaltung liegen gewiß auch Schwächungsmomente, bezogen auf den Sinn der Ganzheit eines Staatswesens, dem Siebenbürgen eben angehört. In dieser Grundeinstellung liegt der Nährboden gewisser autonomistischer Ideen, auf denen dann landfremde Zielsetzungen unter dem Schlagwort einer „Schweiz des Ostens" ihre Pläne und Taktiken gründen. Hieraus erklärt sich auch eine unverkennbare Labilität Siebenbürgens gegenüber äußeren Druckwirkungen und nicht zuletzt auch das jahrhundertelange Bestreben, aus dem Schwanken zwischen türken- und habsburgerfreundlicher Einstellung sich den bestmöglichen Eigenvorteil zu sichern. Naturgemäß mußte eine solche Haltung zu einem oft recht betonten politischen und wirtschaftlichen Egoismus führen, mit einer Neigung zu materialistischer Eigenwilligkeit, die dem Sinne großer Gesamtkonzeptionen feindlich im Wege steht.

Geopolitisch bedingt, weil außerhalb des Karpatenbogens liegend und durch das Flußgebiet des Sereth und Pruth an das Donaumündungsgebiet gebunden, war die politische Zuständigkeit des Buchenlandes (Bukowina) zum alten Fürstentum Moldau. Dort lagen die Herrschersitze dieser rumänischen Staatsgründung und uralte rumänische Klostersiedlungen. Putna, Suceava und Radautz haben für das rumänische Geschichtsgefühl einen höheren Klang als die spätere moldauische Hauptstadt Jassy (Jaşi), die gleich Bukarest, der Nachfolgerin von Curtea de Argeş, dem alten Fürstensitz der Walachei, ihren Ursprung wehrpolitischen Erwägungen des Osmanischen Reiches verdankt, das durch Schaffung bergferner, ungeschützter Herrschersitze der rumänischen Pächterfürsten die beiden Donaufürstentümer leichter zu beherrschen vermochte. Aber die Versuche selbst kraftvoller

moldauischer Fürsten, ihre Herrschaft auf den transsylvanischen Raum auszudehnen, schlugen fehl, oder sie waren von kurzlebigem Erfolg begleitet. Glücklicher waren die Vorstöße, die sie als Raumschutz gegen den drohenden slawischen Osten über den Pruth bis über den Dnjestr hinaus unternahmen. Bessarabien, als rumänischer Lebensboden noch über den Dnjestr hinaus, entlang dem Nordbogen des Schwarzen Meeres bis an Odessa reichend, verdankt Gründung und Namen der moldauischen Herrscherfamilie der Basarab. Allein dadurch ward und ist auch gerade dieser Teil des rumänischen Lebensbodens zwangsläufig in noch erhöhtem Maße dem ungeheuren Raumdruck des Ostens ausgesetzt, der hier seinen Weg in den mitteleuropäischen Raum bis in unsere Zeit hinein sucht, ebenso wie er über diese Landschaft zum Mündungsgebiet der Donau vorzudringen versucht, dem alten Drang der übergroßen asiatischen Ländermasse nach einem weiteren Meeresausgang folgend. Rumänisches Land wurde dadurch zum Spannungsfeld und Kampfplatz sich kreuzender osmanischer und russischer Zielsetzungen.

Raumbedingt waren die, Jahrhunderte sich hinziehenden, engen Bindungen zwischen der Moldau und dem schicksalsähnlichen polnischen Volk, gegründet im gemeinsamen Fühlen der östlichen Raumwucht mit ihrer gleich drohenden wie — werbenden Kraft! Allein von dem stammgleichen südlichen Fürstentum Walachei trennte die Moldau nicht nur die Flußgrenze des Sereth — heute noch eine Art rumänischer „Mainlinie". Stärker lag über der Walachei Byzanz' kulturpolitischer Einfluß, schwerer der unmittelbare vorderasiatische, osmanische Druck, dem dieses Südfürstentum darum auch früher erlag. Denken wir dagegen an das fließende Gefälle slawischen Kulturzustromes und slawischer Geisteshaltung, die sich über die Moldau ergossen, wogegen für die Walachei namhafte rumänische Gelehrte (Prof. N. Jorga) und französische Forscher (L'Heritier) ein Fortleben byzantinischer Sendung als Schlichterrolle in Balkanstreitfällen gelten lassen, denken wir, daß die rassische Grundsubstanz der Moldau einen höheren Hundertsatz an ostischen und nordischen Elementen (20% nach Lebzelter) gegenüber dem Vorwiegen mediterranen Rassengehaltes neben vorderasiatischen Einschlägen in der Walachei aufweist: so erkennen wir, daß sich hier selbst im Rahmen des rumänischen Altreiches eine Trennungslinie abzeichnet.

Bei der richtigen Beurteilung der Gegenwartspolitik und ihrer zukünftigen Gestaltungsmöglichkeit müssen wir uns stets diese Dreifältigkeit des heutigen staatlich vereinten Rumänentums vor Augen halten, um die Schwierigkeiten des volkspolitischen Vereinheitlichungsprozesses vollauf würdigen zu können. In diesen Schwierigkeiten also nur Willensmangel oder Schwäche erblicken zu wollen, wäre ungerecht.

Auf das innerstaatliche Spannungsmoment der Volksminderheitenfrage hinzuweisen, die in Rumänien wie fast in ganz Nachkriegseuropa neuer Staats-

gestaltungen, einer gerechten Lösung im Sinne einer ausgleichenden Synthese zwischen völkischen Forderungen und natürlichen Bedingnissen des Staatsgedankens harrt, scheint nicht erst nötig zu sein. Mehr denn je sehen wir heute, daß eine die beiderseitigen gerechten Ansprüche — von Staat und Minderheiten — befriedigende Lösung nicht in dehnbaren, jeder willkürlichen Auslegung unterworfenen toten Gesetzesparagraphen zu suchen ist, sondern daß es sich hier um ein gemeineuropäisches Menschheitsproblem handelt, für welches das volle Verstehen in den lebendigen Triebkräften der einander achtenden Völker selbst gegründet sein muß. Die aus der schicksalhaften Gegebenheit unlösbaren Miteinanderlebens abgeleitete Achtung der Ehre und des uneingeschränkten Lebensrechtes des anderen wird hier das Fundament des Ausgleichens abgeben müssen, soll man nicht überhaupt an den sittlichen Kräften der Menschlichkeit zweifeln.

Gerade hier liegen aber für Rumänien die Lösungsmöglichkeiten nicht unschwer, fehlt es doch an einem für das Rumänentum brauchbaren unmittelbaren Beispiel. Im Altreich gab es vor dem Weltkrieg überhaupt keine völkische Minderheitenfrage. In Siebenbürgen drängt das unglückselige Beispiel Ungarns nach 1867 mit seiner werbenden oder zwingenden Gleichstellung von Nation und Staat und all den damit verbundenen Entnationalisierungsbestrebungen zum Gedanken einer Vergeltungspolitik. Man übersieht dabei freilich, daß die ungarischen Tendenzen die Zwangsfolgerungen eines geburtenschwachen Staatsvolkes waren, und daß das materialistisch-liberalistische Denken einer verklingenden Zeitepoche solchen Bestrebungen ebenso günstig waren, wie sie im nationalen Bewußtsein von heute ihren selbstverständlichen Gegner finden. Auch das Buchenland, einst Österreichs völkerbunteste Provinz — und das will wahrlich viel sagen —, vermag nicht als zeitgerechtes Beispiel zu dienen. Gewiß gab es dort keine Rechtsunterschiede in dem Vielerlei der Volkselemente, aber nicht darum etwa, weil man das Nationalbewußtsein jedes einzelnen pflegte, sondern weil man versuchte, sie alle unter dem Dachgedanken eines übernationalen Österreichertums zu bergen. Nachahmungsversuche in dieser Richtung gehen schon darum fehl, weil das Österreichertum der Bukowina ein übervölkischer, staatspolitischer Behelf war, wogegen sich das Rumänentum als nationaler Begriff darstellt, in dessen Staatsgedanken jede Note einer zusammenfassenden und überdachenden Reichsidee fehlt.

Getrennt von der Frage völkischer Minderheiten stellt sich das nach Zählungen nationalrumänischer Kreise zwei Millionen starke Judentum Rumäniens als eine Angelegenheit für sich dar, deren Ernst nicht zu unterschätzen ist. Stellten die Ungarn die Assimilation der Juden in den Vordergrund der Erwägung, so steht das nationale Rumänentum auf dem unbedingten Standpunkt der Dissimilation. Rassische Fragen spielen jedoch zur Zeit noch kaum eine Rolle. Der Rumäne sieht im Judentum einen gefährlichen Wirtschafts- und Staatsparasiten. Der rumänische Nationalismus zeigt hier seine ausgesprochene wirtschaftliche Note, die ihn mit der

Gefahr materialistischer Ideenwelt bedroht. Die allzu einseitige Abdrängung des Kampfes der rumänischen Nationalbewegung gegen das kapitalstarke Judentum auf die Ebene des rein Wirtschaftlichen ist eine Gefahr, welche das nationalrumänische Führertum nicht übersehen darf!

*

Die inneren Spannungsmomente in dem dreifältigen rumänischen Raum führen uns zur Sichtung und Wertung raumüberwindender und raumbindender Kräfte der Vergangenheit und öffnen uns den Blick für die Erkenntnis der zukunftsgestaltenden Notwendigkeiten.

Erstmalig erfaßte das römische Imperium die Sendung dieses Raumes und erhob ihn — fast genau im Umfange der heutigen Grenzziehung — zum nordöstlichen Bollwerk seines europäischen Weltreichanteiles. Tragisch war es für die kommende Entwicklung, daß diese römische Wehrpolitik mit einer Vernichtung der Führerschicht der heroisch Widerstand leistenden Urbevölkerung der nordischen Daker ausklang, ein Vorgang, der im Geschichtsmythus der Rumänen eine erstaunlich geringe Beachtung findet. Gewiß brachte Rom dafür eine Sprache, die weit über die Geltung als Verständigungsmittel hinaus sich als volksbindende und volksbildende Kraft bewährt hat. Das so entstandene dako-romanische Volkstum, von den Slawen und nach diesen auch von den germanischen Völkerschaften als Wlachen, d. h. „Volk lateinischer Sprachzugehörigkeit" bezeichnet, hat sich in dem Sturm, der nach dem Zusammenbruch des Romreiches in dieser Völkerwirbelzone losbrach, mit einer unglaublichen Zähigkeit zu behaupten vermocht. Trotz allen Einfließens fremder, vor allem slawischer Kulturelemente, blieb im dakoromanischen Volkstum, selbst ohne zusammenfassende Eigenstaatlichkeit und daher ohne deutliche Abgrenzbarkeit, ein eigenständiges Volksbewußtsein lebendig. Zweifellos müssen wir hier die Wurzeln eines viel später geprägten Nationalbewußtseins sehen. Die Träger dieses völkischen Widerstandes waren die von heutiger Forschung noch viel zuwenig erschlossenen, natürlich gewachsenen Sippen-, Dorf-, Tal- und Gaugemeinschaften von ausgesprochen nordischer Formgestaltung. Unter volksentstammten „Richtern" (judices) standen diese Gemeinschaften während der Zeit gotischer und gepidischer Herrschaft unabhängig neben den germanischen Königen, mit diesen vielfach in Kampfgemeinschaften vereint. Auch dann, als später die im Theiß-Donaubecken mit deutscher Hilfe seßhaft gewordenen Ungarn flußaufwärts in Siebenbürgen eindrangen, stießen sie auf diese urtümlichen politischen Gemeinschaftsformen der Urbevölkerung. Auch der ungarische Versuch, diesen Raum gegen Osten abzudichten, hat einen großen Teil der rumänischen Stammführerschaft gekostet, die über den Religionswechsel zum römischen Christentum in den Stand der madjarischen Adelsoligarchie und damit in das madjarische Volkstum überging. Gab auch der ungarische Raumschutzgedanke jenseits der Karpaten die Anregung zur Bildung des moldauischen Fürstentums, so gebrach es

ihm im diesseitigen Karpatenraume an ausreichenden Kräften, und die Berufung des Deutschen Ritterordens und der deutschen Siedler entsprang der ungarischen Erkenntnis eigener Schwäche.

Mit erstaunlichem Raumsinn und wehrgeographischem Verständnis hat die als „Sachsen" das Land besiedelnde Vielheit deutscher Stammesangehöriger aus fast sämtlichen Teilen des Reiches die ganze Landschaft mit einem Wehrnetz von Bauern- und Kirchenburgen durchzogen. Jahrhundertelang bewährte sich hier wehrhafter deutscher Bauernwille, auf sich selbst gestellt, und eine aus Kampf und Not erwachsene Volksgemeinschaft wuchs zu ungeahnter Größe empor. Daß der deutsche Siedler nicht aus irgendeinem imperialistischen Drang hierherkam, sondern als Bringer seines geistigen Erbgutes und als Träger raumschützender Wehrhaftigkeit: das ist der tiefste Sinn deutscher Sendung für diesen Raum!

Dem Lebenswillen der rumänischen Bauern und Hirten aber entsprang die Mehrung seines Volkselementes, das mählich in breiten Strömen den Siedlerraum der Deutschen und Ungarn umfloß und so den lebensgesetzlichen Grund zur späteren Eigenstaatlichkeit des Rumänentums legte. Denn in Wirklichkeit schuf diesen Raum zum zusammenhängenden rumänischen Lebensboden und damit zum „rumänischen Land" die naturhafte Eigenkraft des rumänischen Volkes, schon lange bevor die Friedensverträge und Bundesgenossen dazu den Segen gaben! Dies darf das rumänische Volk über augenblicksbetonter Staatspolitik niemals vergessen. Es darf niemals glauben, daß das Gewirre kunstvoller Paktsysteme die Sicherheit von Leben und Fortbestand begründet! Es darf aber auch nicht vergessen, daß es vom osmanischen Druck letzten Endes durch die Hilfe des Reiches staatspolitisch erlöst wurde.

Ist ein Gang durch die Geschichte des rumänischen Lebensbodens, von Europa aus gesehen, Warnung und Mahnung zugleich und die Erkenntnis einer Raumbestimmung als Bollwerk abendländischen Erbes gegenüber asiatischer Vernichtung, so darf nicht verhehlt werden, daß diese zukunftdeutende Erkenntnis im Rumänentum selbst noch lange nicht Allgemeingut geworden ist. Mag aber das Erbe des Geschichtsbewußtseins diesseits und jenseits der Karpaten auch noch so verschieden sein, in einem stimmt es zur Gänze überein: in der im Volksbewußtsein verankerten Überzeugung, daß das Rumänentum wie bisher, so auch in alle Zukunft den Gefahren gewachsen sein werde. Das ist nicht Unverständnis, Stumpfheit oder Gleichgültigkeit, das ist im Unterbewußtsein ruhende Kraft. Das ist aber auch — gefährlicher Fatalismus! In einem derart selbstverständlichen Sicherheitsgefühl auch eine Art politischer Immunität gegen die Drohung des unmittelbar benachbarten Bolschewismus zu erblicken, wäre der schwerste und verhängnisvollste Irrtum dieses Raumes!

Gewiß, der Kampf gegen den in vielfältiger Form von Westen her fordernden

Gebietsrevisionismus gilt als Grundgehalt jeder rumänischen Außenpolitik. Aber bindet der hierzu nötige seelische Aufwand nicht zu starke Kräfte in der Auseinandersetzung mit einer fremden Forderung, die ohnehin auch der letzte Rumäne restlos und selbstverständlich ablehnt? Denn selbst die Frage, ob man dem Rumänentum auch anders als mit der gegenwärtigen Staatsform den gerechten Anspruch auf volklichen Zusammenschluß und auf Selbständigkeit hätte bringen können, selbst Erinnerungen an den Plan des ermordeten österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand, den österreichischen Vielvölkerstaat in eine Föderation selbständiger nationaler Einzelstaaten unter habsburgischer Personalunion aufzulockern, gelten heute nur mehr als wirklichkeitsferne Theorie. Freilich geistern noch Schatten dieses Gedankens über das Trümmerfeld der zusammengestürzten Donaumonarchie, und das französische Verständnis für manche Neuauflage, namentlich wenn sie die Spitze gegen Deutschland kehrt, schafft den Rumänen gelegentlich Bitterkeit. Gedanken dieser Art nähren wohl auch revisionistische Phantasien, sie sind auch ein politisches Requisit habsburgischer Restauratoren und ein reizvolles Thema mehr oder minder geheimer Konferenzen: den gesunden Lebenssinn sich entwickelnder und selbstsicherer Völker vermögen sie nicht zu rühren.

Nicht weniger verhängnisvoll als die fatalistische Einstellung ist die Auffassung, daß sich Rumäniens Kampf um Erhaltung und Weitergestaltung seiner Existenz und Raumbestimmung ausschließlich im Spannungsfeld zwischen einem — vermuteten! — deutschen und einem — tatsächlichen! — bolschewistischen Druck bewege. Daß hierbei wesentlich französischer Einfluß mitklingt, zeigt uns — als eine unter vielen — die Warnung L'Héritiers im „L'Europe orientale": „Heute im großen Spiel der Kräfte, wo die Sowjetunion auftritt, um Hitlerdeutschland zu erwidern, wo für Osteuropa die Gefahr besteht, in den Sturm zwischen dem Drang nach dem Osten und dem Drang nach dem Westen mit hineingerissen zu werden, heute, wo die ewige Frage des Orients zwischen dem alten England und dem faschistischen Italien offensteht, wo die Schwachen das Los trifft, zu verschwinden, haben wir in dem Glauben an uns und Rumänien unsere Stärkung zu finden..." Zweifellos finden solche Gedankengänge in Rumänien starken Widerhall. Der Begriff von den „zwei Gefahren" beherrscht vielfach politische Auffassungen und Entscheidungen.

Im ureigensten Lebensinteresse und aus einem wachen Verantwortungsbewußtsein für die Zukunft der eigenen Nation und ihrer Bestimmung wird sich vor allem die Führerschicht des mächtig aufstrebenden nationalen Rumänentums zur Erkenntnis durchringen müssen, daß erst durch die Loslösung von solchen hemmenden und das Blickfeld verengenden Zwangsvorstellungen die Sicht für die raumgebotene Zukunftsgestaltung frei wird. Denn tatsächlich liegt Rumäniens Schicksal nicht in der Rolle eines passiven Zuschauers beim

Ausgang des Kampfes, den Deutschland um das Erbe Europas gegen den Bolschewismus führt, sondern in seiner aktiven Teilnahme an diesem schweren geistigen Ringen. Rumäniens Raumsendung aber erfüllt sich nach dem Freiwerden seiner Kräfte niemals durch Hilfe von außen her, sondern nur durch Einsatz der eigenen Gestaltungskraft im Inneren. Dies hat niemand besser verstanden als die diesem Lande eigentümliche unterirdische bolschewistische Wühlarbeit, wenn sie durch Betonung und Vertiefung der diesem Raum eigenen Spannungslinien die Gestaltungskraft zu lähmen und damit den Widerstandswillen zu brechen sucht. Darum das bolschewistische Zauberbild vom „Bauernstaat" und „Bauernherrschaft", weil es bis jetzt noch nicht gelang, gerade diesen breitesten Volksteil als überzeugt mithandelndes Element in das Staatsganze einzubauen. Darum die bolschewistischen „Autonomieversprechungen" für jeden Einzelteil dieses Raumes, der auch heute noch nicht zu volltragender Ganzheit zu verschmelzen vermochte. Darum bolschewistische Lockungen mit „Freiheit und Gleichberechtigung der Nationalitäten", weil es völkische Minderheiten gibt, die auch mit tiefer Sorge an die Ausschließlichkeitsforderungen eines autoritären nationalistischen Regimes denken. Darum das bis zu Bluttaten aufwiegelnde bolschewistische Verhetzen religiöser Schwärmer und Sektierer, weil es trotz einsichtsvoller Mühe nicht gelang, die Einheitskirche zu schaffen, deren Wirkungsebene zudem außerhalb des Politischen liegen muß. Und darum endlich auch das bolschewistische Werben um den „Kleinen Mann", den schlecht bezahlten Beamten, Lehrer, Angestellten, um die ganze kaum erst im Entstehen begriffene soziale Mittelschicht Rumäniens, weil deren Schaffung einfach noch nicht gelang, obwohl dies eine der vordringlichsten sozialpolitischen Aufgaben Neurumäniens wäre. Nicht aus seinen eigenen negativen Kräften der Zerstörung schöpft hier der Bolschewismus das Requisit seiner Taktik, sondern aus den noch nicht ausgeglichenen Fehlbeträgen und Unzulänglichkeiten der gegenwärtigen Ordnung. Nicht mit Pakten, Verträgen und Sicherheitsabkommen wird Rumänien den Kampf gegen Zersetzung und Auflösung durch den Bolschewismus gewinnen; allein nur durch höchste Leistungssteigerung und durch einsatzbereiten Opfersinn des nationalen Aktivismus, der alle Kräfte des Landes — auch die der völkischen Minderheiten! — zu gemeinsamer Aufbauarbeit am Staatswerk überzeugend zu gewinnen vermag, kann der Negativismus bolschewistischer Zielsetzung vernichtet werden.

Gelingt Rumänien dieser große Wurf — und er muß gelingen, weil von ihm Sein oder Nichtsein abhängt! —, dann erfüllt es damit auch die Pflicht seiner Raumsendung gegenüber Gesamteuropa!

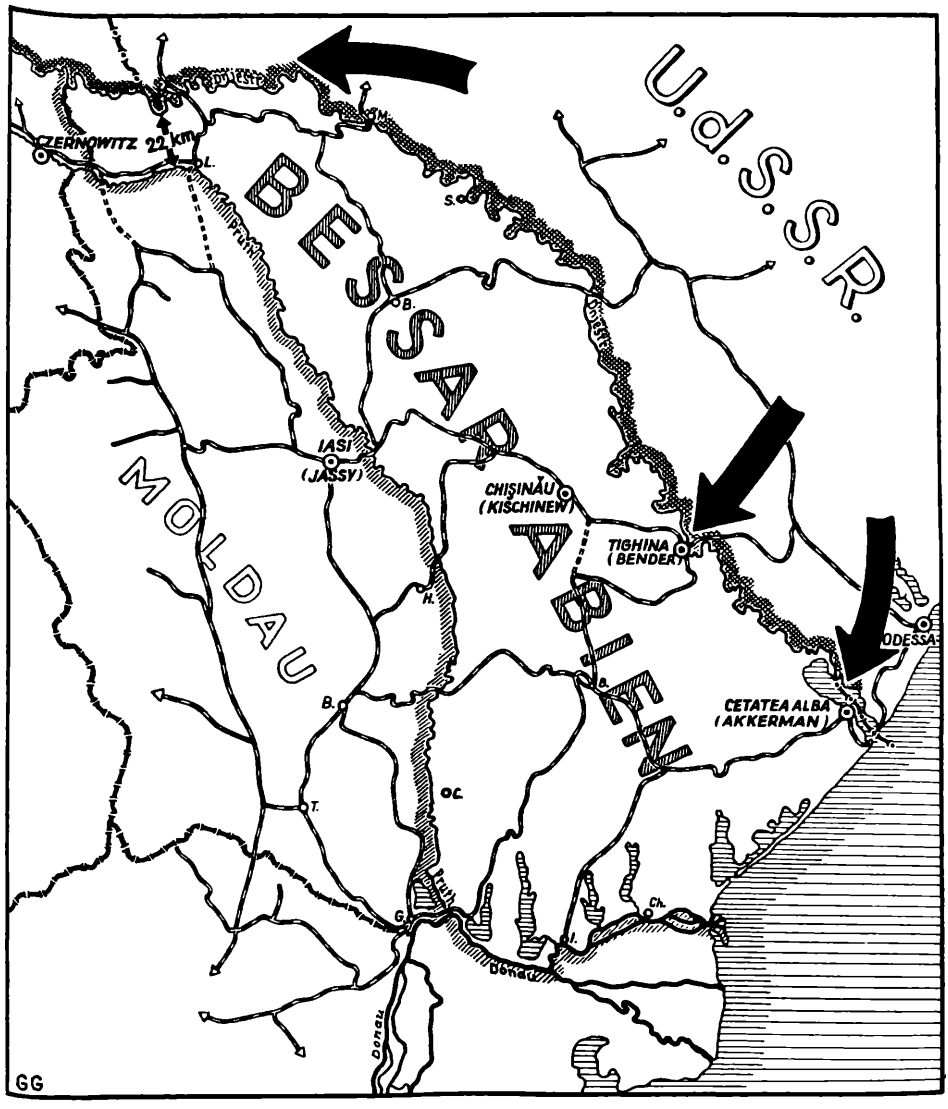
GEORG RUNGE:

Bessarabien — Rumäniens Grenzmark gegen den Bolschewismus

Der bekannte rumänische Staatsmann Titulescu hat einmal geäußert, der Unterschied zwischen einer Frage und einem Problem bestehe darin, daß eine Frage sich beantworten und einer Lösung zuführen lasse, ein Problem hingegen grundsätzlich unlösbar sei. In dem Sinne wäre es vielleicht richtiger, von einem bessarabischen Problem zu sprechen, denn alle Bemühungen der rumänischen Staatsmänner, vor allem aber Titulescus selbst, dies Problem zu einer Frage umzuwandeln und seitens der Sowjetunion eine befriedigende Antwort auf sie zu erhalten, sind bis jetzt gescheitert. Der Weg einer freundschaftlichen Verständigung mit dem roten Rußland hat sich jedenfalls als ungangbar erwiesen, wie das von jedem, der die Politik der Moskauer Machthaber aufmerksam verfolgt hat, vorausgesagt worden ist. Das Problem Bessarabien wird deshalb allmählich zu einer gesamteuropäischen Angelegenheit.

Bessarabien, dessen Gesamtumfang 44 422 qkm beträgt, bildet einen langen, schmalen Streifen zwischen den Flüssen Dnjestr und Pruth. Im Nordwesten zur Bukowina hat die Grenze, die quer durch das Land geht, eine Länge von 55,5 km, um sich bei der nördlichen Kreisstadt Hotin auf 22 km zu verschmälern. Bei der Hauptstadt Kischinew, in der Mitte des Landes, beträgt der Abstand zwischen den beiden Flüssen 77 km, zwischen deren Mündungen 198 km. Die südliche Grenze wird durch die Donau und das Schwarze Meer gebildet. Das Land ist, mit Ausnahme des äußersten Südens, gewellt, stellenweise sogar stark hügelig. Die höchste Erhebung an der Grenze zur Bukowina beträgt 458 m. Es ließe sich wohl fragen, zumal Flüsse in der Regel schlechte Grenzen bilden, da sie die Landschaften eher verbinden als trennen, ob Bessarabien überhaupt eine Einheit, ein geschlossenes Gebiet von eigenem Charakter darstellt. Diese Frage muß schon darum aufgeworfen werden, weil einige Maßnahmen und Pläne der rumänischen Regierung auf die verwaltungsmäßige Abtrennung eines Teiles des Südens und des nördlichen Kreises (Hotin) von Bessarabien abzielten, wobei die Absicht mag mitgespielt haben, durch die Zerstörung der Einheit Bessarabiens die bessarabische Frage überhaupt zu leugnen.

Eine politische Einheit bildet Bessarabien erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit. Ihre Geburtsstunde fällt mit dem russisch-türkischen Friedensschluß von Bukarest (1812) zusammen, durch den der Landstrich zwischen Dnjestr und Pruth an Rußland fiel. Vorher war es ein dünnbesiedeltes Durchgangs- und Grenzland von unbestimmtem Charakter und ohne sonderliche Bedeutung. Zudem war der Süden — ein Durchzugsgebiet für die verschiedenen Nomadenstämme — vom nördlichen



Bessarabien

Teil auch bevölkerungsmäßig völlig verschieden. Im Laufe der letzten 100 Jahre ist die Bedeutung Bessarabiens ständig gewachsen.

Vom Standpunkt des russischen Raumes gleicht Bessarabien einer Zange, die die Moldau umfaßt. Vom äußersten Nordwesten her wäre ein Vorstoß in die Bukowina und damit in die Flanke der schon an sich nicht leichten polnischen Position in Ostgalizien leicht möglich. Dadurch erklärt es sich, daß Polen seiner-

zeit (1920) die Garantie der bessarabischen Grenze übernahm und sich durch die von Titulescu geführten Verhandlungen mit der Sowjetunion über ein Durchzugsrecht für die rote Armee durch Nordbessarabien so beunruhigt fühlte. Der Besitz des südlichen Teiles würde im Ernstfall zudem eine Kontrolle der Donaumündung gestatten. Als Rußland nach dem Krimkrieg im Pariser Frieden mit dem Donaudelta auch den südwestlichen Zipfel Bessarabiens an Rumänien abtreten mußte, wurde das im Text des Friedensvertrages ausdrücklich mit der Notwendigkeit der Sicherung der freien Donauschiffahrt begründet. Es kommt hinzu, daß die Nähe der bessarabischen Grenze zu Odessa, dem wichtigsten Handelshafen der Sowjetunion, von den bolschewistischen Machthabern zweifellos als unbequem empfunden wird. Vom rumänischen Standpunkt hingegen bildet Bessarabien eine unentbehrliche Verteidigungsbasis gen Osten.

Die bessarabische Bevölkerung zählte nach der ersten, einigermaßen zuverlässigen Zählung von 1816 fast eine halbe Million; 1897 war die Bevölkerung auf 1935 000, 1930 auf 2863 400 Menschen angewachsen; heute ist ohne Zweifel die 3-Millionengrenze schon überschritten. Eine besondere Schwierigkeit bietet die Nationalitätenstatistik dieses Landes. Rumänien gründet nämlich seinen Anspruch auf Bessarabien nicht auf die Zustimmung der Bevölkerung oder auf die ethische und politische Verpflichtung, die zerstörende rote Flut an der Dnjestrgrenze abzudämmen, sondern auf den rumänischen Charakter des Landes. Es ist der amtlichen rumänischen Statistik somit aufgegeben, das zahlenmäßige Übergewicht der Rumänen („Moldawaner") Bessarabiens für die Vor- und Nachkriegszeit überzeugend nachzuweisen und die falschen Angaben der russischen Vorkriegsstatistik gebührend anzuprangern. Bei den Volkszählungen im alten Rußland wurden in der Regel diejenigen, die einen russischen Namen hatten oder die russische Sprache beherrschten, als Russen gezählt, da die russische Bürokratie mit einer allmählichen Russifizierung Bessarabiens rechnete und tatsächlich die sozial aufsteigenden Elemente größtenteils russifiziert wurden. Zuverlässige Zahlen über das Nationalitätenverhältnis in Bessarabien sind aus diesen Gründen nicht zu erhalten. Wir müssen uns daher mit gesicherten Mindestzahlen für die verschiedenen Volksgruppen begnügen.

Nach der letzten russischen Volkszählung von 1897 hatte Bessarabien 921 250, nach der rumänischen Statistik von 1919 dagegen 1683 000 Moldawaner. Der nördliche Teil Bessarabiens ist stark von Ukrainern durchsetzt. Es handelt sich hierbei um Einwanderer aus Galizien, die das Land im Laufe des 14. Jahrhunderts besiedelten (also ungefähr gleichzeitig mit den Rumänen aus der Moldau). Die zahlenmäßig geringeren ukrainischen Gruppen im mittleren und südlichen Teil sind viel später, überwiegend wohl erst im 19. Jahrhundert, aus der russischen Ukraine eingewandert. Ihre Gesamtzahl beträgt nach der Zählung von 1930 315 000. Der mittlere Teil des Landes ist, mit Ausnahme der Hauptstadt Kischinew, überwiegend moldawanisch. Im Süden siedeln etwas über 80 000 deutsche Kolonisten, deren

Streusiedlungen (über 140 Ortschaften) sich bis in den mittleren Teil erstrecken. Ebenfalls im Süden leben etwa 165 000 Bulgaren. Die Großrussen, etwa 350 000 (fast zur Hälfte Sektierer), bewohnen größtenteils den Süden, sind aber auch in Kischinew und, in geringer Zahl, auch in den übrigen Teilen des Landes verstreut. Dazu kommen etwa 200 000 Juden, die fast nur in den Städten und Marktflecken wohnen (in Kischinew bilden sie fast die Hälfte der Bevölkerung). Die kleineren Gruppen — Gagausen, Polen, Zigeuner u. a. — machen zusammen etwa 130 000 aus. Wenn man von dem fluktuierenden Element (den aus Altrumänien Eingewanderten — größtenteils Beamte und Offiziere mit ihren Familien) absieht, dürften die Moldawaner immerhin etwas über 50% der Gesamtbevölkerung ausmachen (im ganzen 56,0%). Da die moldawanische Volksgruppe in Bessarabien unbestritten die bei weitem zahlreichste ist (die niedrigste — bolschewistische — Schätzung gibt 48% an), dürfte der Anspruch Rumäniens auf dies Land vom nationalen Gesichtspunkt völlig gerechtfertigt erscheinen.

Bedeutungsvoller als die Feststellung des mechanischen Zahlenverhältnisses ist die Frage nach der politischen Einstellung und dem kulturellen und wirtschaftlichen Gewicht der einzelnen Volksgruppen. Der rumänische Standpunkt läuft leider darauf hinaus, die Andersstämmigen unter der entwertenden Bezeichnung „nationale Minderheiten" oder „Fremde" zusammenzufassen, um sie dadurch womöglich als die nationale Einheit gefährdende Fremdkörper abzustempeln, ohne die Frage nach ihrer Verbundenheit mit dem Lande und ihrem Verantwortungsbewußtsein für dasselbe aufzuwerfen und danach die Bewertung vorzunehmen. Die zaristische Bürokratie hat in diesem Punkt in Bessarabien eine weit größere politische Weisheit gezeigt.

Es ist unmöglich, ein deutliches Bild von den bessarabischen Verhältnissen zu geben, ohne wenigstens kurz auf das Jahrhundert der russischen Herrschaft einzugehen, in dem das Land sein Gesicht erhalten hat. Es ist zugleich ein interessantes Beispiel der alten russischen Kolonialpolitik.

Im fast menschenleeren Süden des Landes wurden deutsche Kolonisten und Bulgaren angesiedelt. Zweifellos erhielten diese Kolonisten nicht das beste Land — es waren zum Teil Gebiete, in denen die Malaria herrschte und die erst urbar gemacht werden mußten. Immerhin eröffnete sich ihnen die Möglichkeit, durch harte Arbeit vorwärtszukommen. Auch wurde ihnen eine weitgehende Selbstverwaltung, Toleranz in Kirchen- und Schulfragen und eine in manchen Zügen an die heutige deutsche Erbhofgesetzgebung erinnernde Sicherstellung des Erworbenen zugestanden. Dem wirtschaftlich Tüchtigen stand zudem noch die Möglichkeit offen, Land hinzuzuerwerben oder langfristig zu pachten. Die starke Ausdehnung und der blühende Wohlstand der deutschen und bulgarischen Kolonisten vor dem Ausbruch des Weltkrieges zeugte sowohl von ihrer Tüchtigkeit, wie auch vom Weitblick der

zaristischen Bürokratie in dieser Sache. Die Folge war eine tiefe Verwurzelung im Lande, ein ausgeprägtes Heimatgefühl und eine unbedingte Loyalität gegenüber dem Staat. Im mittleren und nördlichen Teil wurde das freie Land an um den Staat verdiente Offiziere und Beamte verliehen, tatkräftige Elemente, die zur Entwicklung des Landes das Meiste beigetragen haben. Im Verzeichnis des bessarabischen Landadels findet sich neben moldawanischen Bojaren und Großrussen ein überraschend hoher Hundertsatz von deutschen, deutschbaltischen, schottischen, schwedischen u. a. Familien, deren Vorfahren auf Grund ihrer Verdienste Güter zugewiesen erhielten.

Im Laufe der Zeit verlor Bessarabien zwar seine Sonderverwaltung, die ihm anfangs eingeräumt wurde; an Stelle derselben trat aber eine weitgehende Selbstverwaltung (Semstwo). Die russische Beamtenschaft war zahlenmäßig gering, sie dürfte kaum ein Zehntel der heute im Lande vorhandenen Beamten ausgemacht haben. Das Leben regelte sich vorwiegend nach den alten patriarchalischen Sitten und Bräuchen. Das volklich einheitliche Dorf war die Regel, wenn man von größeren Marktflecken absehen will. Die so verschieden gearteten, verschiedensprachigen Bewohner des Landes waren, da die Verschiedenheit noch keinen Gegensatz bedeutete, durch ein starkes Heimatgefühl verbunden und nannten sich mit Stolz „Bessarabier". Es unterliegt keinem Zweifel, daß in erster Linie der von der russischen Regierung ins Land gezogene fremde Landadel und im Süden die Kolonisten für die Blüte und den Wohlstand des Landes, das in der Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte an der Spitze des russischen Gouvernements stand, als die aktivsten, wirtschaftlich tüchtigsten Elemente verantwortlich waren.

Durch das in Bessarabien herrschende Gewohnheitsrecht der Teilung des Landbesitzes unter den Söhnen wurde die Entstehung von Latifundien vermieden. Vor dem Kriege bestand der größere Grundbesitz (eingerechnet die großbäuerlichen Kolonistenwirtschaften) aus etwa 5500 Gütern, deren mittlere Größe 344 ha betrug — im ganzen 43% der Gesamtfläche des Landes. Die Durchschnittsgröße der Güter des Landadels betrug etwa 600 ha. Während zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Weideland und Wald den größten Teil des Landes ausmachten, überwiegt jetzt Feld- und Gartenbau (79% der Gesamtfläche). Die Wälder sind abgeholzt worden. Sie nehmen jetzt nur noch 5% der Gesamtfläche ein. Dadurch verschärften sich die wiederkehrenden Trockenperioden mit ihren Ernteschäden. Fast 16% der Gesamtfläche gelten als nicht nutzbar, sie ließen sich aber mit Hilfe einer verbesserten landwirtschaftlichen Technik zum Teil wohl urbar machen. Bessarabien ist fast ausschließlich ein Agrarland ohne nennenswerte Industrie. Die Gesamtzahl der Stadtbewohner betrug 1930 nur 370000 (davon Kischinew 117000).

Die starke Bevölkerungszunahme erzeugte schließlich doch soziale Spannungen, denen gegenüber die russische Verwaltung versagte, zumal das spät begonnene große Reformwerk Stolypins nach dessen Ermordung nur mit halber Kraft fortgeführt

wurde. Die bolschewistische Revolution wirkt sich auch in Bessarabien verhängnisvoll aus. Durch geschickte Agitatoren, größtenteils Juden, die skrupellos die zerstörenden Instinkte der Masse wachriefen, und durch eine arg verhetzte, demoralisierte und verrohte Soldateska, die von der Front in die heimatlichen Dörfer zurückströmte, wurden die landarmen Bauern revolutioniert. Der Bolschewismus hat in Bessarabien nur wenige Monate geherrscht, aber um so nachhaltiger gewirkt. Mord, Brand und Plünderungen kennzeichneten seinen Weg. Die Parole war: Es ist alles erlaubt! — Fort mit jeder Obrigkeit! — Nehmt, was ihr wollt! — Die folgende Zeit des Zentralismus und der schärfsten Bedrückung des Bauerntums in der Sowjetunion hat die bessarabische Bevölkerung nicht mehr kennengelernt, denn Anfang 1918 stellte das rumänische Militär die Ordnung wieder her. Bessarabien wurde Rumänien einverleibt, ein Ereignis, das vor dem Krieg außer einigen bedeutungslosen moldawanischen Provinzintellektuellen niemand erwartet hätte. Rumänien übernahm damit die schwere Aufgabe, stabile, gesunde Verhältnisse in einem Lande zu schaffen, dessen soziale Ordnung überlebt war und in dem durch die Zügellosigkeit und Anarchie der ersten Monate der bolschewistischen Revolution überlieferte Bindungen zerstört und aufrührerische, destruktive Instinkte geweckt worden waren.

Die Aufgaben, die an die rumänische Verwaltung herantraten, waren: Durchführung einer Agrarreform zur Schaffung eines lebensfähigen Mittelbauerntums ohne Ruinierung des landwirtschaftlich und in der Selbstverwaltung führenden Großgrundbesitzes; Ausbau der Selbstverwaltung und des Genossenschaftswesens zur Brechung des jüdischen Handelsmonopols; landwirtschaftliche Intensivierung und, im Zusammenhang mit ihr, eine Entwicklung der verarbeitenden Industrie; Hebung des kulturellen und wirtschaftlichen Niveaus der Bauernschaft durch Errichtung von Landwirtschafts-, Gartenbau- und Handwerkerschulen (das Handwerk ist noch überwiegend in jüdischen Händen) und Anpassung des Volksschulwesens an die bäuerlichen Bedürfnisse; Ausbau des zur russischen Zeit auf Odessa ausgerichteten Verkehrsnetzes und Anschluß an das rumänische Eisenbahn- und Straßennetz. Es galt das Überkommene, soweit es lebens- und entwicklungsfähig war, zu erhalten, die zügellos gewordenen, ungegliederten Massen durch feste Autorität und ein gesundes Ausleseprinzip abzustufen, zu gliedern und dadurch neue Bindungen zu schaffen. Die rumänische Politik ist mit diesen Aufgaben nicht fertig geworden, worüber man sich in Rumänien einig ist. Die rumänische Verwaltung hat die vorhandenen Selbstverwaltungsorganisationen zerstört, wodurch das Land seiner politischen und wirtschaftlichen Führung beraubt wurde. An ihre Stelle ist eine aufgeblähte, schlecht funktionierende, gering und unregelmäßig bezahlte landfremde Bürokratie getreten, die von der Bevölkerung nur als ein riesiger Saugapparat empfunden wird. Der altrumänische Beamte vermag mit dem Lande keine Bin-

dungen einzugehen, Bessarabien ist für ihn eine Strafkolonie, sein Ziel nur ein guter Posten in einer größeren Stadt.

Der Großgrundbesitz wurde, um der bolschewistischen Propaganda entgegenzuwirken, bis auf die 100 ha umfassenden Restgüter aufgeteilt, was zu einem Produktionsrückgang mit entsprechender Verarmung des gesamten Landes geführt hat. Die überstürzte, schematisch durchgeführte Zuteilung von durchschnittlich 6 ha Land an die Bauern, ohne daß diese Reform gründlich vorbereitet und die Frage der Wirtschaftseinrichtung der neuen Bauerngüter auch nur ernstlich erwogen worden wäre, hat keine dauerhafte Ordnung schaffen können. Ein großer Teil der neuen Wirtschaften erwies sich als nicht lebensfähig. Die Industrieprodukte blieben für die steuerlich zu hoch belasteten Bauern, denen zudem jeder Rückhalt an einem zweckentsprechenden Kreditwesen fehlte, unerschwinglich. Ihre Verschuldung wuchs ins Ungemessene. In kurzem stand die rumänische Verwaltung einer notleidenden, aufsässigen, ungegliederten Bauernmasse gegenüber, deren Sympathien dem roten Rußland zuneigten.

Es wird vielfach behauptet, die Besitzergreifung des Landes durch die Bauern sei spontan erfolgt und dann durch den bessarabischen Landesrat, der nach Ausbruch der russischen Revolution bis zu seiner etwas gewaltsamen Beseitigung durch die rumänischen Militärbehörden das Land repräsentierte (seine Mitglieder hatten sich zum Teil selbst dazu gewählt, weil es wegen ihrer zum Teil recht dunklen Vergangenheit wohl sonst niemand getan hätte), durch verschiedene Beschlüsse bestätigt worden. Dieser Mythos einer spontanen Agrarreform läßt sich nicht aufrechterhalten. In den Monaten der Revolution ist nur zerstört und nicht aufgebaut worden. Um der unheilbaren landwirtschaftlichen Verwirrung zu steuern, haben die rumänischen Behörden, ohne übrigens einem nennenswerten Widerstand zu begegnen, notgedrungen eingreifen müssen. Es wird heute nur wenige Bauern geben, die auf den Landstücken sitzen, die sie sich seinerzeit willkürlich zugesprochen hatten — abgesehen davon, daß diese gewaltsame Besetzung nicht überall erfolgt war. In einem so stark bevölkerten Lande gilt es auf Grund einer wohl durchdachten Planung das Land zu verteilen und jeden brauchbaren Hektar zweckentsprechend auszunutzen. Das ist durch spontane revolutionäre Akte nicht zu erreichen.

Die Verantwortung für die Überstürzung der bessarabischen Agrarreform trägt die rumänische Regierung, die übrigens die Wälder für sich fast entschädigungslos eingezogen hat. Ein entscheidender Fehler war es schon, eine sozialistische Reform durchzuführen und dabei im Lande ein nur durch gelegentliche behördliche Eingriffe gemildertes kapitalistisches System aufrechtzuerhalten (der landesübliche Zinsfuß betrug bis zu 60% jährlich!). Die übermäßige Verschuldung der Bauern hat schließlich zu Moratorien und Schuldenstreichungen geführt. Die zu spät und darum sehr radikal durchgeführten Maßnahmen erzeugten eine Ver-

trauenskrise in schlimmster Form. Als ebenso folgenschwer hat sich die fehlende Auslese der Landbewerber erwiesen (etwa 370 000 Familien haben erstmalig Land oder einen Zuwachs von Land erhalten; enteignet wurden 4480 Güter zu 80% — insgesamt fast 1500 000 ha). Viele erwiesen sich als gänzlich ungeeignet, eine selbständige Wirtschaft zu führen. Die allgemeine Nivellierung der Bevölkerung war sowohl wirtschaftlich wie politisch verhängnisvoll und gibt die geeignete Grundlage für die erfolgreiche bolschewistische Propaganda ab. Die rumänische Verwaltung hat sich selbst der Möglichkeit beraubt, durch eine auf einem gesunden Ausleseprinzip beruhende Gliederung und Abstufung der Bauernschaft eine aus dem Lande gewachsene und organisch mit ihm verbundene, zuverlässige Führerschicht zu gewinnen. Bei einer zweckmäßigen Ausnutzung des vorhandenen Landes und der Schaffung einer verarbeitenden Industrie sowie einer landwirtschaftlichen Intensivierung brauchte von einem Landmangel in Bessarabien keine Rede zu sein. Die Bemühungen der maßgebenden rumänischen Politiker, einen Damm gegen die rote Flut mit Hilfe einer besonders radikal durchgeführten Agrarreform zu errichten, hat den gewünschten Erfolg bis jetzt jedenfalls noch nicht gehabt...

Zur Verschärfung der Agrarkrise hat das ungelöste Verkehrsproblem viel beigetragen. Es fehlt vor allem eine Bahn, die Bessarabien der Länge nach durchschneidet und zu einem Donauhafen führen würde. Auch ist der Anschluß an das Verkehrsnetz der Moldau mangelhaft. Hinzu kommt, daß die Leistungsfähigkeit der bessarabischen Bahnen etwa 20% des in Westeuropa Üblichen beträgt! Das gesamte Eisenbahnnetz umfaßt 1269 km (eingleisige Bahnen). Der Schiff- und Floßverkehr auf dem Dnjestr wird nach den neuesten Abmachungen mit der Sowjetunion vielleicht eine Förderung erfahren. Bisher fiel er fast völlig aus. An Kunststraßen gab es 1930 nur 717 km, größtenteils in schlechtem Zustand. So sind bei der im Frühjahr und Spätherbst eintretenden Wegelosigkeit die Ortschaften oft wochenlang voneinander abgeschnitten. Dafür ist im Sommer die Staubplage auf den Landstraßen entsetzlich. Es hat den Anschein, als ob die rumänische Verwaltung im Hinblick auf die von Osten drohende Gefahr und der Unsicherheit des Besitzes von Bessarabien größere Investierungen vermeiden möchte.

Ein anderes heikles Kapitel ist die rumänische Minderheitenpolitik in Bessarabien. Es ist jedenfalls gänzlich abwegig, wenn manche Rumänen von vornherein die Behauptung aufstellen, die Russen und Ukrainer Bessarabiens seien von Natur aus probolschewistisch. Sowohl die Ukrainer wie die streng religiösen altgläubigen Russen, ganz zu schweigen von den Bulgaren, deren Loyalität unzweifelhaft sein soll, wären bei gerechter Behandlung und etwas politischem Geschick leicht in die antibolschewistische Front einzureihen. Wenn man sie ihrer Führer beraubt oder deren Tätigkeit lahmlegt, weil diese auch für gewisse kulturelle und Selbstverwaltungsrechte eintreten, darf man sich nicht wundern, wenn die Massen dann der bolschewistischen Propaganda, die mit dem Nationalitätenprinzip geschickt operiert,

teilweise anheimfallen. Eine solche Minderheitenpolitik schwächt nur die rumänische Position. So hat es zum Beispiel dem rumänischen Ansehen sehr geschadet, daß das königliche Dekret vom 14. August 1918, in dem jeder Nationalität Bessarabiens der muttersprachliche Unterricht in eigenen Schulen zugesagt wurde, nie eine Berücksichtigung erfahren hat. Die Übertragung der für das Zarentum vorhanden gewesenen Gefühle auf das rumänische Königshaus ist dadurch erschwert worden.

In der deutschen Volksgruppe Bessarabiens wird die Ausbildung eines Lehrernachwuchses verhindert und die Schulen immer mehr rumänisiert. Die Gesamtfläche des von den Deutschen genutzten Bodens betrug 1914 354 177 ha (davon 24 177 ha auf Grund langfristiger Pacht). Durch die Agrarreform verloren sie 64 177 ha. Davon erhielten landlose deutsche Bauern insgesamt nur 8200 ha zu je 6 ha zugeteilt. Schon im Hinblick auf die im Süden Bessarabiens besonders kraß auftretende periodische Dürre ist es schwer, diese Wirtschaften lebensfähig zu erhalten.

Die größten Schwierigkeiten bietet das Problem des Judentums, das sich durch seine Vormachtstellung im Handel und im Handwerk immer mehr als eine schwere Entwicklungshemmung für das Land erweist. Die Versuche der zaristischen Zeit, die Juden auf dem Lande anzusiedeln, haben sich nicht bewährt. Das nomadisch-händlerische Element in ihnen war wohl zu stark für eine solche Umstellung. Eine praktische Lösung der Judenfrage Bessarabiens ist noch von niemandem aufgezeigt worden. Heute ist der größere Teil des Judentums, zumal der jüngeren Generation, der Träger einer sehr aktiven bolschewistischen Propaganda.

Unverständlich ist die rumänische Politik gegenüber den Kirchen der nichtrumänischen Volksgruppen Bessarabiens. Durch Vermögensenteignung, Bedrückung und allerlei kleinliche Schikanen wird ihre Bedeutung untergraben, obwohl sie das stärkste Bollwerk gegen die zersetzende bolschewistische Propaganda bilden, solange man ihnen ihre Eigenart beläßt.

Als größtes Hemmnis einer Stabilisierung der bessarabischen Verhältnisse hat sich die Mentalität der älteren rumänischen Generation erwiesen. Die zentralistisch eingestellten rumänischen Politiker der alten Schule sehen ihr Vorbild in Frankreich. Ihr Hauptziel war die Schaffung einer rumänischen städtischen „Intelligenz" und „Bourgeoisie". „Die Eroberung der Städte" lautete die Parole, da ja die Stadtbewohner in den neuerworbenen Gebieten größtenteils nicht Rumänen waren. Zudem wollte man die größtenteils fremdstämmige Beamtenschaft in den neuerworbenen Gebieten durch Rumänen ersetzen. Das Hochschulstudium wurde durch Stipendien, vorbereitende Schnellkurse u. a. über jedes gesunde Maß gefördert. Die Entwicklung ist den bisherigen Machthabern über den Kopf gewachsen. Die Zahl der Beamten ist ungeheuerlich groß und der Staat nicht imstande, sie auch nur halbwegs ausreichend zu bezahlen. Nun bleibt ein ständig wachsender Rest von

studierten oder halbstudierten Bauernsöhnen, die den Weg zum Lande nicht mehr zurückfinden, wohl aber imstande sind, die Bauernmassen stark zu beeinflussen. Diese Förderung statt Behinderung der Vermassung des Volkes, die fortschreitende, durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten mitbedingte Auflockerung aller überkommenen Bindungen und ihre Folge — die Radikalisierung der Massen, hat in Bessarabien zu den bedenklichsten Erscheinungen bolschewistischer Unterwühlung geführt. Die bolschewistische Gefahr zeigte sich bis etwa 1929 in einer sehr direkten Art. Man konnte fast von einem ständigen Kleinkrieg an der Grenze sprechen, der besonders im Sommer, wenn der Dnjestr leicht zu überschreiten war, aufflackerte. Bolschewistische Banden drangen, unterstützt und verstärkt durch die bessarabischen Bauern, ins Land und verübten Überfälle und Plünderungen. 1924 kam es bei Tatar-Bunar sogar zu einer größeren Aktion, die vom rumänischen Militär nur mit Hilfe der deutschen Kolonisten unterdrückt werden konnte. Die rumänischen Gegenmaßnahmen (Strafexpeditionen gegen ganze Dörfer usw.) zeichneten sich durch große Härte aus (der Kriegszustand über Bessarabien war von Anfang an in Permanenz erklärt worden). Kein Kenner östlicher Verhältnisse wird die Notwendigkeit primitiver, drastischer Strafmaßnahmen, wo es gilt, ein Exempel zu statuieren, bestreiten können. Sie waren besonders hier am Platze. Strafmaßnahmen stärken bekanntlich aber nur dann die Autorität, wenn sie als gerecht empfunden werden. Deshalb waren das schwankende Verhalten Rumäniens gegenüber der Sowjetunion und manche Zugeständnsise an linksgerichtete Bestrebungen im Lande selbst Fehlgriffe, weil sie als Unsicherheit und Schwäche empfunden wurden und dadurch den psychologischen Eindruck solcher Maßnahmen zerstörten. Das Ergebnis ist, daß sich im Lande vielfach eine unfruchtbare, romantische Sehnsucht nach dem „goldenen Zeitalter der Zarenherrschaft" oder aber — bei der breiten Masse — eine Zuwendung zum Bolschewismus geltend macht, während die Abneigung gegen Rumänien bedauerlicherweise wächst. Immerhin besteht heute noch die Möglichkeit, die einhellige Zustimmung der bessarabischen Bevölkerung zum rumänischen Regime zu erlangen und damit das „Problem" Bessarabien in eine lösbare „Frage" zu verwandeln. Der gegen die bolschewistischen Eroberungsabsichten gerichtete geschlossene feste Wille von drei Millionen Bessarabiern wäre ein nicht zu unterschätzender Faktor im Kräftespiel des europäischen Südosten, was die rumänische Politik nicht übersehen darf.

FRANZ VON CAUCIG:
Die politische und wirtschaftliche Entwicklung Bulgariens

Seit dem Weltkrieg, besser gesagt seit dem 27. November 1919, dem Tage, an dem der Vertrag von Neuilly unterzeichnet wurde, hat sich die bulgarische Außenpolitik ganz eindeutig abgezeichnet, und wenn es auch zeitweise scheint, daß von der geraden Linie abgegangen wird, so sind dies alles nur Übergangsmomente, die alle letzten Endes wieder in die drei, durch den Vertrag festgelegten Hauptfragen einmünden: 1. die Abschnürung vom Ägäischen Meere, 2. die Lostrennung der bulgarischen Minderheiten an der Westgrenze gegenüber Jugoslawien und 3. die Abschnürung der Süddobrudscha, die an Rumänien fiel. Über diese drei Probleme wird man in Bulgarien kaum jemals hinwegkommen.

Die Lage Bulgariens ist so, daß dieses Land in gewisser Hinsicht einen Schlüssel nach dem Osten bzw. eine Eingangspforte nach dem Westen darstellt. Daher wirken sich die Strömungen nach beiden Richtungen hin so auffallend aus, nicht nur die politischen, sondern auch die kulturellen und die wirtschaftlichen. Ist die Türkei durch ihre geographische Lage an den Meerengen die Brücke von Europa nach Asien, so Bulgarien das Land, in dem sich die an der Grenze zweier Erdteile entstehenden Gegensätze, welcher Art sie auch immer sein mögen, am deutlichsten ausgleichen. Dieses Bulgarien, das, in der Mitte der Balkanhalbinsel gelegen, den Sündenbock für alle streitenden Parteien abgibt, dieses Bulgarien hat seine zwiespältige Stellung auch in den Zeiten nach dem Weltkriege nicht aufgeben können, und erst in der unmittelbaren Vergangenheit scheint sich das Verhältnis zu ändern, wenn auch von seiten der übrigen Balkanländer wohl theoretisch, aber nicht in allen Fällen auch praktisch einiges getan wurde, um die Stellung Bulgariens zu verlagern.

Bulgarien ist vorwiegend ein Gebirgsland. Die Hauptstadt, das aufstrebende Sofia, liegt am Fuße der fast 2300 m hohen Witoscha. Quer durch das Land, nach Osten zu niedriger werdend, liegt als mächtige Wasserscheide zwischen Donau und Maritza das Balkangebirge, lagert sich vor die griechische Grenze das Rhodopegebirge, jenes vulkanische Gebiet mit seinen warmen Quellen und Eruptionsmassen. Einzig der nordöstliche Teil des Landes, der von der Bahn Warna—Russe durchquerte Deli Orman ist flach, ist der Eingang zur Kornkammer der Dobrudscha. So widerspruchsvoll in vielem das Land ist, so mächtige Gegensätze die innere Einstellung der Bevölkerung zerreißen, so groß sind auch die Gegensätze in rein vertikaler Richtung. Im Westen Hochgebirge, mit ewigem Eis und Schnee an einzelnen Stellen, ein Eldorado für alle Bergsteiger, für alle jene, die die Berge in ihren zerklüfteten und zerrissenen Formen und Gestaltungen lieben, im Osten

die sanfte Küste des Schwarzen Meeres, mit dem herrlichen Strandbad von Warna, das wie eine weiße Perle aus dem grünen Uferstreifen hervorleuchtet.

Das Land der Gegensätze! Wie Gebirge und Meer sich nahezu berühren, so berührten sich hier seit der Schaffung des selbständigen Bulgarien Krieg und friedlicher Aufbau, Wohlstand und größte Armut, Zufriedenheit und Liebäugeln mit dem Aufruhr, Fruchtbarkeit und trostlose Steinwüste. Alle diese Gegensätze formten den Charakter des Volkes und der Politik. Gerade aus all diesen Gegensätzlichkeiten bildete sich aber die Einheit jenes Landes, das als Brücke zwischen Orient und Okzident einem steten Kampfe ausgesetzt ist, der das Volk jung erhält und zu immer neuem Auftrieb führt, wenn es durch Ereignisse lahm und krank wurde, die diese Gegensätze aufeinanderprallen ließen.

Die größte Ausdehnung besaß Bulgarien nach den Balkankriegen. Von rund 96 346 qkm, die das Land vor 1915 ausmachten, stieg es nach Abtretung der Süddobrudscha an Rumänien (7696 qkm) und Hinzuziehung der von der Türkei losgelösten Gebiete (25 775 qkm) auf 114 425 qkm. Nach dem Vertrage von Neuilly trat Bulgarien an Griechenland und an Jugoslawien zusammen 11 278 qkm ab, so daß ihm heute rund 103 146 qkm verbleiben. In vieler Hinsicht sind diese abgetrennten Gebiete aber der Lebensnerv des Landes gewesen. Die Süddobrudscha, jener Teil, der die für den Export so wichtigen Körnerfrüchte liefert, das Gebiet im Süden, das dem Lande bei Dedeagatsch (Alexandroupolis) den Zugang zu den Weltmeeren öffnete und das Westgebiet gegenüber Serbien, in dem eine kompakte Masse Makedo-Bulgaren lebt, die seit Jahren einen Hemmschuh für die gegenseitige Annäherung der beiden Slawenstaaten auf dem Balkan bilden.

Die bulgarische Bevölkerung ist ein Produkt zahlreicher Überlagerungen, die auf die Wanderungen zahlreicher Völker zurückgehen. Während in Europa die Zeit der großen Wanderungen zu Beginn des Mittelalters nahezu abgeschlossen war, hat sie hier noch Jahrhunderte nachgedauert. Die wichtigsten Völkerbewegungen, die dem Lande ihren Stempel aufdrückten, sind die der Thraker, Slawen und Türken. Unter diesen Wanderungen hat sich jedoch die der Slawen, die erst im 7. Jahrhundert zum Stillstand kam, als die bedeutendste erwiesen. Sie hat den ethnographischen Charakter des Landes bis heute bestimmt. Die Slawen sind das tragende Element, das nahezu die ganze Bevölkerung umfaßt. Bulgarien zählte 1926 5 478 741, heute 6 090 115 Einwohner. Das bedeutet trotz der Abwanderung der Türken, die besonders in den letzten vier Jahren stets zahlreicher nach der neuen Türkei übersiedeln, eine nicht unwesentliche Bevölkerungsvermehrung. Das türkische Element ist noch immer zahlenmäßig die größte Minderheit des Landes. Im Jahre 1926 waren es noch 574 532 (10,54%), die im Nordosten Bulgariens, im Gebiet des Deli Orman und im Tal der Arda im Rhodopegebirge, in geschlossenen Siedlungen leben. Die nächstgroße Minderheit bilden die Zigeuner (134 844), die natürlich im ganzen Lande verstreut hausen, danach stehen die Rumänen (69 080)

im Donautal und endlich die Juden (46 558), die vornehmlich in den größeren Städten leben und im 15. und 16. Jahrhundert aus Saloniki — auch heute noch die größte Judenstadt Griechenlands — einwanderten. Darüber hinaus gibt es verschiedene Splitter fremder Völkerschaften, die in der Hauptsache nach dem Weltkriege hinzugekommen sind, so die Armenier (26 300), die nach dem Ende des türkischen Unabhängigkeitskrieges hierher geflüchtet sind, die russischen Flüchtlinge (19 706) und endlich in den Grenzgebieten rund 10 000 Griechen.

In wenigen Jahren, wenn die Auswanderung der Türken weiter so anhält wie bisher — und die Türkei unternimmt alles, um die Rückwanderung im Schwung zu erhalten —, wird Bulgarien beneidenswert wenig Minderheiten besitzen. Demgegenüber leben in den Nachbarländern, die aus den verschiedenen Kriegen mit Gebietsgewinn herausgekommen sind, große bulgarische Volksmassen: in Serbisch-Makedonien 500 000, in den übrigen zu Jugoslawien gekommenen westlichen Gebieten 100 000, in Griechisch-Makedonien 80 000, in Bessarabien 165 000, in der Dobrudscha 185 000. In allen diesen Gebietsteilen wurden die zahlreichen bulgarischen Schulen und Kirchen geschlossen und durch serbische, griechische oder rumänische ersetzt. Gegen diesen Zustand hat Bulgarien zu verschiedenen Malen, auch vor dem Völkerbund, jedoch immer vergebens, seine Stimme erhoben. Die Unterdrückung der Brüder jenseits der Grenze hat stets zu Zwistigkeiten und Mißverständnissen mit den Nachbarstaaten geführt, zu Zuständen, die oft ganz nahe an einer Kriegserklärung vorbeiführten. Die Politik, die Bulgarien in den letzten 17 Jahren trieb, war nicht zum geringsten Teil von den Widerwärtigkeiten jenseits der Grenze diktiert. Wenn man Bulgarien vielerorts als den Störenfried auf dem Balkan bezeichnete, so hat dieser Ausspruch jedenfalls nur seine einseitige Richtigkeit.

Derjenige, der Bulgarien noch vor wenigen Jahren kennenlernte und es mit dem heutigen vergleicht, wird unweigerlich die Feststellung machen müssen, daß sich in kultureller, industrieller und vor allem wirtschaftlicher Hinsicht Bedeutendes geändert hat. Dies drückt sich naturgemäß auch in einer Verschiebung der Bevölkerungsschichten aus. 1900 umfaßten die Städte 19,83% und das flache Land 80,17% der Gesamtbevölkerung, heute ist das Verhältnis 21,48% zu 78,52%. Sofia ist eine Stadt im Aufblühen mit einem gewissen Wohlstand, Warna ein modernes Seebad, das langsam europäischen Ruf erlangt, und Plowdiw (Philippopel) eine aufstrebende Messestadt. Immer noch ist aber Bulgarien ein Agrarland, doch der Zug nach der Stadt macht sich bemerkbar. Viel deutlicher noch beweisen die Zahlen des Erziehungswesens, welche Änderung Bulgarien erfahren hat. 1880 konnten in Bulgarien nur 3,3% der Bevölkerung lesen und schreiben, 1900 waren es 27,9%, 1910 33,7%, 1936 bereits 47,86%! In den zehn Jahren zwischen 1923 und 1933 stieg die Zahl der Studierenden in allen Schulen Bulgariens zusammengenommen von 741 422 auf 1 002 555. Diese sprunghafte Zunahme spricht für den kultu-

rellen Aufstieg des Landes. Wie mächtig der Wille zur Arbeit und zum Aufbau ist, bezeugt nicht allein Sofia, die Hauptstadt, sondern auch das flache Land. Am deutlichsten merkt man dies, wenn man an der Donau zwischen Widin und Russe das bulgarische mit dem rumänischen Ufer vergleicht. Die Wälder auf bulgarischer Seite sind wohlgepflegt, die Straßen in gutem Zustande, die Dörfer sauber, die Zollbeamten eines Sinnes mit dem Volke. Das andere Ufer zeigt eine rücksichtslose Abholzung, die stellenweise von den Gipfeln bis zum Fuße der Berge reicht. Allenthalben tritt schon das nackte Gestein hervor, kahle, öde Flächen zeugen davon, daß man an Aufforstung nicht denkt. Welches Gewicht Bulgarien seinem Teil an der Donau beimißt, beweist die Tatsache, daß man jetzt an die Wiederherstellung der alten Trajanstraße auf bulgarischem Gebiet geht.

Wenn die politische Lage Bulgariens nach dem Weltkriege schwierig und enttäuschungsreich war, so war die wirtschaftliche Bilanz einfach katastrophal. Das Friedensdiktat von Neuilly sah eine Reihe von finanziellen Lasten vor. Nach diesen Bestimmungen mußte Bulgarien allein an Reparationen die schier unglaubliche Summe von 2250 Millionen Goldfranken leisten. Da dieser Betrag in 37 Jahren zu 5% tilgbar war, belief sich in Wahrheit die Gesamtsumme auf rund 5 Milliarden Goldfranken, also auf eine Jahresrate von rund 134 Millionen. Der Irrsinn dieser Zahlungen erhellt daraus, daß sich vor dem Kriege die jährlichen Staatseinnahmen Bulgariens auf rund 200 Millionen Goldfranken stellten. Was blieb für das Land übrig? Womit sollte es aufgebaut, womit sollten die Beamtengehälter, womit sollte die Erhaltung des Bestehenden bestritten werden? Danach fragte man in Neuilly ebensowenig wie in Versailles. Es ist klar, daß Bulgarien vor dem vollen wirtschaftlichen Ruin stand. Man hat es einmal sogar ganz deutlich ausgesprochen, daß die Vertragsbestimmungen das Land als solches von der Landkarte wollten verschwinden lassen, es wären genug andere da, die sich in das Gebiet gerne teilten.

Bulgarien nahm die Schulden auf sich und begann auch zu zahlen. Es bezahlte den Unterhalt der Ententetruppen, der Grenzsicherungskommission, der alliierten Militärkontrollen, der Reparationskommission, es zahlte Schadenersatz für die Angehörigen der Ententestaaten, für das Schiedsgericht und für die zusätzlichen Kosten des Vertragsabschlusses, es lieferte an Jugoslawien und Griechenland Vieh und Kohlen, es lieferte aber auch sein ganzes Kriegsmaterial aus, zahlte also teils in bar, teils in Waren aller Art bis zum Jahre 1935 nicht weniger als 742,6 Millionen Goldfranken. Die Summen, die Bulgarien jährlich für seine Auslandsverschuldung bereitstellt, gefährden immer wieder den Aufbau des Staates. Kein Wunder, daß alljährlich eine bulgarische Kommission nach dem Westen fährt, um dort über die Art der Zahlungen zu verhandeln. Nach einer der letzten Berechnungen beläuft sich die Auslandsverschuldung Bulgariens auf rund 619 Millionen Schweizer Franken (vor der Abwertung dieser Valuta), was ungefähr 121 Schweizer Franken je Kopf der Bevölkerung ausmacht. Das sind, gemessen am Ausfuhr-

handel des Landes, rund 15%. Indessen hat es Bulgarien durch viel Fleiß und große Tatkraft verstanden, seinen Außenhandel immer mehr zu erweitern, und besonders in den letzten Jahren, seitdem es mit Deutschland mehr und mehr ins Geschäft kommt, hat sich die Lage wesentlich geändert. Heute macht der Außenhandel den Lebensnerv des Landes aus. Um nur die letzten zwei Jahre in diese Betrachtung einzubeziehen, sei erwähnt, daß Bulgarien im Jahre 1934 um 2247 Millionen Lewa und im Jahre 1935 um 3008 Millionen Waren aus dem Auslande bezog, hingegen im Jahre 1935 um rund 2900 Millionen Waren ausführte. Von dieser Gesamtausfuhr fallen allein an Lieferungen nach Deutschland rund 1800 Millionen Lewa.

Nachdenklich muß es allerdings stimmen, wenn man den Handelsverkehr Bulgariens mit seinen Nachbarländern auf dem Balkan betrachtet. Da zeigt es sich, wie in so manchem anderen Falle, daß gerade die Nachbarn nicht immer jenes Verständnis für das Land aufbrachten, das notwendig erscheinen müßte, um an den eigenen Grenzen einen ruhigen und zufriedenen Staat zu wissen, dem die Gefahr des Kommunismus nicht droht. Sowohl die Prozentzahlen für die Ausfuhr nach den anderen Staaten wie auch der Einfuhrzahlen sind wesentlich zurückgegangen. Während es auffällt, daß just mit Jugoslawien das Wirtschaftsverhältnis gebessert wurde, hat es sich zwischen Rumänien und der Türkei überraschend verschlechtert, wie die Tabelle zeigt.

von oder nach	Bulgarien führt ein		aus	
	1934	1935	1934	1935
	in Tausend Lewa			
Griechenland	21 344	13 793	18 337	32 331
Rumänien	95 223	94 018	18 675	9 726
Türkei	30 441	19 395	35 837	16 362
Jugoslawien.....	8 670	8 417	5 062	22 608

Man hat oft eingewandt, daß die gleichartige Wirtschaftsstruktur der Balkanstaaten einen gegenseitigen Handelsaustausch unmöglich macht. Ganz so liegen die Verhältnisse nun nicht. Gewiß besteht, was den wichtigsten Exportartikel, den Tabak, betrifft, viel Gleichheit, man darf aber nicht vergessen, daß es schließlich niemals gleichgültig ist, ob ein Tabak aus Cavalla oder aus Samsun oder aus Bulgarien stammt. Jedenfalls sieht man aus obiger Aufstellung, daß sich sowohl Griechenland als auch Jugoslawien bemühen, zu einem Ausgleich der Bilanz zu gelangen, während Rumänien, das hauptsächlich Öl liefert, und auch die Türkei abfielen.

Die Beschäftigtenzahlen für die Zeit des Übergangs von der Krise zur Konjunktur zeigt ein deutliches Zurücktreten der Landwirtschaft hinter die Industrie.

Man bemerkt vor allem das Abfallen in der Landwirtschaft, in den Holzbearbeitungsbetrieben und der Nahrungsmittel- und Getränkebranche, in der Tabak-

industrie und im Handel. Die Kohlengebiete und das Baugewerbe zeigen aber 1934 bereits einen Aufschwung. Aus der Statistik geht auch die Bedeutung der bulgarischen Textilbetriebe hervor.

Beschäftigung	1932	1933	1934
Landwirtschaft	12 689	15 525	11 036
Kohlengebiete	9 779	9 780	12 457
Textilfabriken	19 730	21 468	23 495
Holzbearbeitung	10 000	11 889	8 848
Metallwarenerzeugung	9 883	9 585	9 728
Nahrung und Getränke	13 579	17 416	13 887
Tabakgebiete	22 000	25 961	12 457
Handel	23 560	21 675	12 332
Bauten	10 134	11 765	18 665

Für die Erfordernisse des Landes mit seiner bäuerlichen Bevölkerung zeigte man das allergrößte Verständnis, indem man die Landwirtschaft einer vollkommenen Neuordnung unterzog und das Hauptgewicht auf die Industriepflanzen zu legen begann. Bulgarien hat schon bald nach dem Kriege eingesehen, daß es aus den Schwierigkeiten nur dann wirklich herauskommen kann, wenn es seine Ausfuhr nach Möglichkeit steigert. Aber erst in der jüngsten Zeit hat man erkannt, daß nicht so sehr die landwirtschaftlichen Nahrungsmittel ins Gewicht fallen als vielmehr die landwirtschaftlichen Industrierohstoffe, die von den Industriestaaten verwendet werden. Das Maß der Umformung ist aus der Steigerung der Bebauungsfläche für Industriepflanzen ersichtlich. Im Jahre 1911 waren es 41 550 ha, 1918 64 000, 1923 97 800, 1930 schon 151 900, 1934 186 900 und 1936 gar 254 000 ha. Wenn man berücksichtigt, daß unmittelbar nach dem Kriege in Bulgarien selbst eine kleine Industrie entstand, so ist die geringe Steigerung der Anbaufläche in jenen Jahren nicht bedeutsam. Erst die Erhöhung der Anbaufläche seit 1934 springt in die Augen. Der bedeutsamste Aufschwung ist bei den Tabak- und Sonnenblumenkulturen zu verzeichnen. Während Tabak im Jahre 1912 nur auf 8900 ha gebaut wurde, waren es 1923 schon 59 000 ha. In diesem Jahr trat aber die schwere Tabakkrise ein, die ein Absinken des Anbaugebietes auf 32 000 ha im Jahre 1930 und auf 22 000 ha im Jahre 1934 zur Folge hatte. Erst seitdem Deutschland den Kompensationsweg beschritten hat, konnte man in Bulgarien an eine neuerliche Steigerung der Tabakanbaufläche denken. Sie betrug im Jahre 1936 wieder 37 300 ha. Da gerade der Tabak für den bulgarischen Außenhandel ein lebenswichtiger Faktor ist, hat der Staat Anbaubeschränkungen und Qualitätsverbesserungen durchgeführt.

Weit aufschlußreicher sind die Anbauflächen und die Erntezahlen der Sonnenblumenpflanzungen. Im Jahre 1921 waren es 4200 ha, 1925 schon 19 500 ha mit einer Ernte von 164 900 Zentnern, 1931 102 600 ha mit 1 017 600 Zentnern Ernte und 1936 156 000 ha mit einem Ertrag von 1 806 800 Zentnern. Aus dieser Erhöhung hat Bulgarien einen dreifachen Vorteil gezogen: Inlandserzeugung von Öl,

Belebung der Landwirtschaft, Sicherstellung der Ausfuhr. Ebenso wichtig ist heute bereits die Baumwollerzeugung, die vor dem Kriege eine Anbaufläche von 1000 ha erforderte und heute bereits 29000 ha beansprucht. Die Ernte ist auf 62000 Zentner gestiegen. Eine gegenteilige Entwicklung machte allerdings die Zuckerrübenpflanzung durch. Während und nach der Krise fiel die Zuckerausfuhr sprungartig, besonders seitdem die Türkei eigene Zuckerfabriken besitzt und die Sowjetunion als Konkurrent mit seiner Dumpingware die früheren Bezieher Bulgariens überschwemmte. Die Anbaufläche ist seit 1931 von 12000 ha auf 4700 ha im Jahre 1936 gefallen. Ganz neu ist die Initiative, die man im Sojabohnenbau ergriffen hat.

Durch diese verschiedenen Neuerungen ist es Bulgarien tatsächlich gelungen, im Welthandel eine gewisse Rolle zu spielen. Es kann in wirtschaftlicher Hinsicht heute auf seine Nachbarstaaten verzichten, da es gegen den Tauschhandel mit diesen Agrarländern den Tauschhandel mit den europäischen Industriestaaten, vor allem mit Deutschland, eingewechselt hat.

Man hat in Bulgarien gleich am ersten Tag den Zweck des Balkanpakts verstanden. Es war jene Zeit, in der Bulgarien den Unruheherd auf dem Balkan darstellte, seine Minderheiten im Ausland von draufgängerischen Elementen verhetzt wurden, die makedonische Organisation mehr anarchistischen als nationalen Charakter trug. Immer wieder zog die Türkei Truppen an ihrer Nordgrenze zusammen, war Griechenland bereit, das Äußerste zu wagen, und auch Jugoslawien wollte den Machenschaften gewisser Elemente nicht länger zusehen. Der Balkanpakt war als ein Verteidigungs- und Hilfeleistungspakt gedacht. Man war in Bulgarien darüber verstimmt, denn man sagte, daß die Nachbarn, statt Bulgarien als Feind zu betrachten, sich eher mit ihm verständigen sollten. Eine Verständigung mit Bulgarien wäre aber nur auf dem Wege der Revision möglich. Die Minderheitenfrage und die Frage des Zuganges zum Meere sind die ersten und letzten Forderungen Bulgariens. Man hat in Bulgarien die Zusicherung des Zuganges zum Meere, die im Vertrage von Neuilly gemacht wurde, immer dahin aufgefaßt, daß eine Art Korridor geschaffen werde, der es Bulgarien ermögliche, auf seinem eigenen Grund und Boden nach Alexandroupolis (Dedeagatsch) zu gelangen. Griechenland hingegen hat wiederholt erklärt, daß an eine solche Gebietsabtrennung nicht zu denken sei, sondern die Zusicherung des Vertrages nur als das Zugeständnis eines Freihafens an Bulgarien aufzufassen wäre. Das griechische Angebot wurde in Sofia immer abgelehnt und wird wohl auch immer abgelehnt werden.

In den letzten Monaten hat sich die Lage neuerlich verändert. Durch die Wiederbefestigung der Dardanellen sind die beiden Häfen Bulgariens, Warna und Burgas, praktisch unter ausländische Kontrolle gestellt. Sie können, falls es die Türken aus strategischen Gründen einmal für nötig erachten sollten, durch Schließung der Meerengen ganz vom Weltverkehr abgeschnitten werden. Dieses Bewußtsein ist

für Bulgarien untragbar. Gerade als Exportland ist Bulgarien auf einen unabhängigen Hafen angewiesen, ja, der Besitz eines solchen stellt folgerichtig eine Lebensnotwendigkeit des Landes dar. Trotzdem stimmte, wie erinnerlich, Bulgarien als erstes Land der türkischen Forderung nach Befestigung der Dardanellen zu. Der Grund war, daß die Befestigung der Dardanellen Bulgarien die Möglichkeit zum Aufwerfen der eigenen Hafenfrage gab. Die Türkei hat sich deshalb — so sonderbar es auch im Zusammenhang mit dem antirevisionistischen Balkanpakt scheinen mag — nicht ganz unfreundlich zu dem bulgarischen Wunsche geäußert. Freilich wurde und wird auch heute noch seitens der Türkei das Wort „Revision" stets und aufs entschiedenste vermieden, aber die freundschaftliche Geste gegenüber Bulgarien war gemacht und blieb nicht unbeachtet. Übrigens weiß man in Ankara, daß die bulgarischen Revisionswünsche nicht gegen die Türkei gerichtet sind, sondern in erster Linie Griechenland davon betroffen wäre. Die türkische Bindung zu Griechenland ist in den letzten Monaten eine wesentlich schwächere geworden, während Tewfik Rüschtü Aras es jetzt, wenn er durch Bulgarien fährt, niemals unterläßt, in Sofia einen Höflichkeitsbesuch abzustatten.

Am frühesten erkannte Belgrad, daß eine strenge Durchführung des Balkanpaktes unweigerlich zu einer für ganz Europa unheilvollen Entladung führen müßte, weshalb man dort alsbald nach Anknüpfungsmöglichkeiten Ausschau hielt, die sich in günstigster Form auf kirchlichem Gebiet boten. Schon vor Jahren hatten gelegentlich Besuche bulgarischer Bischöfe in Belgrad und jugoslawischer Bischöfe in Sofia stattgefunden, wobei die Frage des bulgarischen Schismas zur Sprache kam. Bulgarien hatte nämlich seinerzeit bei der Gründung des Staates nach dem Vorbild der andern orthodoxen Länder eine eigene Kirchenverwaltung beansprucht und sich vom Patriarchen von Istanbul — dem ersten Kirchenfürsten der Orthodoxie — losgesagt. Die Form dieser Lostrennung erregte angeblich in Istanbul Anstoß, in Wahrheit aber war das Patriarchat um seine Einkünfte besorgt. Das Patriarchat drohte sogar mit dem Kirchenbann, ohne das bulgarische Schisma verhindern zu können. Anläßlich des erwähnten Bischofsbesuches, der von den Politikern beider Staaten angeregt war, stellte man nun in Belgrad fest, daß die bulgarische Orthodoxie sich ebenso rein erhalten hat, als ob sie dem Gesamtverbande der orthodoxen Kirchen noch angehören würde, man hat auch eingestehen müssen, daß durch die Anerkennung eines bulgarischen Staates die Forderung nach einer selbständigen nationalen Kirche durchaus gerechtfertigt erschien. Das Ergebnis war, daß die serbischen Bischöfe in der bulgarischen Kirche in Sofia einen Festgottesdienst zelebrierten. Die Anerkennung der bulgarischen Kirche durch die serbische Orthodoxie war hiermit erfolgt, während das Patriarchat in Istanbul die bulgarische Kirche bis heute als im Schisma befindlich betrachtet.

Dieses Entgegenkommen Belgrads, das in Sofia einen guten Eindruck hinterließ, schuf die Grundlage zu weiteren Aussprachen, die ihren Höhepunkt im Besuch

König Alexanders von Jugoslawien in Sofia fanden. Damals wurde der Entschluß gefaßt, die beiden slawischen Balkanländer politisch gleich auszurichten, Verbindungsstraßen über die Pässe zu bauen und den beiderseitigen Minderheiten keine Schwierigkeiten zu bereiten. Panslawische Extremisten in Sofia, an der Spitze Ministerpräsident Georgieff, gingen allerdings gleich so weit, die völlige politische Vereinigung beider Staaten zu fordern. Georgieff stürzte darüber, der Tod König Alexanders von Jugoslawien brachte diese Strömung zum Stillstand. Man redet heute nicht mehr davon. Die Neigung zu weiteren Fühlungnahmen blieb aber bestehen, so daß die gefaßten Entschlüsse auch schon teilweise durchgeführt werden konnten. Der Grenzverkehr zwischen den beiden Staaten ist sichergestellt, ein freundnachbarliches Zusammenstehen ist gefolgt. Immer stärker verweist man sowohl in Belgrad als auch in Sofia darauf, daß besonders die gemeinsamen Kulturgrundlagen der Kirche und der Schrift als Bindeglied zwischen den beiden Ländern nicht mehr außer acht gelassen werden dürfen.

Bulgarien hat heute bei den anderen Balkanstaaten eine verhältnismäßig gute Presse. Die zahllosen Anfechtungen von seiten der Türkei haben mit einem Male nachgelassen. Während noch vor ungefähr einem Jahr kein Tag verging, an dem man nicht am Bosporus offen oder versteckt vom Feind im Norden gesprochen hätte, hat dies nunmehr vollkommen aufgehört, und die Presse der Türkei befleißigt sich eines erstaunlich freundschaftlichen Tones Bulgarien gegenüber. Erst vor kurzem hat der türkische Gesandte in Bulgarien in einem Interview erklärt, daß man den Dienst Bulgariens bei der Konferenz von Montreux in Ankara niemals vergessen wird. Dasselbe ist in Jugoslawien der Fall. Auf die erstaunliche Belebung des Handels zwischen Bulgarien und Jugoslawien wurde schon verwiesen. Darüber hinaus befinden sich beide Staaten in einer steten Abwehrstellung gegen den Kommunismus — Jugoslawien hat Moskau bis heute nicht anerkannt, in Bulgarien hat man schon oft den Wert der seinerzeit überstürzt erfolgten Anerkennung angezweifelt —, denn in beiden Staaten ist der Kommunismus, was die immerwährenden Verhaftungen am deutlichsten bezeugen, rege an der Arbeit. Dieses gemeinsame Bestreben bildet ein Band, das man heute nicht mehr unterschätzen darf. Die beiden slawischen Nationen auf dem Balkan fühlen sich — mit Recht — als die Erben der panslawischen Idee und unterstützen sich tatkräftig im beiderseitigen Bestreben, das Slawentum vor dem Untergang durch den großen slawischen Staat im Nordosten — die Sowjetunion — zu schützen.

Weniger freundschaftlich ist die Presse mit Rumänien. Es tauchen in den bulgarischen Blättern immer wieder Meldungen über die Unterdrückung der bulgarischen Minderheiten in Rumänien auf, Meldungen, die gewiß nicht zu einer Annäherung hinüberleiten. Außerdem ist die Mentalität hüben und drüben der Donau eine so grundverschiedene, daß kaum eine Brücke geschlagen werden kann, solange Rumänien bei seinem außenpolitischen Kurs verharrt. Bezeichnend ist es übrigens,

daß auch eine wirkliche Brücke über die Donau, die schon oft geplant und deren Bau schon oft beschlossen war, nicht zur Tatsache geworden ist.

Ziemlich indifferent äußert sich die Presse Griechenlands. Man hat in Athen sichtbar das Bestreben, nicht an die Frage der Revision zu rühren, nicht das Wort Dedeagatsch zu erwähnen, nicht die Wunde aufzureißen, die man Bulgarien geschlagen hat. Schon aus diesen Überlegungen heraus ist es verständlich, daß der Balkanpakt seinen alten Wert nicht mehr besitzt. Man hat schon oft davon gesprochen, daß Griechenland aus der Balkanentente auszutreten gedenke. Es sollte nicht wundernehmen, wenn das einmal tatsächlich der Fall sein sollte, und zwar dann, wenn die bulgarische Forderung durch seine übrigen Nachbarn offen unterstützt wird.

So gute Verbindungen Bulgarien nach außen anbahnt — mögen sie auch noch nicht festgefügt sein —, so unklar erscheint dagegen manches heute im Innern, seitdem die Sobranje nach Hause geschickt wurde. Die bulgarische Presse ist in den letzten Monaten immer wieder mit der Frage der Regierungsform beschäftigt. Man fragt sich, ob und wie Wahlen stattfinden sollen, ohne daß das alte Parteiensystem, das Bulgarien vor den Abgrund brachte, wieder ersteht. Eine Orientierung nach einer bestimmten Richtung besteht noch nicht. Die Aufgabe des Königs, in diese Lage wieder Ordnung zu bringen, ist außerordentlich schwierig.

So klein Bulgarien auch ist, die Wirkung, die sein Verhalten ausübt, ist keine geringe. Da es in der Mitte des Balkans liegt, ist jede politische Störung oder Umgruppierung, die dort erfolgen könnte, eine Frage, die die Nachbarn unmittelbar berührt. Deshalb wird Bulgarien, solange die offenen inneren und äußeren Fragen in der Schwebe sind, einer der wichtigsten Faktoren Südosteuropas bleiben. Seine Politik, seine Entwicklung zu verfolgen ist Pflicht aller, die die Entwicklung unseres alten Kontinents betrachten, ist Pflicht jener, die einen friedlichen Ausgleich zwischen den Nationen wünschen und erstreben.

Josef März:

Jugoslawien beschreitet neue Wege

Es ist jetzt wohl der Zeitpunkt gekommen, einen Querschnitt durch die politischen Ereignisse der letzten Monate zu ziehen, die sich im Südosten Europas abgespielt haben. Hervorhebung verdienen in erster Linie: Der Ausgleich Jugoslawien-Bulgarien, die Anbahnung besserer Beziehungen Jugoslawiens zu Ungarn, der Nichtangriffsvertrag zwischen Jugoslawien und Italien, vereinbart am 25. März, und der Versuch einer Auseinandersetzung mit Kroatien, drei außenpolitische und ein innerpolitisches Ereignis, das aber eng mit den Kräfteverhältnissen und Vorgängen um Jugoslawien herum zusammenhängt.

Gewarnt werden muß vor begeisterter Überschätzung! Der Ausgleich mit Bulgarien ist ein günstiger Anfang, dessen Früchte aber erst abgewartet werden müssen. Immerhin sind die Dinge so gelagert, daß Hoffnungen gerechtfertigt sind. Quergeschossen wird gegen eine Verständigung mit Ungarn, nach einer Fühlungnahme wieder versteift hat sich die Kroatenfrage. Bezeichnend war die mißtönende Begleitmusik aus Paris, die sofort einsetzte, als Nachrichten über eine Besserung des Verhältnisses Belgrad-Rom auftauchten. Frankreich will Jugoslawien eben nur als Teil der Kleinen Entente betrachten und sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ein Staat, auch wenn er jung ist, den Wunsch haben könnte, seine eigene Politik zu treiben. Mit der Kleinen Entente erlebt Paris nicht mehr viel Freude, Rumänien läßt sich nicht in den Sowjetkurs Prags einspannen und verstärkt seine ablehnende Haltung um so mehr, je dringlicher die Versuche der Einwirkung werden; Jugoslawien lehnt überhaupt jede Beziehung mit Moskau ab, sieht aber seinen Vorteil darin, mit seinen Nachbarn in guten Beziehungen zu leben, statt ständig unter der Hochspannung des „bewaffneten Friedens" Pariser Art zu stehen. Ein so nüchterner und zugleich entschlußkräftiger Politiker wie Dr. Stojadinowitsch hat erkannt, daß es am gewinnbringendsten für die Gesamtpolitik des Staates ist, die heikelsten Aufgaben zuerst und mit Mut anzupacken und einer vorläufigen Regelung zuzuführen, die für eine spätere endgültige dann eine beruhigte Stimmung als erfolgversprechende Grundlage aufbaut. Da er in dieser Politik das Volk klar hinter sich hat, die ernsthafte Opposition seine Erfolge anerkennt, die unzufriedene aber ohne klare Ziele arbeitet, ist es schwer, zu sehen, woher die innerserbische Revolution kommen soll, die Dr. Matschek in einer Wiener Unterredung mit dem Vertreter eines holländischen Blattes als möglich erwartet. Die Radikalisierung studentischer Kreise ist nicht zu übersehen, die Volksfrontbestrebungen einiger Belgrader Kreise sind jedermann bekannt, aber es ist auch unverkennbar, wie unerbittlich dem Kommunismus zu Leibe gegangen wird. Ansatzpunkte für eine Politik, die Paris, Prag, Moskau, Volksfront und Kleine Entente in einem einzigen Topf verrühren will, sind also kaum da, und daher stammte der Ärger jener Pariser Blätter, die eine Schwächung der Kleinen Entente darin sehen, wenn Jugoslawien sich unmittelbar mit seinem Nachbarn Italien freundschaftlich auseinandersetzt, ohne sich der guten Vermittlungsdienste Frankreichs zu bedienen, die meist etwas kostspielig sind. Es kommt eben darauf an, ob man den Frieden Europas durch eine Entspannung suchen oder mit Skoda-Aktien ausdrücken will.

Um gleich bei dem jugoslawisch-italienischen Ausgleich auf 5 Jahre zu bleiben — wichtig sind Artikel 1, 3 und 4 des politischen Vertrages: Im ersten Artikel verpflichten sich die beiden Parteien, daß sie ihre gemeinsamen Grenzen, wie auch die freien Grenzen der beiden Staaten auf der Adria, respektieren werden. Im Falle eines nicht herausgeforderten Angriffs durch einen oder mehrere

Staaten verpflichtet sich die andere Seite, sich jeder Aktion zu enthalten, welche für den Angreifer von Nutzen sein könnte. Im dritten Artikel bestätigen die beiden Mächte, daß sie in ihren gegenseitigen Beziehungen niemals zum Krieg als Instrument der Politik greifen und daß sie alle Konflikte mit friedlichen Mitteln lösen werden.

Der vierte Artikel verpflichtet die beiden Parteien, auf ihrem Gebiet eine Tätigkeit weder zu dulden noch zu unterstützen, die gegen die territoriale Unverletzlichkeit oder den Bestand der anderen vertragschließenden Partei gerichtet wäre oder solcher Art wäre, daß sie die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten schädigen könnte. Maßgebend für den Abschluß war die Antwort, die von England aus auf den Fühler gegeben worden ist, den Dr. Stojadinowitsch nach dem Abschluß des englisch-italienischen Mittelmeerabkommens ausgestreckt hatte: eine Garantie für den Besitzstand und die Grenzen der Mittelmeerstaaten, und also auch Jugoslawiens, durch England schließe das Abkommen nicht ein. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Anfrage und Antwort ohne vorherige Fühlungnahme stattgefunden haben. Der heikelste Punkt ist der der slawischen Minderheit in Istrien und im Görzer Land und um Triest, die nach der faschistischen Auffassung keine Minderheit ist; wieweit ihr Erleichterungen auf dem reinen Verwaltungswege erteilt werden, liegt nur in italienischer Hand. Die Angelegenheit ist in dem Abkommen nicht ausdrücklich erwähnt, man darf jedoch annehmen, daß solche schwebende Fragen im allgemeinen Rahmen des Abkommens nach Bedarf geregelt werden. Die Begnadigung zahlreicher Angehöriger der slowenischen Minderheit in Italien durch Mussolini ist jedenfalls ein erfreuliches Zeichen für die Ernsthaftigkeit der Bemühungen um einen wahrhaften Ausgleich, der von dem Gedanken ausgeht, daß zwischen den beiden Staaten in der Adria keine wirklichen Gegensätze bestehen. Die Italiener auf jugoslawischem Staatsgebiet, die meist Reichsitaliener oder Optanten sind, nur zu geringen Teilen altangesessene Volksitaliener, genießen als Folge der Rapallo-Verträge sowieso ausreichende Minderheitenrechte und wirtschaftliche Begünstigungen.

Den zweiten Anlaß bot der Wunsch, die Handelsbeziehungen wieder auf den Stand vor den Sanktionen zu bringen, an denen sich Jugoslawien nur zögernd und betont ungern beteiligt hat. Jugoslawiens Ausfuhr ging vor den Sanktionen zu einem Viertel nach Italien, auch die zeitweiligen politischen Spannungen haben auf diesen regen Handelsverkehr nicht eingewirkt. Jugoslawien will erklärlicherweise einen so guten und regelmäßigen Abnehmer nicht verlieren. In welchem Maße die Sanktionen die beiderseitigen Handelsbeziehungen schädigten, zeigt die Tabelle:

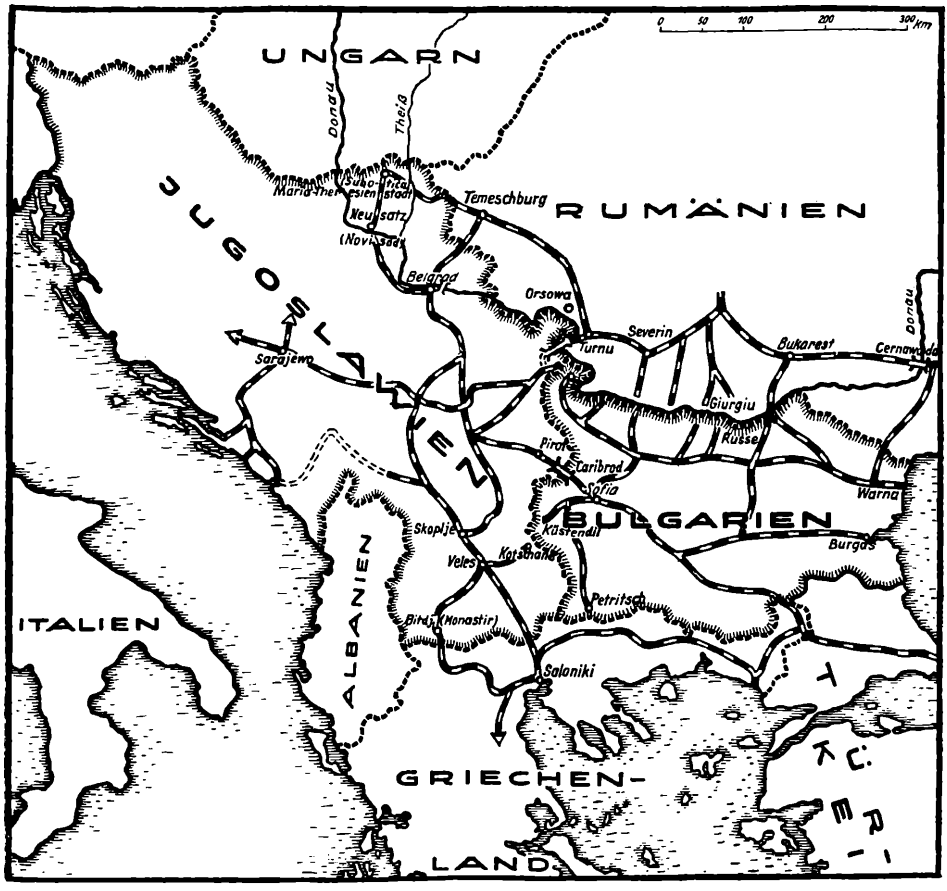
	Jugoslawiens Ausfuhr nach Italien		Jugoslawiens Einfuhr aus Italien	
	Mill. Dinar	% der jug. Gesamtausfuhr	Mill. Dinar	% der jug. Gesamteinfuhr
1930	1919,3	28,41	782,8	11,25
1932	705,0	23,07	361,9	12,66
1934	797,6	20,57	555,0	15,53
1936	137,2	3,13	101,7	2,49

Inzwischen ist der jugoslawisch-italienische Handelsverkehr längst wieder lebhaft im Gange: im Januar 1937 ist Italien bereits wieder der drittbeste Abnehmer Jugoslawiens; freilich hat sich Italien inzwischen da und dort auf andere Bezugsquellen umgestellt. Die wirtschaftlichen Vereinbarungen, die eine Ergänzung durch spätere Teilabkommen vorsehen, bestimmen in den wichtigsten Artikeln: Italien erkennt Jugoslawien außer den in den früheren Vereinbarungen vorgesehenen und festgesetzten Kontingenten Zusatzkontingente zu. Diese Zusatzkontingente werden nachträglich festgesetzt. Jugoslawien erkennt Italien für gewisse Spezialerzeugnisse, deren Wert oder Menge nachträglich festgestellt und für welche jetzt Zahlung in Devisen gefordert wird, das Recht der Clearingzahlung zu. Die beiden Vertragspartner verpflichten sich, einer dem anderen die Gleichheit des Verfahrens anzuerkennen und den ständigen jugoslawisch-italienischen Wirtschaftsausschuß, vorgesehen im Protokoll der Zusatzvereinbarung vom 25. April 1932, binnen eines Monats zu bilden. Nach Art. 5 ist diese Zusatzvereinbarung nur die Übergangsstufe für eine breite wirtschaftliche Zusammenarbeit, die die Form einer engeren regionalen Vereinbarung erhalten kann. Die Dauer dieser Vereinbarung ist an die Dauer der in Belgrad geschlossenen politischen Vereinbarung gebunden.

Die schwerwiegenden Punkte sind aber außenpolitischer Art, sie betreffen eine Verständigung, welche Haltung Italiens Jugoslawien zu Ungarn und Bulgarien künftig erwarten darf; hier spielen ebenso wie in der Frage Albanien innerpolitische Probleme Jugoslawiens herein, in dessen Grenzgebieten madjarische, bulgarische und albanische Minderheiten wohnen, die ihre engen Beziehungen mit ihren Volksgenossen jenseits der Staatsgrenzen haben.

Die jugoslawisch-bulgarische Verständigung ist einstweilen nur ein Rahmenvertrag ohne jede Regelung von Einzelheiten. Für eine solche soll sie erst den Boden bereiten. Seit drei Jahren sind die Beziehungen langsam immer besser geworden, zahlreiche Besuche hüben und drüben ganzer Gruppen und Stände haben stattgefunden, und man stellte fest, daß es sich eigentlich ganz gut miteinander auskommen lasse. Auf der bulgarischen Seite bleibt der Vorbehalt: Makedonien, aber es herrscht auch Übereinstimmung darüber, daß mit den früheren Methoden, die die bulgarische amtliche Außenpolitik nur belasteten und positiv nichts einbrachten, das Ziel nicht erreicht werden konnte und ein friedliches Gespräch vielleicht aussichtsreicher sei. Eine territoriale Neuverteilung scheint man sich nicht recht vorstellen zu können, mehr Wert wird gelegt werden auf die Zulassung kultureller Beziehungen und eines Verkehrs zwischen Bulgarien und Südserbien, wie Jugoslawien amtlich seine makedonischen Gebietsteile nennt. Um sich da ein richtiges Bild zu machen, muß man sich immer vergegenwärtigen, daß auf einer rund 400 km langen bulgarisch-jugoslawischen Grenze bisher nur ein Übergang zugelassen war, der bei Caribrod-Dragoman zwischen Nisch und Sofia, den Bahn und Straße benützen. Bulgarien hat mit Jugoslawien bis jetzt nur diese eine

Bahnverbindung (eine zweite ließe sich zwischen Küstendil und Kotschane herstellen), aber auch mit Griechenland ist es nur ganz im Osten bei Edirne (Adrianopel) verbunden und mit Rumänien nur durch eine Nebenbahn in der Dobrudscha, während eine Eisenbahnfähre bei Russe(Rustschuk)-Giurgiu die einzige



Im Zeichen des jugoslawisch-bulgarischen Abkommens. Das Bahnnetz um die bulgarischen Grenzen

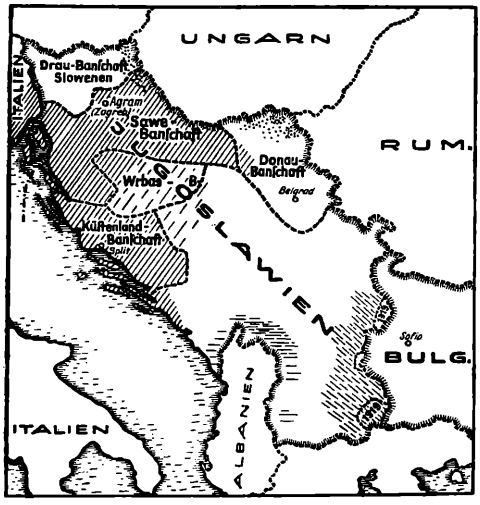
Verbindung dieser Art mit Rumänien herstellt und beiderseits nur Stichbahnen an die Donau führen. Kaum anders waren bisher die Bahnverbindungen zwischen Jugoslawien und Rumänien. Bevor die Bahnbrücke zwischen Belgrad und seinem Vorort nördlich der Donau, Pantschewo, in dem viele Deutsche wohnen, eröffnet wurde (gebaut wurde sie von deutschen Firmen), die jetzt wenigstens eine Bahnstrecke Belgrad—Werschetz(Vrschac)—Temeschburg(Timisoara) herstellt, war der vielstündige große Umweg über Neusatz(Novi Sad)—Maria Theresienstadt (Subo-

tica)—Temeschburg nötig, mit Überschreitung der Sawe, Donau und Theiß. Erst im April wird der Grundstein zu einer Eisenbahnbrücke über die Donau bei Turn Severin gelegt werden, die dann einen Bahnanschluß über Negotin nach Zajetschar und Nisch erhält und damit, so sonderbar es klingen mag, auch Bulgarien und Rumänien näher aneinanderrückt. Schon diese kurzen Hinweise genügen, um ein Bild davon zu geben, daß im Südosten mit ganz anderen Maßstäben gerechnet werden muß. 500 Jahre Herrschaft der alten Türkei lassen sich noch nicht in 25 Jahren vollkommen ausräumen; die Aufgaben reichen auf fast allen Gebieten noch für Geschlechter aus.

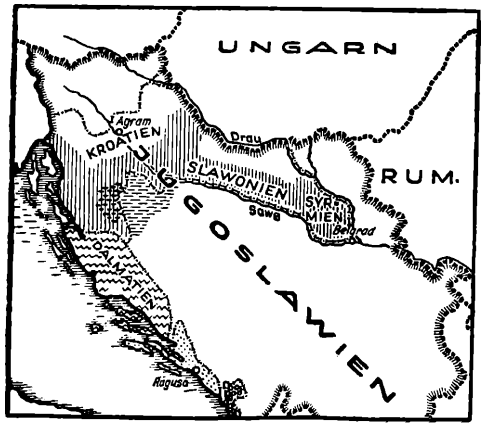
Um die Jahreswende wurde auch der Versuch gemacht, die kroatische Frage in Fluß zu bringen. Der Ministerpräsident Dr. Stojadinowitsch hatte in einem Landhaus an der Grenze zwischen kroatischem und slowenischem Stammesgebiet (nicht in einem Ort zwischen Serbien und Kroatien, und das ist nicht ohne Bedeutung!) eine Zusammenkunft mit dem Kroatenführer Dr. Matschek. Über eine erste Fühlungnahme ist diese Aussprache nicht hinausgekommen, aber schon die Tatsache ihres Zustandekommens wurde damals günstig beurteilt. Matschek ist für die Kroaten kein Parteiführer, sondern Volksführer, und das ist seine Stärke. Seine Stellung ist darin ungefähr mit der von Konrad Henlein zu vergleichen, mit dem Unterschied freilich, daß es sich nicht um zwei ganz verschiedene Völker, wie Tschechen und Deutsche, handelt, sondern um zwei Glieder ein und derselben Völkerfamilie. Die Anhängerschaft Matscheks umfaßt sehr verschiedenartige Bestandteile, sie greift über bis in klerikale Kreise einerseits, Linksgruppen andererseits. Sie kann wohl als fester Block zur Erreichung des jetzt gesteckten Zieles der Bereinigung mit den Serben in Rechnung gesetzt werden, wie weit sie aber später beisammenbleiben wird, ob die Neigung der Kroaten zur Politik sie nicht in ein Parteiwesen alter Art aufspalten wird, sobald sie das angestrebte Eigenleben erkämpft haben, das kann niemand voraussagen, und darin liegt nun wieder eine Schwäche in der Stellung Matscheks. Die Empfindlichkeit und Erregbarkeit der Kroaten ist heute noch sehr groß, sie glauben oft, mißverstanden zu werden, und so ist es doppelt schwer, klar zu erkennen, welchen Ausgangspunkt sie wählen wollen. Zeitungs- und Zeitschriftenstimmen, Parlamentsreden, noch so viele persönliche Gespräche können das Bild nicht lückenlos machen. Klar ist es, daß die führenden Kroaten sich eine Vorstellung machen müssen, wie ungefähr der angestrebte staatsrechtliche Zustand aussehen soll, wie ferner das Verhältnis zu einer gemeinsamen Zentrale, wie die Verwaltungseinteilung und die Handhabung der Selbstverwaltung (diese im weiteren Sinne aufgefaßt). Aber nicht sehr klar ist für den Beobachter, an welchem Punkt nun angefangen werden soll. Sollen zunächst alle Kroaten gebietlich gesammelt werden oder geht der Wunsch zuerst nach einer Wiederherstellung der alten Grenzen Kroatiens und Slawoniens, und wenn ja, mit oder ohne anfängliche Einbeziehung Dalmatiens, das die kroatischen Belange besonders entschieden wahrnimmt? Soll die gegenwärtige Staatseinteilung in Banschaften, von

denen zwei, Sawe und Küstenland, rein kroatisch bewohnt sind, praktischer Ausgangspunkt oder vorher beseitigt sein, und wenn ja, in welcher Form? Ist daran gedacht, daß keine Verwaltung bei einer Beseitigung gegenwärtiger Einrichtungen ein Vakuum eintreten lassen kann? Oder soll zu Anfang die Verhandlung „von Volk zu Volk", also außerparlamentarisch und außerhalb der begrenzten Möglichkeiten des Verfassungslebens, stattfinden und sich ein Ausgleich anschließen und dann erst die Gebietsfrage im einzelnen geregelt werden? So viele Fragen, so viele Möglichkeiten. Selbst das bloße Referat, das jeden Schein einer Einmischung vermeidet, wird allzu leicht als Entscheidung in dem einen oder anderen Sinn gewertet.

Ein Blick auf die gewordenen Zustände erklärt die Schwierigkeiten einer Lösung. Das Volk der Kroaten bewohnt die Landschaften Kroatien, Slawonien, zum Teil noch Syrmien, Teile Nordwestbosniens, Mitteldalmatien bis etwas südlich von Dubrovnik (Ragusa) und die dalmatinischen Inseln. Dazu kommen, räumlich in Zusammenhang mit den Kroaten des jugoslawischen Staates, aber außerhalb seiner Grenzen, die Kroaten in Fiume, Istrien und der Julischen Mark auf italienischem Staatsgebiet, die mit den dortigen Slowenen zusammen mindestens 400 000 Köpfe umfassen und teilweise auf 550 000 bis 600 000 geschätzt werden. Inselartig und getrennt vom geschlossenen Stammesgebiet sind die 40 151 Kroaten im österreichischen Burgenland (Zählung 1934) und einige Kroatendörfer in Mähren, die alle während der Türkenkriege angesiedelt worden und ursprünglich Flüchtlinge waren. Der Staat der Kroaten befand sich in seinen Anfängen (ab 900) an der Meeresküste und in ihrem nächsten Hinterland, wo Biograd, Knin und andere Orte Residenzen der ersten Könige aus kroatischem Geschlecht waren, die die Gaue und Gauherrscher zusammenfaßten. Deshalb ist auch die geistige Verbindung Dalmatiens mit dem heutigen Kroatien besonders eng und das Kroatentum Dalmatiens ganz stark ausgeprägt. Der Schwerpunkt Kroatiens hat sich erst später nach innen verlegt, Agram, heute der Mittelpunkt des Kroatentums, war Anfang des 19. Jahrhunderts noch eine kleine Provinzstadt mit nicht mehr als 8000 Einwohnern, wenngleich schon Standort der politischen und militärischen Einrichtungen. Kroatien ist dann nach dem Aussterben seines Königshauses 1102 durch eigenen Beschluß in jene Verbindung mit Ungarn getreten, die bis 1918 dauerte; es war eine Union unter Wahrung der nationalen Selbständigkeit, und sie war verständlich aus dem Charakter des mittelalterlichen Völkerstaates, der Ungarn war; darin ist auch begründet, daß die Wandlung Ungarns zum madjarischen und madjarisierenden Nationalstaat im 19. Jahrhundert das 750jährige Verhältnis lockerte, ja in Gegnerschaft umwandelte, da trotz des Ausgleiches von 1868 zwischen Ungarn und Kroatien, der dem zwischen Ungarn und Österreich von 1867 folgte und zwischen Ungarn und den Königreichen Kroatien und Slawonien ein Unionsverhältnis festlegte, der Kurs Ungarns die gesetzlich vereinbarten Beziehungen immer mehr aushöhlte. Die Kroaten Dalmatiens und der Inseln gerieten seit Beginn des 15. Jahrhunderts,



Die völkische Gliederung Jugoslawiens



Zur Kroatenfrage. Dreieiniges Königreich nach kroatischem Staatsrecht: (historisches) Dalmatien, Kroatien, Slawonien

als Ungarns Macht im Sinken und die Venedigs im Wachsen war, unter die Herrschaft der Republik des Heiligen Markus, sie wahrten jedoch ihr Volkstum und wurden im 19. Jahrhundert ebenso zu Kündern der nationalen Einigung wie die Kroaten im Königreich, die übrigens, seit sie 1527 den bereits zum König von Böhmen und von Ungarn gewählten Habsburger Ferdinand (Kaiser 1556—1564) auch zu ihrem König wählten, bis ins 19. Jahrhundert unter einer Zweiteilung lebten, da aus Provinzial-Kroatien die Militärgrenze herausgeschnitten war, die sich durch Zurückeroberungen aus türkisch gewordenem Gebiet, so der Lika und Krbawa ab 1687, mehrmals erweiterte und östlich in einem an der Sawe gelegenen Streifen Slawoniens bis Peterwardein und noch darüber hinaus bis vor die Mauern Belgrads (Semlin!) reichte. Erwähnt muß werden, daß Ragusa und sein Gebiet zwar niemals einem Staat Kroatien angehört haben, sondern ein Eigenleben führten, völkisch und kulturell aber rein kroatisch sind. Die Verwaltungskunst Österreichs hielt es für passend, von den Südslawen die katholischen als Kroaten zu betrachten, die griechisch-orthodoxen Serben zu nennen, eine Teilung, die ungenau, aber berechnet war und es ermöglichen sollte, beide Teile der Südslawen gegeneinander auszuspielen. Es ist auch heute sehr schwierig, genau zu sagen, wo „die Kroaten" aufhören und „die Serben" anfangen, es gibt auch Gegenden, wo beide durcheinander wohnen.

Das sind, von allen anderen Unterschieden abgesehen, wie getrennter Geschichte, Kulturzugehörigkeit, Schrift, schon allein die Gebietsfragen, die Kopfzerbrechen machen. Nachdem ab 1919 der jugoslawische Gesamtstaat, zu dem sich die Kroaten aus freiem Entschluß mit den Serben zusammengeschlossen haben, worauf sie stets verweisen, in 33 Bezirke, den Departements ähnlich, eingeteilt worden war, brachte die Königsdiktatur von 1929 eine Neueinteilung in Banschaften; davon umfaßt die Banschaft Sawe ungefähr das frühere Kroatien-Slawonien mit 2,7 Millionen Bevölkerung, Küstenland mit der Hauptstadt Split Mitteldalmatien mit 900 000 Einwohnern. Der staatsrechtliche Begriff des „Dreieinigen Königreiches Dalmatien, Kroatien und Slawonien", um dessen Herstellung sich Habsburg 1868 herumdrückte, indem es Dalmatien zu Österreich schlug, ist aber so fest im Volksbewußtsein verwurzelt, daß sich viele Leute einen Ausgleich mit den Serben schwer denken können, bevor nicht die gebietliche Vereinigung aller im Königreich wohnenden Kroaten durchgeführt und damit ein Ausgangspunkt gewonnen ist. Es ist schwer zu übersehen, ob daraus eine Frage ersten oder zweiten Ranges werden kann; denn ebenso wichtig wird der Finanzausgleich werden, die Verteilung der Staatseinkünfte und -ausgaben auf die Zentrale und die Teile, und ebenso ist unklar die Form eines künftigen neugeordneten Staates, vor allem, ob er ein Bundesstaat sein soll. Matschek hat wiederholt, noch im März in Wien, erklärt: seine Anhänger erstreben den „unabhängigen kroatischen Staat".

Bis zu einer vorläufigen Regelung der kroatischen Frage wird also noch viel Zeit vergehen. Es ist viel zu klären, mancher Gegensatz auszuräumen, die Wirkung mancher Maßnahme abzuwarten, da eine Generation nachwächst, die die Kämpfe der Väter vor 1918 nicht mehr miterlebt, aber dafür im Wehrdienst andere Teile des jugoslawischen Staates kennengelernt hat. Ist der Ausgleich aber einmal zustande gekommen, so wird zweifellos das Gewicht des Staates in der Südostpolitik noch deutlicher fühlbar werden.

Schon heute sind die Wirkungen der sich anbahnenden neuen Entwicklung zu spüren. Gegen die Verständigung Belgrad-Sofia hat sich nichts einwenden lassen, da sie sehr klug eine Festlegung auf Einzelheiten vermied und die Bezugnahme auf vorhergehende und bestehende Verträge und auf den Friedenswillen der Auslegung den Weg vorschrieb. Es wäre verfehlt, schon jetzt weitgehende Folgerungen zu ziehen, eine Lockerung des Balkanbundes vorauszusagen, einen „Südslawenblock" von der Adria bis zum Schwarzen Meer als feste Achse Südosteuropas kommen zu sehen. Aber es kann kein Zweifel sein, daß ein Jugoslawien, das sich nach beiden Seiten hin Deckung verschafft hat und die Hände frei behält, einem befreundeten Bulgarien nötigenfalls auch Hilfestellung leisten kann. Auch damit ist noch nicht gesagt, daß in absehbarer Zeit mit einer Aufrollung der Dobrudscha-Frage und der eines Ausgangs zum Ägäischen Meer von bulgarischer Seite her zu rechnen wäre, ebenso wie der nur bedingt vorhanden gewesene Drang Jugoslawiens

den Wardar abwärts mit der Einräumung der Freizone in Saloniki 1925 befriedigt wurde und dieser Teil der Bewegungen auf dem Balkan damit als erledigt gelten kann. Die Wirkung des Abkommens Belgrad-Sofia besteht vielmehr darin, daß für friedliche Verhandlungen auch über heikle Fragen künftig ein Vorbild gegeben ist und daß bei einem Fortbestehen des guten Verhältnisses die benachbarten Staaten vor Entscheidungen über ihre Stellungnahme gestellt werden könnten.

Rumänien kann in diese Lage kommen. Es beobachtet jetzt die günstige Aufnahme der Belgrader Verständigung in Budapest und sieht, daß sich die Beziehungen auch zwischen Ungarn und Jugoslawien zu bessern scheinen. Die Kleine Entente wird vor allem durch den Gegensatz zu Ungarn zusammengehalten und hat aus diesem Grund auch die Ablehnung jedes Habsburger Experiments mit allen Mitteln zum wichtigsten gemeinsamen Programmpunkt gemacht. Aber von ihren drei Staaten hat Jugoslawien noch am ehesten die Möglichkeit, sich mit Ungarn auseinanderzusetzen. Es hat im Vertrag von Trianon außer einem Randstreifen im Südwesten Ungarns, dem Drau-Mur-Winkel, den Südteil des Drau-Donau-Winkels, der Baranya, dann den Hauptteil der Batschka zwischen Donau und Theiß und einen Teil des Banats erhalten, wovon die Batschka viel madjarische Bevölkerung, etwa 400 000 bis 500 000, das Banat aber starke serbische und deutsche Besiedelung enthielt. Das Banat war durch die deutschen Siege Prinz Eugens zurückgewonnen, mit Deutschen aus dem Reich und mit geflüchteten Serben, zu den ansässig gewesenen hinzu, besiedelt und erst 1778 an Ungarn überlassen, bis dahin aber getrennt von diesem verwaltet worden. Neusatz (Novi Sad) wurde nicht nur deutscher Kulturmittelpunkt, sondern auch serbischer und spielt in der serbischen Geistes- und Kulturgeschichte eine große Rolle. Insofern liegen hier also die Verhältnisse für Ungarn etwas anders als gegenüber Rumänien und der Tschechoslowakei und wenngleich die Abtrennung in allen Fällen schmerzlich empfunden wurde, so sind doch die Möglichkeiten einer annehmbaren Verständigung, zu denen die Verwaltungspraxis manches beitragen kann und in letzter Zeit auch beigetragen haben soll, um eine Kleinigkeit besser. Eine Milderung der Gegensätze scheint sich schon im gedämpfteren Ton der Auseinandersetzungen auszudrücken, und der Abstand zu der Erregung von Ende 1934, nach dem Königsmord von Marseille, ist beachtenswert groß. Das bleibt in Rumänien nicht unbemerkt.

Rumänien kann nicht daran vorübergehen, daß sich in seinem Süden und Westen Vorgänge abspielen, die eine Beruhigung mit sich bringen können. Es bemerkt auch, daß dem Bolschewismus durch solche Verständigungsarbeit der Boden entzogen wird, so daß seine Aussichten, sich über Rumänien her nach Südost- und vielleicht Mitteleuropa einzuschleichen, verschlechtert werden. Die Handlungen der rumänischen Politik in den letzten Monaten deuten darauf hin, daß es keineswegs der Wunsch Rumäniens ist, sich in die Zange nehmen zu lassen, sondern daß seine Entscheidung für den Anschluß an die Ausgleichspolitik bevorsteht.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Während sich in London die Straßen mit Gerüsten füllen, um für die vielen Tausende von Schaulustigen der „Coronation" Raum zu schaffen, richtet sich in Whitehall das Büro der Nichteinmischungs-Konferenz für lange Dauer ein. Der Versuch, die Einschließung Madrids von Nordosten her zu erzwingen, ist nach ersten Erfolgen nicht nur steckengeblieben, sondern zurückgeschlagen worden. Die Linien laufen wie vor einem Monat näher an Sigüenza als an Guadalajara; und von dem Geländegewinn der ersten Märztage ist nicht viel geblieben. Ein solcher Rückschlag braucht militärisch nicht allzuviel zu bedeuten; die politischen Fernwirkungen sind sowohl innerhalb wie außerhalb Spaniens bedeutender. Franco stand bisher in dem Ruf, keine Quadratmeile gewonnenen Bodens wieder aufgegeben zu haben; und es ist ein zweifelhafter Trost, wenn im nationalen Spanien darauf hingewiesen werden kann, daß der negative Erfolg von Guadalajara in erster Linie nicht auf spanische Einheiten, sondern auf italienische Freiwillige zurückzuführen sei. Außerhalb Spaniens — vor allem in Frankreich und England — begegnet man entsprechenden Betrachtungen: Es habe sich doch nun erwiesen, daß zwischen der Anwendung einer riesigen technischen Übermacht gegen schlechtbewaffnete Afrikaner und dem Kampf gegen Europäer — selbst wenn es nur marxistische Emigranten seien — gewisse Unterschiede bestünden; es sei — von Agnadello über Custozza bis Karfreit — noch immer die Aufgabe der italienischen Politik gewesen, aus militärischen Mißerfolgen einen Sieg zu machen. Die scharfe Wendung der italienischen Politik in der offiziellen Behandlung der Freiwilligenfrage (durch die Äußerungen Grandis in London klargeworden), wird in London und Paris in solchen Zusammenhängen gesehen und gewertet.

Eines muß jedenfalls festgehalten werden: Die ganze Politik der „Nichteinmischung" ruht auf einer sehr fragwürdigen Unterlage. Jede starke Veränderung der Kampflage in Spanien selbst kann dazu führen, daß sie offen oder versteckt wieder aufgegeben werden muß. Vor allem jede plötzliche Veränderung! Die Zahl der Freiwilligen oder „Freiwilligen" in Spanien ist auf beiden Seiten so groß, daß nicht nur spanisches Prestige auf dem Spiel steht, wenn an irgendeiner Stelle aus dem Rückzug eine Flucht wird. So ist weiterhin mit einer langen Dauer des spanischen Bürgerkriegs (und internationalen Großmanövers) in Spanien zu rechnen. Dabei tritt die Verschiedenartigkeit der kämpfenden Einheiten immer mehr zutage. Die Spanier wollen ihren Bürgerkrieg auf spanisch führen — d. h. so, wie man im 18. Jahrhundert, z. T. noch früher, in Europa Krieg führte. Die Helfer auf beiden Seiten haben andere Vorstellungen; das Ergebnis könnte sein, daß vielleicht das

einzige Gefühl, in dem sich die spanische Nation am Ende des Konflikts einig sein dürfte, ein gesteigerter Fremdenhaß sein wird. Und Spanien ist denn doch zu groß (und zu europäisch), um unter den heutigen labilen Verhältnissen Europas von außen her in Ruhe verspeist oder gar verdaut zu werden. Barcelona ist nicht Tiflis und Valencia nicht Addis Abeba!

Wir haben schon in früheren Berichten auf die Rückwirkungen der spanischen Ereignisse in Nordafrika hingewiesen. Wir haben Anlaß, daran zu erinnern. Die Übertragung von Volksfront-Methoden auf die „gleichberechtigten farbigen Franzosen" Nordafrikas (mit Fabrikbesetzungen durch die Eingeborenen in Tunis) stellt die Grundlagen der bisherigen Kolonialverwaltung in Frage. Und Afrika hat ein langes Gedächtnis. Es erinnert sich daran, daß „das Schwert des Islam" von mehr als einer christlichen Macht geschwungen wurde — mit wechselndem Erfolg. Die Welt des Islam hat gelernt, daß ihr zuweilen eine Auswahl von Schwertern geboten wird. Das sind die Zeiten, in denen auch der Waffenlose Bedeutung gewinnt. Und wenn sich die öffentliche Meinung Englands über die Vorgänge in Addis Abeba nach dem Attentat auf Graziani erregt, dann vergißt sie dabei den Vorteil, den die englische Stellung in Afrika und Asien aus diesen Vorgängen zieht. Jeder schuldlos totgeschlagene Abessinier — und es waren etliche Tausend — führt Millionen von „Natives" von Kapstadt bis Kairo und von Kairo bis Kalkutta vor, wie sehr die englische Herrschaft jeder anderen Fremdherrschaft vorzuziehen sei. Nicht einmal Palästina ist von dieser beruhigenden Einwirkung ausgenommen.

Der Bericht der Palästina-Kommission ist noch immer nicht fertig (die Kommission hatte Weisung, sich nicht zu beeilen); aber es läßt sich wohl schon sagen, daß keine einheitliche Gesamtlösung für das ganze Land gefunden werden wird. Es sieht so aus, als ob unter der Bezeichnung einer „Dreiteilung" eine völlige territoriale Zersplitterung empfohlen werden würde, die — mit erheblichen Selbstverwaltungsrechten — gewisse Gebiete für alle jüdische Einwanderung sperrt (arabische Reservate), andere Gebiete völlig in die Hand der Juden gibt und das kleinste (militärisch und politisch aber wichtigste) Drittel der unmittelbaren britischen Verwaltung vorbehält. Das wäre eine Lösung nach den besten Vorschriften des alten „Divide et impera"; zugleich die des geringsten Widerstandes. „Dauerlösungen gibt es nicht" spricht die Erfahrung eines Weltreichs aus einem ihrer klügsten Träger ...

Das gilt besonders, wo es sich um das unvermeidbare Zusammen- und Nebeneinanderleben verschiedener Völker, Religionen und Rassen in einem Raum handelt. Bei der Behandlung von Kolonialproblemen wird oft nach einer „endgültigen" Stellungnahme zu kolonialen Rassenfragen geforscht. Da ist es gut, zu wissen, wie verschieden die Eingeborenenpolitik allein im britischen Reichsgebiet gehandhabt wird. Die Gegensätze darin zwischen West-, Ost- und Südafrika, innerhalb Ostafrikas zwischen Kenya und Uganda, innerhalb Südafrikas zwischen den Protektoraten und der Union, innerhalb der Union zwischen Briten und Buren, sind be-

kannt. Jetzt droht sogar innerhalb der Regierung Hertzog ein Auseinanderbrechen wegen eines Rassengesetzes, dessentwegen die beiden fähigsten und tatkräftigsten der jüngeren Minister, Pirow und Hofmeyr, in einen scharfen Konflikt geraten sind. Solange rassische und soziale Schichtung übereinstimmen, sind die Probleme noch einfach. Wenn es erst einmal in einem Land weißer Kolonialherrschaft schwarze Millionäre und weiße Tagelöhner gibt, dann begreift man, daß Ministerien darüber auseinanderbrechen. An dieser Frage scheiden sich die Geister; alle christlichen und humanitären Formeln werden hier auf ihren Ehrlichkeitsgehalt geprüft...

Das größte aller Experimentierfelder aber bleibt Indien!

Fragen der Reichsverteidigung stehen -- vor und hinter der Krönung — im Mittelpunkt der britischen Erwägungen. Die Reihenfolge derer, die man für gefährlich hält, hat in der Vergangenheit mehrfach gewechselt. Hat man England im Frühjahr 1937 besucht, so kommt man nicht um die Feststellung herum, daß weder Italien noch Japan (noch gar die Sowjetunion!) für „public enemy Nr. 1" gehalten werden. Man starrt wieder über die Nordsee und bemüht sich, den König von Belgien, der für sein Land die völlige Unabhängigkeit zu erreichen sucht, wenigstens dahin zu verpflichten, daß ein überraschender Flugüberfall auf England schon von der belgischen Ostgrenze gemeldet werden müsse. Doch man beschränkt sich nicht auf die politische Defensive. Wirtschaftspolitische Ereignisse in Skandinavien, seltsame Vorgänge im Dreieck Wien—Budapest—Prag beweisen, daß die britische Politik des Mißtrauens allmählich Wege geht, die stark an die Wege Barthous erinnern. Der wesentliche Unterschied ist nur der, daß man in England das Mittel der Wirtschaftsdiplomatie besser beherrscht als in Frankreich. Frankreich hat mit Rüstungsanleihen gearbeitet — England schließt Monopolverträge für Lieferungen von Erz und bemüht sich darum, die Erzversorgung anderer schon im Frieden zu drosseln.

Frankreich ist mit den finanziellen Folgen seiner Innenpolitik (und mit Spanien) voll beschäftigt; so hat es nicht versucht, den Ausgleich zwischen Rom und Belgrad so zu hemmen, wie man es — in ironischer Umkehrung der Barthouschen Politik — gerne versucht hätte. Südslawien hat sich — ebenso wie Polen — im Lauf einiger Jahre zu immer größerer außenpolitischer Selbständigkeit und Aktivität entwickelt. In beiden Ländern sind es lediglich gewisse Zweifel an der inneren Stabilität (in Südslawien mehr regional, in Polen mehr sozial begründet), die den Glauben an ein weiteres Fortschreiten auf diesem Wege vielleicht etwas einschränken. Die außenpolitische Stellung der Tschechoslowakei hat sich seit einigen Jahren dauernd verschlechtert; es ist kaum zu erwarten, daß sie sich bessern wird, solange man in Prag der Meinung ist, daß man das innenpolitische System von 1918/19 — mit einigen Verbesserungen der Fassade — zugleich mit dem Russenpakt werde festhalten können. Aus Wien und Budapest verzeichnen wir seltsame Schwankungen: Wenn Herr v. Wiesner schon kein Verständnis dafür hat, daß habsburgische Erb-

folgekriege kein Segen für Europa sind, dann sollte man solches Verständnis an anderen Stellen erwarten!

Sieht man von außen auf Europa, dann verläßt einen der Vergleich mit der griechischen Staatenwelt des römisch-parthischen Zeitalters nicht: Ererbter Streit auf zu klein gewordenem Raum — eine böse Zukunftsaussicht!

Wie anders sieht es in den überseeischen Gebieten aus! Gewiß: trotz schnellen wirtschaftlichen Wiederaufstiegs der großen Rohstoffländer fehlt es nicht an sozialen und wirtschaftlichen Spannungen, an manchen Stellen auch nicht an rassischen Gegensätzen. Aber in ganz Amerika fehlt das unversöhnliche Mißtrauen allzu naher Nachbarn, fehlt der Wettlauf militärischer Drohung und militärischer Angst. So entfernt sich die Neue Welt immer weiter von der Alten. Handelt es sich hier um den Versuch, auf kleinem Raum, mit den ganzen Mitteln und den ganzen Belastungen des technischen Zeitalters die Hoheit von zwanzig Souveränitäten politisch, militärisch und wirtschaftlich aufrechtzuerhalten, so handelt es sich westlich des Atlantik um den — gewiß nicht krisenlosen! — Aufbau neuer Ordnungen in einer jungen kolonialen Welt. Es ist begreiflich, daß Amerika unter der Führung von USA. — trotz gegenteiliger Wünsche eines weitschauenden Mannes im Weißen Haus — immer tiefer in die Isolierung gleitet. Man wird rüsten — gewiß! Man wird die Flottenparität mit England (nicht aus Rivalität, sondern zum Zweck gemeinsamer Überlegenheit über alles andere!) nicht wieder aufgeben; aber man wird das kontinentale Europa jedem von ihm heraufbeschworenen Schicksal überlassen.

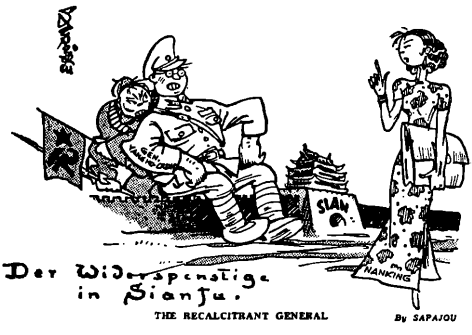
KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Gewiß wird es niemand weltüber als bestellte mitteleuropäische Arbeit anprangern dürfen, wenn „La Union", Valparaiso, das Wesen des Ertrags des letzten Jahrlaufs so zusammenfaßt: „Mit dem Sieg Italiens erhielt der Völkerbund einen Schlag, von dem er sich heute noch nicht erholt hat und vielleicht niemals erholen wird, und Großbritannien mußte die neue Machtstellung Italiens im Mittelmeer anerkennen, während sich für Deutschland, Italien und die übrigen revisionistischen Nationen eine neue Periode ihrer Geschichte eröffnete."

In dieser Form brandet das Jahresergebnis in Äthiopien vom äußersten Westende des Indopazifischen Raums an seine chilenischen Ostufer und findet seinen Widerhall nach Mitteleuropa durch unsern Zeitschriften-Kameraden in Santiago: den „Westküstenbeobachter" (14. 1. 1937, S. 45 ff.), der seinem Namen Ehre macht durch gelegentliche umsichtige Auswahl kennzeichnender chilenischer und anderer pazifisch-südamerikanischer Pressestimmen und damit eine auslanddeutsche Wächterpflicht erfüllt.

Übrigens hat sich Chile mit einer scharfen Gesetzgebung zugunsten der Erweiterung der Staatsmacht gegen den Kommunismus mit Betonung in die Reihe der Hüter der Ordnung gestellt, unter denen es einst als „Südamerikas Preußen" eine hervorragende Stellung einnahm.

Sein diagonaler pazifischer Gegenspieler Japan hat im Spätwinter seine ministeriellen Bekleidungsstücke gewechselt und wesentlich schärfere und schrillere Saiten auf sein Spiel gezogen. Japanische Freunde sprechen von 1937 als einem Jahr, das „höchste Anstrengungen" von ihrem Reich fordere; mindestens der Wehretat sieht allerdings danach aus, als ob man sich dieser Anstrengungen bewußt wäre. Auf China lastet noch die Nachwirkung des tückischen Streichs („crime") von Sianfu und der ihm folgenden kommunistischen Wirren im Nordwesten, die den ganzen Achtungserfolg der Wiedergewinnung des Südens für die Gleichgewichtslage des Reiches fast aufgezehrt und ausgewogen haben.



Recht zeitgemäß brachte das „China Journal" (abgekürzt auch „North China Herald", 1937, S. 89) eine Beleuchtung der Rolle von Sianfu in der chinesischen Geschichte. Darin war es als Chingan schon Hauptstadt von 206—194 v. Chr. unter dem Han-Kaiser Kao-Ti, dann wieder von 620 bis 627 n. Chr. unter dem Tang-Kaiser Kao-Tsu und birgt das Grab des Gewaltherrschers Shih Huang-ti- der die Große Mauer baute und den größten Teil der chinesischen Literaten und Philologen, als ein Hauptübel seines Reiches, töten und ihre Bücher verbrennen ließ (255 bis 206 v. Chr.).

Sianfu war die letzte Zuflucht der Kaiserin-Regentin 1900; und in der alten Tempelrast des Hua-Ching-Ssu, die so vielen Kaisern gedient hatte, mußte auch Chiang Kai-shek seine schweren Entschlüsse wägen. Heute ist, wie die Spottzeichnung kundgibt, die alte mauerumwehrte und turmgekrönte Stadt wieder zu einem Rätsel für die Nankingregierung geworden. Taiyuan, Lanchau — die Hauptstädte von Schensi und Kansu, das wichtige Pingliang, 250 Kilometer nordwestlich von Sianfu, sind von den angeblich in fünf A.K. gegliederten Roten bedroht. Der geopolitische Eindruck ist, daß die beiden großen Nordwestländer mit 632 100 Quadratkilometer und 16—18 Millionen Einwohnern in vollem Aufruhr und Durcheinander sind, daß sie aus dem Sowjethinterland an Kriegsmaterial erhalten, was sich auf Karawanenwegen durch Lastkraftwagen zuführen läßt, und das Spiel der Kommunistenbekämpfung von vorn beginnen muß.

Bei Tungkwan an der Hwangho-Ostbiegung beginnen die berühmten „Pässe", die

einst, als das Schwergewicht im Norden lag, eine Schicksalslandschaft Chinas waren.

Ein Glück, daß die Vereinigten Staaten zuviel mit sich selbst zu tun haben, um störend im Fernen Osten einzugreifen. Das beweist am besten Bruno Laskers Auszug aus der January Booklist (American Library Association, Chicago 1937), die deutlich erhöhtes Einsichtstreben, aber auch Scheu vor Einmengung in fernöstliche Wirren, eine Ernüchterung gegenüber der Alarmliteratur von 1935 zu verraten scheint. Geschichte, Diplomatisches, Wirtschaft tritt in den Vordergrund; Headline-Bücher fallen zurück.

Aus den Indopazifischen Randgebieten sind handelsfriedliche Vorgänge von geopolitischer Tragweite zu melden: Beilegung des Handelskrieges zwischen Australien und Japan — wo überflüssige Spannungen jeder Art möglichst vermieden bleiben sollten, da die unvermeidlichen schon groß genug sind und eingehende Versuche über Verlagerung des japanischen Wollbezugsgebietes nach Nordasien veranlaßt haben; Steigerung des deutschen Verkehrs mit Südafrika — Tonnensprünge 1933: 206000; 1934: 263000; 1935: 427000 nach Minister Havenga, beim festlichen Empfang des neuen deutschen Frachtdampfers „Pretoria" in Kapstadt; Südafrikanische Ausfuhr nach Deutschland in £: 1933: 2,050 Mill.; 1934: 2,017; 1935: 3,795 Mill. £ — (Deutsch-Afrikaner, Pretoria; 27. 1. 1937).

Als Schattenseite wird dort die starke, städtische ostjüdische Einwanderung empfunden — (konjunkturwechselnd zwischen rund 1900 und 676 im letzten Jahrsechs). Auch Südafrika mit zwei Dritteln der weißen Einwohnerzahl in Städten brachte ländlichen weißen, rassenverwandten Zustrom aus den Nord- und Ostseerändern, die aber selbst großenteils an Geburtenfreudigkeit zurückfallen, so daß England bereits der Zeitpunkt vorgerechnet wird, wo es nur noch fünf Millionen Engländer geben wird.

In Südafrika werfen Wahlen scharfe Schatten voraus, so daß eine Reihe von Fragen, die sonst vertuscht werden, durch diese Schatten erkennbar sind.

Auch für Indien sind — neben J. Nehrus persönlichem Führer-Erfolg — manche geopolitische Grundspalten durch die grellen Schlagzeilenlichter und die tiefen Anschwärzungsschatten des Wahlkampfes um die vordringende Kongreßpartei, die Haltung der Islamanhänger, die Ländergegensätze („Communalism") deutlicher zu erkennen als sonst. So wirkte z. B. der Redekampf zwischen Jinnah und Bhai Parmanand, dem vorgeworfen worden war, er strebe unter dem Deckmäntelchen wahrer Demokratie nur „Hindu-Raj" an: einseitige Hinduherrschaft bei Erdrücken von Persönlichkeitswert durch Wählermasse (Amrita Basar Patrika; 27. 1. 1937, S. 10). Das ist natürlich im Grunde wahr; und die 80 Millionen Islamanhänger wissen es genau, ebenso wie die andern Minderheiten, Sikhs z. B. Die

Wiederkehr des Unabhängigkeitstags an der Jahreswende bot Gelegenheit zur Flaggenentfaltung, mit Überbrückung der Gegensätze.

Ungleich zeitgemäßer, als Wang Ching-wei — („Chinas unshaken faith in democratic ideals", The Peoples Tribune, 1. 2. 1937, Nr. 2) beschäftigt sich Sun-Yat-sens Sohn Sun Fo mit „China's Problem of National Survival".

Es ist immer schlimm, wenn ein durch vier Jahrtausende sich im wesentlichen selbst bestimmendes Volk fragen muß, wie es als Volkheit weiterleben kann.

„Seit dem Zwischenfall in Mukden von 1931 hat unser östlicher Nachbar, verzehrt von einem Verlangen nach territorialer Vergrößerung, mit Kraft und List versucht, Hopei, Shantung, Shansi, Chahar und Suiyüan dem bereits Gewonnenen — (Mandschurei mit Jehol) — hinzuzufügen, und das Schicksal dieser fünf unabtrennbaren Länder Chinas ist nun mit drängendem Unheil bedroht." — Hier ist vergessen, zu erwähnen, daß sich ja Shensi und Kansu augenblicklich den Roten in die Arme geworfen haben; und abschreckend erscheint vor dem uralten Sianfu im chinesischen Spottbild das Gespenst von Madrid und warnt die fernöstliche Schwester, die an sich eine um mehr als zweitausend Jahre ältere Hauptstadtpraxis hat, und öfter erfuhr, was Plünderung und Vernichtung für Stadtschicksale bedeutet.

Sun Fo faßt seine Tröstungen in fünf Punkte, die höchst lesenswert im einzelnen sind. Der erste beginnt: „Wir müssen die Zuversicht in unsre Fähigkeit des Überlebens als Rasse wiedergewinnen." — (Sie war also nach dem Präsidenten des gesetzgebenden Körpers verloren!) — Zweitens „müsse das Gesamtvolk, nicht nur der Einzelne, sich zu einem gemeinsamen Glauben an nationale, völkische Erlösung und Rettung durchringen". Dazu müßte man freilich ehrlich einem großen Führer folgen, statt ihm immer auf den Wegen der Demokratie Prügel zwischen die Beine zu werfen, statt die Schuld „bei fremder imperalistischer Unterdrückung und interner feudalistischer Autokratie" zu suchen, was deutlich aus der marxistischen Phraseologie übernommen ist.

Drittens „müsse Feindseligkeit gegen die Regierung aufhören". Aber was geschieht, wenn sie untereinander feindselig ist?

Viertens fordert Sun Fo einen klaren und starken Entschluß einer letzten Opferbereitschaft der ganzen Volkheit und begründet ihn mit dem alten chinesischen Volksspruch: „Kein Ei im Nest ist sicher, wenn über das Nest selber Unheil kommt", und mit der Weisheit Yo Feis aus der Sung-Dynastie: „Wenn alle

Zivilbeamten ihre Geldgier ablegen und alle Heerführer keine Todesfurcht haben, wird Friede und Ordnung sicher vorherrschen."

Befolgen wir den alten Angelsachsenspruch: „To face facts", dann ist das China Sun Fo's allerdings noch weit von diesem Glückszustand entfernt!

Der fünfte Punkt ist in der „Tribune" in der Feder geblieben. Wir haben redlich den Wesenszug der Ausführungen des Präsidenten des Gesetzgebenden Rats wiedergegeben, weil er die wunden Punkte sicher besser kennt als wir.

General Wu Te-chen, ein Mann von Einsicht und Wille, versucht etwas von den Schleiern zu lüften, die immer noch das merkwürdige Kompromiß von Sianfu umgeben, und stellt den Gangsterstreich als „Gedankenlosigkeit einiger durch die Propaganda radikaler Agitatoren verführter Leute" hin. Sie hätten „die allgemeine Demoralisation der Nordwest-Truppen zur Bildung einer japanfeindlichen ‚Volksfront' und einem Abkommen mit den kommunistischen Banditen" benutzt, damit nicht länger „Chinesen gegen Chinesen fechten" sollten, sondern „Hand in Hand als Verbündete gegen die japanische Bedrängnis".

„Aber beide, Radikale und Insurgenten verrechneten sich im Eindruck auf die öffentliche Meinung; und statt der erwarteten Erhebung überall im Lande, erlebten sie eine scharfe Abfuhr. Die Volkheit als Ganzes unterstützte kraftvoll ihre Regierung, und die öffentliche Meinung war einig in der Verurteilung der sinnlosen Sian-Revolte."

„Das Schlagwort Volksfront ist nur politische Strategie der Dritten Internationale." Auch hier stützen wir uns auf den Wortlaut eines klugen und wohlunterrichteten Chinesen von Geltung und Rang, der seine Folgerung und Schlüsse zu ziehen weiß.

Es ist immer bedauerlich, wenn bei so labilem Gleichgewicht der Zustände, wie im Fernen Osten, eine bislang in ausgleichenden Grundzügen gehaltene Quelle, wie die „Pacific Affairs", sichtlich unter Sowjeteinfluß gerät und infolgedessen mit Vorsicht gelesen werden muß.

Das tritt um so mehr hervor, als in der auch sonst gehaltvollen ersten Nummer der „Far Eastern Review" (Shanghai) der gut beobachtende amerikanische Journalist Roy W. Howard dem Glauben ausdrücken konnte, „daß eine neue gesündere Ära japanisch-amerikanischer Beziehungen im Heraufdämmern sei", und diese Ansicht mit treffenden Zeugnissen belegte. N. Pfeffer konstatiert mehr das kühle Zurückziehen der USA. auf sich selbst.

Wünscht Owen Lattimore dieses Heraufdämmern zu hemmen oder zu stören? Als die „Pacific Affairs" ihren Sitz von Honolulu nach der Hudsonmündung verlegten, da fürchteten wir, daß ihnen dieser Wandel für den pazifischen Rundblick nicht gut bekommen würde. Ein Blick in die Märznummer (1, Bd. 10) zeigt leider, daß die Befürchtung nicht ganz grundlos ist, wenn auch Aufsätze, wie Freda Utley's „Population and Conquest", oder „Soviet Submarines in the

Far East" von Albert Parry und Alexander Kiralfy großen geopolitischen Wert haben. Freda Utleys's „Japans feet of Clay" wird selbst in einem Heft, wo sie das große Wort führt, mit Recht „eine Quelle unglücklicher Fehlauffassungen" genannt. Auch in ihren Anfängen waren — mitten im Pacific — die „Pacific Affairs" eine Bühne mit sehr freiem Kräftespiel; aber ihre Grundrichtung ging auf Ausgleich; jetzt scheint die „Union of Democratic Control", die Ressentimentpolitik der Emigranten größere Zügelfreiheit zu haben, als für den Ausgleich gut ist, so reizvoll wieder Wirklichkeit und Kritik von Willard Prices „Pacific Adventure" dazwischensteht.

Für die latente prochinesische Stimmung der USA. im Zweifelsfall macht N. Pfeffer vor allem die Missionäre verantwortlich. Augenblicklich aber blase es kühl aus den USA. und sie würden praktisch im Fernen Osten lieber nichts tun und ihrerseits einen Strich unter „die vielen völkerpsychologischen Fehlurteile der Diplomaten, Staatsmänner und Presseleute" auf beiden Seiten machen (Roy W. Howard).

An Professor Meckings gediegenes Werk über die „Japanischen Häfen" oder die Arbeiten von Schepers oder Rosinski darf man nicht denken, wenn man in der „Far Eastern Review 1937, S. 11—21, Professor C. A. Middleton Smiths „Far Eastern Ports: Their future developments" zur Hand nimmt. Aber einen großen geopolitischen Zug hat die Betrachtung. Sie weckt allerdings das Verlangen nach einer Arbeit im Stil Meckings, die sich auf die großen, dynamischen Hafenpforten des ganzen Fernen Ostens zu erstrecken hätte, mit Hinterlandskizzen, wie die chinesische auf S. 20, dem Haupteisenbahnnetz, wie es dort auf S. 21 gegenübersteht, und den ganzen größeren Fernostbereich von der Amurmündung bis Malakka- und Sundastraße umfassend.

Viel kommt dabei auf Anordnung der statistischen Zahlen an. Es ist z. B. bei einem Vergleich der Haupthafendynamik der Welt kaum angängig, Osaka und Kobe jedes einzeln den Themse- oder Elbehäfen gegenüberzustellen (S. 13). Nimmt man beide, den Schauplatz einer einzigen Flottenparade von 1936, zusammen, so hatten sie 1932 einen Gesamt-Tonnen-Anlauf von fast 37 Millionen Tonnen gegen 26 von New York und 25 von London, 19½ von Shanghai, Hongkong und Los Angeles, 18½ von S. Francisco und Hamburg, je 14½ von Singapore, Osaka allein und Yokohama. Die Osakabucht war also damals im Anlauf der tonnenreichste Welthafen überhaupt!

Richtig wird als kennzeichnender dynamischer Unterschied des britischen und japanischen Hafenproblems die billigere Arbeit und die furchtbare Gewaltwirkung an Windgeschwindigkeit und Wogen der Drehstürme hervorgehoben, die das Zufluchtmotiv chinesischer und japanischer Häfen so sehr in den Vordergrund stellen. Das gilt freilich auch in übertragenem Sinn für Hongkong (als Rettungshort südchinesischer Vermögen!), für Shanghai schon nicht mehr im gleichen Grade, ob-

wohl beide, Shanghai dank dem weiten Hinterland der Yangtse-Provinzen, gleiche Tonnenlaufzahlen haben, hinter denen die Hauptpforte Frankreichs, Marseille (15¾ Millionen Tonnen), und Englands Nebenpforten weit zurückbleiben.

Die vergleichende Hafengeopolitik des Fernen Ostens gehört, wie auch die deutsche Eisenbahnbautätigkeit in China [z. B. an den rund 1000 km der Chuchow-Kweiyang-Linie mit ihrer Befriedungswirkung in Hunan und Kweichau], zu den Arbeitsgegenständen, die nicht aus dem Auge verloren werden dürfen.

Eine ähnliche, mehr ethnopolitische Beobachtungsaufgabe ist für Indien gestellt für die Zeitspanne von dem Wahlredensturm des indischen Winters bis zum Inslebentreten der indischen Verfassung am 1. April 1937; mit dem Ziel, aus der Phraseologie das Bleibende, die geopolitisch verwertbaren Leitzüge herauszufinden. Dabei tritt hervor, daß für die Kongreßpartei das Ziel der Unabhängigkeit hinter dem von ihr verschmähten des Dominiumzustandes so scharf herausgehoben ist, daß kaum mehr eine Umkehr oder ein Abwenden möglich scheint. Ein weiteres kulturpolitisches Ziel zeigte, namentlich mit der indischen Studententagung in London, der Wunsch nach einer allindischen Verkehrssprache, die offenbar einige Elemente von Urdu zum Hindi aufnehmen soll und für die der Werbename „Hindustani" proklamiert wurde (London, 13. 1. 37).

Leider ist Jawaharlal Nehru und sein engerer Kreis, von Moskau stark beeinflußt, in eine solche Gegenstellung zu Fascismus wie Nationalsozialismus geraten, daß man, um diese Feindstellung zu behaupten, vor groben Unwahrheiten nicht zurückschreckt. Solche werden z. B. über den Fall von Malaga unter angeblicher Beteiligung von 10000 Italienern unter „furchtbarem Gemetzel" (Massacre), über Beteiligung von 20000 Italienern (Amrita Bazar Patrika vom 10. 2. 37, S. 9!), vielen Tausenden Deutschen verbreitet, „von denen allerdings noch kein einziger gefangengenommen worden sei". Herrn Victor Gollancz telegraphiert Jawaharlal Nehru: „Die Völker Indiens stehen ganzen Herzens für den Weltfrieden und gegen den Fascismus. Für sie kann es keinen Weltfrieden geben, solange Imperialismus und Fascismus ihr Zepter halten." — Wie man weltfriedlich das Britenreich aus Indien, die imperialistischen Russen wieder aus Mongolei und Turkestan — von Spanien ganz abgesehen — hinausbringt, das müßte freilich erst Jawaharlal Nehru ausfindig machen.

Hier drohen böse Abwege vom Pfade der Selbstbestimmung — von viel geopolitischem Unverstand und von Leidenschaft überschattet.

Späne der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

„Le crépuscule des traités" nennt sich ein vor einigen Monaten erschienenes Buch des französischen Geographen Y. M. Goblet; es ist unter dem Titel „The twilight of treaties" ins Englische übertragen worden. Das Zwielicht der Verträge sieht der Verfasser in der Tatsache, daß die bisherige nahezu ausschließlich juristische Auffassung der Beziehungen zwischen Staaten und Völkern, daß die rein juristische und damit notwendigerweise starre[1]) Auslegung von Begriffen wie Souveränität, Gebietshoheit usw., und von internationalen Verträgen ihren absoluten Wert als Maßstab und Richtschnur eingebüßt hätten, daß vielmehr internationale Territorialansprüche in einem realistischen, evolutionären Geist zu betrachten seien, wozu eben eine andere als die Methode des Juristen gehöre.

Was ist nun aber der realistische Geist, der Tatsachensinn, der an die Stelle der juristischen Konzeption und Auslegung zu treten hat? Abgesehen von einer Entwicklung der Nationalökonomie aus einem angeblichen Anhängsel der Rechtswissenschaft zu einer nach der Methode der Beobachtung arbeitenden Erfahrungswissenschaft ist es vor allem die Anwendung der politischen Geographie; ihr Studium sei gröblich vernachlässigt und müsse daher vorzugsweise gepflegt und gefördert werden.

Bis hierhin kann man mit dem Verfasser mitgehen: Ein Franzose, der den Versuch machen will, der lebendigen Entwicklung gerecht zu werden, ist eine seltene und darum doppelt erfreuliche Erscheinung. Leider ist diese Freude verfrüht und unberechtigt. Man ist zunächst über die Feststellung befremdet, daß der Völkerbund, wenn er auch die kritische analytische Methode politischer Geographie nicht benutze, dieser Wissenschaft doch einen ungeheuren Dienst dadurch erwiesen habe, daß er sie in die Lage der Experimentalwissenschaften versetzte, während der Verzicht auf das Experiment im Bereich der politischen Wissenschaften bisher als bedauerlich, aber unvermeidlich angesehen worden sei. Der Wissenschaftswert solcher Experimente, wie z. B. der Saarregelung, des Freistaats Danzig, der Mandate usw. sei selbst dann unbestreitbar, wenn alle diese Experimente fehlschlügen. Die Bedeutung dieser Möglichkeit zum Studium am experimentalen Objekt sei überhaupt nicht zu überschätzen: nicht nur die Sache der Wissenschaft, sondern auch die Sache des Friedens habe alles hierdurch zu gewinnen! Zum mindesten ist diese Auffassung originell: Noch niemand hat wohl bisher erklärt, die zahlreichen „Experimente" der Pariser Vorortverträge seien ein überaus wertvoller Beitrag zur Sache des Friedens gewesen.

Unter politischer Geographie versteht der Verfasser folgendes: Die Analyse geographischer Einheiten, wie sie sich in der Bildung und Entwicklung politischer, einen geographischen Bestandteil enthaltender Gruppen zeige, d. h. der Nationen und Staaten. Im gegenwärtigen — unentwickelten — Zustand der Wissenschaft bedeutet dies, die Objekte der Zergliederung, Beobachtung und Analyse zu vervielfältigen, da nur so eine künftige Klassifizierung und Ausarbeitung induktiver Gesetze vorbereitet werden könne. Bis man so weit sei, wären die Ergebnisse politisch geographischer Beobachtung für Staatsmänner und Diplomaten wertvolles und notwendiges Material.

Die derart abstrakt herausdestillierte Begriffsbestimmung erscheint in ihrer logischen Kühle blutleer und nichtssagend, um so mehr, als durch die Abgrenzung gegenüber „Verwaltungs- und diplomatischer Geographie" diese politische Geographie fast jeden Inhalts entleert wird oder sich von physischer Geographie kaum noch unterscheiden läßt: Nicht nur die innere Staatsgliederung, sondern auch die äußeren Staatsgrenzen sind dem Verfasser nicht Gegenstand der politischen Geographie, da sie willkürliche Manifestationen des mensch-

1) Mangel an Elastizität ist den juristischen Denkformen und ihrer Anwendung auf das Leben nicht notwendigerweise eigentümlich; wenn gerade das internationale Recht nur zu häufig auf das Prokrustesbett starrer, lebensferner Begriffe gespannt wird, liegt das zum Teil an der sachlichen und technischen Schwierigkeit, nicht durch ein einheitliches Gemeinschaftsgefühl verbundene Interessen von Staaten und Völkern im Streit oder auch in der Zusammenarbeit ad hoc auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen: die abstrakte Formulierung und das Arbeiten mit möglichst abgezogenen Begriffen erleichtert hier die Aufgabe. Zum anderen handelt es sich um ein rein politisches Kampfmittel, in dessen Handhabung z. B. gerade die Franzosen Meister sind.

lichen Willens und künstliche Konstruktionen seien.

Diese Methode der Zergliederung, Beobachtung und Analyse wendet nun der Verfasser auf eine Reihe geographischer Phänomene an. Auch die Experimente des Völkerbundes werden betrachtet; allerdings bleiben die österreichischen Nachfolgestaaten (außer Österreich und Ungarn) unberücksichtigt; im übrigen ist auch Rußland nicht behandelt; es fehlt auch Frankreich und sein Kolonialreich, — Frankreich, sein Bündnissystem und seine Einflußsphäre sind also nicht Gegenstand der Betrachtung gewesen.

Es war unvermeidbar, daß der Verfasser als kenntnisreicher Mann auch zahlreiche richtige Feststellungen macht, die jedoch als solche weder neu noch aufsehenerregend sind; z. B. hat er der nicht unbekannten Tatsache, daß es Grenzmarken in der Welt gibt, im Verhältnis zur Bedeutung dieser Feststellung übermäßig viel Raum gewidmet. Wenn hierbei Westindien als Grenzmark von ganz Nordamerika betrachtet wird, so erscheint dies reichlich gezwungen; bei Japan wird der Begriff der Grenzmark auf seine kontinentalen Besitzungen und Einflußsphären richtig angewendet. Schleswig — und dieses Beispiel ist nun sehr bezeichnend — ist dem Verfasser nicht etwa die Nordmark Deutschlands, sondern die Südmark Skandinaviens: Vom anthropogeographischen Standpunkt aus reiche die skandinavische Welt bis zur Eider.

Neu ist der Begriff des „synthetischen Staats". Es sind dies Staaten, bei denen der bewußte Wille eines Experimentators Gebiet, Nationalitäten und wirtschaftliche Einheiten in eine politische Einheit zusammengefaßt habe. Dazu zählen z. B. Irak und Mandschukuo, aber auch die neuen Staaten Europas, wie z. B. die Tschechoslowakei, die der Verfasser aber andererseits am Rande erwähnt als Beispiel für die „Rekonstitution eines Staates, dessen Gebiet gänzlich von einem Reich aufgesogen war", was mit seiner Begriffsbestimmung des synthetischen Staates nicht gut im Einklang steht. Das Epitheton ornans „synthetisch" umfaßt also so verschiedene Gebiete wie die Tschechoslowakei und den Irak; die abstrakte Formel verwischt — nicht unabsichtlich — die realen Unterschiede, wobei die Methode des Verfassers doch gerade die einer realistischen Betrachtungsweise sein soll. Gewiß ist sie realistisch, wenn auch anders als der Verfasser vorgibt; der sehr reale Zweck dieser Methode tritt anderwärts noch sehr viel deutlicher hervor.

Danzig ist dem Verfasser eine Hansestadt des 20. Jahrhunderts. Es wird stets, da „geographische Tatsachen immer die gleichen bleiben"[1]), der natürliche Hafen der Weichsel sein. Unter Preußen war es zur Flottenbasis, zur Garnisonstadt und zum Regierungssitz herabgedrückt; der Versailler Vertrag gab ihm die Möglichkeit, Hafen und Umschlagplatz eines großen Hinterlandes zu sein. Diese Möglichkeit sei nun zwar durch „politische Faktoren", nämlich Gdingen, empfindlich gestört worden; jetzt sei aber Danzig durch ein Abkommen einigermaßen geschützt. In der Stadt selbst kämpfe der alte, von nationalen Vorurteilen freie Hanseatengeist gegen die aus dem Reich bezogene Beamtenschaft und die vielen in Danzig verbliebenen alten Offiziere und Beamten. Danzigs Zukunft läge bei Polen.

Ausführlich behandelt der Verfasser das „Saarexperiment". Ungewöhnliche Prosperität der Saarbewohner während der fünfzehnjährigen Dauer des Experiments beweist ihm den Wert „freier" wirtschaftspolitischer Einheiten, wenn auch die so begünstigte Gruppe es aus „sentimentalen Gründen" vorzog, sich einer nationalen Reichseinheit anzuschließen.

Die zahlreichen mit dem Zweck von geographischer Analyse und Beobachtung kaum zusammenhängenden Randbemerkungen illustrieren den eigentlichen Zweck dieses Buches beinahe besser als die sachlichen Ausführungen des Verfassers. Zwei Beispiele genügen: „In diesem Gebiet" (der Saar), „einst französisch in Rasse, Kultur und Zugehörigkeit, hat ein Jahrhundert der Verpreußung fast jede Spur seines Ursprunges zerstört". Die nur geringe Opposition bei der Saarabstimmung gab dem Sieg den Charakter eines „Nazimarne". „Am Morgen danach zögerte das Dritte Reich nicht lange, den Versailler Vertrag offiziell als einen Fetzen Papier zu behandeln."

Vor allem aber befaßt sich der Verfasser im zweiten Kapitel seines Buches mit der deutschen Geopolitik. Auf $2^1/_2$ Seiten fertigt er sie ab, so glänzend, daß die „Londoner Times" in ihrer Besprechung auf diese Ausführungen mit besonderem Nachdruck hinweist.

Die politische Geographie habe sich, weil

1) Was natürlich falsch ist, vgl. z. B. die Erosion in USA.

man ihrer bedurfte, weit vor den anderen geographischen Disziplinen entwickelt, während sie doch von Rechts wegen aus diesen abzuleiten sei; als Ergebnis dieses gänzlich unwissenschaftlichen Verfahrens sei sie dann auf eine Art Philosophie begründet und zu politischen Zwecken benutzt worden. Über William Petty, der 1672 in seiner „Anatomy of Ireland" als angeblich Erster die Politik eines Landes auf geographische Tatsachen gestützt habe, über das 18. Jahrhundert der Vernunft und der Apriorsysteme, über die Romantik, die zwar nicht ganz ohne Verdienst gewesen sei, jedoch durch die Lancierung der Idee der Rasse die Nation mit einer Art Mystik begabt habe, geht die Reise auf $1^1/_2$ (!) Seiten zu der „spagyrischen Geographie", die alle in drei Jahrhunderten gewonnenen Errungenschaften der mathematischen, politischen, Geographie, der Anthropographie nur als Vorwände gebraucht, um auf der Grundlage eines pseudowissenschaftlichen Determinismus und mißverstandener Rasseideen ein Gebäude zu errichten, in dem Staat und Volk eine metaphysische Einheit bilden. Schnell wird noch der „Leviathan" zitiert, denn Hobbes, obwohl er Engländer ist, darf hier nicht fehlen, um zu zeigen, daß ein solcher Nationalismus zu der Hypertrophie des Imperalismus führen müsse; zu dessen Rechtfertigung könne man natürlich stets gelehrte Pedanten finden, wie auch Friedrich II. von Preußen stets einen doktrinären Juristen zur Rechtfertigung seiner Eroberungen und Einfälle gefunden habe.

Alles dies nimmt eine weitere Dreiviertelseite in Anspruch! Etwas atemlos hält man inne, erinnert sich, daß der Verfasser Franzose ist, und sucht im Inhaltsverzeichnis nach Namen wie Mazarin oder Richelieu oder Ludwig XIV. Man sucht vergeblich und wird das ganze Buch nach solchen Namen vergeblich durchsuchen. Eine historische Reminiszenz aus der französischen Geschichte taucht nur bei Behandlung der Saarfrage auf, wenn der Verfasser feststellt, Saarlouis sei nach einem Plan von Vauban begründet worden zu der gleichen Zeit, als Ludwig XIV. Nordlothringen „organisierte". Die Réunionskammern, die doch wohl ein Rechtsverfahren zur Rechtfertigung der Raubzüge Ludwigs XIV. darstellen sollten, und die ein so ausgezeichnetes Beispiel für die These des Verfassers abgegeben hätten, sind ihm unbegreiflicherweise entgangen, wie so viele andere einleuchtende Beispiele und „Experimente", die er der Geschichte und dem Leben des eigenen Landes hätte entnehmen können.

Nachdem der Verfasser in dieser anschaulichen Weise gezeigt hat, was er unter einer objektiven „geographischen" Zergliederung, Beobachtung und Analyse versteht, wendet er sich nun im Ernst der Geopolitik zu. Sie ist eine im Dienst des Staates stehende Halbwissenschaft. Sie ist geboren in Deutschland; auf der nächsten Seite heißt es allerdings, daß es auch Skandinavier unter den Geopolitikern gebe: Es ist also kein bloßer Irrtum, wenn der Verfasser Deutschland als das Geburtsland der Geopolitik bezeichnet. Aber ebenso wie Kjelléns Name unterschlagen wird, werden fast alle Namen der führenden deutschen Geopolitiker verschwiegen — Haushofer, Maull, Obst, um von den jüngeren zu schweigen; die Zeitschrift für Geopolitik wird nicht erwähnt. Nur Dix und Hennig werden erwähnt und mit je 4 bzw. 5 Worten zitiert — das sind die Belege. Ritter und Ratzel werden beklagt, weil die Geopolitik mit ihren Namen Mißbrauch treibe. Denn diese „Erfindung" der Deutschen dient nur dem einen Zweck, die Allgewalt des Staates zu beweisen, wobei der Staat als wirklicher Organismus mit eigenem Willen und eigenen Leidenschaften betrachtet werde. Er sei Selbstzweck, auf seinem geheiligten Boden assimiliere[1]) er alles, außerhalb seines Gebiets annektiere er alles, was für die Expansion des auserwählten Volkes notwendig sei, und da die Geopolitik alles dies beweist, ist sie eine der vornehmsten Grundlagen, auf denen der Hitlersche Nationalsozialismus erbaut wurde.

Überflüssig zu sagen, daß jedes hier über die deutsche Geopolitik gesagte Wort leichtfertig, böswillig und unwahr ist. Nur ein Punkt sei herausgegriffen:

Es ist bekannt, daß das Volk und nicht der Staat dem Nationalsozialismus der höchste Wert ist. Der Staat ist nur ein Mittel und nur eins der Mittel, um die Lebensrechte des Volkes zu wahren. Ein junger nationalsozialistischer Staatsrechtslehrer (Höhn) hat sogar den bislang kühnsten Vorstoß gegen den Staat unternommen, indem er den Souveränitätsbegriff aufhebt und dem Staat die Persönlichkeitseigenschaft aberkennt.

1) Wie steht es dann aber mit den Juden und mit den deutschen Rassegesetzen, die der Verfasser ja wohl kennt?

Die deutsche Geopolitik ist nicht Wissenschaft vom Staat, sondern vom deutschen Volk und seinem Boden und ihren wechselseitigen Beziehungen zueinander, von den räumlichen Beziehungen dieses Volkes und seines Bodens zu anderen Völkern und Räumen in Wirkung und Wechselwirkung, wobei der Aufgabeninhalt wechselt, wie es sich einer lebendigen Wissenschaft geziemt. Auch der Staat und selbstverständlich auch seine Grenzen spielen in diesem Rahmen eine Rolle, als Organisationsform einerseits, als sichtbarer Ausdruck von Raumnot und Bevölkerungsdruck andererseits.

Diese, gegenüber z. B. der preußischen grundsätzlich veränderten Auffassung vom Wesen des Staates ist z. B. auch in Reden englischer Staatsmänner häufig verkannt worden: Da nun einmal Preußen in den letzten Jahrhunderten die virile nationale Vormacht war, fällt es vielen, häufig auch wohlmeinenden Ausländern schwer, sich eine nationale Wiedergeburt Deutschlands unter anderen Sternen vollziehen zu sehen als unter dem Gestirn des absoluten Staates.

Im übrigen ist die deutsche Geopolitik eine deutsche Wissenschaft, ebenso wie z. B. Männer wie Bowman, Mahan und Mackinder als Angelsachsen gedacht und geschrieben haben. Getarnte Propaganda ist aber etwas anderes. Die Verbeugung vor der Unruhe der Völker, die sich nicht mehr in die Starre einer Begriffsjurisprudenz einsperren läßt, ist eine leere Geste; denn die liebevolle Betonung räumlicher Wirklichkeiten ist dem Verfasser nicht Mittel, um über die Wirklichkeiten des Lebens gerecht zu urteilen und ihnen so auch gerecht zu werden. Diese politisch-geographische Methode soll die bisherige Methode nicht deswegen ersetzen, weil diese nichts Neues zu schaffen vermag, sondern deswegen, weil sie nicht mehr ausreicht, um den Status quo zu rechtfertigen und zu bewahren. Ein alter Wein wurde in einen neuen Schlauch gefüllt; wohlschmeckender ist er dadurch nicht geworden. Heinrich Richter

Neue geopolitische Karten und Atlanten

Zusammengestellt und besprochen von Prof. Dr. E. Wunderlich, Leiter des Volksdeutschen Kartendienstes Stuttgart

Die Zusammenstellung, die an dieser Stelle regelmäßig, möglichst alle zwei Monate, gegeben werden soll, verfolgt den Zweck, die Leser der „Geopolitik" rasch mit den entsprechenden Neuerscheinungen bekannt zu machen. Von eingehenden Besprechungen muß an dieser Stelle jedoch abgesehen werden; beabsichtigt ist, nur die allgemeine Bedeutung der Veröffentlichung zu charakterisieren.

Die einzelnen Karten werden jeweils in der Reihenfolge: Weltkarten und Allgemeines, einzelne fremde Erdteile, Gesamteuropa, Mitteleuropa und Deutsches Reich, Grenz- und Auslanddeutschtum, deutsche Einzelgebiete nacheinander besprochen. Dabei sind die Gegenwartsdarstellungen von den historischen getrennt. Nähere Auskünfte jederzeit gern durch den „Volksdeutschen Kartendienst", Stuttgart, Haus des Deutschtums.

Springenschmid, Karl; Die Staaten als Lebewesen. Geopolitisches Skizzenbuch. 6. bis 7. verb. Aufl. 1936. Leipzig: Wunderlich. 64 Tafeln m. 244 Abb., Format 19×29 cm, geb. RM. 5,40, br. 4,40.

Weitere Neuauflage dieser Einführung in raumpolitisches Denken, die in vorzüglicher Weise dazu dienen kann, namentlich bei Anfängern und in weiteren Kreisen Verständnis für politisch-geographische Zusammenhänge und geopolitische Fragestellungen zu wecken. Mit Recht steht Deutschland und seine Entwicklung im Vordergrund der ganzen Darstellung. Bei einer weiteren Auflage sollten einige Karten der neuesten Entwicklung angepaßt werden.

Lebensraum und Reiche der Germanen, 1000 v. Chr. bis 800 n. Chr. 1:4 500 000, von Dr. W. Czaika, II. Auflage, 1936. Breslau; Verlag Priebatsche Buchhandlung, roh RM. 5.—, schulf. RM. 6,20, Lw. m. Stb. 9,80, Textheft RM. 0,30.

Verbesserte und erweiterte Neuauflage. Die Lebensräume sind nunmehr durch Flächenkolorit deutlicher hervorgehoben und gegliedert. Dadurch treten auch die farbigen Linien für die Wanderungen besser heraus. Hinzugekommen ist weiter eine kleine zusammen-

fassende Nebenkarte über die allmähliche Ausweitung des germanischen Lebensraumes. Im ganzen hat die Karte an Anschaulichkeit sehr gewonnen. Für Unterrichts- und Schulungszwecke, auch in weiteren Kreisen.

Halász, Albert: Les États d'Europe centrale. The States of Central Europe. Die mitteleuropäischen Staaten. Stati dell'Europa centrale (7 Bde.) Bd. 1. — Budapest: Selbstverl.; f. Deutschland: Berlin: Verl. f. Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik (1936). 2°. 1. Europe. Europa. 47 S. mit Kt. u. Fig. RM. 12.

Erste Teilveröffentlichung eines großen viersprachigen Atlaswerkes, das die geographischen Gegebenheiten, besonders die wirtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen Mitteleuropas zum Gegenstand haben wird. — Der vorliegende erste Band bringt vor allem eine Zusammenstellung farbiger Kärtchen über die Entwicklung der europäischen Staatsgrenzen seit der Völkerwanderung, anschließend ein Kartogramm über den politischen und besonders wirtschaftlichen Einfluß Europas in den einzelnen Erdteilen sowie eine größere Zahl von kleinen Übersichtskarten über die Bedeutung Europas für die Rohstoff-Weltproduktion, jeweils getrennt für die wichtigsten Einzelprodukte, sowie über die Entwicklung des Außenhandels. Die Karten werden ergänzt durch ausführliche statistische Angaben. Beachtliches geopolitisches Studienmaterial.

Leers, Johann von, Dr., u. Dr. Konrad Frenzel: Atlas zur deutschen Geschichte der Jahre 1914 bis zur Gegenwart. 3. verb. Aufl. Mit 108 Kt., 28 Skizzen u. 25 Tab. — Bielefeld u. Leipzig: Velhagen & Klasing 1936. 44 S. 4°. Kart. RM. 2,80.

Verbesserte und erweiterte Neuauflage des besonders für die zeitgenössische Entwicklung unseres Reiches und Volkes seit dem Weltkrieg sehr inhalts- und aufschlußreichen Atlasses, der eine gewisse Ergänzung zu älteren historisch-geographischen Atlanten bietet. Auch für Übungen in geopolitischen Arbeitsgemeinschaften usw.

Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten von **Waldmann u. a.** Veröffentlichung der Forschungsinstitute für Kultur- u. Universalgeschichte und für neuere Philologie, sowie des Instituts für Heimatforschung an der Universität Leipzig. Kartenband (97 Karten) und Textband. 8°. Halle: Verlag Max Niemeyer. RM. 5.40.

Ergänzender Kartenband zu dem gleichnamigen Text, mit einer Zusammenstellung von rund 100 Schwarz-Weiß-Übersichten, zum Teil noch mit verschiedenen Nebenkärtchen, auf denen hauptsächlich für den Raum Sachsen-Thüringen, teilweise aber auch ergänzend für ganz Mitteldeutschland und darüber hinaus die für die Entwicklung der Kultur wichtigsten geographischen und historischen Grundlagen zusammengestellt sind. Der Hauptteil der Karten entfällt dabei auf vergleichende sprachgeographische Darstellungen. Im ganzen wertvolles, zugleich auch methodisch lehrreiches Studienmaterial für den Zusammenhang zwischen staatlicher und kultureller Entwicklung der Gebiete.

Österreich (1:600 000). Ausg. mit Terrain. (Mit 1 Nebenkt.) — Wien: Freytag & Berndt (1936). 94,6×67,5 cm gr. 8°. (Farbendruck) (Kopf- u. Fußt.) — Freytag & Berndt, Handkarten. RM. 1,90.

Politisch-geographische Übersicht des Gesamtgebietes, mit Flächenkolorit für die einzelnen Bundesländer, unter Einschluß der angrenzenden Nachbargebiete. Eine Nebenkarte zeigt die Hauptverkehrswege nach Österreich. Übersicht für weitere Kreise.

Werdegang und Aufstieg Österreichs im Bild der territorialen Entwicklung. Karte 1:7 500 000 aus R. Suchenwirth; Das tausendjährige Österreich. Druck Freitag & Berndt. Verlag F. Bruckmann, A.-G., München 1936. Format 29,5×20 cm. (Die Karte ist nur zusammen mit dem Buch lieferbar.)

Übersicht der territorialen Entwicklung Österreichs von den Babenbergern bis zur Gegenwart, mit Flächenkolorit für die Neuerwerbungen der einzelnen Perioden bzw. Randkolorit für vorübergehende Besitzungen. Hauptsächlich für Studienzwecke.

Mayr, Anna, Lehrerin, **Max Exner,** Fachlehrer: **Die Bundesländer Österreichs.** Kt.-Skizzen mit Text. Zur Zusammenfassg. und Wiederholung f. einf. Schulverhältnisse dargest. 7. verb. Aufl. Graz: Alpenland-Buchh. Südmark 1936. 24 S., gr. 8°, ö. S. —,74.

Weitere Neuauflage dieser für Zwecke der Volksschule zusammengestellten Sammlung einfacher physisch- und politisch-geographischer Skizzen der einzelnen Bundesländer, mit entsprechendem kurzen Begleittext.

Atlas Republiky Ceskoslovenské (Atlas de la République Tchécoslovaque): Publié par l'Academie Tchèque sous les Auspices du Mini-

stère des Affaires Etrangères de la République Tchécoslovaque; Edition Orbis S. A., Prague XII, RM. 126.—.

Grundlegende Veröffentlichung, die einen erschöpfenden kartographischen Überblick über alle Gegebenheiten des tschechoslowakischen Staatsgebietes zu geben versucht. Bezeichnend aber ist, daß der Atlas, der in seiner technischen Ausführung auch hohen Anforderungen genügen kann, zwar tschechische und französische, aber keinerlei deutsche Beschriftung, auch keine deutschen Ortsnamen enthält, obwohl doch der starke Anteil der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei mindestens die Berücksichtigung der deutschen Ortsnamen nahegelegt hätte. Der Atlas bietet für den Geopolitiker eines der wichtigsten Orientierungsmittel über die heutige Tschechoslowakei. Besonders hervorgehoben seien die historischen Übersichten und namentlich die Darstellung über die Verbreitung der Nationalitäten, die freilich wieder ausgesprochen vom tschechischen Gesichtspunkt behandelt sind. So sind z. B. die Slowaken ohne weiteres zu den Tschechen gerechnet; auch sind durch die gewählten Farbensignaturen die Verhältnisse stets in pro-tschechischem Sinn zur Anschauung gebracht.

Die Notstandsgebiete der Sudetenländer von **Dr. K. Sedelmeyer.** Sonderdruck aus „Petermanns Geograph. Mitteilungen", 82. Jg. 1936, Tf. 31. Maßstab 1: 750 000. Format 84×46 cm. Verlag Justus Perthes, Gotha.

Beachtliche Übersicht der Notstandsgebiete der Sudetenländer, mit Eintragung der auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Brotgetreidemenge. Die große Notlage der sudetendeutschen Randgebiete hätte bei einer anderen Signaturwahl noch wirkungsvoller zur Darstellung gebracht werden können.

Grothe, Hugo: Wandkarte des Grenz- und Auslanddeutschtums. Zweite verbesserte Auflage, mit Erläuterungsheft. 20 Einzel-Bild-Karten und 1 Reparationstabelle 86×125 cm. Halle: Buchh. d. Waisenhauses, G. m. b. H., 1936. Ausg. A mit Stahlschienen RM. 7,50. Ausg. B mit Holzstäben, auf Leinen aufgez. RM. 12.50.

Neuauflage, aber unveränderter Abdruck der Erstausgabe; nur der beigegebene Text zeigt einige Erweiterungen. Bei einer nochmaligen Neuausgabe wären noch verschiedene Verbesserungen der Karte erwünscht, sowohl hinsichtlich einzelner Gesamtcharakteristiken, wie auch mancher Einzelangaben. Im ganzen hat sich die Karte als Ergänzung der bisher vorhandenen Deutschtumskarten trotz ihrer für große Räume nicht ganz ausreichenden Fernwirkung vielfach gut eingeführt. Für Schulen, Arbeitsgemeinschaften usw. auch weiterer Kreise.

Volksdeutsche Kartenskizzen von **Dr. Cr. Friedrich Lange.** 2. Aufl., 11.—16. Tausend. Berlin, Verlag Volksbund für das Deutschtum im Ausland, Wirtschaftsunternehmen G. m. b. H. RM. o.5o.

Neuauflage der auch für geopolitische Schulungszwecke recht brauchbaren kleinen Sammlung von Schwarz-Weiß-Kärtchen, die jetzt um sechs neue Blätter vermehrt ist. Sehr wichtig für die Verwendung der Sammlung ist die Beschriftung jeder einzelnen Karte, die das Wesentlichste knapp und klar herausstellt.

Deutscher Kolonial-Atlas. Hrsg. im Einvernehmen mit der Deutschen Kolonialgesellschaft nach den v. Paul Brigade und Max Moisel entworfenen Kt. Bearb. von Fritz Lange. Mit e. Geleitwort von Gouv. a. D. Dr. Schnee. 20. Jahrg. Berlin 1936, Verlag Dietrich Reimer. RM. 2.50.

Das Wiedererscheinen des bekannten, 1918 zum letztenmal herausgegebenen, vor dem Krieg überall gut eingeführten Atlasses ist wärmstens zu begrüßen. Die jetzt auf sechs farbige Karten beschränkte Wiedergabe der uns entrissenen Kolonialgebiete wird durch einen knappen, aber das Wichtigste klar hervorhebenden Text über Land, Bevölkerung und Wirtschaft ergänzt. Hierbei ist namentlich der Wert der Kolonialgebiete als Rohstofflieferanten hervorgehoben.

Harms. Der Lebensraum der Obersachsen, ein volksdeutscher Heimatatlas, 25×33 cm, 19 S. Hrsg. von Moritz Durach, Ernst Neef und Richard Vogel. Verlagsanstalt List & von Bressensdorf, Leipzig 1936. Preis geb. RM. 2,15, mit Textheft RM. 2.40.

Setzt die Reihe der kleinen, unterrichtsmäßig gut aufgebauten, reichhaltigen Heimatatlanten des Verlages fort. Gerade der vorliegende Atlas, dem begrüßenswerterweise ein kleiner Erläuterungstextband beigegeben ist, behandelt neben den topographischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten insbesondere auch infolge der Grenzlage Sachsens die völkischen Verhältnisse und damit zugleich die geopolitischen Probleme hinsichtlich der Tschechoslowakei.

KURT ROEPKE: Bibliographie der Geopolitik

Bemerkung: Die Bibliographie verzeichnet laufend die neueste deutschsprachige Literatur zur Geopolitik mit Ausnahme der in der „Zs. f. Geopolitik" erscheinenden Aufsätze. In der Titelfassung dient das „Lit. Zbl. f. Deutschland" als Vorbild. Selbständig erschienene Arbeiten sind durch *, Aufsätze usw. durch „In:" gekennzeichnet. Ergänzungen der Titelaufnahmen durch den Verfasser stehen in ( ), wenn sie dem Objekt selbst, in [ ], wenn sie anderen Quellen entnommen sind.

1. Allgemeine Fragen

Behrens, H.: Nationalsozialistische und faschistische koloniale Siedlungspolitik In: Dt. Lebensraum Jg. 5, 1937, 1. S. 2—12.

Böheim, F.: Politik ist Schicksal. In: Volk u. Führung Jg. 3, 1937, 1. S. 2—7.

Fehrle, E.: Volkstum und Staat. In: Oberdt. Zs. f. Volkskunde Jg. 10, 1936, 1. S. 1—10.

Einheitliche Führung in der Geopolitik sichergestellt! In: Kurhess. Erzieher Jg. 81, 1937, 5. S. 70.

Geramb, V. v.: Zu den volkskundlichen Grundfragen. In: Niederdt. Zs. f. Volkskunde Jg. 14, 1936, 3/4. S. 155—164.

*Haushofer, K.: Weltpolitik von heute. Mit 114 Abb. u. 59 Kt. (64.—70. Tsd.) Berlin: „Zeitgeschichte" Verl. [1937]. 271 S. Gr. 8°. 5,50 RM.; Lw. 6,50 RM. — 1. Rohstoff u. Werkzeug d. Weltpolitik; 2. Arbeitsbegriffe d. Weltpolitik von heute; 3. Aussichten der Weltpolitik.

*Heberle, R.: Auslandvolkstum. Leipzig: Hirzel 1936. 33 S. Gr. 8° = Archiv f. Bevölkerungswissenschaft u. Bevölkerungspolitik. Bd. 6, Beih. 2. 2,— RM. — Soziologische Betrachtungen zum Studium d. Deutschtums im Ausland.

Heinz, L.: Geopolitische Tatsachen im Geschichtsunterricht der Volksschule. In: Der Dt. Volkserzieher Jg. 2, 1937, 2. S. 72—79.

*Helbok, A.: Biologische Volkstumsgeschichte. Leipzig, Berlin: Teubner 1936. 19 S. Gr. 8° = Stoffe u. Gestalten d. dt. Geschichte. Bd. 2, H. 3. —,70 RM.

Hoffmann, R.: Aktive Verkehrs- und Raumpolitik. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1937, 4. S. 148—156.

*Kelter, Fr.: Das Volk als Grundbegriff der Staatslehre. Lünen i. W. 1936: Fricke. 91 S. 8°. — Bemühung um e. Beitrag zur nationalsozialistischen Staatswissenschaft. Diss. Münster.

*Klemmt, A.: Volk und Staat. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1936. 23 S. Gr. 8° = Schriften der Dt. Hochschule f. Politik. H. 20. —,80 RM.

Koenigs, G.: Raumordnung — Raumforschung — Verkehrspolitik! In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1937, 4. S. 142—144.

Lang, H.: Volk ohne Raum — Kampf um den Lebensraum. In: Die Dorfgemeinscnaft Jg. 4, 1936, 12. S. 459—469; Jg. 5, 1937, 1. S. 23—31. — Eine Unterrichtseinheit aus Geschichte und Erdkunde.

Markwart, M.: Was sind „Völker ohne Staaten"? In: Volk u. Reich Jg. 13, 1937, 1. S. 30—47.

Mitarbeit der Schule bei der Aufhellung bevölkerungspolitischer Fragen. In: Zs. f. Erdkunde Jg. 5, 1937, 1. S. 21—25.

Raschhofer, H.: Volk und Staat in der italienischen Rechtstheorie des 19. Jahrhunderts. In: Zs. f. ausl. öff. Recht Bd. 6, 1936, 3. S. 538—550.

*Rossbacher, H.: Programm eines Archivs für das politisch-wissenschaftliche Schrifttum. Halberstadt: Doelle & Sohn 1936. 9 S. 8°. —,30 RM.

Ruprecht, P.: Politik, Geopolitik und Technik. In: Wehrtechn. Mhe. Jg. 41, 1937, 2. S. 65—68.

Rusch, M.: Die Siedlung im Zusammenhang der Raumordnung. In: Jahrbuch der deutschen Siedlung 1935. S. 45—55.

Schäfer, O.: Anwendung und Herstellung der geopolitischen Skizze im Geschichtsunterricht. In: Der Dt. Volkserzieher Jg. 2, 1937, 2. S. 80—84.

*Scheibe, W.: Formkräfte der Landschaft. Heidelberg, Berlin: Vowinckel 1936. 39 S. Gr. 8° = Schriften zur Geopolitik. H. 13. 1,— RM.

Schmidt, W.: Rohstoffwirtschaft, geopolitisch gesehen. In: Die Zivilversorgung Jg. 42, 1937, 2. S. 25—26; 3. S. 62—64.

Schultze, E.: Raumschicksal oder Völkerwille? In: Marine-Rdsch. Jg. 42, 1937, 1. S. 4—13. — Volksbiologische Betrachtungen zur Weltgeschichte der Seevölker.

Schulz-Kiesow, P.: Ballungstendenzen der Verkehrsnetze. (Güterpolitik und Raumordnung, Teil II.) In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1937, 4. S. 157—164. — Vgl. den Aufsatz „Gütertarifpolitik u. Raumordnung" in Nr. 3 ders. Zs.

Schwarz, H.: Volkstumsphilosophie. In: Blätter f. Dt. Philosophie Bd 10, 1936, 3. S. 303—311.

Spamer, A.: Aufgaben und Arbeiten der „Abteilung Volkskunde" in der „Reichsgemeinschaft der deutschen Volksforschung". In: Niederdt. Zs. f. Volkskunde Jg. 14, 1936, 3/4. S. 145—154.

*Stavenhagen, K.: Kritische Gänge in die Volkstheorie. Riga: Plates 1936. 119 S. Gr. 8° = Abh. d. Herder-Ges. u. d. Herder-Inst. zu Riga Bd 5, Nr. 7. 4,— RM.

Steche, Th.: Sprachforschung und Landschaftskunde. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1937, 4. S. 165—169.

Troebs, K.: Raumgestaltung als Gemeinschaftswerk. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1937, 4. S. 170—173. — Ergebnisse d. Landes- u. Bezirksplanertagung.

Vossler, K.: Sprache und Nation. In: Mitteilungen d. Akademie z. wiss. Erforschung u. z. Pflege d. Deutschtums Jg. 11, 1936, 3. S. 355—362.

Weser, M. G.: Volk ohne Raum — Raum ohne Volk? In: Afrika-Nachrichten Jg. 18, 1937, 2. S. 30—31.

Winkler, E.: Raumbegriff in der Geographie. In: Peterm. Mittn. Jg. 83, 1937, 2. S. 51—52.

Die Wirkung der Bergflucht auf die Volksgrenzen von F. P. In: Volk u. Reich Jg. 12, 1936, 12. S. 961—964.

Zeck, H. F.: Der Raum als Waffe in Angriff wie Abwehr. In: Geogr. Anz. Jg. 38, 1937, 3. S. 57—59. — Eine wehrgeopolit. Betrachtung.

Zeck, H. F.: Was ist Geopolitik? In: Geogr. Anz. Jg. 38, 1937, 4. S. 78—80. — Wesen u. Wandel d. Begriffes. Vgl. auch ders. in: Praxis d. Volksschule Jg. 46, 1937, 2. S. 55 bis 59.

2. Regionale Arbeiten

Mehrere Erdteile

*Boveri, M.: Das Weltgeschehen am Mittelmeer. Zürich, Leipzig, Berlin: Atlantis-Verl. [1937]. 479 S. mit Ktn.-Skizzen, 1 Kt. Gr. 8°. Lw. 7,50 RM.

Estermann, W.: Das Meer mit den vielen Küsten. In: Länder u. Völker N. F. Jg. 67, 1937, 1. S. 5—8. — Betr. Mittelmeer.

Fischer, O.: Sozialbiologische Fragen überseeischer deutscher Volksgruppen. In: Arcniv f. Bevölkerungswiss. Jg. 6, 1936, 6. S. 400 bis 414.

Halbfass, W.: Etwas über die räumliche Größe und die Bevölkerungsdichte der Insein der Erde. In: Geogr. Anz. Jg. 38, 1937, 5. S. 111—113.

Kutschera, K.: Friedloser „Stiller Ozean". In: Länder u. Völker N. F. Jg. 67, 1937, 1. S. 1—4.

Paschek, E.: Wehrpolitische Übersicht. In: Militärwiss. Mittn. Jg. 68, 1937, Jan. S. 40 bis 63; Febr. S. 110—132.

Reichelt, E.: Portugals Kolonialbesitz in den Wandlungen der Weltpolitik. In Marine-Rdsch. Jg. 42, 1937, 1. S. 14—23.

Scheuner, U.: Die heutige Lage im Mittelmeer und das englisch-italienische Mittelmeerabkommen. In: Zs. f. Politik Bd 27, 1937, 1/2. S. 60—71.

Schnoeckel, P.: Die deutsche Südsee. In: Dt. Kolonial-Dienst Jg. 1, 1936, 5. S. 9—11.

Viator: Europa und Ostasien. In: Europ. Revue Jg. 13, 1937, 1. S. 1—8.

Vogel, W.: Zur Geopolitik des Mittelmeeres. In: Volk u. Reich Jg. 12, 1936, 12. S. 905 bis 914. — Umfassende geopolit. Betrachtung d. Mittelmeerraumes u. der Auseinandersetzungen, die in diesem Raum von d. Frühzeit bis zur Gegenwart stattgefunden haben.

Welchert, H.-H.: Englands Stellung im Mittelmeerraum. In: Volk u. Reich Jg. 12, 1936, 12. S. 915—924. — Analyse d. engl. Mittelmeerinteressen.

Deutschland (deutsches Sprachgebiet)

*Deutsches Archiv für Landes- u. Volksforschung. Hrsg.: A(lbert) Brackmann, H(ugo) Hassinger, Fr. Metz. Schriftl.: [E]mil] Meynen. Jg. 1. 1937 (4 Hefte), H. 1. Jan. Leipzig: Hirzel 1937. 256 S., 4 Bl. Abb., 4 Kt. 4°. Jährl. 20,—; Einzelh. 6,— RM.

Aubin, H.: Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung Jg. 1, 1937, 1. S. 37—70.

*Bach, A.: Deutsche Volkskunde. Leipzig: Hirzel 1937. XX, 530 S. 4°. 17,80 RM.; Lw. 19,60 RM. — Ihre Wege, Ergebnisse u. Aufgaben. Eine Einführung. Mit 18 Ktn.-Beigaben.

Böhler, J.: Die Bevölkerungsverhältnisse in der Pfalz und Rheinhessen mit Randgebieten. In: Festschrift z. Hundertjahrfeier d. Ver. f. Geogr. u. Statistik Frankfurt a. M. Frankfurt 1936. S. 231—238.

*Burgdörfer, Fr.: Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich. Tatsachen u. Kritik. Heidelberg: Vowinckel 1937. 84 S. mit Abb., 2 Taf. 8°. 2,40 RM.

*Dreyhaus, H., E. L. Schmidt, A. H. Ziegfeld: Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß. Mit 59 Kt. im Text, 6 Stammtaf., 1 Zeittaf. u. 31 Abb. im Anh. Braunschweig, Berlin, Hamburg: Westermann [1937]. 239 S., 8 Bl. Abb. Gr. 8° = Volk u. Boden. Ein Wegweiser durch d. dt. Volksgeschichte auf geopolit. Grundlage. 2. Lw. 4,80 RM.

*Grapentin, O.: Das Reich Adolf Hitlers in seinem geschichtlich-politischen Werden und Ausbau. Frankfurt a. M.: Diesterweg 1937. 153 S. Gr. 8° = Der nationalpolit. Unterricht. Bd 1. 3,40 RM. — Teil 1: Vom 1. zum 2. Reich; Teil 2: Das 3. Reich.

Hamel, W.: Danzig. In: Jugend u. Recht Jg. 11, 1937, 1. S. 2—4; 2. S. 41—46.

*Hampe, K.: Der Zug nach dem Osten. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin: Teubner 1937. 108 S. Kl. 8° = Aus Natur u. Geisteswelt. Bd 731. Hlw. 1,80 RM. — Die kolonisator. Großtat d. dt. Volkes im Mittelalter.

Hassinger, H.: Das Burgenland und der Stand seiner wissenschaftlichen Erforschung im Spiegel des „Burgenlandatlasses". In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung Jg. 1, 1937, 1. S. 147—173. — Mit 1 Bildtafel.

Haushofer, K.: Die geopolitische Lage und Bedeutung der Oberen Donau. In: Süddt. Wasserstraßen Jg. 13, 1937, Febr. S. 5—10.

*Hofmann, K.: Die germanische Besiedelung Nordbadens. Heidelberg: Winter 1937. 66 S. 8°. 1,85 RM.

Jannoch, H.: Die deutsch-tschechische Sprachgrenze am Fuße des Hohen Böhmerwaldes. Leipzig: Jordan & Gramberg 1936 99 S., 2 Taf. 8°. 3,— RM. — Zugleich Leipzig, Phil. Diss.

Kammradt, Fr.: Das Magdeburger Land in der Siedlungs- und Bevölkerungspolitik des preußischen Staates. In: Mitteldt. Kulturwart Jg. 76, 1937, Febr. S. 47—52.

*Kötzschke, R., u. W. Ebert: Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. Leipzig: Bibliogr. Inst. (1937). 251 S. Gr. 8°. Lw. 5,80 RM.

*Krampe, R.: Pommersches Volkstum. Halle: Schroedel (1936). 43 S. mit Abb. Gr. 8°. —,60 RM.

Kunnert, H.: Bibliographie zur Landes- und Volkskunde des Burgenlandes. In: Südostdt. Forschungen, hrsg. von F. Valjavec. 1, 1936. S. 295—300.

*(Lindner, H.): Sachsen — Land und Volk. Dresden: Nat.-soz. Verlag f. d. Gau Sachsen (1936). 127 S. mit Abb. 4°. — Querschnitt durch Werden u. Schaffen eines Grenzlandgaues. Hrsg. mit Unterstützung amtl. Stellen.

*Loesch, K. C. von: Die Gliederung der deutschen Volksgrenze. Mit 1 Tab. u. 1 Übersichtskt. Berlin: Volk u. Reich Verl. 1937. 24 S. Gr. 8° = Mitteleurop. Schriftenreihe. Bd 4. 1,50 RM.

*Mecking, L.: Der niederdeutsche Raum. Sein Landschaftscharakter u. Siedlungsbild. — F. Keiter: Die rassischen Verhältnisse Niederdeutschlands. Hamburg: Boysen 1936. 36 S. mit Abb. Gr. 8° = Das niederdt. Hamburg. 4/5. 1,65 RM.

Metz, Fr.: Landschaft und Siedlung am Hochrhein. In: Zs. f. Binnenschiffahrt Jg. 69, 1937, 1. S. 17—19.

Metz, Fr.: Wilhelm Heinrich Riehl und die Erforschung der deutschen Grenzlande. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung Jg. 1, 1937, 1. S. 1—24.

*Natau, O.: Mundart und Siedelung im nordöstlichen Ostpreußen. Königsberg: Ost-Europa-Verl. 1937. VII, 308 S. mit Kt. 8° = Schriften d. Albertus-Universität, Geisteswiss. Reihe. Bd. 4. 10,50 RM. — Zugleich Königsberg, Phil. Diss.

Neumann, O.: Schicksalslinien im deutschen Ostraume. In: Der Dt. Volkserzieher Jg. 2, 1937, 2. S. 64—72.

*Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum. Hrsg. v. Univ.-Prof. Dr. J. Nadler u. Univ.-Prof. Dr. H. v. Srbik. 4. Aufl. Salzburg-Leipzig: Pustet 1937. 404 S. Gr. 8°. 5,70 RM.; Lw. 6,90 RM.

Ost, H. G.: Die Besiedlung der nördlichen Grenzmark und des südöstlichen Hinterpommerns im 16. Jahrhundert. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung Jg. 1, 1937, 1. S. 180—193. — Nach e. Vortrag in d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde in Stettin im März 1936; vgl. Monatsblätter d. Ges.

f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde Jg. 50. S. 96ff.

*Paul, G.: Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes. Mit 82 Abb. u. Kt. 2. unveränd. Auflage. München: J. F. Lehmann 1936. 478 S. Gr. 8°. 10,— RM.; Lw. 12,— RM.

Röhr, E.: Der Atlas der deutschen Volkskunde. In: Niederdt. Zs. f. Volkskunde Jg. 14, 1936, 3/4. S. 165—184.

Rogmann, H.: Die Bevölkerungslage in Schlesien und im schlesischen Vorfeld. In: Schles. Jb. f. dt. Kulturarbeit Jg. 9, 1937. S. 93—111.

Schleinitz, H.: Die Umgestaltung des Landschaftsbildes durch die mittelalterliche ostdeutsche Kolonisation. In: Grenzmärk. Heimatblätter Jg. 13, 1937, 1. S. 29—41.

Schlenger, H.: Wald und Siedlungsflächen im gesamtschlesischen Raum um 1200. In: Schles. Jb. f. dt. Kulturarbeit Jg. 9, 1937. S. 9—20.

*Schultze, J. H.: Deutsche Siedlung. Raumordnung und Siedlungswesen im Reich und in den Kolonien. Stuttgart: Enke 1937. 158 S. Gr. 8°. 6,20 RM.; Lw. 7,80 RM.

Schwarz, E.: Fortschritte und Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Volksforschung in den Sudetenländern. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung Jg. 1, 1937, 1. S. 216 bis 223.

Springenschmid, K.: Deutschland kämpft für Europa. In: Der Schulungsbrief Jg. 4, 1937, 1. S. 39—40; 2. S. 75—76. — Geopolit. Tatsachen in Einzeldarstellungen.

Springenschmid, K. Deutschlands Kampf für Europa. In: Der getreue Eckart Jg. 14, 1937, 6. S. 423—428. — Die führende Stellung d. deutschen Volkes in Europa u. ihre geopolit. Voraussetzungen.

Steinbach, F.: Die westdeutsche Volksgrenze als Frage und Forschungsaufgabe der politischen Geschichte. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung Jg. 1, 1937, 1. S. 25 bis 36.

*Stroh, F.: Der Atlas der deutschen Volkskunde. Gießen 1936: von Münchow. 8 S., 1 Taf. Gr. 8°.

*Stuhlfath, W.: Deutsches Schicksal. Ein raum- und volkspolit. Erziehungsbuch. 7. Aufl. Langensalza: Beltz (1937). 6 S., 64 Kt.-Bl. Kl. 8° = Volk an d. Arbeit, H. 6/7. 1,40 RM.

*Sudetendeutschtum. Ein Land, e. Volk u. s. Arbeit. (Zsstellg u. Bildausw. bes. F. Heger.) Böhmisch-Leipa: Kaiser (1936). 256 S. 4°. Hldr. 30,— RM.

Teubert, W.: Verkehrspolitik in der Neuordnung des deutschen Raumes. In: Raumforschung u. Raumordnung Jg. 1, 1937, 4. S. 145—148.

Theiss, J. G.: Die Entstehung des nachmittelalterlichen Deutschtums in Ostmitteleuropa. In: Volk u. Reich Jg. 13, 1937, 1. S. 10—15. — Diesem Aufsatz ging eine im Dezemberheft 1935 veröff. Arbeit des gleichen Verfassers voraus.

Thiess, J.: Bremen, das geopolitische Bild einer Welthafenstadt. In: Praxis d. Volksschule Jg. 46, 1937, 3. S. 75—83.

Voggenreiter, F.: Die Rhein-Main-Donau-Verbindungen in ihrer geschichtlichen, geopolitischen und wirtschaftlichen Bedeutung. In: Zs. f. Erdkunde Jg. 5, 1937, 3. S. 118 bis 131.

Widenbauer, G.: Deutschland und Böhmen. In: Deutschlands Erneuerung Jg. 21, 1937, 2. S. 70—80. — Wie Böhmen durch deutsche Schuld „vertschecht" wurde.

Übriges Europa

*Blaschke, H. A.: Die politische und wirtschaftliche Konstellation im Ostseeraum. Kiel 1936: KZ-Druckerei. 63 S. mit Ktn.-Skizzen. 8°. — Beitrag zur Strukturanalyse des Ostseeraumes. Diss. Rostock.

*Christiansen, Fr.: Das spanische Volk. Sein wahres Gesicht. (Mit 261 Abb. d. Verf., 1 Notenbl. und 1 Spanien-Landkarte.) Leipzig: Bibl. Inst. (1937). 521 S. Gr. 8°. Lw. 5,80 RM. — Volks- und Landeskunde.

*Donauraum. Beiträge zur Frage d. wirtschaftl. Annäherung u. Zusammenarbeit d. Donaustaaten. Hrsg. v. Roman Frh. v. Procházka. [6 Lfgn. 1.] Wien [I, Rosengasse 2]: Juristisch-volkswirtsch. Verl. 1937. 4°. — Für vollst., Subskr. Pr. 8,— S. — [1] Der gegenwärt. Stand d. Donauraumpläne. Eine Sammlung grundsätzl. Abhandlungen u. Pressestimmen. 24 S.

Ernst, W.: Raum und Recht. In: Volk u. Reich Jg. 13, 1937, 1. S. 1—7. — Ein Beitrag zum Fragenkreis Südosteuropa.

Eyke, T.: Ukraine-Tragödie. In: Wille u. Macht Jg. 5, 1937, 4. S. 9—17.

Fischer, R.: Wo ist Europa? In: Volk u. Reich Jg. 13, 1937, 2. S. 122—127. — Untersuchung der geistigen Grundlagen für d. Herstellung einer polit. Einheit in Europa.

*Südostdeutsche Forschungen. Hrsg. im Auftr. d. Inst. zur Erforschung d. deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München von Fritz Valjavec. 1. (1936). München: Schick 1936. VI, 311 S. 4°. 7,— RM.

(Giere, W.): Bestandsaufnahme des estländischen Deutschtums. In: Dt. Arbeit Jg. 37, 1937, 1. S. 17—23.

Giere, W.: Bevölkerungsverschiebungen im ostbaltischen Raum. In: Volk u. Reich Jg. 13, 1937, 1. S. 15—30. — Die Entwicklung der baltischen Randstaaten ist besonders aufschlußreich für d. Veränderungen in d. Bevölkerungsentwicklung in Osteuropa.

Grothe, H.: Die Wanderungsbewegung der Kulturvölker im Lichte geopolitischer Betrachtung (Fortsetzung). In: Archiv f. Wanderungswesen Jg. 8, 1936, 3. S. 83—88. — Behandelt wird Frankreich, Holland, d. britische Insel und Irland. Vgl. hierzu d. früheren Aufsätze dess. Verf. in: Arch. f. Wanderungswesen Jg. 5, 1932, 3/4. S. 95—98; Jg. 7, 1934, 1. S. 5—11.

(Hofmann, S. F.): Bevölkerungspolitisches aus der Gottschee. In: Südostdt. Forschungen, hrsg. von F. Valjavec. 1, 1936. S. 308—311.

Keuchenius, E.: Siedlungspläne in den Niederlanden. In: Die Sonne Jg. 13, 1936, 12. S. 547—560. — Übers. aus d. Holländischen von M. R. Gerstenhauer.

Loesch, K. C. von: Italien und der Donauraum. In: Volk u. Reich Jg. 12, 1936, 12. S. 929—935. — Die Zusammenhänge zwischen Italien u. d. Donauraum sind für d. europ. Politik besonders wichtig, weil sie d. Donauproblem mit dem Mittelmeerproblem verknüpfen.

Maull, O.: Die Lage in Europa. Geopolitische Berichterstattung. In: Zs. f. Erdkunde Jg. 5, 1937, 1. S. 25—29.

Um den Ostseeraum. In: Niederdt. Welt Jg. 12, 1937, 1. S. 1—3.

*Petri, F.: Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Mit 6 Taf., 47 Text- und 2 Übersichtskt. [2 Halbbde]. Halbband 1. 2. Bonn: Röhrscheid 1937. XLIII, 768 S. S. 769—1041. Gr. 8°. — Veröffentlichung d. Inst. f. geschichtl. Landeskunde d. Rheinlande an d. Univ. Bonn. 25,— RM. — Die fränkische Landnahme in Frankreich und den Niederlanden u. d. Bildung der westlichen Sprachgrenze.

Püllmann, A.: Mare balticum — Europas Schicksalsmeer. In: Länder u. Völker N. F. Jg. 67, 1937, 1. S. 15—19.

(Sachse, H.): Die Verluste des ungarländischen Deutschtums. In: Dt. Arbeit Jg. 37, 1937, 2. S. 57—63. — Nach d. amtl. ungarischen Volkszählungen von 1920 u. 1930.

Schaal, R.: Eine Fahrt zu den Donauschwaben in der Batschka. In: Zs. f. Erdkunde Jg. 5, 1937, 2. S. 59—72.

Schramm, E.: Die geistigen und politischen Voraussetzungen des spanischen Bürgerkrieges. In: Zs. f. Politik. Bd. 27, 1937, 1/2. S. 41—59.

*Schuon, G.: Die nordöstliche Schwäbische Türkei. Schramberg (Schwarzwald) 1936: Gatzer & Hahn. 93 S. mit Pl.-Skizzen, 5 Bl. Abb., 9 Ktn. 8°. — Ein Beitrag zur Geographie d. deutschen Bauerntums im heutigen Südungarn. Diss. Tübingen. — Im Buchh. bei Ausland u. Heimat, Stuttgart, als: Schriften d. Dt. Auslands-Inst. Stuttgart. Neue Reihe, Bd. 3. 2,— RM.

*Seraphim, P.-H.: Die Ostseehäfen und der Ostseeverkehr. Berlin: Volk u. Reich Verl. 1937. 314 S. mit Fig., 15 S. Ktn.-Skizzen u. Pl. Gr. 8° = Schriften des Inst. f. osteurop. Wirtschaft am Staatswiss. Inst. d. Univ. Königsberg. 15,— RM. — Ein bes. Abschnitt beh. d. Wirtschafts- und Verkehrsstruktur d. Ostseeraumes, insbes. den ostbaltischen und russischen, d. ostdeutschen u. d. skandinavischen Wirtschaftsraum.

Seraphim, H.-J.: Das Schrifttum über Agrarverfassung und Agrarpolitik der deutschen Volksgruppen in Nordost- und Südosteuropa. In: Dt. Archiv f. Landes- und Volksforschung Jg. 1, 1937, 1. S. 194—204. — I. Einige Arbeiten über d. baltischen Länder. (In zwangloser Folge sollen in den nächsten Heften weitere Gebiete behandelt werden.)

Severus: Italiens Mittelmeerstellung. In: Volk u. Reich Jg. 12, 1936, 12. S. 924—929.

(Stewner, E.): Vom Deutschtum Wolhyniens. In: Dt. Arbeit Jg. 37, 1937, 1. S. 11—17.

Triarius: Die Aaland-Inseln. In: Wehrfront Jg. 4, 1937, 4. S. 98—100.

Die Volkstumsarbeit der Tschechen und Slowaken im Ausland. In: Volk u. Führung Jg. 3, 1937, 1. S. 14—16.

Weidlein, J.: Die volklichen Verhältnisse in der Schwäbischen Türkei im 18. Jahrhundert. In: Südostdt. Forschungen. I, 1936. S. 60—78.

Zatschek, H.: Die Witigonen und die Besiedlung Südböhmens. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung Jg. 1, 1937, 1. S. 110 bis 130. — Die Abhandlung gibt mit einigen Zusätzen u. unwesentl. Veränderungen e. Vortrag wieder, den Verf. am 27. Sept. 1936 in Linz gehalten hat. — Mit 1 Bildtaf. u. 1 Kt.

Asien

Atay, F. R.: Die Türkei von Montreux. In: Europ. Revue Jg. 13, 1937, 2. S. 97—105. — Die Meerengenfrage u. d. Mittelmeer; die Sandschak-Frage.

Aust, O.: Die bevölkerungspolitische Lage in Ostasien. In: Die Dt. Kämpferin Jg. 4, 1937, 11. S. 415—419.

Borch, H. v.: Die Schicksalsfrage des Fernen Ostens — Japans historische Politik. In: Dt. Adelsblatt Jg. 55, 1937, 8. S. 226—227.

Borcke, K. von: Die strategische Lage der Türkei. In: Militär-Wochenblatt Jg. 121, 1937, 29. S. 1650—1652.

Duda, H. W.: Die neue Türkei. In: Die bad. Schule Jg. 3, 1936, 12. S. 279—282.

Eckert, G.: Die Zahl der Asiaten in der Südsee. In: Arch. f. Wanderungswesen Jg. 8, 1936, 3. S. 94—99.

Fenzel, G.: Über die Notwendigkeit der chinesischen Innenkolonisation. In: Ostasiat. Rdsch. Jg. 18, 1937, 1. S. 18—24.

Fochler-Hauke, G.: Wirtschaftsgeographische und wirtschaftspolitische Betrachtungen über die Mandschurei. In: Mittn. d. Geogr. Ges. München. Bd 29, 1936. S. 39—62.

*Fochler-Hauke, G.: Der Ferne Osten. Mit 6 Ktn. Leipzig u. Berlin: Teubner 1936. VIII, 70 S. 8°. — Macht und Erde, H. 3. 1,40 RM. — Macht- u. Wirtschaftskampf in Ostasien.

Otte, Fr.: China: Land und Volk. In: Sinica Jg. 11: 1936, 5/6. S. 158—171. — Ein staatswissenschaftlicher Überblick, wobei vor allem die Geopolitik und das, was Staat und Volk betrifft, behandelt wird.

(Rahman, H.): Strukturwandel der islamischen Welt. In: Europ. Revue Jg. 13, 1937, 2. S. 154—157; S. 160—161.

Rohrbach, P.: Staats- und Volksgedanke in China. In: Die Hilfe Jg. 43, 1937, 1. S. 1 bis 4.

Sigismund, Fr.: Nepal, ein arisch beherrschter Staat in Vorderindien. In: Rasse Jg. 4, 1937, 1. S. 22—26.

Stoye, J.: Japan — Volk und Raum. In: Der Naturforscher Jg. 13, 1937, 11. S. 377 bis 382.

Afrika

Heyer, B.: Probleme Südafrikas. In: Dt. Lebensraum Jg. 5, 1937, 1. S. 17—22.

*Waibel, L.: Die Rohstoffgebiete des tropischen Afrika. Mit 20 Ktn. im Text u. 2 farb. Ktn.-Beil. Leipzig: Bibliogr. Inst. (1937). 224 S. Gr. 8°. Lw. 18,— RM.

*Winkler, H.: Ägyptische Volkskunde. Mit 110 Taf. Stuttgart: Kohlhammer 1936. XX, 509 S., 1 Kt. Gr. 8°. 39,— RM.

Amerika

Blesch, J.: Panamerikanische Politik und Völkerbund. In: Europ. Revue Jg. 13, 1937, 2. S. 105—115.

(Gerlach, H.): Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. In: Dt. Lebensraum Jg. 5, 1937, 1. S. 28—32.

Rheinbaben, Frh. von: Die Panamerikanische Konferenz in Buenos Aires. In: Zs. f. Politik Bd 27, 1937, 1/2. S. 1—21.

*Schott, C.: Landnahme und Kolonisation in Canada am Beispiel Südontarios. Mit 59 Fig. im Text u. 55 Abb. auf Kunstdrucktaf. Kiel: (Geogr. Inst. d. Univ.) 1936. XV, 330 S. Gr. 8° = Schriften d. Geogr. Inst. d. Univ. Kiel. Bd. 6. 12,— RM.

Ullmann, H.: Sao Paulo. In: Europ. Revue Jg. 13, 1937, 2. S. 136—143. — Brasilianische Probleme.

Diesem Hefte sind drei Werbeblätter beigefügt, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Buchhandlung des Waisenhauses Berlin für das Werk „Imperium — Faschismus"; Kohlhammer-Verlag, Stuttgart; Heilquelle Karlssprudel, Euskirchen, für ihren Sprudel.

Welt-Rundfunk

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Kurt Wagenführ, Berlin

1937 April Nr. 2

Reichspostminister Dr.-Ing. e. h. OHNESORGE:
Das Fernsehen — Möglichkeiten und Erreichtes

In einer nun glücklich überwundenen Zeit, die in der Wirtschaft das Schicksal der Menschheit zu sehen wähnte, mußte auch der Nachrichtenaustausch von den Fesseln materialistischer Einstellung sich beengt fühlen. Erst der Nationalsozialismus erhob das Nachrichtenwesen aus der unbefriedigenden Rolle einer auf Rentabilität eingestellten Dienerin der Wirtschaft und setzte ihr das Ziel, der Volksgemeinschaft ein möglichst vollkommenes Werkzeug zur Festigung der inneren Verbundenheit zur Verfügung zu stellen.

Nachdem als dritte Stufe des Nachrichtenverkehrs, als bislang letzte Vervollkommnung der Nachrichtentechnik das Fernsehen entwickelt wurde, stand die Deutsche Reichspost als Treuhänderin des gesamten Deutschen Nachrichtenwesens damit vor der Aufgabe, auch diesen jüngsten Zweig mit allen Mitteln ohne Rücksicht auf den gegenwärtigen wirtschaftlichen Nutzen zu fördern.

Es lagen zwei Anwendungsarten nahe:

1. Die Ausstrahlung von „Tonbildern" an beliebige Empfänger (Fernsehrundfunk).
2. Der Austausch des eigenen Bildes und der eigenen Sprache zwischen bestimmten in beliebiger räumlicher Entfernung voneinander befindlichen Partnern (Fernsehsprechverkehr).

Beide Betriebsarten stehen in einer fruchtbaren Wechselwirkung: Während der Fernsehrundfunk die Sende- und Empfangseinrichtungen dem jüngeren Fernsehsprechverkehr in betriebsreifem Zustand überließ, kamen die für letzteren entwickelten Kabelwege (sog. Breitbandkabel) sehr bald wiederum dem Fernsehrundfunk zugute; halfen sie ihm doch, die engen Grenzen zu überwinden, die der drahtlosen Ausbreitung der Fernsehdarbietungen nun einmal durch die Charakteristik der dafür geeigneten Wellenart gesetzt sind. Die Breite des hierbei zu übertragenden Frequenzbandes (über 1 Million Hertz) bedingt nämlich die Verwendung ultrakurzer Wellen; und diese haben die Eigenschaft, sich vorwiegend gradlinig bis etwa auf optische Sichtweite von der Höhenlage der Sendeantenne auszubreiten, so daß ihre Reichweite im Gegensatz zu den Rundfunkwellen durch die Erdkrümmung begrenzt wird.

Hiermit wird ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Fernsehrundfunk und dem gewöhnlichen akustischen Rundfunk berührt. Die Darbietungen des letzteren breiten sich ohne Rücksicht auf Grenzpfähle über Länder und Meere aus, gleichviel ob sie als willkommene Gäste oder verhaßte Eindringlinge empfunden werden. Die Grenzen seiner Wirksamkeit liegen also nicht im Räumlichen, sondern vielmehr in der Mannigfaltigkeit der Sprachen, ist doch die Mehrzahl der Menschen nur einer Sprache mächtig.

Ganz anders beim Fernsehrundfunk! Das Bild kennt keine Sprachschranken. Es redet zu jedem in derselben Sprache, wird überall verstanden und wirkt irgendwie auf alle ohne Unterschied der Rasse oder Bildung. Es übertrifft in einer Beziehung selbst die Muttersprache: das Bild wirkt glaubwürdiger als das Wort; sind wir doch gewohnt, unseren Augen mehr zu trauen als unseren Ohren.

Diese überragende propagandistische Bedeutung kann sich allerdings nach dem jetzigen Entwicklungsstande — anders als beim akustischen Rundfunk — außerhalb schmaler Grenzstreifen nur im Einvernehmen der beteiligten Länder auswirken, weil die Überbrückung größerer Entfernungen nur auf dem Kabelwege möglich ist. Wenn verkehrstechnische Fortschritte die Völker einander näherbrachten, so nahmen infolge ihrer Verwendung in der Politik häufig auch die Reibungsmöglichkeiten zu.

Beim Fernsehen werden dagegen gerade die eigenartigen Ausbreitungsbedingungen sicherstellen, daß es eher Wegbereiter gegenseitigen Verständnisses sein wird.

Wie der Fernsehsprechverkehr den Kontakt zwischen beiden Gesprächspartnern zum absolut sicheren und unverfälschten gestaltet, so kann der Fernsehrundfunk nicht nur die innigste gefühlsmäßige und politische Brücke zwischen Führer und Volk werden, sondern schließlich auch eine Brücke zwischen den Völkern abgeben, die sich seiner zu bedienen wissen.

Die Einführungsbedingungen für den Fernsehrundfunk liegen in den einzelnen Ländern sehr verschieden. Die hohen Kosten der Breitbandkabel könnten zunächst die drahtlose Versorgung größerer Flächen erwünscht erscheinen lassen. Wegen der Beschränkung der Reichweite auf die optische Sicht ist dies aber nur möglich, wenn geeignete Bergkuppen usw. für die Aufstellung der Sender verfügbar sind, die eine weitere Umgebung beherrschen. Die Strahlungswirkung ist indessen auch dann keineswegs nach allen Richtungen gleichmäßig, weil die geologische Beschaffenheit des Bodens (Grundwasserverhältnisse, Waldbestand, Erz- und Kohlelager) bei der Fortpflanzung der Strahlung eine bedeutende Rolle spielen, wie unsere Versuche mit fahrbaren Fernsehsendern auf den Kuppen des Brockens und des Feldbergs (Taunus) gezeigt haben. Die Versorgung größerer Flächen auf dem Drahtwege, der von allen solchen Beeinflussungen frei ist, wird aber der Kosten wegen zunächst doch nur Gebiete größerer Bevölkerungsdichte bevorzugen müssen; sie ist in den weiten dünnbesiedelten Flächen Nordamerikas schwieriger als in unserer Heimat.

So steht heute die praktische Anwendung des Fernsehens überall noch in den Anfängen. Deutschland hat den Vorzug, daß es als erstes Land der Welt den Fern-

sehrundfunk und das Fernsehsprechen betriebsmäßig, wenn auch zunächst nur in beschränktem Umfang, eingeführt hat. In der Reichshauptstadt läuft seit zwei Jahren ein Fernsehrundfunkbetrieb. Zwei Sender unterhalb des Funkturms in Berlin versorgen das Stadtgebiet mit Bild und Ton. In 15 Fernsehstuben, die der Öffentlichkeit zur unentgeltlichen Benutzung freigegeben sind, können Vorträge, kleine Bühnenszenen und Filmdarbietungen auf drahtlosem Wege gesehen und gehört werden. Der Fernsehsprechverkehr ist am 1. März 1936 auf der Strecke Berlin—Leipzig zum erstenmal eingeführt worden. Diese in der Welt einzigartige technische Einrichtung gibt den am Telephon miteinander Sprechenden die Möglichkeit, sich gleichzeitig gegenseitig zu sehen, das Gespräch durch Mienenspiel zu beleben und daneben sich der Sicherheit zu erfreuen, daß jede Verwechslung oder Täuschung des Gesprächspartners ausgeschlossen ist.

Noch in diesem Sommer werden zu den beiden Großstädten Berlin und Leipzig für den Fernsehsprechverkehr die Hauptstadt der Bewegung, München, und die Stadt der Reichsparteitage, Nürnberg, hinzutreten. Bald darauf werden sich nach Fertigstellung der im Bau befindlichen Kabelstrecken noch Hamburg, Frankfurt (Main) und Köln mit ihren Umgebungen hinzugesellen, so daß in absehbarer Zeit schon eine recht bedeutungsvolle Verkehrsgrundlage für das Fernsehsprechen zur Verfügung stehen wird.

Wie ernst es dem Reichspostministerium mit dem Vortreiben der Fernsehentwicklung ist, von der wir vieles für den kulturellen Fortschritt und den Zusammenhalt des deutschen Volkes erhoffen, beweist die Tatsache, daß die tatkräftige Förderung der Fernsehentwicklung eine der aktuellsten Aufgaben für die Forschungsanstalt der Deutschen Reichspost ist, die am 1. Januar 1937 in Berlin ins Leben gerufen wurde. Physiker und Techniker dieses gewaltigen Institus werden restlos wirken, damit das Fernsehen zum Kulturgut des ganzen deutschen Volkes werde.

Julius Somogyváry:
Ungarns Rundfunknachrichtendienst

Der Verfasser des Artikels ist Reichstagsabgeordneter und Direktor der Nachrichten- und Propaganda-Abteilung des Ungarischen Rundfunks, der auf die älteste „gesprochene Zeitung" der Welt zurückblicken kann.

Der ungarische Rundfunk hat — durch ein glückliches Schicksal begünstigt — nicht mit umständlichen und zeitraubenden Experimenten beginnen müssen, da seit 1892 in Budapest der Telephonrundspruch in Betrieb war, dessen Nachrichtendienst schon damals ein festgelegtes Programm hatte. So konnte der ungarische Rundfunk bei seiner Gründung im Jahre 1925 auf eine Erfahrung von 30 Jahren zurückblicken.

Der Telephonrundspruch ist eine Erfindung des genialen ungarischen Ingenieurs Tivadar Puskás, der lange Jahre unter Edison arbeitete. Seinem Wesen nach ist der Telephonrundspruch ein Rundfunkbetrieb, der jedoch — und hier liegt der

Unterschied — mit einem Kabelleitungsnetz arbeitet, über das er von seinem eigenen Senderaum Vorlesungen, Konzerte und Nachrichten vermittelte. Er übertrug aber auch Stücke aus dem Opernhause und den verschiedenen Theatern der Hauptstadt. Es ist besonders zu bemerken, daß schon im Jahre 1894 auch Übertragungen von Vorstellungen der Budapester Oper auf eine Entfernung von 300 km in die Städte Szeged und Miskolcz durchgeführt wurden.

Als nun 1925 der Telephonrundspruchgesellschaft auch die Rundfunkkonzession erteilt wurde — „Magyar Telefon Hirmondó és Rádió R. T." heißt die Gesellschaft —, wurden die zwei Programme in ihrem Wesen verschmolzen, d. h. der Rundfunk übernahm vom Telephonrundspruch seine im Laufe von drei Jahrzehnten ausgebildete Programmorganisation und vervollständigte es bis zu seiner heutigen Entwicklungsstufe. (Es sei bemerkt, daß der Telephonrundspruch noch heute besteht, und zwar als Nebenbetrieb des Rundfunks, da die alten Abonnenten an diesem „Ur-Rundspruch" teilweise aus Gewohnheit, teilweise wegen des störungsfreien Empfangs festhielten, abgesehen davon, daß dieser Empfang heutzutage mit Lautsprechern ebenso bequem ist wie der des Rundfunks und die beiden Programme fast immer identisch sind.)

Die Form der Nachrichtensendung hat sich schon eindeutig in den Entwicklungsjahren des Telephonrundspruchs herausgebildet: immer frische, objektive, ganz kurz gefaßte Nachrichten, die frei von jeder Tages- und Parteipolitik sind. Das „Journal parlé" kann nicht Stellung nehmen, unmöglich Leitartikel enthalten, aber auch keine Kriminalchronik oder gerichtliche Rundschau sein; hinsichtlich der letzten Rubrik kann es nur solche Tatsachen aufnehmen, die von allgemeinem Interesse sind und die auch heranwachsende Kinder anhören können. In der Form kann sich die Nachrichtensendung in ihrer Aufmachung der anderer Rundfunkstationen unterscheiden, im Grunde genommen beruht aber jede auf den gleichen Prinzipien.

Wenn der Rundfunk diese Grenze nicht überschreitet, kann er nie ein ernster Konkurrent der Presse werden, sondern im Gegenteil, er ist ihr treuer Verbündeter. Indem er aus den Tagesereignissen das Wichtigste heraushebt, das Auserwählte in kurzer und groß angelegter Form vermittelt, lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Presse.

Wie erwähnt, können wir, wenn wir die Rundfunkstationen der Welt beobachten, von den verschiedenen Sendern eine abwechslungsreiche Form hören. Es gibt Sender, die nur den Ausgangspunkt der Nachricht benennen und nur den kurzen Text der Nachricht verlesen. Andere geben die Nachricht mit einem kleinen Erklärungstext durch, während wieder andere eigene Telegrammtexte funken. Es gibt Sender, die die Nachrichten ohne Unterbrechungen verlesen, andere schalten wieder zwischen den einzelnen Nachrichten Pausen ein, schlagen an eine Glocke oder unterscheiden die einzelnen Nachrichten mit einem Trennwort. Dies gehört selbstverständlich nicht zum Wesen des Nachrichtendienstes, da ja bekanntlich alle Sender dasselbe Ziel ver-

folgen: den Rundfunkhörern die Nachrichten in der angenehmsten und besten Form zu vermitteln. Nachdem der Rundfunktext weder Ausrufungszeichen noch Klammern oder Anführungszeichen gebrauchen und zum Ausdruck bringen kann, muß die Pointierung durch andere Mittel ersetzt werden.

Da wir von der Form sprechen, können wir auch über den Zeitpunkt und die Zeitdauer der einzelnen Nachrichtensendungen nicht hinweggehen. Die einzelnen Zeitpunkte sowie ihre Zeitdauer haben gleichfalls die Erfahrung bestimmt. In Ungarn geschah dies noch während der ersten Jahre des Telephonrundspruchs, so daß der ungarische Rundfunk diese Programmeinteilung von seinem Vorgänger übernahm. Es wurde seither insgesamt nur eine Nachrichtenperiode eingeschaltet, und zwar um 16.45 Uhr. Diese machte der Tagesablauf der Provinz und des Dorfes nötig. Wenn ein Rundfunkhörer alle fünf Nachrichtensendungen des ungarischen Rundfunks anhören kann, so ist er über alle wichtigen Ereignisse und Geschehnisse des Tages vollkommen im Bilde. Dies bedeutet, daß sogar die Gegenden, in die Zeitungen erst sehr verspätet hingelangen, gut informiert sind. Die Erfahrung hat bewiesen, daß der Gesamtzeitraum einer Sendung 10 bis 15 Minuten nicht überschreiten soll. Ausnahme bildet selbstverständlich die Sendung, die außer Nachrichten auch Börsenkurse oder sonstige Verlautbarungen vermittelt.

Das ständige Problem ist der Zeitpunkt der Nachrichtensendung am Abend. Ideal wäre selbstverständlich, wenn dieser Zeitpunkt auch für alle Tage zur gleichen Stunde angesetzt werden könnte. Leider ist dies aber unmöglich, da die Abendkonzerte und Theatervorstellungen nicht immer zum gleichen Zeitpunkte anfangen oder enden, und so ist der Rundfunk gezwungen, sich mit den Abendnachrichten an die Konzertstunden anzupassen. Es kommt also oft vor, daß die Nachrichtenperiode erst zu einer späten Abendstunde angesetzt werden kann. Für die Hörer der mitteleuropäischen Zeitzone wäre dies kein großer Nachteil, aber für die Bewohner des abgetrennten Siebenbürgens, das schon zur osteuropäischen Zeitzone zählt und sich an die Zeiteinteilung der rumänischen Hauptstadt anpassen muß, ist die letzte Nachrichtensendung schon sehr spät.

Diese Millionenmasse kann ihre Nachrichten nicht von dem rumänischen Sender abhören und ist infolge Unkenntnis der rumänischen Sprache auf den Budapester angewiesen. Die ungarischen Bewohner Siebenbürgens haben sich schon des öfteren an Radio Budapest mit der Bitte gewendet, die Nachrichten in die frühen Abendstunden zu verlegen. Es ist dies ein ständiges und vorläufig unlösbares Problem des ungarischen Rundfunks.

Anmerkung der Schriftleitung:

Über die Entwicklung des Ungarischen Rundfunks in seinem ersten Jahrzehnt (1925—1935) ist ein geschmackvolles, reich bebildertes Werkchen erschienen, das über Organisation, Programmaufbau und technische Einrichtungen eine klare und übersichtliche Darstellung gibt. Das Buch „Radio Budapest" ist eine sehr empfehlenswerte Veröffentlichung, die auf 64 Seiten in Wort und Bild alle wesentlichen Fragen berührt.

KURT WAGENFÜHR:
Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt

Das europäische Büro der NBC. veröffentlicht eine Aufstellung ihrer seit 1924 vorgenommenen Übertragungen von Europa nach USA. und umgekehrt. Die Gesamtzahl zeigt bis auf 1933 eine ständige Steigerung, die seit 1934 in den Übernahmen, seit 1935 auch in den Aussendungen eine erhebliche Zunahme zeigt. An der Spitze der Länder, die von USA. übernehmen, steht Deutschland, an erster Stelle der Staaten, von denen Amerika Programme übernimmt, ist England. (Hierbei spielt naturgemäß die gemeinsame Sprache eine Rolle.) Es fällt bei den Gesamtzahlen von Deutschland, England und der Schweiz auf, daß die Zahlen im Vergleich zu denen der anderen Länder sehr hoch sind. Das mag einen Grund darin haben, daß einmal Deutschland und England einen ständigen Rundfunkvertreter (für Deutschland ist es Kurt G. Sell, für England Felix Greene) in Nordamerika haben, ferner daß die NBC. einen Vertreter in London, Fred Bate, und einen Vertreter in der Schweiz, Dr. M. Jordan, hat; diese unmittelbare Fühlungnahme wirkt sich recht günstig auf den Programmaustausch aus.

Ganz deutlich zeichnen sich besonders markante Ereignisse in der Tabelle ab: so 1936 die Olympischen Spiele (Deutschland), die Abdankung des König Edward VIII. (England), der Bürgerkrieg in Spanien; 1935 (Afrika) der italienisch-abessinische Feldzug; 1935 und 1936 die Salzburger Festspiele (Österreich); 1936 die Pan-Amerika-Konferenz (Südamerika); 1931 und 1932 (Schweiz) die Abrüstungskonferenz (Berichte von Genua aus); 1935 (Frankreich) die Fahrt der „Normandie" nach New York usw. Man erkennt, wie der Rundfunk am Weltgeschehen teilnimmt, an das Ereignis herangeht und die Mikrophone in höchster Beweglichkeit einsetzt.

Zu der ersten Rubrik 1924—1929 ist zu bemerken, daß 1924 nur 2 Übertragungen (aus London und Kuba) stattfanden, dann erst wieder 1928 aus Kuba, alle anderen Übertragungen fallen in das Jahr 1929.

Bei den Sendungen nach Deutschland treten im Jahre 1932 die regelmäßigen Darbietungen in Erscheinung, die Kurt G. Sell unter dem Titel „Worüber man in Amerika spricht" bestreitet. Ganz eindeutig gehen aus den Angaben die Bestrebungen der NBC. hervor, mit Südamerika in einen engeren (bisher etwas vernachlässigten) Programmaustausch zu kommen.

Die NBC.-Statistik verzeichnet ferner auf 100 Seiten alle Austauschprogramme, die seit 1924 von oder nach USA. übertragen worden sind. Eine Auswertung nach aktuellen, politischen und künstlerischen Sendungen muß einem späteren Zeitpunkt vorbehalten bleiben. Die Übersicht ist außerordentlich wertvoll und birgt wichtiges Quellenmaterial, sie ist ein Spiegel der internationalen Programmentwicklung und der Beziehungen von Rundfunk und Zeitgeschehen.

	1924 bis 1929		1930		1931		1932		1933		1934		1935		1936		Zusammen	
	von	nach	von	nach	von	nach	von	nach	von	nach	von	nach	von	nach	von	nach	von	nach
Österreich	—	—	—	—	2	—	2	—	1	1	11	—	14	1	24	3	54	5
Belgien	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	3	—	3	—	4	—	11	—
Bulgarien	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—
Tschechoslowakai	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	3	1	6	3	11	4
Dänemark	—	—	—	—	—	—	—	—	2	1	2	1	4	3	2	4	10	9
England	8	—	72	1	59	—	20	—	66	5	106	10	85	43	133	27	549	86
Estland	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Finnland	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	5	2	2	1	8	3
Frankreich	—	—	—	—	12	1	13	—	10	1	11	—	25	2	28	4	99	8
Deutschland	3	—	7	1	17	21	40	43	26	26	30	33	24	64	112	38	259	226
Holland	2	—	3	—	1	—	—	—	2	1	2	—	5	—	1	2	16	3
Ungarn	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	3	—	8	1	6	1	18	3
Island	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	2	—
Irland	—	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	1	—	1	—	4	1
Italien	—	—	2	—	4	1	7	—	4	—	11	—	21	1	25	4	74	6
Lettland	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	1	2	1
Litauen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	1	1
Norwegen	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	3	4	2	2	2	8	8
Polen	—	—	—	—	1	—	1	—	1	1	5	—	4	—	1	1	13	2
Portugal	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—
Rumänien	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Rußland	—	—	—	—	—	—	—	—	3	1	11	4	10	2	8	4	32	11
Spanien	—	—	—	—	1	1	1	—	—	—	—	—	2	—	4	—	8	1
Schweden	—	—	—	—	1	—	2	—	1	1	4	2	6	2	4	2	18	7
Schweiz	—	—	—	—	20	—	41	—	5	1	8	—	16	—	13	4	103	5
Vatikan	—	—	—	—	3	2	1	—	2	—	2	—	4	—	7	1	19	3
Jugoslawien	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	2	3	2
Südamerika	2	1	3	1	10	2	6	—	8	1	26	1	14	9	61	78	130	93
Afrika	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	11	—	2	—	13	—
Asien	—	—	4	1	6	3	7	—	7	—	20	1	34	3	15	4	93	12
Australien	1	—	3	4	3	2	1	—	—	—	2	1	8	—	2	2	20	9
Schiffe und Flugzeuge	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	14	—	3	—	18	—	38	—
Weltsendung	—	—	—	—	2	—	3	—	1	—	—	—	3	—	2	—	11	—
Zusammen	16	1	95	8	142	33	149	43	143	43	278	56	319	136	487	191	1629	511
	17		103		175		192		186		334		455		678		2140	

1924 bis 1936: 2140 Internationale Austauschsendungen.

KURT G. SELL:
Auslands-Vertreter des Rundfunks

Dr. Kurt G. Sell, Washington, früher in diplomatischen Diensten in Japan und Amerika, ist seit 1927 DNB.-Vertreter in USA. und seit 1930 auch Vertreter des deutschen Rundfunks in Nordamerika.

Soeben hat in Berlin die halbjährliche Tagung des Weltrundfunk-Vereins stattgefunden. Zu ihr erschienen aus den einzelnen Ländern die Vertreter des Rundfunks ihrer Heimatstaaten. Man hat sich an diese regelmäßigen und außerordentlich nützlichen Zusammenkünfte gewöhnt und auch das große Publikum kennt jetzt diese internationale Einrichtung. Wenig bekannt ist hingegen die Einrichtung ständiger Rundfunkvertretungen in fremden Ländern, und doch gibt es so etwas bereits seit vielen Jahren. Man hat diese Männer in Kreisen der Fachleute scherzhaft „Rundfunkbotschafter" oder „Rundfunkdiplomaten" genannt; in Wirklichkeit sind wir Verbindungsleute zwischen dem Rundfunk der Heimat und dem des Gaststaates.

Die frühzeitige Entwicklung und gewaltige Ausdehnung des amerikanischen Rundfunks, insbesondere der National Broadcasting Company, hat es mit sich gebracht, daß gerade im Zusammenhang mit ihr diese Einrichtung zuerst notwendig wurde und sich allmählich zu einem Bestand von vier Verbindungsleuten entwickelte. Ein Vertreter des Reichsrundfunks sitzt in Washington, ein Vertreter der British Broadcasting Company in New York, ein Vertreter der NBC. in London (für England, Empire und Frankreich) und ein weiterer Vertreter der NBC. in Basel (für ganz Continental-Europa).

Die Aufgabe dieser Vertreter ist mannigfaltig und wirklich am besten der eines „Botschafters" zu vergleichen. Da gibt es zunächst die Herstellung guter, vertrauensvoller Beziehungen zu den Leitern der Rundfunkgesellschaften; dann der Ausbau des Verkehrs zwischen den beiden Ländern durch Austausch von Programmen; dann vielleicht der Abschluß von Verträgen über Programmaustausch oder den Austausch von funktechnischen Erfahrungen. Dann kommt, wie bei einer Botschaft, die Abfassung von Berichten über den Rundfunk des Gastlandes, über die hier üblichen Methoden in Technik und in Programmgestaltung, über die Tendenzen in den Programmen und insbesondere über die Aufnahmefähigkeit für Programme, die aus dem Heimatland kommen. Dazu gehört auch die Versorgung des Heimatfunks mit Funkzeitschriften, mit Anschauungsmaterial usw., so daß man sich zu Hause ein möglichst gutes Bild über den hiesigen Rundfunk machen kann. Man lernt voneinander und man kommt sich näher, wenn man behutsam vorgeht, als „guter Nachbar" sich selbst und daher auch den anderen Rundfunk respektiert, und wenn man nie vergißt, daß die Souveränität des eigenen Landes an den Landesgrenzen aufhört.

Gewiß gibt es Möglichkeiten — sie bieten sich sogar oft —, Mißverständnisse zu beseitigen, Schwierigkeiten zu überwinden, für den eigenen Rundfunk zu werben und auf „diplomatische" Unschönheiten im fremden Rundfunk diplomatisch hinzuweisen, aber selbstverständlich wird NBC. nie den deutschen Rundfunk kritisieren, noch werden wir an ihren Methoden Tadel üben, denn wir lassen uns nicht zur Einmischung in amerikanischen Funk hinreißen und wir wissen, daß die sehr verständige, kameradschaftliche Leitung von NBC. das auch uns gegenüber noch nie getan hat. Bestehen gewisse Zweifel und Bedenken, wie das seit Januar 1933 des öfteren vorkam, so springt der „Rundfunkbotschafter", der die Verhältnisse und die leitenden Männer in beiden Rundfunksystemen kennt, sofort ein und wird erklären, aufklären, vermitteln, notfalls natürlich auch in freundlicher Form recht energisch werden. Auf dem Boden gegenseitiger Achtung und völliger Gleichberechtigung, auf der Basis würdiger, verständiger Reziprozität findet man immer wieder die Lösung vieler, oft anfangs schwierig erscheinender Probleme.

England hat es in dieser Beziehung soviel leichter als wir: die gleiche Sprache, fast die gleiche Literatur, die gleichen Lieder, die sentimentale Anhänglichkeit der früheren Kronkolonien an das britische Mutterreich, das Fehlen weltanschaulicher Differenzen, die Ähnlichkeit der Regierungsform, all das hilft sehr viel beim Austausch von Programmen. All das wirkt bei uns hindernd. Trotzdem haben wir zeitweise mehr Programme pro Monat hierher übertragen als die BBC. Daß dies Ausnahmefälle waren, sei ruhig zugegeben, denn mit handicaps der oben geschilderten Arten kann man natürlich nicht immer siegen. Wir haben aber trotz all dieser Schwierigkeiten stets den zweiten Platz und weiten Abstand vor den dritten und vierten Ländern behauptet. In erster Linie wegen der deutschen Musik, die in Amerika sehr verehrt wird, dann wegen des großen Interesses am deutschen Volk, zu dem man sich ebenfalls hingezogen fühlt, einmal weil es wenigstens ein Viertel der hiesigen Bevölkerung gestellt hat, dann weil die deutschen Einwanderer in so großem Maße zur Aufschließung und Förderung des amerikanischen Staatswesens beigetragen haben.

Schließlich und mit ständig steigender Bedeutung wirbt der Kurzwellenfunk für ein besseres Verstehen des Deutschen Reichs. Im amerikanischen Äther kreuzen sich hunderte von Wellen, und die NBC. selbst hat ihren Kurzwellenfunk nach Europa und nach Südamerika in letzter Zeit sehr ausgebaut und durch Richtstrahler auch technisch verbessert. Stets gut kommt jedoch der deutsche Kurzwellensender herüber, und das Interesse an diesen Programmen wächst von Jahr zu Jahr. In den Gegenden, wo sich die deutschen Siedler oder die deutschen Pioniere niedergelassen haben: in Pennsylvania, in Texas, in Michigan, Wisconsin, Nebraska und in vielen anderen Farmgegenden sowie in den Großstädten Chicago, Cleveland, Milwaukee, New York usw. mehrt sich die Zahl der Hörer und oft

wenden sich die amerikanischen Sender in diesen Bezirken an uns mit der Bitte, die Programme übernehmen zu dürfen. Auch das ist eine Quelle reichlicher Arbeit, um die Einzelheiten zu prüfen, die Spreu vom Weizen zu sondern und auch um Anregungen für Programmgestaltung an die Heimat zu geben. Der Boden ist also gar nicht dürre, sondern er kann gute Frucht bringen, wenn man ihn sorgfältig bearbeitet und das Schicksal die nötige Sonne, d. h. etwas Glück in den wesentlichen, vom Rundfunkvertreter nicht beeinflußbaren Begleitumständen liefert.

GOETZ OTTO STOFFREGEN:
Von der Magie des Rundfunks

Der Intendant des Deutschlandsenders, dessen Programme als „Reichs-Sender" besonders vielfältig und abgewogen in Aufbau und Form sein müssen, greift hier ein Problem auf, das alle Rundfunkländer immer wieder beschäftigt und die grundlegenden Fragen der Rundfunk-Arbeit berührt. Wir stellen das Thema zur weiteren Aussprache.

In Berlin gibt es eine Möbelfabrik, die „Rundfunkküchen" herstellt; sie versteht darunter nicht etwa Küchenanlagen für Funkhäuser, sondern vielmehr Küchenmöbel mit eingebautem Rundfunkempfänger. Die schöne Unbefangenheit, mit der diese Einrichtungsgegenstände nicht nur angepriesen, sondern auch gekauft werden, hat etwas Entwaffnendes an sich. Man kann nichts dagegen tun, kann es nur mit Interesse zur Kenntnis nehmen und sich seine Gedanken über das Ergebnis dieses Zustandes machen.

Es lautet: für eine sehr breite Schicht von Hörern ist das Rundfunkprogramm bestenfalls zur Begleitmusik, schlimmstenfalls zum unentbehrlichen Nebengeräusch für das mehr oder minder traute Familienleben geworden.

Dabei ist es selbstverständlich ganz gleichgültig, ob diese Schicht sich in der „Rundfunkküche", in der „guten Stube", im „Salon" oder wo sonst immer bewegt. Es macht nichts aus, ob ein Sechsröhren-Superhet mit allen Schikanen die Rolle des Geräuschmachers spielt oder ob das durch einen Volksempfänger besorgt wird. Man trifft die Atmosphäre der Rundfunkküche auch im Milieu der echten Teppiche und der Klubmöbel an. Hier wie dort kann man sich zu den Klängen des Lautsprechers ganz zwanglos darüber unterhalten, daß Karlchens Stiefel zum Schuster müssen, daß Mariechen neue Strümpfe braucht, daß das Rindfleisch in diesen Tagen knapp ist und was der Alltag sonst an interessanten Dingen mit sich bringt.

Man schält Kartoffeln, putzt die Fenster, liest die Zeitung, schrubbt die Küche, legt Patience, heizt den Ofen — kurzum: man beschäftigt sich sozusagen nutzbringend und läßt im Hintergrunde den Lautsprecher tönen. Was der Empfänger ins Haus bringt, ist völlig nebensächlich. Man hört an einer Symphonie ebenso vorbei wie an einem Vortrag über Bienenzucht und wird nur aufmerksam, wenn der

neueste Schlager erklingt. Dann summt oder pfeift man mit, lächelt zufrieden, fällt in seine Indolenz zurück und merkt erst dann wieder auf, wenn der Apparat mit der Lieferung des zur Hausarbeit und zur Zwiesprache unentbehrlichen Geräusches plötzlich aufgehört hat, weil eine überbeanspruchte Röhre durchgebrannt ist.

Nicht von dieser Hörerkategorie soll die Rede sein. Auch nicht von jener, die, weil sie entweder keine Programmzeitschrift hat oder zu bequem ist, sich durch sie unterrichten und führen zu lassen, auf gut Glück den Empfänger einschaltet, dabei regelmäßig Pech hat und nun die Schuld nicht bei sich, sondern beim Rundfunk sucht.

Die schaffenden Kräfte des Rundfunks werden sich mit dieser Hörerspezies abzufinden haben, und sie tun es um so leichter, als eben diese Massenverbraucher, diese Vielfraße von Natur aus im allgemeinen friedfertig sind und nur dann tückisch werden, wenn man ihnen zuviel schwere Kost auftischt; sie wollen nun einmal hauptsächlich jene Suppe, von der Goethe meint, daß sie „ein groß' Publikum" habe. Wir finden uns mit ihnen ab, aber unser Herz und unser eigentliches Schaffen gehört jenen Menschen, die wirklich Hörer sind; jenen Menschen, die den Empfänger einschalten, um zu lauschen. (Lauschen und hören ist genau so zweierlei wie sehen und schauen. Wie sagt Goethe in einem Türmerlied: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt.")

Was ist denn Rundfunk? Eine Angelegenheit des Individuums oder der Masse? Wird hier eine Menschenanhäufung oder der einzelne angesprochen?

Man überlege: von hundert Empfängern stehen neunundneunzig in Wohnräumen und wenden sich entweder nur an den Eigentümer, etwa den Junggesellen und die Junggesellin, oder aber an die Familie, also einen ganz kleinen Kreis von Menschen. Diesen entscheidenden Umstand sollten sich die programmschöpferischen Kräfte ständig ebenso vor Augen halten wie alle Vortragenden, gleichgültig über welches Thema sie sprechen.

Der im Unterbewußtsein vorhandene Gedanke, daß ja jeweils eine nach Millionen zählende Schar von Menschen zuhört, verleitet zu Denkfehlern, falschen Schlüssen und verfehlter Taktik.

Man bildet sich ein, eine geschlossene Masse vor sich zu haben, und vergißt vollkommen, daß sie in Wirklichkeit aus lauter kleinen Gruppen und Einzelwesen besteht, die sich in ihren Wohnungen abgekapselt haben.

Wer am Mikrophon wirken will, wird gut tun, sich von der Vorstellung freizumachen, daß ihm Tausende oder gar Millionen zuhören; denn diese Tausende oder Millionen sind, wie gesagt, aufgeteilt in Individuen und Familien, deren jede in einem kleinen Raum vor ihrem Empfänger sitzt, ist aufgeteilt in den Arbeiter Schulze, in den Postassistenten Lehmann, in die Familie des Kaufmanns Meyer und den Freundeskreis des Bildhauers Müller. Jede dieser kleinsten Zellen des Volkes ist mit der unbekannten Größe x zu multiplizieren. Aber das ändert nichts daran, daß nur der Rundfunkschaffende Erfolg hat, der sich so einstellt, daß sich der Volks-

genosse Schulze angesprochen fühlt, daß der Volksgenosse Lehmann in seiner einsamen Junggesellenbude den Eindruck hat, man spiele oder spreche für ihn, daß die Familie Meyer glaubt, einen lieben Gast in ihrer Mitte zu haben, der interessant zu erzählen weiß, und daß der Volksgenosse Müller dem Vortragenden zuhört, als spräche der nur für ihn.

Der Rundfunkschaffende muß sich von dem Gedanken an die Masse frei machen. Vor seinem geistigen Auge muß ein kleines Zimmer stehen mit ein paar Menschen darin. Auf diese paar Menschen in der Enge des Raumes will er wirken; nur sie will er fesseln, bannen, einfangen, vielleicht auch nur unterhalten und entspannen; sie will er persönlich ansprechen.

Da ist die Vorbedingung für den Erfolg jeder Sendung. Denkt der Rundfunkschaffende aber an die Masse, kann er sich beispielsweise von der Vorstellung nicht frei machen, daß der deutsche Rundfunk über acht Millionen zahlende Teilnehmer, also über 30 Millionen Hörer hat, dann wird sein Programm niemals recht wirken, weil er notgedrungen unpersönlich ist. Der Hörer fühlt nicht sich angesprochen, sondern hat den Eindruck, „die anderen" seien gemeint. Aber da es jedem Hörer so geht, sind „die anderen" eine Fiktion, und die Sendung geht ins Leere.

Mit dieser Überlegung nähern wir uns den magischen Bezirken des Rundfunks. Es gibt zwei dieser magischen Kreise. Um sie zu erkennen und gegeneinander abzugrenzen, müssen wir das oben Gesagte einer Revision unterziehen und es ergänzen; denn der aufmerksame Leser wird ohnehin einen Einwand zu machen haben: wie steht es denn um den engen Kontakt zwischen dem Redner und dem Rundfunkhörer, wenn eine führende Persönlichkeit der Bewegung oder gar der Führer selbst vor das Mikrophon tritt?

Abgesehen davon, daß wir bisher vom normalen Rundfunkprogramm sprachen, müssen wir berücksichtigen, daß beim Führer und seinen engsten Mitarbeitern das persönliche Fluidum eine ausschlaggebende Rolle spielt, und müssen ferner die verschiedenen Gegebenheiten voneinander sondern. Im wesentlichen interessiert im Rahmen dieser Betrachtung die Übertragung von Großkundgebungen der Partei und ihrer Gliederungen, also jener Veranstaltungen, die in riesigen Räumen oder unter freiem Himmel eine nach vielen Tausenden zählende Teilnehmerzahl vereinigen. Es ist verständlich, daß der Redner sich in erster Linie an diese Menschen wendet und sich erst in zweiter Linie um das Mikrophon kümmert, das — am Rednerpult eingebaut — seine Worte zu den weitaus zahlreicheren Hörern des Rundfunks trägt.

Naturgemäß ist die Wirkung des Redners bei den Kundgebungsteilnehmern viel stärker als bei den Hörern am Rundfunk, soweit sie in ihrer Behausung lauschen. Es kann gar nicht anders sein; denn immer — und sei es auch unbewußt — wird im einzelnen Hörer das Gefühl des Einzelwesens vorhanden sein, immer wird er sich gegenüber den unmittelbar Beteiligten als eine Art fünftes Rad am Wagen

vorkommen; als ein Mensch, der nicht im Mittelpunkt, sondern am Rande der Ereignisse steht. Immer wird der einzelne Hörer spüren, daß der Redner ja eigentlich nicht zu ihm, sondern zur Versammlung spricht, und eine ganze Anzahl von Faktoren trägt zu dieser Erkenntnis bei: der ans Ohr dringende Beifall der Teilnehmer und die Stimmstärke des Redners, der sich, obwohl ihn eine örtliche Übertragungsanlage der Notwendigkeit des Schreiens überhebt, von der Atmosphäre der Großkundgebung fortreißen und seinem Temperament die Zügel schießen läßt. Gewiß kann der Toningenieur die Lautstärke auf das für die Raumverhältnisse einer normalen Wohnung notwendige Maß zurücksteuern, aber an der Klangfarbe, aus der die Erregtheit der Stimme erkennbar wird, kann er nichts ändern. Der Hörer am Lautsprecher spürt daher trotzdem, daß der Redner für ihn, den einzelnen im kleinen Raum, viel zu laut spricht. Das irritiert ihn und verstärkt in ihm das Gefühl, daß er ja gar nicht oder doch erst in zweiter Linie gemeint sei.

Aber der wesentlichste Faktor für dieses peripherische Gefühl des einzelnen Hörers liegt in seiner Vereinsamung, die den denkbar stärksten Gegensatz zur Masse der Teilnehmerschaft bildet.

Ich weiß nicht, ob es diese Erkenntnis gewesen ist, die zur Organisierung des Gemeinschaftsempfangs geführt hat; aber er stellt das einzige Mittel dar, die Problematik, die im Einzelempfang von Übertragungen großer Kundgebungen liegt, auszuschalten und eine geradezu ideale Voraussetzung für eine allgemeine Aufnahmebereitschaft zu bilden.

Es ist nicht mehr eine Summe von Einzelwesen, die zuhört, sondern eine im magischen Kreis des Rundfunks stehende auf ein Ziel ausgerichtete Hörerschaft, die über die Betriebsgemeinschaft hinauswächst zur Volksgemeinschaft. Jeder fühlt sich mit dem anderen und sie alle fühlen sich mit dem Redner verbunden, dessen Worten nun eine ganz andere zwingende Gewalt innewohnt, da die Einsamkeit des „Ichs" ausgelöscht ist und das „Ihr" des Redners eine augenfällige Bedeutung gewonnen hat.

Dies ist der erste magische Kreis, den der Rundfunk zu schlagen vermag.

Der zweite beruht auf der gegenteiligen Voraussetzung, auf der Einsamkeit des Hörers und auf der Aufnahmebereitschaft, die aus der Vereinsamung erwächst. Man wird sie hauptsächlich dort finden, wo der Mensch wenig Gelegenheit zur Zerstreuung hat; dort, wo es im allgemeinen weder Theater noch Konzertsäle noch Kinos gibt: also in der Kleinstadt und auf dem Lande.

Da ist die Diele des niederdeutschen Erbhofs in der Heide, das Försterhaus im Walde, die Lehrerstube in der kleinen Stadt, der Einödhof irgendwo in den Bergen und das Bahnwärterhaus an einem Schienenstrang, der in die weite Welt führt. Welche Möglichkeiten, welche Aussichten eröffnen sich hier dem Rundfunkschaffenden! Er kann der große Magier sein, der alle diese Menschen verzaubert, der sie in atemlosen Bann schlägt, der sie lachen lehrt und weinen macht!

Aber es gehört viel dazu: eine Menge psychologisches Wissen und die Erkenntnis

des eigentlichen Wesens des Rundfunks! Man muß sich abwenden vom Rausch der Zahlen und sich immer wieder vor Augen halten, daß man für einen einzigen Menschen wirkt, der in einer stillen kleinen Stube sitzt und zuhört. Wie wenig Funkschriftsteller, wie wenig Funkregisseure, wie wenig Funkdirigenten haben das begriffen!

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, eine Dramaturgie des Hörspiels zu schreiben. Ich muß mich mit dem wesentlichen begnügen, nämlich mit dem eindringlichen Hinweis auf das Milieu, in dem die Sendung empfangen wird: der kleine Raum mit zwei oder drei Menschen darin. Soll ich ihn mit Gebrüll, mit Geschrei, mit Getöse, mit Schlachtenlärm und Spektakel erfüllen? Welcher Widersinn! Muß ich nicht viel mehr Wert auf das Verhaltene, auf die halben Töne, auf den Stimmungsgehalt legen und mich in der Beschränkung auf ganz wenige handelnde Personen als Meister einer rundfunkeigenen Kunst erweisen? Je weniger Personen, um so besser! Und wenn ich diese Rollen mit großen Künstlern besetze, mit Schauspielern, die der Landbewohner und der Kleinstädter nur von den Bildern kennt, die er in den illustrierten Zeitschriften findet, wenn die Stimmen dieser großen Diener am Worte zu den Menschen in ihren stillen Behausungen sprechen, dann, ja dann schließt sich der zweite magische Kreis, den der Rundfunk zu ziehen vermag.

Genau so ist es mit der hohen Musik. Die meisten Dirigenten legen Wert darauf, daß der Senderaum mit Publikum gefüllt ist, obwohl die akustischen Verhältnisse das keineswegs notwendig machen. Sie erklären, daß sie dieses Publikum als Stimulans brauchen, aber sie beweisen damit lediglich, daß sie vom Rundfunk keine Ahnung haben. Sie dirigieren für die tausend Menschen im Saal und vergessen darüber jenen einen Hörer, multipliziert mit der Zahl x, auf den es allein ankommt. Daher fehlt der Musik, die dem Empfänger entströmt, so oft jenes Unwägbare, jenes Ichweißnichtwas, das wir hier das Magische nennen. Daher haftet der Übertragung öffentlicher Konzerte auch immer etwas Unzulängliches an, so gut Dirigent und Musiker auch immer sein mögen. Erst wenn der Dirigent begreift, daß es auf das Mikrophon, und nur darauf ankommt, erst wenn er im leeren Saal für das Mikrophon musiziert, hat er die erste und wesentliche Vorbedingung für eine wirklich starke Wirkung erfüllt, wobei ich als selbstverständlich voraussetze, daß ein Dirigent von Rang vor einem erstklassigen Orchester steht.

Wie denn überhaupt einmal gesagt werden muß, daß das Beste für den Rundfunk gerade gut genug ist. Der Rundfunk kann weder ein Experimentierboden für Anfänger, noch eine Wohlfahrtseinrichtung für ältere Künstler sein, die für Bühne oder Konzertsaal nicht mehr ausreichen. Ich verwahre mich leidenschaftlich gegen die nicht nur in Künstlerkreisen verbreitete Auffassung, der Rundfunk sei dazu da, in Not geratenen Künstlern durch seine Honorare auf die Beine zu helfen. Dieser falsch verstandene Sozialismus würde zum Ruin des Rundfunks führen und die deutschen Hörer den Auslandssendern zutreiben. Mit beidem ist dem Dritten Reiche nicht gedient.

Entscheidend für die Verpflichtung eines Künstlers darf nur die Antwort auf die Frage sein: „Kannst du was oder kannst du nichts?" Die immer schärfere Anwendung des Leistungsprinzips ist die Lebensfrage für den Rundfunk! Aus dieser Erkenntnis heraus muß man auch den Mut haben, den meist von abgewiesenen Nichtskönnern erhobenen Vorwurf auf sich zu nehmen, man leiste dem Doppelverdienertum Vorschub. Das läßt sich vorläufig nicht ändern.

Nur die Leistung entscheidet; denn sie allein ist die Voraussetzung dafür, daß der Rundfunk seine magischen Kreise um seine Hörer schlagen kann.

FRANZ SPRINGER:

Südafrikanische Rundfunkprobleme II

Die im ersten Teil der Abhandlung gegebenen Erläuterungen zu dem Südafrikanischen Rundfunkgesetz mündeten in der Feststellung, daß dieses Gesetz insofern von entscheidender Bedeutung sei, als es englisches und afrikandisches Kulturwesen gleichberechtigt einander gegenüberstellt. Es wurde damit ein Kriterium der afrikandischen, wie der englischen, empirepolitischen Entwicklung bezeichnet. So sehr nun die klare Formulierung des Gesetzes zur Klärung der Fronten in der Union beitragen wird, erhebt sich doch sofort die Frage, ob es der Sinn eines Gesetzes als Ausdruck ethischer Normen sein kann, einen vorhandenen Zustand zu bezeichnen, ohne sogleich das Verordnungsmittel zur Lösung bereitzustellen. An dieser entscheidenden Fragestellung jeder Gesetzgebung überhaupt geht die Verordnung vorbei. Sie kopiert, wie bereits erwähnt, in Form und Inhalt das bewunderungswürdige Vorbild der BBC in London und wird damit zu nichts anderem als einem neuen Beitrag in der Reihe kritischer Wendepunkte britischer Politik. Indem das Gesetz das nationale Selbständigkeitsstreben der Union nun auch auf kulturpolitischem Gebiet zum Siege führt, erlangt es eine Bedeutung, die weit über den in ihm behandelten Sachbereich hinausgeht. Es ist in der Hand weitschauender und idealistischer Männer ein wesentliches Instrument zur Formung einer weißen Rasse der Zukunft im schwarzen Erdteil, eines Schutzwalles für die übersteigerte Zivilisation des alternden Europa. Die Äußerungen leitender Staatsmänner der Union lassen die edle Begeisterung einer solchen ethisch-nationalen Sendung erkennen, eine Einstellung, die — als Verlagerung der jahrhundertealten arbiter mundi'schaft Englands — noch der völkerpschologischen Untersuchung harrt.

Wäre die Überzeugung von der großen Sendung der Union im afrikanischen Raum weniger lebendig, wären die zahlreichen Beweise schöpferischer Kraft afrikandischen Volkstums, seiner Literatur und Kunst nicht vorhanden, so müßte freilich der zweite Teil unserer Betrachtung der südafrikanischen Rundfunkprobleme nicht nur zu der Erkenntnis führen, daß ein formal vorbildliches Gesetz an seiner Aufgabenstellung vorbeigeht, sondern daß dem Rundfunk in der Union

Grenzen gesetzt sind, die als Signale für akute Gefahren gewertet werden müssen.

Wenn die imperialistische Wirkungsform des englischen Empirerundfunks in der Union fehl am Platze ist, so zweifellos auch eine dementsprechende Organisationsform. Die Entwicklung in der Union zeigt, daß es falsch ist, wie in anderen englischen Kolonien oder Dominions (wo diese Methode noch eine zeitbedingte Berechtigung hat) den Rundfunk als die „Wolkenstimme" des weißen Mannes entwickeln und erhalten zu wollen. Die Krisen der weißen Kolonialvölker, gipfelnd im Weltkrieg und seinen Folgeerscheinungen, die Unfähigkeit vor allem Englands, seinen imperialen Anspruch auf die nachdrängende Fülle eigener Menschen zu gründen, haben die weißen Eroberervölker in die Verteidigungsstellung einer oft nur hauchdünnen Oberschicht gedrängt, die außer dem Herrschaftsverhältnis keine organische Beziehung zu den farbigen Menschen hat. Auch in der Union lassen sich diese Krisenerscheinungen erkennen. Sie müssen als die natürliche Folge des englischen Imperialismus und der mit ihm verbundenen willkürlichen Lenkung der Energien und Werte des Landes angesehen werden. Vor diesem Hintergrund gesehen wird der Kampf der Union innerhalb des Empireverbandes erkennbar als Kampf der Synthese mit der Antithese.

So wie neue Entwicklungen neue Begriffe formen, die erst dem Verständnis des Fernstehenden erschlossen werden müssen, so bedarf die Entwicklungstendenz der Union auch in Deutschland einer vertieften Beachtung. Warum Synthese im Kampf mit der Antithese? Kann bei Erörterung der kolonialen Ausbreitung überhaupt von einer Synthese gesprochen werden, ist die Geschichte Spaniens, Englands und Frankreichs nicht der Beweis für die geschichtliche Notwendigkeit der Antithese zwischen Kolonisator und Kolonisiertem? Nun, es ist an der Zeit, in der Südafrikanischen Union das Beispiel einer wirklichen Synthese zu erkennen, auch wenn die gerade in solchen Fragen sehr bewußt geleiteten Mittel der öffentlichen Meinungsbildung in der Welt dies nicht wahr haben wollen. Zu einem wesentlichen Teil beruhen die Schwierigkeiten und politisch-wirtschaftlichen Krisen der Union infolge seiner Abhängigkeit von dem kolonial-kapitalistischen Zentrum London auf diesem bewußten Kampf um die Synthese zwischen dem weißen Mann und Afrika! Oft werden die Konflikte in der Union lediglich als Auseinandersetzungen zwischen Engländer- und Burentum gesehen. Diese Auffassung muß als nicht genügend stichhaltig zurückgewiesen werden. Sie wird der geschichtlichen Entwicklung nicht mehr gerecht. Die Auseinandersetzung begann zwischen Engländern und Buren, sie ist nun bereits entschieden für die Afrikaners, d. h. für die tatkräftigen Nachkommen der Buren und der anderen positiven Bevölkerungselemente, die durch drei Jahrhunderte hindurch zu einer echten Symbiose mit ihrer neuen Heimat gelangt sind und nun auch staatlich in der Union die Synthese errungen haben!

Daß diese synthetische Entwicklung von einer schwächlichen Assimilierung und Vermischung ebenso weit entfernt ist wie vom kolonialen Raubbau, beweisen die offenen Worte der führenden Männer der Union zu dem Problem Weiß und Schwarz, das sehr richtig als das Problem zweier Kulturstufen gesehen wird. In einem Lande, in dem 1 979 390 Weiße gegenüberstehen 6 529 784 Eingeborenen (Bantuvölker), 755 282 Farbigen (Mischlinge ohne Stammesgliederung) und 215 529 Asiaten, wird die öffentliche Meinungsbildung und das Erziehungswesen ebenso wie die staatsrechtliche, verfassungsmäßige Gliederung zu einem überaus schwierigen Problem. Die Entwicklung der Union zielte bisher auf eine die einzelnen Provinzen getrennt erfassende Behandlung ab und folgte damit zweifellos dem geschichtlich gegebenen Weg.

Der Rundfunk aber bedeutet auch für diese Entwicklung, die sich vor allem in einer dezentralisierten Zuständigkeit der Provinzen für die Hoheitsrechte der Union ausdrückt, ein Hindernis. Für die Einheitsbestrebungen freilich dürfte er das gegebene Instrument sein. Wie aber soll sich das umfassende Instrument Rundfunk einheitlich auswirken können, wenn es der selbstverständlichsten Voraussetzungen hierzu entbehrt? Zu diesen Voraussetzungen gehört im nationalen Interesse grundsätzlich die Einsprachigkeit des Rundfunks. Schon sie wird stark umstritten. „World Radio", die amtliche Rundfunkzeitschrift der BBC, die der südafrikanischen Rundfunkentwicklung ein reges Interesse entgegenbringt, spricht mit einer in das bekannte Gewand der wohlwollenden Besorgnis gehüllten Tendenz von einem „zweisprachigen Popanz", Angriffen in den Zeitungen und „beklagt und beschimpft von Afrikanern und Engländern zugleich". Die Verwirrung steigert sich noch, wenn man erwägt, daß die Richtlinien für das Programm von dem Direktorium der S-ABC zusammen mit einem „Collegium" entworfen werden, das sich wiederum auf beratende Versammlungen in den Städten Johannesburg, Pretoria, Captown, Durban, Grahamstown, Pietermaritzburg, Bloemfontein und Port Elizabeth als stimmberechtigte Gremien der Hörer stützt. Jede dieser Provinzen wiederum geht in kulturellen und Erziehungsfragen eigene Wege, vor allem auch in der Wahl der Erziehungssprache. Das kulturelle Problem, gegeben durch den holländischen, französischen, englischen und deutschen Ursprung der Bevölkerung — in den letzten Jahren durch das Poor Withe Problem in den Hintergrund gedrängt —, wird durch den Rundfunk wieder aktuell. Wenn die „kurzsichtige Eigenbrötelei der Provinzen", wie sie C. M. van Heever nennt, durch den Entwicklungszwang, der vom Rundfunk ausgeht, zur „Bildung nationaler Auffassungen" gewandelt wird, so kann die gegenwärtige hitzige Diskussion um den Rundfunk als ein Zeichen der Gesundung gewertet werden. Es ist zweifellos, daß die Entwicklung der Union zur Anerkennung des Afrikaans als Hauptsprache drängt. Schon im Jahre 1932 wurden 53 v. H. der Schüler ausschließlich in Afrikaans unterrichtet, 37 v. H. hauptsächlich in englisch und 10 v. H. zweisprachig. Für den Rundfunk ist diese

Entwicklung von besonderer Bedeutung, weil sie ihm hier den Ansatzpunkt des Schulfunks gewährt, der in der Union außerordentlich gefördert wird, wenngleich es scheint, als erfolgten die Preisausschreiben englischsprachiger Zeitungen für den Schulfunk mit kulturpolitischer Tendenz. Auch erscheint es für die Dauer und im Interesse einer spezifisch südafrikanischen Kultur wenig förderlich, wenn die amtlichen Schulfunkprogramme und Beiträge zum Aufbau des Schulfunks alternierend in afrikaans und englisch erscheinen und dabei häufig widersprechende Thesen erkennbar werden.

Die Eingeborenenfrage schließlich ist das besondere Sorgenkind des südafrikanischen Rundfunks. Schon sie müßte als Grund hinreichend sein, der Zweisprachigkeit mit einer bewußten Lösung zu begegnen, unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die Union eine neue westliche Kultur und im Afrikaans eine neue eigene Sprache besitzt. Die Tatsache, daß die Eingeborenenfrage in dem Rundfunkgesetz nicht einmal erwähnt ist, berechtigt noch nicht zu der Annahme, daß sie nicht gesehen wird, oder daß der schwarze und farbige Bevölkerungsteil politisch rechtlos sei. Gegenwärtig wird in der Union weder der Grundsatz „Gleiche Rechte für alle zivilisierten Menschen" (Kap-Schule), noch die Auffassung, daß die Eingeborenen als Unterworfene zu behandeln seien, praktiziert. Die Tendenz liegt, wie die einschlägigen Gesetze beweisen, in der Stellung der Eingeborenen als Mündeln bzw. „gesonderte Gruppe". („Representation of Natives Act" — 1936; „Natives Land Act — 1913"; „Native Trust and Land Act — 1936"; „Natives Urban Area Act — 1923"; „Immorality Act — 1927"; „Mines and Works Act Amendment Act — 1926".) Da der überwiegende Teil der Eingeborenen Afrikaans spricht, wird den Sendungen des Rundfunks in dieser Sprache eine besondere Aufgabe erwachsen. Der organisierte Gemeinschaftsempfang in den Eingeborenenlagern der Gruben und großen Werke, ist in dieser Richtung ein beachtlicher Anfang.

Der südafrikanische Rundfunk steht vor der in der Geschichte des Rundfunks einzigartigen Aufgabe, trotz grundsätzlicher Verschiedenheiten in Kultur und Hautfarbe, im Interesse der Einheit der Union ein Angleichsverfahren durchzuführen, das für die Zukunft des Verhältnisses zwischen weißen und farbigen Völkern von beispielhafter Bedeutung sein kann.

Die Ergebnisse der Berliner UIR.-Tagung

Über die Wintertagung des Weltrundfunkvereins in der deutschen Reichshauptstadt wurde ein offizieller Bericht herausgegeben, dem wir folgendes entnehmen:

An der Tagung nahmen 94 Abgeordnete und Beobachter teil, die die Rundfunkorganisationen der Post-, Telegraphen- und Fernsprechverwaltungen von 23 Ländern Europas, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Niederländisch-Indien und Porto Rico — eine Gesamthörerschaft von rund 230 Millionen Menschen — vertraten. Es wurden folgende Organi-

sationen neu aufgenommen: der Rundfunkdienst der bulgarischen Post- und Telegraphenverwaltung, die Canadian Broadcasting Corporation, „All-India-Radio" (der Rundfunkdienst von British-Indien) und die National Association of Broadcasters of USA.

Die Technische Kommission unter Vorsitz von Raymond Braillard (Belgien) hat die Lage der europäischen Wellenverteilung genau geprüft, eine teilweise Besserung festgestellt und für die Störungen im Langwellenbereich Behebungsvorschläge gemacht. Ein Gegenstand der ernsteren Sorge aber ist das Gebiet der Kurzwellen, der Raum ist für die vielen Kurzwellensender zu eng geworden, der jetzige Zustand beunruhigend. Analog dem Vorgehen bei der Gründung des Vereins wurde angeregt, auch für die kurzen Wellen einen allgemeingültigen Plan aufzustellen und die Ausarbeitung der Kairo-Konferenz im Jahre 1938 zu empfehlen. (Ein solcher Plan wird sicherlich schwerer zu schaffen sein, als z. B. der Luzerner Wellenplan, denn hierbei müssen — dem technischen Wesen der Kurzwellen gemäß — alle Staaten der Welt zusammenwirken. Ohne Zweifel wird man bei den kommenden Arbeiten ganz wesentlich auf die bisherigen Erfahrungen der UIR. fußen.) Für die Weltnachrichtenkonferenz 1938 wurde ein Ausschuß gebildet, dem folgende Mitglieder angehören: Braillard (Brüssel), Sir Noel Ashbridge (London), Bernetti (Turin), Nestel (Berlin), van der Pol (Eindhoven) als Ingenieure und von Boeckmann (Berlin) als Sachverständiger für Kurzwellenprogramme. Eine Abordnung wurde ferner für die nächste Tagung des CCIR. in Bukarest ernannt, auf der Tagung sollen die anwesenden technischen Sachverständigen eine nichtamtliche Vorprüfung der Kurzwellenlage durchführen. Empfohlen wurde eine Zusammenarbeit der UIR. mit der zwischenstaatlichen Kommission für Akustik. Weiterhin wurden neue Empfehlungen über die technischen Merkmale der zwischenstaatlichen Leitungen für Musikübertragungen ausgearbeitet.

Die Juristische Kommission unter Vorsitz von Dr. L. Sourek (Tschechoslowakei) kam nach eingehender Verhandlung zu der Schlußfolgerung, daß die für die Öffentlichkeit durch Fernsehen bestimmten Bildsendungen nur eine Ergänzung der Tonsendungen bilden, das Fernsehen also nur eine Form des Rundfunks darstellt und in den Tätigkeitsbereich der Rundfunkorganisationen gehört. Die gesamte Frage der Rechte und Pflichten des Rundfunks gegenüber Schriftstellern, Verlegern und Ausübenden soll eingehend revidiert werden. Der Rundfunk ist auf Grund der wichtigen kulturellen Aufgaben als ein öffentlicher Dienst zu betrachten, dessen Tätigkeit nicht erschwert werden darf. Für jedes einzelne urheberrechtliche Problem wurde ein Sonderausschuß eingesetzt. Auch die Entwicklung des Programmaustausches auf Kurzwellen hat eine große Reihe neuer Fragen akut werden lassen, die geprüft werden sollen.

Der Rechts- und Programmausschuß (unter Vorsitz von A. Dubois [Holland]) beschloß, noch vor der nächsten Sitzung ein Exposé über die kulturellen Leistungen des Rundfunks in den verschiedenen Ländern zu veröffentlichen, um den Hörern ein zusammenfassendes Bild über Wesen und Wirken der jüngsten Großmacht zu geben. (Man wird dieser Veröffentlichung mit großer Spannung entgegensehen können.) Auf dem Gebiete der praktischen Annäherungsarbeit, die der Rundfunk unter den Völkern leistet, ist man einen Schritt weitergekommen. Auf Vorschlag Deutschlands wurde gebilligt, einen Austausch von Schriftstellern oder anderen Persönlichkeiten vorzunehmen, die besonders berufen sind, ihre in fremden Ländern gemachten Erfahrungen und gewonnenen Erlebnisse darzustellen. Das wird in der Form stattfinden, daß diese Persönlichkeiten von den Sendern des bereisten Gastlandes aus in ihrer Muttersprache ihren Landsleuten von den Reisen und Beobachtung berichten; es wird ihnen jede Erleichterung gewährt werden.

Die nächste Weltringsendung findet in der dritten oder vierten Oktoberwoche statt, sie wird von Niederländisch-Indien veranstaltet. Für die europäischen Konzerte sind folgende Termine festgesetzt:

Anfang September — Schweiz, Mitte Oktober — Italien, Anfang Dezember — Finnland, Mitte Januar 1938 — Niederlande, Anfang März — Irland, Mitte April — Norwegen und Anfang Juni — Jugoslawien. Am Neujahrstag soll eine ähnliche europäische Kundgebung veranstaltet werden wie im Vorjahre.

KURT WAGENFÜHR:
Die zweite Etappe

Die Neuorganisation in der Leitung des deutschen Rundfunks (vgl. hierzu „Blick in die Rundfunk-Welt") brachte einmal die Durchführung des Führerprinzips bei der Reichsrundfunk GmbH. mit sich, an deren Spitze jetzt ein Reichsintendant und Generaldirektor an Stelle eines Direktoriums von drei Mitgliedern gerückt ist. Der Aufbau ist also wie bei den einzelnen Reichssendern gegliedert: Reichsintendant = Intendant des Reichssenders, Reichssendeleiter = Sendeleiter, Verwaltungsdirektor = wirtschaftlicher Leiter und technischer Direktor = technischer Leiter eines Reichssenders. In seiner Eigenschaft als Reichsintendant wird Dr. Heinrich Glasmeier mit den einzelnen Intendanten der Reichssender auf dem Programmgebiet in engster Fühlungnahme arbeiten, die in ihrem Wirkungsbereich eine größere Selbständigkeit und Verantwortlichkeit erhalten werden. Gleichzeitig tritt eine Dezentralisierung der Verwaltung ein, die bisher fast ausschließlich in Berlin zusammengefaßt worden war. Es dürfte hierdurch — und auch der neue Präsident der Reichsrundfunkkammer, Hans Kriegler, hat diese Tendenz bisher immer vertreten — eine Neuordnung der Kompetenzen und Einflußmöglichkeiten des reinen Verwaltungsapparates eintreten.

Wir befinden uns — um einmal eine aktuelle allgemeinpolitische Bezeichnung auch auf den Rundfunk anzuwenden — am Anfang eines zweiten „Vierjahresplans". Der erste diente dem Umbau vom „neutralen" zum politischen Instrument, zum Sprachrohr der Regierung, Einigungsmittel des Volkes und Ausdrucksmittel des Volkswillens. Dieser Umschwung ist vollzogen und in seiner Funktion gewährleistet, er fand seinen wesentlichen Ausdruck z. B. in der Organisierung des Gemeinschaftsempfanges, im Einsatz des Volksempfängers, in den Volkssenderaktionen, bei der politischen Willensbildung usw. Alle diese Momente sind aber auch gleichzeitig Grundlagen für den zweiten Abschnitt, der in erster Linie sich der Gestaltung eines kulturell hochwertigen „Volksfunk-Programms" zuwenden wird. Eine zukünftige Linie kann man aus den bisherigen Arbeiten der neuen Leiter des deutschen Rundfunks herauslesen, die in den beiden Grenzlandsendern Breslau und Köln — unter besonderer Berücksichtigung der Zusammensetzung der Hörerschaft ihres Bezirkes — ein „Programm der schaffenden Volksgemeinschaft" aufgebaut haben. Erinnern wir uns daran, daß Hans Kriegler 1933 seinem ersten Artikel über den neuen Rundfunk die Überschrift gab: „Vergeßt im Rundfunk den deutschen Arbeiter nicht!" Breslau und Köln waren auch die ersten Sender, die die Werkpausenkonzerte einführten, die heute Allgemeingut aller Sendeprogramme geworden sind. Diese Arbeit hat ja auch — ein Werk von Dreßler-Andreß — ihre Bestätigung im Winterprogramm dieses Jahres gefunden, das ge-

meinsam mit der Deutschen Arbeitsfront aufgestellt und durchgeführt wurde. In immer stärkerem Maße wird eine Qualitätsauslese im Blick auf den Stoff und die Künstler im Sinne des Leistungsprinzips eintreten, wobei die Mikrophonprüfungen eine wesentliche Rolle spielen werden. Eine wichtige Mission dürfte dabei dem erhöhten Einsatz der Organisation der Funkstellenleiter zukommen, die Verbindungsmänner zwischen Hörerschaft und Rundfunk werden. Andere damit zusammenhängende Fragen — wie der noch systematischere Ausbau des Gemeinschaftsempfanges, um alle Volksgenossen zu erreichen — drängen auf Lösung. Im Rahmen der „Organisation der Empfangsseite", die fast in allen Ländern bisher wenig beachtet wurde, wird auch die neue Abteilung XI im Reichspropagandaministerium „volkskulturelle Arbeit" unter der Leitung von Ministerialrat Dreßler-Andreß mit Anregungen und Hinweisen eine wichtige Rolle spielen; sie dient der Aktivierung der seelischen und kulturell-schöpferischen Kräfte des Volkes, die ihren Ausdruck im Rundfunk finden werden.

Konzentration auf die Programme, Vertiefung und Ausweitung der Volkssenderidee (die wohl noch eine ganze Reihe von Wandlungen durchmachen wird) zum Volksfunk, engere Bindung zwischen Hörer und Rundfunk, mehr Eigenleben der Reichssender in programmatischen, personellen und wirtschaftlichen Fragen — so wird man die neue Linie sehen können; diese Wandlung zur Dezentralisation ist durch die kulturellen Planungen bedingt, die eine den schöpferischen Kräften Raum gebende Freiheit erfordern als der politische Einsatz, der in der Aufbauzeit eine straffe Organisation nötig machte, heute aber in jeder Beziehung garantiert ist.

BLICK IN DIE RUNDFUNK-WELT

I. Europäische Länder

Deutschland Am 2. Februar hob der Führer und Reichskanzler anläßlich der endgültigen Unterstellung der Deutschen Reichsbahn unter die Hoheit der Reichsregierung die Personalunion in der Leitung des Reichsverkehrsministeriums und des Reichspostministeriums (die erst- und einmalig seit dem 2. Juni 1932 unter Reichsminister Freiherr von Eltz-Rübenach zusammengefaßt waren) auf und ernannte den bisherigen Staatssekretär im Reichspostministerium Dr.-Ing. e. h. Wilhelm Ohnesorge zum Reichspostminister. — Am 19. März wurde eine Neuordnung in der Führung und Verwaltung des deutschen Rundfunks vollzogen. Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda schuf die Stellung eines Reichsintendanten des deutschen Rundfunks, der gleichzeitig Vorsitzender des Vorstandes der Reichsrundfunk-GmbH. ist. Mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Reichsintendanten und Generaldirektors der Reichsrundfunk-GmbH. wurde der Intendant des Reichssenders Köln, Dr. Heinrich Glasmeier, beauftragt. Der Intendant des Reichssenders Breslau, Hans Kriegler,

wurde mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Leiters der Abteilung Rundfunk (III) im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda beauftragt, der gleichzeitig die Geschäfte des Präsidenten der Reichsrundfunkkammer führt und zum stellvertretenden Verwaltungsratsvorsitzenden der Reichsrundfunk-GmbH. ernannt wurde (Vorsitzender des Verwaltungsrats bleibt Staatssekretär Funk). Der bisherige Leiter der Abteilung III und Präsident der Reichsrundfunkkammer, Ministerialrat Horst Dreßler-Andreß, wurde zum Leiter der neu geschaffenen Abteilung XI (volkskulturelle Arbeit) ernannt, er behält seine Stellung als Reichsamtsleiter der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" bei. — Mit Wirkung vom 1. April wurde beim Reichssender Köln Generalmusikdirektor Schulz-Dornburg zum ersten Kapellmeister ernannt, als Hauptabteilungsleiter zur besonderen Verwendung und kommissarischer Sendeleiter Dr. Friedrich Castelle. Der bisherige Sendeleiter Hartseil geht in gleicher Eigenschaft zum Reichssender Leipzig. — Am 1. April schied Dr.-Ing. Werner Nestel aus der Reichsrundfunk-GmbH. aus und trat zur Firma Telefunken über. Er vertrat den deutschen Rundfunk in der technischen Kommission des Weltrundfunkvereins gemeinsam mit Abteilungsdirektor Dr.-Ing. Harbich vom Reichspostzentralamt, ferner in der C. C. I. R. und C. C. I. F.; Nestel gehörte der Kommission an, die den Volksempfänger schuf. Sein Nachfolger wurde Dr. von Braunmühl, der der Reichsrundfunk-GmbH. seit 1930 angehört. — Am 6. März verstarb der bekannte Wissenschaftler auf dem Gebiete der Funktechnik, Dr. Paul Gehne, der ein Schrittmacher in der Amateurbewegung gewesen ist, er stand an der Spitze des Deutschen Radio-Klubs, später des Deutschen Funktechnischen Verbandes. — Am 31. März verschied an seinem Arbeitsplatz plötzlich W. Kretzschmar, der Hauptschriftleiter der größten deutschen Rundfunkzeitschrift „Deutsche Radio-Illustrierte". — Am 1. Februar hatte Deutschland 8 381 139, am 1. März 8 483 130 Hörer. — Der deutsche Rundfunk hat ab 23. März eine neue Sendereihe unter dem Titel „Hier spricht Sowjetrußland" eingerichtet; in Vorträgen und Mehrgesprächen wird den Hörern Tatsachenmaterial auf Grund amtlicher und halbamtlicher russischer Quellen und Veröffentlichungen unterbreitet.

Österreich Am 1. März wurden 587 222 Hörer gezählt. — Ende 1936 waren fast alle Mittelschulen auf dem Lande und ein großer Teil der Grund- und höheren Schulen mit Empfängern versehen. — Seit dem 1. März werden täglich um 14.30 und 23.30 Uhr bezahlte Werbesendungen verbreitet, ihr Umfang beträgt mindestens 10 Worte, der Preis 1 Schilling das Wort.

Belgien Der Rundfunk zählte am 1. Februar 751 629, am 1. März 879 467 Hörer.

Bulgarien An der Spitze des Programmdienstes von Radio-Sofia steht Direktor Panayote Thodorov-Sirak Skitnik. Die literarische und Hörspielabteilung leitet Jordan Stoubel, die Musikabteilung Dimitri Nénov und die Nachrichtenabteilung Alexander Djadjev. Die Programme umfassen zu 86% Musik, 5,5% Vorträge, 5,3% Nachrichten und 3,2% verschiedene Darbietungen. — Der bisherige Kurzwellentelegraphie-Sender LZA sendet jetzt auch mit 1500 Watt auf der Welle 20,04 m Programme von Radio-Sofia, die gut in Nordafrika, England, Neuseeland und USA. empfangen sein sollen.

Dänemark Mit dem 1. April ist im Rundfunk eine Neuordnung in Kraft getreten. An der Spitze des Staatsradiofonien steht ein Direktor, der dem Radiorat verantwortlich ist. Unter ihm sind drei Direktoren für Musik (Jens Rosenkjaer), für dramatische Kunst und Literatur (Hans Werner) und für Vorträge und Nachrichten (Peder Gram). Alle drei Abteilungsleiter gehören seit einer Reihe von Jahren dem Rundfunk oder der Programmkommission an. Zum Direktor des Rundfunks wurde F. E. Jensen ernannt, der zuerst der Telegraphenverwaltung, dann von Anfang an dem Rundfunk angehörte und zuletzt den bisherigen Generaldirektor Kammersänger Holm vertrat. — Es wurde ein Gelände von 13230 qm für 1 Million Kronen zum Bau eines Funkhauses erworben.

Danzig Der Rundfunk hatte am 1. April 34505 Teilnehmer.

Finnland Von den 144737 Rundfunkteilnehmern gehören 25000 der schwedisch sprechenden Bevölkerung an. Die Gesamthörerdichte in Finnland beträgt 4,6%, die Rundfunkdichte im schwedisch sprechenden Teil 7,2%, im finnischen 3,8%.

Frankreich Zum Generaldirektor des Rundfunks wurde der Chef des Büros des Postministers Denard, der bisherige Vertreter des früheren Direktors Pellenc, ernannt. — Der politische Leiter des staatlichen Rundfunks Pivert ist von seinem Posten zurückgetreten, sein Nachfolger wurde der Vorsitzende der Gewerkschaft der Postbeamten Courrière. — Die Hörerzahl steigt nach wie vor lebhaft. Am 1. Januar betrug sie 3218541, am 1. Februar 3329628, am 1. März 3759690; mit 4 Millionen wären 10% der Bevölkerung erfaßt. — Es wird eine neue Stelle geschaffen, an der alle Hörerzuschriften gesammelt, gesichtet und beantwortet werden. — Nach dem Rundfunkgesetz wählen die Hörer für jeden Sender einen Beirat, an dieser Wahl können zum ersten Male auch die Frauen ein Stimmrecht ausüben. Die Wahlen haben über den Rundfunkbereich hinaus politische Bedeutung gehabt, sie brachten in zahlreichen Bezirken einen Sieg der Liste der nationalen „Radio-Famille" über die linksstehende Vereinigung „Radio-Liberté". Die Hörer von „Radio-Famille" haben ihre Programmwünsche bereits dem Minister angemeldet. — Es sollen Versuche auf dem Gebiete des Fernsehkinos durchgeführt werden. Die Privatsender Poste Parisien und Radio Toulouse haben vom Postministerium keine Erlaubnis zur Eröffnung eines Fernsehbetriebes erhalten, der allein in staatlichen Händen liegen soll. Für die künftige Entwicklung werden also auf dem Gebiete des Fernsehens die Privatsender völlig ausgeschaltet.

Großbritannien Am 1. März wurden 8090341 Hörer gezählt. — Die Amtsdauer des für zwei Jahre eingesetzten Allgemeinen Beratenden Ausschusses der BBC, der die Hörerinteressen vertritt und seine Stimme zu Programm-, Presse- und politischen Fragen abgibt, wurde auf zwei Jahre verlängert. An die Stelle des Erzbischofs von York trat als Präsident Lord Macmillan. — Am 1. Februar wurde der 5-kW-Sender Penmon auf Welle 373,1 m in Betrieb genommen. Ein Zwischensender ist auf Welle 285,7 m in der Grafschaft Devon (für die Sender Plymouth und Bournemouth) und auf Welle 203,5 m für Bristol geplant. Im Juli wird der schottische Nationalsender auf Welle 285,5 m

mit London und West Regional auf Welle 261,7 m zusammengelegt. — In Nottingham sollen Senderäume eingerichtet werden (die BBC hat zur Zeit in 15 Städten eigene Senderäume). — 1936 waren die BBC-Sender 71608 Stunden und 21 Minuten gegenüber 68795 Stunden und 38 Minuten (1935) in Betrieb. Der Empire-Dienst sandte 12608 Stunden und 33 Minuten. Von den Dominions wurden 30 Programme übernommen. Aus Europa übernahm 1936 die BBC 132 Darbietungen aus 27 Großstädten, darunter 31 Programme aus Genf, 22 aus Berlin, 18 aus Paris und 7 aus Wien. Aus USA. wurden 60 Programme übertragen. — Im Januar waren 702 Mittelschulen und 5073 andere Schulen (darunter rund 1400 Landschulen) dem Schulfunk angeschlossen. 1936 veröffentlichte die BBC 600000 Lehrhefte für den Schulfunk, deren Kosten zu 95% die Schulen trugen. — Es wurde ein neuer Ausschuß der BBC für die Beratung bei der Erziehung der Jugendlichen geschaffen, dessen Präsident H. Nicholson wurde. — Der Direktor des Empire-Dienstes J. B. Clark tritt eine Weltreise an, um sich über Programmwünsche an den Stellen unmittelbar zu erkundigen, an denen der Kurzwellendienst am stärksten abgehört wird. Er wird Indien, Australien, Neuseeland, die Fidschi-Inseln, China, die Malaiischen Inseln, Cypern, Palästina und Gibraltar besuchen. — Der Leiter des Londoner Rundfunk-Sinfonie-Orchesters Dr. Adrian Boult hat den Sir-Titel erhalten. — Im Fernsehen sendet die BBC anstatt bisher 240 Zeilen und 25 Bildwechsel je Sekunde 406 Zeilen (Zeilensprungverfahren) und 50 Bilder je Sekunde. Diese Methode soll bis Ende 1938 beibehalten werden. An Stelle eines wöchentlichen Wechsels zwischen dem Marconi- und Baird-System wird nur noch das Marconi-System verwendet. Auf Grund der Festsetzung des Sendesystems bis 1938 hat die Fernsehindustrie die Empfängerpreise um 33% gesenkt. Ab April werden geeignete Fernsehprogramme auch als Tonsendungen über den Rundfunk geleitet, wovon man sich eine Werbewirkung verspricht. Im Fernsehprogrammbetrieb wurden bisher 819 britische und 48 ausländische Künstler beschäftigt.

Griechenland Es wurden am 1. Januar 13717 Hörer gezählt. (Griechenland hat noch keinen eigenen Rundfunk und ist auf Auslandempfang angewiesen. Ein 15-kW-Sender wird zur Zeit bei Athen gebaut, weitere sind für Saloniki und Korfu geplant.)

Ungarn Am Rundfunkempfang nehmen zur Zeit 365354 Hörer teil, von denen noch fast 100000 Detektorgeräte haben. — Der ehemalige Innenminister Nikolaus Kozma wurde mit Wirkung vom 1. April zum Präsidenten der Rundfunk AG. ernannt; er hatte diesen Posten bereits vor seiner Ministertätigkeit inne. — Der Kurzwellenrundfunk vergrößert seine Sendezeit auf vier Stunden wöchentlich, die Programme richten sich vornehmlich nach Amerika.

Irland Die Hörerzahl betrug am 1. Januar 98949, am 1. Februar 101016, am 1. März 103327. — Am 11. Januar begann der regelmäßige Schulfunkprogrammbetrieb, der in erster Linie für die Grundschulen bestimmt ist. Es sind allerdings heute schon von 5300 Grundschulen mit 265000 Schülern 90 mit eigenen und 135 mit geliehenen Empfängern versehen, durch die etwa 12000 Schüler erfaßt werden können. Der Programmversuchsbetrieb begann im März 1936.

Italien Am 1. März wurden 710000 Hörer gezählt. — Am 1. Januar waren 8896 Schulen (1901684 Schüler) mit Empfängern versehen, am 1. März 10910 Schulen, womit rund 2 Millionen Schüler erfaßt werden können. — Bei Instituto Nazionale di Elettricita in Turin wurde eine akustische Forschungsabteilung gegründet, die sich mit Wellenforschung, Schallplattenfragen, Bedingungen für Senderäume und der Verbesserung von Lautsprechern befassen soll. — Die Rundfunkschule „Centro di Preparazione Radiofonica" hat am 3. April ihren ersten Lehrgang begonnen, der sehr gut besucht ist. — Die Gesamtleistung der Kurzwellensender wird 380 kW betragen, die beiden bereits bestehenden werden von 25 auf 40 kW verstärkt und modernisiert, zwei weitere mit 100 kW werden neu gebaut; jeder Sender arbeitet auf zwei Wellen, die je ein besonderes Programm aussenden. Ferner sind zwei weitere 50-kW-Sender geplant. Die beiden 100-kW-Sender werden — vielleicht gemeinsam mit einem 40-kW-Sender — nach Abessinien senden, die Gesamtanlage wird ihre Darbietungen nach Nord-, Süd- und Mittelamerika, den Fernen Osten und Australien senden. Man kann damit rechnen, daß die Neuanlagen Mitte 1938 fertiggestellt sein werden, die Programme werden über ein Spezialkabel von Rom aus nach Prato Smeralda geleitet. — Es besteht bei Rom zur Zeit ein kleiner Fernseh-Versuchssender. Wie man hört, wird hier eine neue Station und eine weitere bei Mailand errichtet werden. — Es wird ein besonderer Empfänger geprüft, der den klimatischen Bedingungen Afrikas entspricht und mit Batterie betrieben wird. In Abessinien wird zunächst kein eigener Sender errichtet werden, man will dagegen einen Gemeinschaftsempfang organisieren, die Vorbereitungen sind bereits getroffen. Es ist ein Preis für das beste Kolonialhörspiel ausgesetzt worden, das in Tripolis spielen soll.

Lettland Der Rundfunk hatte am 1. März 98831 Hörer.

Liechtenstein Es ist beabsichtigt, eine 2-kW-Station zu erbauen, die auf der Gemeinschaftswelle von 209,9 m senden wird.

Litauen Am 1. Januar zählte man 35234, am 1. März 38500 Hörer. — Am 1. Januar hatten 161, am 1. Februar 184 und am 1. März 224 Schulen Empfangsgeräte.

Luxemburg In der Kammer wurde von sozialistischer Seite aus kritisiert, daß das Großherzogtum der ausländischen Gesellschaft, die den Großsender betreibt, ein Kabel im Werte von 900000 Franken bei einer Gewinnbeteiligung von 30% als Gegenleistung zur Verfügung gestellt habe. Das sei zuwenig, zumal der Gewinn im letzten Jahre nur 141000 Franken betragen habe. Es wird gerüchtweise gemeldet, daß eine weitere ausländische Gesellschaft sich um eine Sendekonzession für 20 Jahre zum Preise von 100 Millionen Franken bemühe.

Norwegen Es wurden am 1. März 257756 Hörer gezählt. In Zonen, wo der Empfang schlecht ist, brauchen bis zur Behebung der Schwierigkeiten die Hörer nur 5 anstatt 20 Kronen jährlich zu zahlen. — Der neue Sender Bergen hat die Versuchssendungen aufgenommen, desgleichen die Station Christanssand auf Welle 476 m. — Der neue Volksempfänger scheint ein großer Erfolg zu werden, innerhalb von zwei Monaten erreichte er eine Auflage von

13400 Stück. — Die Schallplattenindustrie hat gegen den norwegischen Rundfunk die gleiche Klage wie in den anderen Ländern erhoben.

Holland Die Hörerzahl stieg am 1. Januar auf 989115 Teilnehmer.

Polen Am 1. März wurden 753172 Hörer gezählt. — In Baranowice soll ein 50-kW-Sender erbaut werden.

Portugal Am 1. Januar hatte der Rundfunk 53659 Hörer.

Rumänien Es wurden am 1. Januar 162766 Hörer gezählt.

Schweiz Am 1. März hatte der Rundfunk 461436 Hörer. — In den letzten Monaten wurden die Darbietungen in der Westschweiz durch einen Sender gestört. Die Genfer Polizei nahm eine Razzia vor und entdeckte Anfang April zwei räumlich getrennt liegende Geheimsender modernster Ausführung, die von kommunistischen „Amateuren" betrieben wurden; nach einem Geheimkode standen die Sender auch mit Radio Barcelona in Verbindung.

Tschechoslowakei Die Versuchssendungen des Kurzwellenrundfunks liegen von 2—4 Uhr früh am Dienstag und Freitag, ferner werden täglich drei Stunden lang auf verschiedenen Wellenlängen Versuche unternommen. Abends wird ein Programm von 20.30 bis 22.35 Uhr ausgestrahlt, das einen Nachrichtendienst in Englisch, Französisch und Deutsch enthält.

Jugoslawien Es gehen wieder einmal Pläne um, je einen 100-kW-Sender in Belgrad, Agram und Laibach zu errichten. — Der Kurzwellenrundfunk hat vom Finanzminister 5 Millionen Dinar zum Bau eines 10-kW-Senders erhalten, die Station wird dem Zentralpreßbüro unterstellt werden, die Programme werden in acht Sprachen verbreitet.

II. Außereuropäischer Rundfunk

USA. Das CBS gibt bekannt, daß im Jahre 1936 im ganzen 296 internationale Übertragungen (1935 waren es 154) aus 20 Ländern durchgeführt wurden. 36 betrafen die englische Königskrise, 31 panamerikanische Friedenskonferenz, 28 die Olympischen Spiele, 17 den spanischen Bürgerkrieg. — Die Hörerzahl für den 1. Januar von Industriekreisen auf 24 Millionen geschätzt (Haushaltungen), die Zahl der Autoempfänger auf 4 Millionen. Im Jahre 1936 wurden 8825000 Empfänger verkauft (Vorjahr 6,1 Millionen). — Die Rundfunkgesellschaften nahmen 1936 zusammen 114 Millionen Dollar — meist aus Reklamesendungen — ein, der Anteil der NBC beträgt 34,5 Millionen, des CBS 23 Millionen Dollar. — Anning S. Prall wurde zum drittenmal Präsident der Federal Communication Commission. — Cesar Saerchinger, seit 1930 europäischer Direktor des CBS, verläßt seinen Londoner Posten, sein Nachfolger wird Edward R. Murrow, der bisher die Vortragsabteilung des CBS leitete. — Das Mutual Broadcasting System hat mit dem 15. April zehn neue Sender erworben und umfaßt nunmehr 51 Stationen. — Auf Einladung der kubanischen Regierung fand Mitte März in Havanna eine Rundfunkkonferenz zwischen Vertretern Kubas, Kanadas, Mexikos und USA. statt. Es wurde eine Tagesordnung für eine im November statt-

findende Konferenz aller Staaten Nord- und Südamerikas aufgestellt, die sich mit Wellenverteilungsfragen befassen wird. — Die RCA ist neuerdings beim Fernsehen von 343 auf 441 Zeilen übergegangen.

Argentinien Buenos Aires plant die Errichtung von drei neuen Sendern, von denen einer als Mittelwellensender für Radio Provincia de Buenos Aires LS 11 dienen wird. — Argentinien hat zur Zeit 37 Mittelwellensender, von denen 11 eine Leistung von 10 bis 50 kW haben. Zehn dieser Stationen höherer kW-Zahl stehen in Buenos Aires (ein 50-kW-Sender, zwei zu 30 kW, einer zu 26 kW, fünf zwischen 10 und 19 kW), ein 25-kW-Sender ist in Bahia Blanca. 16 Stationen haben eine Stärke von 1 bis 9 kW, 10 von 0,7 bis 0,5 kW. In Buenos Aires sind im ganzen 18 Sender.

Afrika Marokko hatte am 1. Januar 29448, am 1. März 30680 Hörer. — Algerien wies am 1. Januar 56467, am 1. Februar 59930 Hörer auf. — Ägypten zählte am 1. Januar 67633 Hörer. — Die Südafrikanische Union beschloß die Errichtung eines Großsenders in Springfontain, dessen Kosten auf 40000 Pfund beziffert werden. — Direktor der South African Broadcasting Corporation ist René S. Caprara, der dem Rundfunk seit 14 Jahren als Leiter des Senders Kapstadt angehört.

Afghanistan In Kabul soll ein 20-kW-Sender erbaut werden. (Das Land hat noch keine Rundfunkorganisation, die Zahl der Hörer, die ausländische Stationen empfangen, schätzt man etwa auf 500. Nach anderen Meldungen soll das Land im Laufe der nächsten Jahre durch 5 Stationen kleinerer Stärke erschlossen werden.)

Australien Der Rundfunk hatte im Dezember 887015 Hörer. — 1936 wurde ein Kursus in japanischer Sprache durchgeführt, an dem die Hörerschaft einen ungewöhnlich starken Anteil genommen haben soll.

Neuseeland Am 1. Januar zählte man 231314 Hörer. — Der Premierminister, der gleichzeitig auch Rundfunkminister ist, hat Prof. James Shelley von der philosophischen Fakultät des Canterburry University Colledge (Christchurch) zum Direktor des nationalen Rundfunkdienstes ernannt.

Britisch-Indien wies am 1. Dezember 37250 Hörer auf. — All-India-Radio, das am 1. Januar seine Gebühren senkte, hat besondere Aufsichtsbeamte zur Feststellung von Schwarzhörern eingesetzt. — Es wird im Programm täglich eine Stunde für den Bauern, wöchentlich eine Stunde Frauen- und Kinderfunk gesendet.

Niederländisch-Indien Es wurden folgende Hörerzahlen gemeldet: 1. Januar 39028, 1. Februar 40525, 1. März 41756.

Japan Hörerzahlen am 1. Januar 2743370, am 1. März 2776189. — Der Kurzwellendienst richtet seine Sendungen nach Europa; China, Siam, Philippinen und Niederl.-Indien; Chile und Peru; Buenos Aires; Rio de Janeiro; Mexiko; Hawai; Neuyork und Washington; Chikago; an die Pazifische Küste Kanadas und Amerikas.

China Es wurden am 1. Januar etwa 500000 Hörer geschätzt. — Die Regierung verlangt neuerdings die Anmeldung auf einem Formular, das dem Verkehrsministerium zugeleitet wird. Die Ergebnisse einer genauen Zählung sollen als Grundlage für die kommenden Rundfunkgebühren werden. — 1936 wurden Schulfunksendungen eingerichtet, die in den Nachmittagsstunden liegen. Täglich wird auch ein Kinderfunk gesendet, und zwar sowohl vom Rundfunkausschuß der Regierung als auch vom Verbande der Privat-Schuldirektoren in Nanking.

WIRTSCHAFT UND RECHT

Frankreich

Bei jedem Sender werden in der Form eines Verwaltungsrats Programmausschüsse für die Sendungen gebildet. Die Mitglieder — 30 an der Zahl — bestehen u. a. aus 10 Vertretern öffentlicher Dienststellen, 10 Vertretern der durch Rundfunkhörerwahlen Beauftragten und 10 Vertretern, die aus den Gruppen der Urheber, Musiker, Hersteller und Händler wie auch aus anderen korporativen Gruppen, die an der Organisation der Verwaltung und an dem technischen Betrieb der Rundfunksender interessiert sind, bestimmt werden.

Auf Grund des Erlasses vom 27. Oktober 1936, betreffend den Betrieb der staatlichen Rundfunksender, ergreift der Postminister alle Maßnahmen, um für die Gleichstellung der Tätigkeiten der verschiedenen Staatssender zu sorgen. Der Postminister oder sein Abgeordneter hat zu allen Gesellschaften Zutritt, die zur Verwaltung der Rundfunksender des Staatsnetzes gehören. Der Leiter des Zentralbüros für Rundfunk bei der Postverwaltung (Sendeleiter) bekleidet das Amt eines Rechnungsbeamten und verwaltet bei jedem Sender die Buchführung über die Einnahmen und Ausgaben des Verwaltungsrats nach Vorschriften, die in einem ministeriellen Erlaß des Finanz- und Postministers festgelegt sind. Die Mitglieder des Verwaltungsrats werden für die Dauer von zwei Jahren gewählt und ernannt. Die Eigenschaft eines Mitgliedes vom Verwaltungsrat ist unvereinbar mit derjenigen eines Angestellten oder beschäftigten Mitarbeiters von einem Staats- oder Privatsender oder irgendeiner anderen Rundfunkgesellschaft.

Die Rundfunkhörerwahlen wurden durchgeführt auf Grund der Verordnungen vom 9. Januar und 20. Januar 1937. In der Verordnung vom 9. Januar 1937 war das Wahlrecht bestimmt, das den Besitzern ordnungsgemäß angemeldeter Rundfunkgeräte zusteht. Wählbar ist jeder Wähler französischer Nationalität im Alter von mindestens 21 Jahren. Die Kandidatur mußte durch eingeschriebenen Brief der Postverwaltung derjenigen Stadt gemeldet werden, in der sich der Hauptsenderaum des Senders befindet. Im Gegensatz zu 1935, wo die Verbände mit der Vorbereitung der Wahlen beauftragt waren, erfolgte diesmal die Vorbereitung durch

die Postverwaltung. Der Hörer meldete sich in einem Postamt seines Bezirks, wo er gegen Vorweisung einer Hörerkarte zwei Umschläge erhielt. In einen Umschlag legte er seinen Stimmzettel und übersandte diesen Umschlag im zweiten Umschlag dem Leiter der Postverwaltung derjenigen Stadt, in der sich der Sender befand. Die Wahl hat also nur auf schriftlichem Wege stattgefunden.

Auf Grund der Verordnung vom 20. Januar 1937 hat der Staatsrat infolge Überschreitung der Amtsgewalt die Verordnungen vom 11. und 15. Oktober 1934 über den Rundfunk aufgehoben, da gemäß Artikel 69 des Gesetzes vom 30. Juni 1923 der **Verwaltungsrat** des Postwesens über alle Maßnahmen betr. allgemeine Organisation der Dienste, der Mitarbeiter, des Statuts und der Ernennung von Mitarbeitern sowie über Bestimmungen hinsichtlich des Postdienstes zwangsmäßig befragt wird und die beanstandeten Verordnungen zweifellos ohne vorherige Befragung des Verwaltungsrats erlassen wurden.

Schweiz

Die am 26. Februar 1931 der SSR. vom Bundespostministerium erteilte Genehmigung ist einer Änderung unterzogen worden. Die neuen Bestimmungen vom 30. November 1936 sind am 1. Januar 1937 in Kraft getreten. Die Hauptänderungen beziehen sich auf die Organisation, das Gehalt des Generaldirektors und den Programmdienst. Nach der alten Genehmigung hatte der Zentralausschuß der SSR. 7 Mitglieder als Vertreter der 7 örtlichen Gesellschaften. Außerdem hatte die Postverwaltung die Möglichkeit, 5 weitere Mitglieder mit Stimmrecht zu ernennen. Bisher hatte die Post nur 2 Mitglieder ernannt. In Zukunft besteht der Ausschuß aus 15 Mitgliedern, 7 hiervon als Vertreter der örtlichen Gesellschaften und 8 von der Regierung, die auch den Präsidenten des Ausschusses stellt. Der Ausschuß ernennt einen Generaldirektor, der besonders mit der Programmgestaltung beauftragt wird, während in den alten Bestimmungen nur von „einer allgemeinen Programmüberwachung" die Rede war. Der Generaldirektor leitet die Bezirksprogrammausschüsse, von denen je einer für den Sprachbezirk vorhanden ist. Die drei Bezirksprogrammausschüsse vereinigen sich bei gegebener Gelegenheit zu einem nationalen Ausschuß. Dieser ist eine beratende Körperschaft, die von der Postverwaltung nach eigenem Wunsch oder auf Vorschlag des Zentralausschusses einberufen wird. Der Generaldirektor ist berechtigt, den ihm unterstehenden Sendeleitern Weisungen hinsichtlich der Ansagen, der Programmgestaltung und Durchführung zu erteilen, für die er verantwortlich ist. Seine Zustimmung ist erforderlich für die Ernennung von Sendeleitern und Programmleitern, die von den Bezirksausschüssen auf Vorschlag der Programmausschüsse bestimmt werden. Programmauszüge sind auf Antrag und gegen angemessenes Entgelt der Presse zu übermitteln. Die Einnahmen aus der Programmveröffentlichung müssen für den Rundfunkdienst Verwendung finden.

SCHRIFTTUM

Die praktischen und theoretischen Bemühungen um eine funkeigene Wortkunst dramatischen Charakters, d. h. Versuche zur Schaffung eines „Hörspiels", sind so alt wie der Rundfunk selbst. Neben der praktischen Funkarbeit bemühten sich im Laufe der Zeit Berufene und Unberufene, Wesen und Aufbau dieser eigengesetzlichen Kunstgattung zu untersuchen. Aber erst sehr spät bildete sich aus „Hörwerken", „Hörfolge", „Sendespielen" u. ä. das heraus, was wir heute „Hörspiel" nennen, und auch in unserer Gegenwart noch ist die echte und reine Form „Hörspiel" trotz einer Fülle guter Ansätze nicht allzu häufig. In dieser Tatsache mag auch der Grund zu finden sein, warum es eine Zeitlang in Sendesaal und Presse um das „Hörspiel" recht ruhig geworden war und Wortsendungen anderen Charakters den Sendeplan beherrschten. Erst in neuester Zeit sind Praktiker und Theoretiker erneut auf den Plan getreten, um mit begründetem Optimismus sich für das funkmäßig gestaltete Hörspiel als einer der Bühne „Rundfunk" gemäßen Kunstform einzusetzen. Zwei Bücher, die vor kurzem erschienen sind, behandelten diese Fragen.

Kurt Paqué: Hörspiel und Schauspiel. Eine Dramaturgie. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt, 1936. 118 S.

Diese vom Rundfunkamt der Reichsjugendführung herausgegebene Arbeit ist der Versuch, aus den Erfahrungen praktischer Theater- und Funkarbeit und aus theoretischen Überlegungen über das Wesen funkischer Wortkunst heraus eine Dramaturgie des Hörspiels zu schaffen. Alle grundlegenden ästhetischen Fragen werden ernsthaft und von vielen Seiten aus behandelt und besonders zu dem gesamten Fragenkomplex „Hörspiel" richtungweisende Antworten gegeben. Die vom Verfasser angewandte Methode, durch vergleichende Gegenüberstellung des aktmäßig aufgebauten Schauspiels mit dem szenisch gegliederten Hörspiel zu ästhetischen und dramaturgischen Grunderkenntnissen über beide Kunstformen zu kommen, hat sich als sehr brauchbar erwiesen.

Um der theoretischen Klarheit und der Anschaulichkeit der Untersuchungen willen und um an einem als typisch anzusehenden Beispiel die Grundelemente der Kunstform „Hörspiel" aufzuzeigen, hat der Verfasser nicht verschiedene Hörspielarten analysiert, sondern sich bewußt mit dem bisher nur in Aufsätzen vorhandenen „reinen" Hörspiel beschäftigt und ein brauchbares Fundament einer eigengesetzlichen Hörspieldramaturgie geschaffen. Dieses „reine" Hörspiel hat nach der Definition des Verfassers in seinen wesentlichen Grundelementen „Dramatik und umwegloser, ununterbrochener, konzentrierter, von Vorbereitungen befreiter — sich immer in unmittelbarem Geschehen befindender — Handlungsablauf" und frei von allen epischen und optischen Hilfsmitteln zu sein. Das soll nun aber nicht heißen, daß mit dieser so entwickelten Dramaturgie eine Schablone des Dichtens, gewissermaßen eine „Poetik des Hörspiels" gegeben ist, deren man sich mechanisch bedienen kann. Auch diese Untersuchung dient nur dazu, die Elemente zu finden, die Grundbegriffe zu klären und den Rahmen zu schaffen, in dem sich der Hörspieldichter, angeregt durch neue ästhetische Erkenntnis, selbständig bewegen kann. Der Verfasser schreibt selbst am Schluß seines Buches: „In dieser Erkenntnis kann diese Arbeit auch nur im Sinne der fundamentalsten Gesetze eine Norm beziehungsweise für den sich noch schulenden Autor ein ‚Rezept' sein. Die großen Ausgangspunkte sind aufgezeigt worden, die letzten Verzierungen aber, die letzten Variationen, die letzten Eigenarten liegen immer in der Persönlichkeit des Schaffenden begründet . . ."

Durch gut ausgewählte Beispiele aus verschiedenen Schau- und Hörspielen begründet der Verfasser seine Ansichten vom Wesen und von der Technik des Hörspiels. Im Laufe seiner erschöpfenden Untersuchungen schafft er so klare Einsichten, z. B. über die optische und akustische Wirkung des Wortes, über allgemein dramaturgische Voraussetzungen, über Szenenfolge, Dialog, Ruhepunkt des Hörspiels, über Regiebemerkungen, Milieu, Personenzahl und Geräuschkulisse in Schauspiel und Hörspiel. — Der Ansatz, von dem der Verfasser ausgeht, ist nur aus der Grundstimmung der jungen Generation heraus zu verstehen, die auch hier bewußt und willentlich revolutionär die alten Geleise verläßt.

Gerh. Eckert: Die Gestaltung eines literarischen Stoffes in Tonfilm und Hörspiel. Berlin, Juncker & Dünnhaupt 1936. 272 S.

Der Verfasser hat mit dieser Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Klärung der Frage geliefert, ob schon vorhandene literarische Vorlagen von Film und Funk für ihre eigenen künstlerischen Zwecke verwandt werden dürfen. Er kommt zu der Ansicht, daß es bei der Beantwortung jeweils darauf ankommt, festzustellen, in welcher Weise die Verwertung vorhandenen Literaturgutes, insbesondere ob sie in einer dem Wesen der beiden Kunstformen Film und Hörspiel entsprechenden Form erfolgt ist. Der Film zum Beispiel — zu dieser Überzeugung kommt Eckert im Laufe seiner Untersuchung — hat hinsichtlich der Verarbeitung eines übernommenen literarischen Stoffes ganz andere Wege zu gehen als das Hörspiel. Im ersteren Falle handelt es sich, da der Film nicht Literatur, sondern seinem Wesen nach Bild ist, um die „Ersetzung einer Kunstform durch eine andere", während wir in ähnlichen Fällen beim Hörspiel, da es Literatur ist, nur von einer „Umwandlung einer literarischen Gattung in die andere" sprechen können.

Diese Untersuchungen macht Eckert nicht um ihrer selbst willen, sondern um Unterlagen für eine künftige Dramaturgie und Ästhetik dieser neuen Kunstformen Film und Hörspiel zu schaffen; denn als letztes Ergebnis seiner Arbeit stellt Eckert fest, daß Film und Rundfunk ihre eigene Kunstform aus sich entwickeln können und müssen, wenn sie ihre künstlerische Aufgabe erfüllen wollen. Nur dann sind sie „nicht nur und zuallerletzt Reproduktionsmittel, sondern Arbeitsgebiete für schöpferische Künstler".

Im ersten Teil der Arbeit gibt Eckert seine grundsätzliche Auffassung von Tonfilm und Hörspiel hinsichtlich ihrer formalen Gattungszugehörigkeit. Durch klare Erläuterung trägt er wesentlich zur begrifflichen Unterscheidung von Film und Literatur, Hörspiel und Theater einerseits und zur Erkenntnis der Gleichartigkeit von Literatur und Hörspiel andererseits bei. Die Arbeit bringt außerdem viele richtige und wegweisende Betrachtungen zu Einzelfragen des Themas. Hervorzuheben ist auch die Sachkenntnis des Verfassers, der insbesondere die geschichtliche Entwicklung von Tonfilm und Hörspiel klar vor Augen hat und wesentliche Einzelheiten kennt. Die Arbeit ist reich an heute schon schwer nachweisbaren Daten aus den Anfängen des Tonfilms und des Hörspiels. Eckert bringt außerdem den Abriß einer Geschichte des Tonfilms und Hörspiels. Gerade dieser Teil ist aus geschichtlichen und kulturpolitischen Gründen wichtig.

Am Schluß gibt Eckert noch eine „Zusammenstellung der in den Jahren 1930 bis 1933 herausgekommenen Filme deutscher Herkunft nach literarischen Werken" und eine „Zusammenstellung der in den Jahren 1924 und 1925 vom Deutschen Rundfunk gesendeten Hörspiele". — Die Arbeit ist im Grundsätzlichen und Stofflichen eine anerkennenswerte Leistung und ein fruchtbarer Beitrag zum Thema Theater, Tonfilm, Rundfunk und Hörspiel. R.

„Jugend singt über die Grenzen". Zur Tagung des Weltrundfunkvereins in Berlin hat das Rundfunkamt der Reichsjugendführung (Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10) ein in Umbruch, Druck und Zusammenstellung sehr ansprechendes, rund 60 Seiten starkes Buch herausgegeben, das — auf der Weltringsendung „Jugend singt über die Grenzen" und auf eine Reihe von Austauschsendungen im Jugendfunk fußend — sich in Wort und Bild wirksam und ehrlich für den Friedensgedanken im Äther einsetzt. (Polen und Finnland, mit denen Austauschsendungen in jüngster Zeit durchgeführt wurden, werden besonders eingehend behandelt; wir bemerken mit Freude vornehmlich die ausgezeichneten Bilder von der finnischen Reise.) Aus dem Inhalt zitieren wir nur wenige eindringliche Sätze: „Der Haß, der die Völker bisher gegeneinander trieb, kann nicht ein Bestandteil der Gesinnung der heutigen Jugend sein. Über alle wirtschaftlichen und räumlichen Schwierigkeiten hinweg können die Wellen des Äthers von Jugend zu Jugend die geistigen und kulturellen Brücken schlagen und somit mehr zum Frieden der Welt beitragen als viele Konferenzen. Möge der Ruf der deutschen Jugend zur Mitarbeit am Rundfunkaustausch überall freudig gehört und aufgenommen werden. Dann wird in Bälde ein Netz von friedlichen Jugendsendungen die Welt überziehen und wird alle Absichten der Friedensstörer zunichte machen." — „Für uns ist die Gestalt des Frontsoldaten nicht mehr mit dem

Begriff des Krieges verbunden, sondern mit einem Frieden gegenseitiger Achtung und Anerkennung. Die Frontsoldaten aller Völker haben sich in den Schlachten kennengelernt. Ihre Jungen und Mädel mögen es einmal auf friedlichem Wege tun. Die deutsche Jugend richtet an die Völker der Welt den Appell: Wer den Frieden der Zukunft ernstlich will, der läßt seine Jugend zu der anderer Nationen kommen. Diese Jugend hat ein Recht darauf, die sie bewegenden Fragen in friedlicher Gemeinschaftsarbeit zu lösen, ein Recht, das sie aus dem Opfer und der harten Pflichterfüllung ihrer Väter ableitet. Nur aus Unkenntnis und Fremdheit können Mißverständnisse, falsche Auffassungen und Meinungen, Mißtrauen und Feindschaft erwachsen. Die Jugend ist der Frieden der Welt!" — Das in fünf Sprachen gedruckte Werk soll in der Hand jedes Rundfunkschaffenden in alle Kulturstaaten kommen, es muß als Bote und Schrittmacher seinen Weg über die Grenzen nehmen, das wünschen wir ihm. —r.

Dr. Heinz Vollmann: Rechtlich-wirtschaftlich soziologische Grundlagen der deutschen Rundfunk-Entwicklung. Verlag Robert Noske, Borna (Bez. Leipzig) 1936.

Der Verfasser versucht, sein Kompendium als „umfassende Darstellung aller die Rundfunkeinheit betreffenden Probleme in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" betrachtet zu wissen. Mit dem Titel ist zwar sehr viel beabsichtigt, aber für die Rundfunkeinheit nichts gewonnen, da die grundsätzliche Einstellung zu beanstanden und die Wertungen zum Teil unrichtig sind. Die Dinge des Rundfunks zu behandeln ist nicht so einfach, wie es sich mancher Verfasser einer Erstlingsarbeit vorstellt. P.

Unter dem Titel **„L'attività artistica dell'EIAR"** hat die Ente Italiano Audizioni Radiofoniche eine kleine Broschüre herausgegeben, in der eine genaue und eingehende Übersicht der musikalischen und literarischen Programme im Jahre 1936 zusammengestellt ist. Wir kommen auf die soeben erschienene Veröffentlichung später noch einmal zurück.

La Radio (Dal microfono all'altoparlante; Text Mar, Zeichnungen Genta), herausgegeben von der EIAR. An diesem populärwissenschaftlichen Werke, in dem sich Text und Zeichnung die Waage halten, kann man erkennen, wie eine gute Idee, die der einprägsamen Verbreitung der technischen Grundlagen des Rundfunkwesens dient, überall verstanden wird und Verwendung findet. Die Durchführung der Absicht ist ausgezeichnet gelungen, wir kennen die Idee bereits seit langem aus den weitverbreiteten Werken von dem bekannten Rundfunkschriftsteller Gustav Büscher, mit dessen Worten und zeichnerischen Entwürfen wir vielfältiges Wiedersehen feiern. Sosehr uns das einerseits freut, sosehr bedauern wir aus Gründen des Autorenschutzes die enge Anlehnung an das berühmte Vorbild, die eine Gleichheit bis in die Wahl der beiden Hauptfiguren zeigt.

Tenth Anniversary. In einem kleinen Band von 60 Seiten hat die NBC-New York die Tischreden zusammengestellt, die von führenden amerikanischen und europäischen Rundfunkmännern auf dem Festbankett am 9. Oktober 1936 gehalten worden sind. Die Beiträge enthalten manche interessanten Einzelheiten und Erinnerungen aus der Entwicklungsgeschichte der National Broadcasting Company.

Über den **zweiten Kongreß der Internationalen katholischen Rundfunkhörervereinigung,** der vom 4.—7. Mai 1936 in Prag stattgefunden hat, ist ein gedruckter Sitzungsbericht erschienen, der neben Mitteilungen über Organisation und Ziele der Vereinigung sowie Zweck und Ergebnisse des Kongresses die Vorträge enthält, die von den Vertretern der verschiedenen europäischen und außereuropäischen Staaten über folgende Fragen gehalten wurden: Rundfunk und katholische Aktion, Rundfunk und Mission, Rundfunk und Presse. Ferner werden die Namen der Ländervertreter, ein Überblick über die Geschichte der Vereinigung und über den Stand der katholischen Rundfunkorganisationen in den einzelnen Ländern veröffentlicht. (Über den ersten Internationalen Katholischen Rundfunkkongreß, der in München stattfand, erschien 1929 ein Bericht unter dem Titel „Film und Funk"; der nächste Kongreß findet im Jahre 1942 statt.) —r.

M. Th. Strewe:

China schaltet sich in die Weltwirtschaft ein

China hat nach der letzten Aufstellung des Ministeriums des Innern in Nanking zu Beginn dieses Jahres eine Bevölkerung von 466 785 856 Menschen, die nach chinesischer Schätzung ein Gebiet von 11 698 860 Quadratkilometer bewohnen. Scheiden die Grenzgebiete Mandschurei, Äußere Mongolei, Tibet und Sinkiang aus, so verbleibt in dem eigentlichen China, das heute in 23 Provinzen eingeteilt ist, immer noch eine Bevölkerung von 425 640 000 Menschen auf einem Gebiet von 5 787 000 qkm. Die Bedeutung dieser Zahlen unter weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Ausblicken zeigt ein Vergleich mit dem Erdteil Europa, der in runden Zahlen 500 000 000 Einwohner auf einem Gebiet von 10 000 000 qkm hat. Raumgröße und Bevölkerungszahl des in den ersten Anfängen der Industriealisierung begriffenen Agrarstaats China fallen aber um so schwerer ins Gewicht in einer Weltwirtschaft, die bei wachsender fabrikatorischer Produktion unter einer gefährlichen Schrumpfung der alten Absatzmärkte leidet. Das zeigt der Rückgang des Weltaußenhandels um weit über die Hälfte seines Vorkriegsvolumens.

Der Prozeß der Gleichschaltung der Wirtschaft Chinas mit der Weltwirtschaft hat gerade in den letzten Jahren einen immer schnelleren Ablauf genommen und befindet sich jetzt in dem hoffentlich letzten Stadium, nämlich der völligen Emanzipation Chinas von der Vormundschaft fremder Großmächte. Diese Vormundschaft nahm ihren Anfang mit dem Vertrag von Nanking 1842 als Abschluß des Opiumkrieges. England erzwang mit diesem diplomatischen Dokument die teilweise Öffnung des chinesischen Marktes für den internationalen Handel. Durch dieses Abkommen wurde der Reigen der ungleichen internationalen Verträge eröffnet, die China zum Objekt einseitiger Wirtschaftsinteressen der Fremdmächte machten. China, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts noch in strenger Abschließung ein autarker Wirtschaftsorganismus mit mittelalterlich gewerblichen Formen, wurde durch die erzwungene Einbeziehung in das Weltwirtschaftssystem bald zum Objekt der Wirtschaftspolitik und immer häufiger zum Spielball des Imperialismus der Fremdmächte. So nahm unter dem Patronat dieser Fremdmächte die wirtschaftliche Umformung Chinas auf Kosten der Souveränität des chinesischen Staates bei Ausschaltung seines nationalen Selbstbestimmungsrechtes und Verweigerung des internationalen Grundsatzes der Gleichberechtigung und vertraglicher Gegenseitigkeit einen ausgesprochen kolonialen Charakter an.

Im Verhältnis zu den Fremdmächten prägt sich dieser koloniale Gedanke in den ungleichen Verträgen aus, an denen auch heute noch mit teilweisen Einschränkungen 13 Staaten festhalten, deren Staatsangehörige als extraterritorial der chinesischen Justizhoheit entzogen sind. Eine Einschränkung souveräner Rechte des

chinesischen Staates liegt ferner in dem Bestehen internationaler Niederlassungen, Konzessionen und Pachtgebiete sowie in der Anwesenheit fremder Besatzungstruppen auf chinesischem Hoheitsgebiet.

Die Verweigerung der Zollautonomie und die daraus folgende Beschränkung Chinas jahrzehntelang auf einen effektiven Einfuhrzoll von nur 2½%, beeinträchtigte erheblich die Haupteinkünfte des Staates und machte eine Zolltarifpolitik zum Schutz der nationalen Wirtschaft, insbesondere der beginnenden nationalen Industrialisierung, unmöglich. Gegen den Widerspruch der Fremdmächte setzte 1928 die chinesische Regierung die Zollautonomie durch und war somit endlich in der Lage, den chinesischen Zolltarif dem wirtschaftlichen Aufbau des Landes und der Stellung Chinas auf dem Weltmarkt anzupassen. Die Internationalisierung der chinesischen Binnengewässer und der Küstenschiffahrt bringt der chinesischen Wirtschaft jährlich einen bedeutenden Ausfall an Schiffsfrachten und hindert die Entwicklung einer dem Handel Chinas angemessenen chinesischen Handelsschiffahrt.

Beginnend mit dem Vertrag von Nanking 1842 rundet sich bald ein Jahrhundert, in dem China unter dem Druck der ungleichen Verträge der Fremdmächte, mehr fremdem Willen als eigener Führung folgend, sein wechselvolles Schicksal erfüllen mußte. Diese Periode ist kein historisches Ruhmesblatt in den ostasiatischen Annalen der verantwortlichen Großmächte. Mangel an weltpolitischem Weitblick, wirtschaftliches Spießertum, Selbstüberschätzung und Verkennung der Psyche des Orients und der latenten Kräfte seiner Völker haben Verhältnisse im Fernen Osten geschaffen, die, weit entfernt von der Erfüllung der imperialistischen Machtträume des Westens, die Fremdmächte auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet in eine nicht sehr ehrenvolle Defensive gedrängt haben.

China hat nunmehr selbst sein Schicksal in die Hand genommen und ist seit Gründung der nationalen Regierung in Nanking unter Führung von Marschall Chiang Kai shek mit Erfolg an der Arbeit, die letzten Reste einer unzeitgemäßen fremden Vormundschaft zu liquidieren. In richtiger Erkenntnis seiner tatsächlichen Lage schafft China die notwendigen Voraussetzungen für diese Liquidation zunächst im eigenen Lande. Die schwierige Aufgabe der innerpolitischen Einigung hat mit der Erledigung des Zwischenfalls von Sianfu und der nunmehr vollzogenen Einbeziehung der beiden Südprovinzen Kuangtung und Kuangsi in das von der nationalen Regierung in Nanking kontrollierte Reichsgebiet einen vorläufigen Abschluß gefunden. Der organisierte Kommunismus ist auf einige Bezirke der nordwestlichen Provinzen Shensi und Kansu zurückgedrängt. Angesichts der militärischen Maßnahmen der Zentralregierung ist er nicht mehr als eine Gefahr anzusehen. In dieser Erkenntnis haben auch die kommunistischen Führer den Kampf gegen die Zentralregierung eingestellt und versucht, zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen, indem sie ihre Gefolgsleute zum Kampf gegen Japan zur Verfügung stellten.

Außerordentliche Fortschritte sind auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Wieder-

aufbaus zu verzeichnen, die um so höher anzuschlagen sind, da sie ohne Inanspruchnahme von Anleihen der internationalen Finanz, abgesehen von den verhältnismäßig kleinen Beträgen einer amerikanischen Weizen- und Baumwollanleihe, getätigt worden sind.

Vor allem aber legte die Zentralregierung Wert darauf, als Vorbereitung für die stärkere Einschaltung Chinas in die Weltwirtschaft, den Staatskredit zu heben. Der Schuldendienst der durch Zölle und Salzsteuer gesicherten Anleihen arbeitete reibungslos und wurde nach Vereinbarung mit den Gläubigern auch für die bisher notleidenden Eisenbahnanleihen wiederaufgenommen. Die gesamte Verschuldung Chinas beträgt vier Milliarden Mark. Eine geringe Verschuldung im Verhältnis zur großen Bevölkerung und im Vergleich zu vielen anderen Staaten.

Welche Überraschungen im guten Sinn die internationale Finanz noch erwarten kann, zeigt die im November 1935 durchgeführte Währungsreform, die in China zum ersten Male eine stabile Währung schuf. Nach der deutschen Inflation sprach man vom Wunder der Rentenmark. In gleicher Weise kann man heute vom Wunder des Yuan, des chinesischen Dollars sprechen.

Noch im Herbst 1935 stand China vor dem Zusammenbruch seiner Währung und damit auch seiner Wirtschaft. Erst seit dem Jahre 1931, später als in anderen Ländern, wirkte sich in China die Weltwirtschaftskrise voll aus. Dazu trieb die amerikanische Silberpolitik des Ankaufs von Silber den Preis des Metalls immer höher und damit auch den Wert des chinesischen Dollar, der auf Silber basierte. Ein hoher und dazu noch schwankender Kurswert des chinesischen Dollar ist ein verhängnisvolles Hemmnis für die chinesische Ausfuhr. Um seine Ausfuhr zu halten, suchte China mit allen Mitteln den Kurs der Landeswährung niedrig zu halten.

Die unterschiedliche Bewertung des chinesischen Dollars in China und im Ausland führte aber trotz aller Abwehrmaßnahmen der chinesischen Regierung zu einer gefährlichen dauernden Abwanderung der chinesischen Silberbestände auf legalem Wege oder durch Schmuggel in das Ausland. Schwindende Silberreserven, Illiquidität der Banken, Schrumpfung der Kredite, fallende Preise, ungünstige Handelsbilanz zogen allmählich auch die Staatsfinanzen in Mitleidenschaft. Die drohende Desorganisierung des ganzen chinesischen Währungssystems forderte immer dringender schleunige Abhilfe.

Da entschlossen sich der Finanzminister Dr. Kung in Gemeinschaft mit dem Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Bank von China Sung, beide Schwäger des Marschall Chiang Kai shek, zu einem kühnen aber entscheidenden Schritt. Durch Dekret der Regierung vom 3. November 1935 wurde die chinesische Währung vom Silber losgelöst und durch die Einführung einer manipulierten Papierwährung die mehrtausendjährige Herrschaft des Silbers in China beendet.

Die Wirkung war zunächst eine panikartige Stimmung; weite Kreise des chinesischen und ausländischen Handels brachten der Währungsreform das größte Mißtrauen entgegen.

Heute nach anderthalb Jahren eines ungestörten Ablaufs der Währungsreform kann man den Erfolg des Währungsmanövers feststellen und, wie der englische Finanzsachverständige E. M. Gull in den Financial News ausführt, hält nur noch eine Handvoll unverbesserlicher Pessimisten an dem Mißtrauen fest.

Die günstigen Folgen der Reform traten bald in Erscheinung und hielten sich bis zum heutigen Tag. Der Kurs des auf 1 sh 2,5 pence herabgesetzten Yuan, des chinesischen Dollars, konnte mit geringen Schwankungen gehalten werden und wirkte sich auf die chinesische Ausfuhr besonders günstig aus gerade in einer Zeit, in der sich, an sich schon, die Nachfrage nach chinesischen Rohstoffen und Produkten steigerte. Alle ausländischen Banken, mit Ausnahme der japanischen Banken, lieferten ihre Silberbestände an die chinesischen Regierungsbanken ab, so daß diesen Banken für die verausgabten Banknoten eine sechzigprozentige Deckung an Gold, Silber und fremden Devisen zur Verfügung stand und auch zur Zeit noch steht.

Die Befürchtung vieler Kritiker, daß der chinesische Bauer an Metallgeld gewöhnt, die neuen Papierscheine nicht annehmen würde, hat sich als gegenstandslos erwiesen. Wenige Monate nach Erlaß der Regierungsverordnung konnte ich weit im Innern des Landes feststellen, daß das neue Papiergeld überall anstandslos zu vollem Wert genommen wurde.

Um die Zukunft der Währung zu sichern, wäre die baldige Organisierung der von der chinesischen Regierung geplanten unabhängigen Zentral-Reserve-Bank notwendig. Die Aufgabe dieses Bankinstituts wäre Vereinheitlichung der Notenausgabe, Halten des Währungskurses, Kontrolle der Handelsbanken, ähnlich den Aufgaben der deutschen Reichsbank, die auch in ihrer Struktur als Vorbild dienen könnte.

Eine fernere Notwendigkeit ist ein ausgeglichener Staatshaushalt. Das Defizit vom Staatshaushaltsetat der letzten Jahre ist zwar nicht sehr groß und fast ausgeglichen durch die Rückzahlung von Anleihen. Andererseits ist die weitere Vermehrung der fiskalischen Mittel durch Steuererhöhung zur Zeit jedenfalls beschränkt. Die Hauptausgaben des chinesischen Staates gehen auf die Etats des Militärs und des Schuldendienstes. Mehr als 40% der Staatseinnahmen werden für militärische Zwecke verwendet. Ebenso wie andere Staaten, kann China in der gegenwärtigen Lage ein bestimmtes Minimum von Aufrüstung nicht unterschreiten.

Auch der Frage der Zolltarifrevision ist die chinesische Regierung schon nähergetreten, da nach sachverständigem Urteil viele Positionen des Zolltarifs, deren Höhe hemmend auf den Handel wirkt, bei niedrigeren Sätzen höhere Zolleingänge bringen würden.

Die Zölle haben sich als die beste Sicherheit für Auslandsanleihen erwiesen. Keine der durch die Zölle gesicherten Anleihen ist bisher notleidend geworden.

Gelingt es, die Zolleingänge zu erhöhen, so ist damit eine erweiterte Möglichkeit gegeben, langfristige Auslandsanleihen aufzunehmen. Die chinesische Regierung mußte bisher ihre Defizite und außerordentlichen Ausgaben durch Anleihen auf dem chinesischen Kapitalmarkt decken, die wegen der bedeutend höheren in China üblichen Zinssätze eine laufende starke Belastung des Etats darstellten. Im vergangenen Jahr ist es jedoch gelungen, durch Konsolidierung von 33 inneren Anleihen eine jährliche Ersparnis von 82 000 000 Dollar zu erreichen.

Während des Bürgerkrieges wurde eine große Anzahl ungesicherter Staatsanleihen und Eisenbahnanleihen notleidend zum Schaden des chinesischen Staatskredits. In den letzten Jahren hat der Finanzminister im Verein mit dem Eisenbahnminister und den chinesischen Regierungsbanken alles getan, um den Kredit Chinas wiederherzustellen. Der Schuldendienst für die notleidenden Anleihen wurde wieder, wie schon oben erwähnt, nach den neuen, mit dem Gläubigerausschuß unter der Führung der Bank von England vereinbarten Zinsen und Amortisationsquoten aufgenommen.

Gerade auf dem Gebiet der Finanzen hat die zähe Aufbauarbeit Chinas einen vollen Erfolg gebracht.

Der Außenhandel Chinas als Barometer der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes zeigt in den letzten Jahren eine stetig ansteigende Tendenz. Das vergangene Jahr 1936 muß sogar als ein besonders glückliches bezeichnet werden, da China verschont blieb von größeren Naturkatastrophen wie Überschwemmung und Dürre und eine Rekordernte hatte, die an Wert eine normale Jahresernte um 2 200 000 000 Mark überstieg.

Der Wert des gesamten Außenhandels Chinas im Jahre 1936 betrug in runden Zahlen 1 650 000 000 Yuan = 1 220 000 000 Mark. Davon entfielen 945 000 000 Yuan auf die Einfuhr Chinas und 705 000 000 Yuan auf die Ausfuhr. Somit ergab sich ein Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr in Höhe von 240 000 000 Yuan. Gegenüber dem Jahr 1935 hat sich die Ausfuhr um 22,6% und die Einfuhr um nur 2,4% gehoben. Im Vergleich zu dem normalen Vorkriegsjahr 1913 hat sich sowohl das Gesamtvolumen wie insbesondere die Ausfuhr Chinas vergrößert.

Das Spitzenjahr des chinesischen Außenhandels, das Jahr 1931, zeigte einen fast dreifach höheren Wert des chinesischen Außenhandels mit 3 600 000 000 Yuan, wovon allein 1 400 000 000 auf die Ausfuhr entfielen. Der Rückgang der chinesischen Außenhandelsziffern in den folgenden Jahren erklärt sich, abgesehen von der Einwirkung der Weltwirtschaftskrise, aus dem Ausscheiden der Mandschurei aus dem chinesischen Zollhoheitsgebiet.

Zu beachten ist, daß der Welthandel insgesamt in den Jahren 1929 bis 1935 um 65% zurückgegangen ist, während der chinesische Außenhandel sich nur um 55%

verminderte. Was die Loslösung der Mandschurei aus dem chinesischen Staatsverband wirtschaftlich bedeutet, zeigt die Handelsstatistik, wonach der Wert des mandschurischen Außenhandels 1936 mit 1 200 000 000 Yuan fast 75% des Handels des übrigen China beträgt, davon entfallen allein 550 000 000 Yuan auf die mandschurische Ausfuhr. An dem Schuldendienst der alten durch die Zölle auf Grund internationaler Verträge gesicherten chinesischen Staatsanleihen nimmt die Mandschurei nicht teil.

Den Hauptanteil an dem chinesischen Außenhandel weit über die Hälfte des Gesamtvolumens tragen die vier Großmächte Amerika, Japan, Deutschland, England. Deutschland steht entsprechend dem Wert seiner Ausfuhr nach China an dritter Stelle, in der Einfuhr von China an vierter Stelle. Im Jahre 1935 verdrängte der deutsche Handel den englischen Handel von der dritten Stelle von der Einfuhrliste und stand sogar während der Sommermonate 1936, Japans Handel überflügelnd, an der zweiten Stelle gleich hinter Amerika, um Ende 1936 wieder auf den dritten Platz zurückzugehen.

Dieses Vordringen des deutschen Ausfuhrhandels auf dem chinesischen Markt verdient besonders unterstrichen zu werden. Es ist ein Beweis, daß eine energische zielbewußte Bearbeitung des Überseemarktes der deutschen Industrie und dem deutschen Handel große Erfolge zeitigen kann, auch gegenüber einer internationalen Konkurrenz, die mit entwerteten Währungen, größeren Kapitalien und ohne die Schwierigkeiten, die eine notwendige Devisenbewirtschaftung für die Abwicklung der Geschäfte mit sich bringt, arbeitet.

Die erfreuliche Entwicklung des chinesischen Außenhandels im Jahre 1936 setzte sich im laufenden Jahre 1937 fort! Der Wert des chinesischen Außenhandels für die Monate Januar und Februar des Jahres 1937 übertrifft um 88 000 000 Dollar den Wert des chinesischen Außenhandels in den gleichen Monaten des Jahres 1936. Dabei fällt aber noch ganz besonders ins Gewicht, daß zum erstenmal seit vielen Jahren die chinesische Ausfuhr größer ist als die Einfuhr. Einer Ausfuhr im Werte von 167 000 000 Dollar steht eine Einfuhr von 162 000 000 Dollar gegenüber.

Demgegenüber zeigt der japanische Außenhandel für die gleiche Zeit vom 1. Januar bis zum 10. März 1937 eine starke Passivität. Die Einfuhr übersteigt die Ausfuhr im Werte von 227 000 000 Yen.

Für China ist die Entwicklung seines Außenhandels ein gutes Omen für das Wirtschaftsjahr 1937. Vorausgesetzt, daß aus der außenpolitischen Lage keine neue Hemmung entsteht, ist eine bedeutende Steigerung des Volumens des chinesischen Außenhandels, insbesondere der chinesischen Ausfuhr, zu erwarten. Das bedeutet vielleicht noch nicht eine aktive Handelsbilanz für das ganze Jahr 1937, sicher aber eine erheblich verminderte Passivität. Die weitere Folge ist eine Verbesserung der chinesischen Zahlungsbilanz und eine Vermehrung der Kaufkraft des chinesischen Volkes, die nicht zuletzt dem deutschen Handel und der deutschen Industrie zugute kommt.

Auch in den ersten Monaten dieses Jahres fällt der Löwenanteil an der Einfuhr in China in Höhe von 64,40% den vier Großmächten Amerika, Japan, Deutschland und England zu. Die Beteiligung der einzelnen Mächte gliedert sich folgendermaßen: Vereinigte Staaten 19,12%, Japan 18,48%, Deutschland 14,21% und Großbritannien 12,59% der Gesamteinfuhr Chinas. Deutschland hält den dritten Platz in der chinesischen Einfuhrliste, den es im vorigen Jahr errungen hat.

Unter dem Einfluß einer guten Ernte, aber auch einer zielbewußten Wirtschaftspolitik der Zentralregierung hat sich auch die Zusammensetzung der Einfuhr Chinas günstiger gestaltet. Die Einfuhr von Getreide und Lebensmittel, Tabak und Rohbaumwolle, Rohprodukte, in denen China in weitem Maße Selbstversorger sein kann, ist zurückgegangen. Dagegen nehmen die für die fortschreitende Industrialisierung notwendigen Maschinen und Produktionsmittel einen immer größeren Platz in der Einfuhrliste ein. Ein Zeichen gesunder wirtschaftlicher Entwicklung ist ferner die wachsende Ausfuhr Chinas an Seide, Tee, Rohbaumwolle und Erzen.

Angesichts dieser erfreulichen Entwicklung müssen selbst die ärgsten Pessimisten — deren gibt es leider noch viel zu viele bei der Beurteilung von Land und Leuten Chinas — zugestehen, daß China auf dem Gebiet des Außenhandels für sie unerwartete weitreichende Fortschritte gemacht hat.

Welche Möglichkeiten im Schoße einer nicht allzu fernen Zukunft für die Entwicklung des chinesischen Marktes liegen, dafür geben die Ende März mit der japanischen Wirtschaftskommission in Shanghai geführten Verhandlungen interessante Belege. Die unter Führung des früheren Präsidenten der Yokohama Specie Bank Kodama stehende japanische Wirtschaftskommission hat das ihr gesteckte Ziel einer japanisch-chinesischen wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft nicht erreichen können. Die Vertreter der chinesischen Wirtschaftskreise stellten sich auf den Standpunkt, daß die von Japan gewünschte enge wirtschaftliche Zusammenarbeit erst nach Bereinigung der zwischen den beiden Staaten stehenden politischen Fragen auf der Grundlage völliger Gleichberechtigung möglich sei.

In zwei wichtigen Punkten ist es aber doch zu einer Einigung gekommen. Die japanischen Vertreter haben die Forderung der chinesischen Regierung, daß auch die in China tätigen japanischen Banken, dem Beispiel der anderen ausländischen Banken folgend, ihre Silberbestände an die chinesische Zentralbank überweisen, als berechtigt anerkannt. Dementsprechend beschlossen die japanischen Banken am 30. März dieses Jahres, ihre Silbervorräte der chinesischen Regierungsbank auszuhändigen.

Noch vor einem Jahr hatten sich die japanischen Banken auf Veranlassung ihrer Regierung geweigert, dem Ersuchen der chinesischen Regierung nachzukommen. Der japanische Ministerpräsident Hirota erklärte damals, daß die durch Dekret vom 3. November 1935 gesetzlich festgelegte Reform der chinesischen Währung ein nutzloses Experiment sei. Wenn heute die japanische Regierung in dieser wichtigen

Frage ihr Urteil geändert hat und bereit ist, einer berechtigten Forderung Chinas nachzukommen, so ist das ein hoffnungsvoller Anfang für eine weitergehende Einigung zwischen Japan und China auch auf anderen Gebieten.

Interessant und wichtig ist auch der zweite Beschluß der chinesisch-japanischen Konferenz, der eine chinesisch-japanische Zusammenarbeit zwecks Verbesserung der Qualität und Vergrößerung der Produktion von Rohbaumwolle in China herbeiführen soll. Danach ist auf Grund eines Fünfjahresplanes eine Steigerung der Baumwollproduktion Chinas von einem solchen Ausmaß vorgesehen, daß nach Deckung des Eigenbedarfs Chinas Ausfuhr den Verbrauch Japans an Baumwolle bis zur Hälfte decken kann.

Da Japans bisherige Baumwolleinfuhr aus Amerika und Indien sich auf 550 Millionen Mark bewertet, entspräche die künftige Ausfuhr Chinas allein an Baumwolle einem Wert von 275 Millionen Mark. Nehmen wir an, daß diese theoretische Zahl sich auch nur zu einem Drittel in die Praxis umsetzt, so wäre eine chinesische Baumwollausfuhr von ungefähr 100 Millionen Mark ein recht beträchtlicher Beitrag zur Aktivierung der chinesischen Handelsbilanz.

Am Welthandelsumsatz war China 1935 nur mit 1,4% beteiligt. Der Außenhandel war also geringer als der Außenhandel der Schweiz oder Schwedens, dagegen größer als der Außenhandel der Sowjetunion, von Südamerika oder Brasilien. Diese Zahlen zeigen, daß China, gemessen an dem Gebietsumfang und der Bevölkerungszahl, noch in den Anfängen einer Entwicklung seines Außenhandels und seiner Industrialisierung, kurz der Gleichschaltung seiner zum Teil noch mittelalterlich gewerblichen Wirtschaft an neuzeitliche Wirtschaftsformen und Methoden ist. Diese kleinen Zahlen zeigen aber auch das außergewöhnliche Ausmaß an Möglichkeiten, die der automatisch sich progressiv steigernde wirtschaftliche Umformungsprozeß für Industrie und Handel des Auslands, das am industriellen Aufbau Chinas tätigen Anteil nimmt, in seinem Schoße birgt.

Der Anteil der Ausfuhr Deutschlands nach China an dem Gesamtaußenhandel Deutschlands betrug 1936 2,8%. Diese kleine Zahl bekommt aber ein anderes Gesicht, wenn man feststellt, daß China unter den außereuropäischen Ausfuhrmärkten Deutschlands an dritter Stelle hinter den Vereinigten Staaten und Brasilien steht und die deutsche Ausfuhr nach China nur 0,3% geringer ist als die deutsche Ausfuhr nach dem ganzen Erdteil Afrika.

In der Liste der Ausfuhr Deutschlands nach den sieben Ländern Ostasiens im Jahre 1936 steht ebenfalls China mit 126 Millionen Mark an erster Stelle vor Japan, das für 75 000 000 Mark deutsche Waren abgenommen hat.

Bemerkenswert ist, daß die Ausfuhr Deutschlands nach China wieder dieselbe Höhe erreicht hat wie in dem Vorkriegsjahr 1913, obschon im Verlauf dieser Zeit unter dem Einfluß der Weltwirtschaftskrise die deutsche Gesamtausfuhr von 10 100 000 000 Mark auf 4 500 000 000 Mark zurückging.

R. S.:

Zur Lage in der Inneren Mongolei

Schon im Sommer des vergangenen Jahres war es für einen Ausländer nicht mehr ganz leicht in die innere Mongolei vorzudringen. Heute ist es völlig unmöglich geworden. Seit vielen Jahren ist der Weg von Norden, also durch die äußere Mongolei von Sowjetrußland her, gesperrt. Selbst der Karawanenverkehr zwischen Urga, der Hauptstadt der äußeren Mongolei, und Kalgan in Nordchina durch die innere Mongolei, ist unterbunden. Auch der Weg von der Mandschurei in die innere Mongolei, sei es vom Hailargebiet aus oder von Jehol nach Dolinor, ist seit der Gründung Mandschukos durch die Japaner nur noch für das japanische Militär gangbar. Und der an sich bequemste Zugang von Peiping über Kalgan in die Provinz Chahar, ist seit Beginn des Jahres 1936 durch Truppen einer „Innermongolischen Armee", einer Armee, die bis vor ganz kurzer Zeit völlig unbekannt war, abgeriegelt. So blieb im Herbst 1936 dem Berichterstatter nur noch ein Zutritt: der vom Westen aus, von der Hauptstadt der Provinz Suiyuan, Kwansui, an der so wichtigen Eisenbahn Peiping—Kalgan—Paotau. Nur von hier aus war noch ein freizügiges Herumreisen in den innermongolischen Steppengebieten möglich.

Heute, wie schon erwähnt, ist auch dieser Weg verschlossen; selbst wenn man noch weiter von Westen her, von der Provinz Ninghsia eindringen wollte. Die letzten Kämpfe an der Grenze der Provinz Chahar und Suiyuan, die im Herbst ausbrachen, haben nicht nur größere chinesische Truppenmassen bis tief in die innermongolischen Steppen geführt, über das eigentliche Siedlungsland der chinesischen Bauern in der inneren Mongolei hinaus; sie haben auch die chinesischen Behörden veranlaßt, ihre Herrschaftsrechte über die innere Mongolei in einer rücksichtslosen Sperrung des nunmehr zum militärischen Aufmarschgebiete gewordenen Geländes an der erwähnten bedeutenden strategischen Eisenbahnlinie geltend zu machen.

So ist der eiserne militärische Ring um die gesamte Mongolei geschlossen. Die absperrenden Kräfte sind, gleichgültig welche Namen sie sich auch teilweise zulegen mögen, diejenigen Sowjetrußlands, Japans und Chinas. Aus einem Steppenraum, aus dem vor sechshundert Jahren weltpolitisch unerhörteste Expansionskräfte nach allen Weltrichtungen hinaus hervorschossen — in den einzigartigen Eroberungszügen der Mongolen unter Chingis Khan und seinen Nachfolgern —, aus diesem Gebiet ist heute ein Objekt, ein umkämpfter Raum geworden, um das drei Großmächte ringen. Die inneren Kräfte aber des Objektes, das heißt der Mongolen, sind zwar nicht völlig erloschen; doch ihre Willensäußerungen können sich, heute wenigstens, nur verzerrt in den jeweiligen Aktionen der drei Mächte bemerkbar machen. Die eigene Kraft der Mongolen ist heute zersplittert, verdorben oder gebunden.

Augenblicklich sind die militärischen Kämpfe um die Mongolei zum Stillstand gekommen. Die Zusammenstöße an der außermongolischen und mandschurischen

Grenze, zwischen Truppen der äußeren Mongolei und der japanischen Armee, die noch vor einem Jahr ernsten Umfang anzunehmen drohten, haben aufgehört. Die neuerlichen Kämpfe an der Chahar- und Suiyuangrenze zwischen der chinesischen Armee und einer „Innermongolischen Armee" sind im mongolischen Winter erstarrt. Doch mit jedem Frühling und Sommer können sie ohne weiteres wieder ausbrechen; denn die militärischen Kräfte der drei Länder haben Tuchfühlung genommen und behalten. Und in dem Maße wie dieser mongolische Großraum aufhört, eine Trennungslandschaft zwischen diesen drei Mächten zu sein, die bislang eine direkte militärische Berührung unmöglich machte, in dem Maße wird die Mongolei, wenn auch mit völlig verändertem Charakter, wieder ein weltpolitischer Raum ersten Ranges. Die letzten Kämpfe in diesem Gebiete können möglicherweise die Vorpostengefechte eines ganz großen Ringens sein.

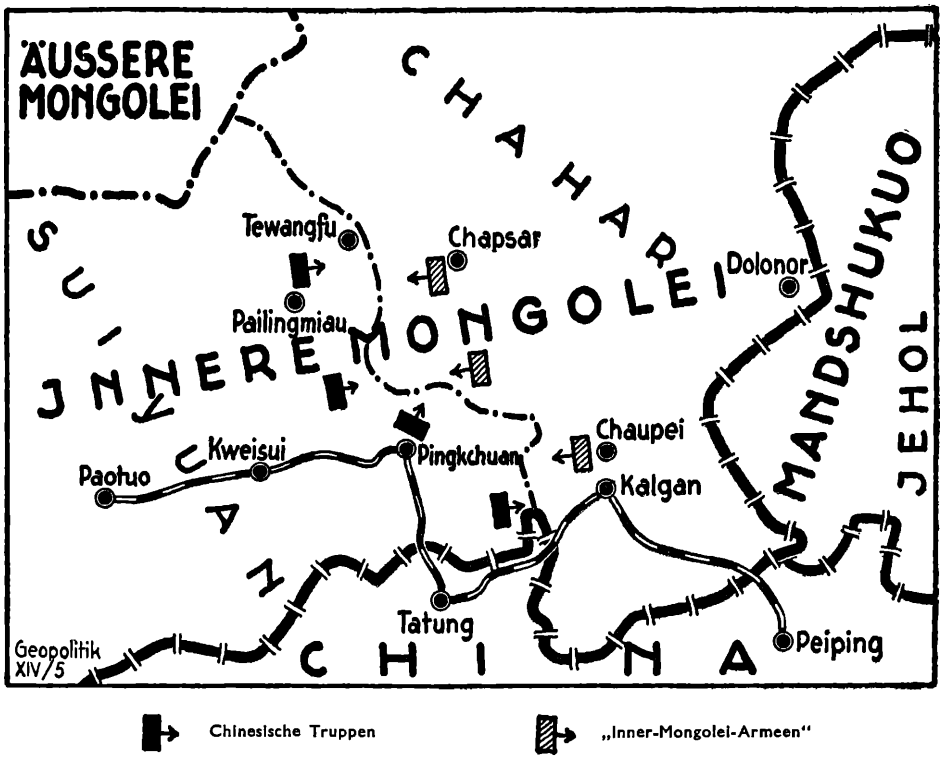
Allgemeines über die Mongolei

Die Mongolei, das heißt, das Gesamtgebiet der äußeren und inneren Mongolei (siehe Karte) gehört staatsrechtlich zur Republik China. Diese Zugehörigkeit ist von allen Staaten, die mit China diplomatische Beziehungen unterhalten, anerkannt worden, einschließlich der Sowjetunion und Japan. Theoretisch ist das heute als Mongolei bezeichnete Gebiet schon seit dem 17. Jahrhundert ein Teil Chinas, seit der Zeit nämlich, als die Mandschus mit ihren mongolischen Verbündeten China eroberten.

In der Mongolei leben heute ungefähr 2 Mill. Mongolen. 1 Mill. in der äußeren und die gleiche Zahl in der inneren Mongolei. In dem angrenzenden Gebiet, der Mandschurei oder dem heutigen Mandschukuo, leben ebenfalls rund 2 Mill. Mongolen. Ihre Hauptmasse ist in dem Bargagebiet im Westen Mandschukuos und südlich davon zu finden. In den anderen Gebieten der Mandschurei leben sie als versprengte nationale Minderheiten. In Chinesisch-Turkestan, Tibet, Kansu und in der Sowjetunion leben außerdem noch einmal rund 2 Mill. mehr oder weniger stark versprengt und zersplittert.

Die Mongolen der Mongolei haben sich niemals als chinesische Untertanen gefühlt und tun es auch heute nicht. Sie hielten sich immer für die Bundesgenossen der früher China erobernden Mandschus und sehen sich heute als selbständiges Volk an. Mit dem Sturze der Mandschudynastie wurde diese Einstellung in zahlreichen Trennungsversuchen vom Chinesischen Reiche deutlich gemacht. Auch verschiedene Aufstandsversuche, die immer blutig niedergeschlagen wurden, bewiesen eine gewisse Stärke der Selbständigkeitsbestrebungen. Gleichzeitig trat die Äußere Mongolei, die immer eine eigene Rolle spielte und geographisch gegebene starke wirtschaftliche Beziehungen zu Rußland unterhielt, in engere Verbindung mit diesem Lande. 1912/13 schloß sie mit Rußland Verträge ab, denen später, 1913, China, allerdings korrigierend, beitrat, in denen zwar die Angehörigkeit der Äußeren Mongolei zu

China theoretisch bestätigt wurde, dennoch aber dieser völlige Autonomie zugesprochen wurde. In dem Geheimvertrag zwischen Japan und Rußland vom Juli 1912 schloß sich Japan, unter genauer Abgrenzung der beiderseitigen Einflußsphären in den beiden mongolischen Gebieten, den zwischen der Äußeren Mongolei und Rußland vorher getroffenen Vereinbarungen an (vgl. hierzu Yakhontoff: Russia and the Soviet Union in the Far East, New York 1931. In diesem Buche wird zum ersten Male auf Seite 379 der Text der „Geheimen Convention" zwischen



Rußland und Japan in bezug auf die Mongolei veröffentlicht.) Diese eigenartige Doppelstellung der Äußeren Mongolei, ein Teil Chinas zu bleiben und trotzdem ein völlig autonomes Gebiet mit eigenen Beziehungen zum russischen Nachbar zu sein, hat sich durch die Bildung der Sowjetunion theoretisch nicht verändert. Praktisch allerdings sind heute die Beziehungen beider viel enger geworden und haben in dem Vertrag vom März 1936, der gegenseitige militärische Hilfe einer gewissen dritten Macht gegenüber vorsieht, zugestandenerweise Bündnischarakter angenommen. In Wirklichkeit aber hat das Verhältnis beider alle Merkmale der Abhängigkeit der Äußeren Mongolei von Sowjetrußland.

Die Innere Mongolei konnte, trotz zahlreicher Versuche, eine solche weitgehende Trennung von China nicht durchsetzen. Im Gegenteil, mit dem Siege der nationalistischen chinesischen Bewegung, mit der Errichtung der Nankingregierung wurde die gewisse frühere Selbständigkeit der Inneren Mongolei wesentlich eingeschränkt. Den Mongolen wurde zwar in ihren Weidegebieten eine lokale Selbstverwaltung gelassen, doch das innermongolische Gebiet wurde in drei neue chinesische Provinzen mit chinesischer Provinzialverwaltung aufgeteilt. So besteht heute staatsrechtlich die Innere Mongolei aus den chinesischen Provinzen Ninghsia, Suiyuan und Chahar, von Westen nach Osten aufgezählt.

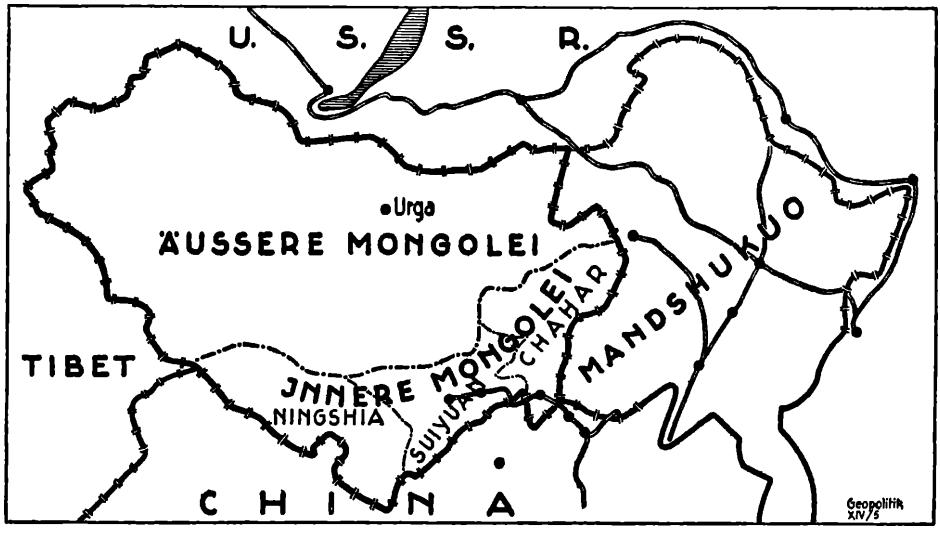
Das Verhältnis der Inneren und Äußeren Mongolei zueinander

Diese verschiedene staatsrechtliche Entwicklung der beiden Teile der Mongolei ist nur der Ausdruck zahlreicher, aus alten Zeiten herrührender Unterschiede. Die Äußere Mongolei wird als das Stammland Chingis Khans angesehen; die Innere Mongolei dagegen als das Außengebiet, als Grenzland. Dementsprechend fühlt sich der Äußere Mongole stärker als echter Mongole. Die Äußere Mongolei war außerdem niemals annähernd so dem Eingriff der Mandschus ausgeliefert wie die Innere Mongolei, deren Stammesorganisation weitgehend durch die Mandschupolitik umgeformt wurde. Und ebenso war die Weidewirtschaft der Äußeren Mongolei niemals durch äußere Einflüsse so bestimmt, wie die Weidewirtschaft der Inneren Mongolei durch die chinesische Siedlungs- und Geldwirtschaft. Vertieft wurden diese Unterschiede im Laufe der Jahrhunderte durch die breite Schranke der Gobiwüste, die beide Gebiete voneinander trennt. Die jungmongolische Bewegung in der Äußeren Mongolei wurde zu einem weiteren trennenden Element. Die jungmongolische Bewegung, die sich Ende des Weltkrieges mit Unterstützung des Sowjetkommunismus entwickelte, ist eine „linksradikale" Bewegung, mit dem innerpolitischen Ziele der Beseitigung des Lamaismus und der Herrschaft der mongolischen Fürsten. Außenpolitisch strebt sie die Schaffung eines einheitlichen Mongolenstaates im Bunde mit der Sowjetunion an. Sie gelangte mit dem erfolgreichen Kampfe gegen eine chinesische Besetzung im Jahre 1919 und mit dem Krieg gegen den weißrussischen Baron Ungern-Sternberg, der eine Zeitlang Urga, die Hauptstadt der Äußeren Mongolei, besetzt hielt, zur Macht. Mit dem Siege dieser Bewegung, unterstützt durch den Sowjetkommunismus, verwandelte sich ein Teil der aufgezählten Verschiedenheiten in soziale und innerpolitische Gegensätze. Der in der Inneren Mongolei immer noch dominierende Einfluß des Lamaismus und der Fürsten, ist in der Äußeren Mongolei gebrochen. Der unter den Mongolen der gesamten Mongolei durchaus vorhandene Wille zur nationalen allmongolischen Einheit, ist somit durch die Notwendigkeit, die Entscheidung über die zukünftige soziale und politische Ordnung im jungmongolischen, oder im Sinne der Lama- und Fürstenherrschaft zu treffen, gehemmt worden. Der innere Kampf der Mon-

golen für oder gegen eine dieser beiden Ordnungen schien bisher wichtiger als der Kampf um die außenpolitische Unabhängigkeit zu sein.

Die wirtschaftliche und politische Lage in der Inneren Mongolei

Die Weidewirtschaft der Inneren Mongolei, die Stammesorganisation der Mongolen, der Lamaismus und endlich der physische Bestand des Mongolenvolkes befindet sich seit Jahren in der schwersten Krise. Die Frage der inneren und äußeren Erneuerung ist nicht mehr von der Tagesordnung abzusetzen.



Eine der Ursachen der Krise der Viehwirtschaft der inneren Mongolen liegt in der ständigen Verringerung des Weidelandes. Seit ungefähr 30 Jahren drängt jährlich ungefähr eine Million neuer chinesischer Siedler vom Süden in die Innere Mongolei. Vor den mandschurischen Ereignissen im Jahre 1931 strömten auch chinesische Siedler von der Mandschurei her in das Chahargebiet ein, Jehol, ein altes Mongolengebiet, ist restlos von der chinesischen Bauernwirtschaft erobert worden. Heute sind die Gebiete der Silingol-Mongolen an der Westgrenze Mandschukuos und an der Südgrenze der Äußeren Mongolei die einzigen Gegenden, die so gut wie gänzlich frei von chinesischen Siedlern sind. Die anderen Gebiete der Chahar- und Suiyuan-Mongolen-Banner sind teilweise bis zu 70% von chinesischen Siedlern besetzt. Über 70 km mußte der Berichterstatter zurücklegen, bevor er in nördlicher Richtung von Kwaisui, der Hauptstadt der Provinz Suiyuan, in das mongolische Weidegebiet kam, in das die Innermongolen zurückgedrängt worden sind. Kwaisui selbst aber liegt ungefähr im Zentrum der Provinz. Der ganze

Süden der Provinz Suiyuan ist schon lange dicht bebautes Ackerland kräftiger und zäher Nordchinesen.

Die primitive Weidewirtschaft der Mongolen setzt unendliche Flächen voraus, die früher vorhanden waren, heute aber immer mehr zusammenschrumpfen. Schon längst ist ein rein nomadischer Wechsel der einzelnen Weidegebiete innerhalb der Stammesorganisation nicht mehr möglich. Ungünstigen Weideverhältnissen, zeitweiligen schädlichen Wettereinflüssen kann der mongolische Viehwirt nicht mehr durch Abmarsch in andere Teile seiner Steppe ausweichen. So wirken sich Viehseuchen, übermäßige Kälte in starker Verminderung der Herden aus. Allein im letzten Winter sind an einzelnen Stellen Dreiviertel der Herden in der Provinz Suiyuan zugrunde gegangen. Die Notlage der Mongolen ist daher leicht vorstellbar.

Daneben lösen zunehmende außerordentliche individuelle Unterschiede im Viehreichtum die einstmalig so geschlossene Stammesorganisation der Mongolen auf. Schon gibt es viele Mongolenfamilien, die nicht mehr von ihren Herden leben können, die sich sogar als Hilfsarbeiter bei den Chinesen oder reicheren Mongolen verdingen müssen. Daneben traf der Berichterstatter einzelne Familien von außerordentlichem Reichtum an (man könnte hier das Wort: Herdenkapitalisten anwenden), die an drei verschiedenen Weideplätzen über 1000 Pferde, 800 wertvolle Kamele und ungezählte Schaf- und Kuhherden besassen.

Die Mongolen haben aufgehört ein einheitliches Hirtenvolk mit ungefähr gleichem Lebensstandard zu sein, aus dem nur die Bannerfürsten durch Reichtum und Macht hervorstachen. Diese innere Auflockerung des Herdenvolkes wird heute aber nicht etwa durch die alte zusammenfassende und führende Rolle der Stammesfürsten ausgeglichen oder aufgehalten. Früher war der Fürst der Führer und Organisator der zahllosen Streifzüge der Mongolen gegeneinander oder gegen andere Völker; Streifzüge, die den Mongolen jahrhundertelang Tribute und zusätzliche Konsumgüter lieferten, die die extensive Weidewirtschaft niemals hervorbringen konnte und auch heute nicht produzieren kann. Heute ist diese Rolle der Fürsten längst vorüber. Er ist ein Mongole, dessen Hauptinteresse darin liegt, seine Herden zu vergrößern und für diese die besten Weideplätze zu bekommen. Außerdem aber sind es gerade die Fürsten, die aus ihrem Verfügungsrecht über das Weideland mit am wirksamsten die Eroberung der Mongolei durch die chinesischen Siedler unterstützen. Aus der Überlassung der Steppe an die Chinesen zieht heute der innermongolische Fürst bedeutende, wahrscheinlich sogar den größten Teil seiner Einnahmen und seines Reichtums.

Dieser Wandel in der Rolle der Fürsten ist auch äußerlich schon erkennbar. Der Fürst der Dachan-Bail-Mongolen, den wir aufsuchten, wohnt wie die meisten anderen in chinesischem Stil, nicht mehr in den Yurten seiner Vorväter. Chinesischer Luxus, chinesische Kunst, ja, zum Teil auch chinesische Nahrung, sind ihm heute lieber als mongolischer Tee oder ohne Salz gekochtes Hammelfleisch. Manche

von ihnen ziehen es daher vor, hauptsächlich in größeren Städten wie Kwaisui oder sogar Peiping längere Zeit zu wohnen und in Packardwagen herumzufahren. Leicht kann dieser Wandel auch zu einer sehr gründlichen Veränderung in der Beziehung vom einfachen Hirtenmongolen zu seinem Fürsten umschlagen. So sehr auch gerade in der Mongolei die Tradition wirksam ist, auf die Dauer können politische Folgen aus der veränderten Rolle der Fürsten kaum ausbleiben.

Noch viel weniger optimistisch kann man in bezug auf die andere überragende politische und kulturelle Macht in der Inneren Mongolei, den Lamaismus und die lamaistische Priesterschaft sein[1]). Über die Stellung des Lamaismus in den verschiedenen Religionssystemen und Glaubensbekenntnissen der Welt läßt sich streiten. Nicht aber über seine Rolle in dem physischen und nationalen Niedergangsprozeß der Mongolen. Es besteht ein ungeschriebenes Gesetz, daß ein bis zwei Söhne jeder Familie, wenn Söhne überhaupt vorhanden sind, Lamapriester werden müssen und somit selbst keine Familie gründen dürfen. So sind 50—60% aller männlichen Mongolen Lamapriester. Damit ist schon allein die Stagnation im Bevölkerungszuwachs der Mongolen erklärt. Darüber hinaus ist ein großer Prozentsatz der männlichen Bevölkerung der so extensiv betriebenen Weidewirtschaft entzogen, was eine starke Verminderung der Produktivität der Wirtschaft bedeutet. Und diese wenig ertragreiche Wirtschaft ist nun gezwungen, in weitgehendem Umfange das Heer der Lamas zu ernähren. Der Reichtum aber der meisten Klöster und Tempel, das sorgenlose Dasein vieler Priester gibt eine ungefähre Vorstellung von dem bedeutenden Anteil, den die Religion an dem Ertrage der mongolischen Wirtschaft erhält, auf Kosten der Lebenshaltung der übrigen Bewohner.

Dazu aber kommt noch, daß der Lamapriester in seinen ständigen Wanderungen durch die Yurtensiedlungen zum immer wiederkehrenden Verbreiter der Syphilis geworden ist. Heute sind ungefähr 90% der Mongolen syphilitisch. Wenn auch jahrhundertealte körperliche Anpassung manche krasseste Erscheinung dieser Krankheit schon nicht mehr aufkommen läßt — verhängnisvoll ist die Wirkung der Krankheit dennoch; auf die Zahl der Mongolen und auf ihren körperlichen und geistigen Zustand. Hygienische und medizinische Gegenmaßnahmen gibt es nicht.

In dieser fast aussichtslosen Lage des innermongolischen Volkes hat der Lamaismus als Faktor zur Erhaltung des Volkstumes völlig versagt. Auch ein großer Teil der Fürsten ist zu sehr an die wirtschaftlichen Beziehungen mit China gebunden, um irgendeinen Ausweg zeigen zu können. Nur zwei aktive neue Kräfte zeigen sich:

1) Christliche Missionstätigkeit ist in der Mongolei nahezu völlig erfolglos geblieben, was um so erstaunlicher ist, als nach dem 10. Jahrhundert eine kurze Zeit lang die Nestorianer-Christen außerordentliche Verbreitung und Einfluß auf die Mongolen hatten. Der Berichterstatter traf bei seinem Herumstreifen in Suiyuan zahlreiche Denkmäler der Nestorianer-Christen und sogar östlich von Pailingmiau Ruinen einer Nestorianerstadt. (Nähere Angaben über diese Ruinen könnte Professor Haenisch, Berliner Universität, machen, mit dem der Berichterstatter im Herbst 1936 in der Mongolei zusammen reiste.)

Erstens die wenig zahlreichen, vom außermongolischen Experiment angezogenen Jungmongolen der Inneren Mongolei; zweitens Japan, das die Rückkehr zur guten alten Zeit der engsten Verbindung mit den Mandschus anbietet.

Die Mongolenpolitik der Japaner

Die Japaner führen den Kampf um ihre Vorherrschaft in der Mongolei (um etwas anderes handelt es sich nicht) unter der mongolisch-nationalistischen Losung: „Die Mongolei den Mongolen! Wiedervereinigung der Mongolen mit den Mandschus!" Daß unter den Mandschus das heutige Mandschukuo und der Kaiser Kangte gemeint sind, stört die geschichtliche Parallele zu der mandschu-mongolischen Eroberung Chinas im Jahre 1644 durchaus nicht. Zum mindesten hat sich der Sprecher des Auswärtigen Amtes in Tokio anläßlich der Grenzzwischenfälle an der mongolisch-mandschurischen Grenze im Januar 1936 im Sinne der aufgeführten Parole geäußert. Die halbamtliche Vierteljahresschrift „Contemporary Japan", Dezember 1935, bringt den ersten Teil der Losung mit dem zweiten Teil offen in Verbindung. Und die Schaffung einer besonderen mongolischen Provinz innerhalb Mandschukuos, der Provinz Hsingan, an der sowjetrussischen, außer- und innermongolischen Grenze Mandschukuos, bedeutete den ersten praktischen Schritt zur Verbindung Japan-Mandschukuo mit der Mongolei und den gesamten mongolischen Problemen.

Der Äußeren Mongolei gegenüber wurden mit der angeführten allgemeinen Parole folgende ergebnislose Versuche gemacht: Es wurde über die Eröffnung diplomatischer Beziehungen zwischen Mandschukuo und der Äußeren Mongolei mehrmals verhandelt. Etwas energischere Versuche an der außenmongolischen Grenze am See Bor-nor endeten Januar 1936 mit unerwartet großen Menschen- und Prestigeverlusten für Japan. Und endlich mußten trotz betonter japanischer Sympathien für die Innermongolen einige Führer der neumongolischen Hsinganprovinz wegen angeblicher Beziehungen zu den Sowjets erschossen werden. Die formelle Schaffung einer mongolischen Provinz mit einer gewissen formellen Selbstverwaltung hatte also keinen Erfolg in bezug auf die Gewinnung dieser Mongolen für die japanisch-mongolische Bewegung. Und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Aufdeckung der Verschwörung dieser Mongolenführer mit den Sowjets zu einem starken Rückschlag in der positiven japanischen Mongolenpolitik in den Grenzgebieten geführt hat.

Dagegen haben die Versuche der Vertreibung des Einflusses Chinas aus der Inneren Mongolei schon weit mehr Erfolge gezeigt. Im Juni 1935 erreichte es der berühmte General Doihara in Verhandlungen mit dem früheren chinesischen Gouverneur von Chahar, daß die nördlich von Kalgan liegenden Gebiete der Provinz Chahar von den chinesischen Provinztruppen geräumt wurden. Weiter verlangten unter japanischem Einfluß verschiedene Fürsten des Silingol-Bundes im

Nordosten Chahars und der recht bekanntgewordene Fürst Te Wang an der Suiyuan- und Chahargrenze die Autonomie der Inneren Mongolei. Der in Pailingmiau sitzende „Innermongolische Rat", in dem der Fürst Te Wang eine besonders hervorragende Rolle spielte, wurde für eine an Japan sich anlehnende Selbständigkeitsbewegung gewonnen; die Japaner entsandten an den Sitz dieses Rates eine Reihe von zivilen und militärischen Beratern. So wurde Pailingmiau in der Suiyuanprovinz zu dem ersten und wichtigsten Stützpunkt der japanisch orientierten Bewegung der Suiyuan-Mongolen. Deshalb hatte die Rückeroberung dieses Ortes durch die chinesischen Truppen im Winter 1936 eine so erhebliche militärische und politische Bedeutung.

Die Versuche der Japaner in der Provinz Chahar, der Mandschukuo angrenzenden mongolischen Provinz, wirtschaftlich reformbringend Einfluß zu gewinnen, sind nicht sehr weit gediehen. Die Abhängigkeit der Großherdenbesitzer und der Fürsten vom chinesischen Händler ist, wenn überhaupt, nur durch eine Abhängigkeit von japanischen Großfirmen, wie z. B. Okura, abgelöst worden. Verbesserung des Viehbestandes, der mongolischen Schafwolle sind noch nicht über das Stadium von Versuchen auf den Mustergütern der Südmandschurischen Eisenbahn-Gesellschaft hinausgekommen. Und der stark entwickelte Motorverkehr durch die Steppen der Provinz Chahar hat mehr militärische als wirtschaftliche Bedeutung. Gegen die eigentliche Not der Mongolen, die Wirtschaftskrise und die verhängnisvolle Auswirkung des Lamaismus, haben die Japaner keine wirkungsvollen Gegenmaßnahmen ergreifen können. Wohl besteht die Absicht, durch den japanischen Buddhismus auf den mongolischen Lamaismus reformierend einzuwirken; ein Erfolg allerdings scheint uns sehr fraglich zu sein. Auch haben die Japaner einige Ärzte zur Bekämpfung der Krankheiten ins Innere geschickt; doch auch dies kann nur ein „Tropfen auf den heißen Stein" sein.

Bisher hat sich das japanische Interesse überwiegend auf die militärisch-politische Durchdringung der Provinz Chahar und der Grenzgebiete an der Suiyuan-Chahar-Grenze konzentriert. Die Führung dieser militärisch-politischen Arbeit liegt in den Händen der Kwantung-Armee, wie die Leitung der Mongolenpolitik überhaupt (Kwantung-Armee ist die zusammenfassende Bezeichnung für die in Mandschukuo liegenden japanischen Truppen).

Das einfachste Mittel für eine erfolgreiche politisch-militärische Durchdringung der Inneren Mongolei wäre theoretisch die Besetzung des Gebietes durch japanische Truppen. Doch bisher haben zahlreiche Gründe die Entsendung geschlossener Verbände in die Provinz Chahar und Suiyuan nicht ratsam erscheinen lassen. Rücksicht auf den Neun-Mächte-Pakt, taktisch-politische Erwägungen, die außerordentliche Größe des Gebietes und seine Menschenleere und endlich die zahlenmäßige Schwäche der Kwantung-Armee sind für diesen Verzicht wohl ausschlaggebend gewesen. So mußten als erste Etappe in der militärisch-politischen Beherrschung der

Inneren Mongolei andere Wege eingeschlagen werden, und zwar folgende: 1. die Schaffung eines möglichst engen Netzes von militärischen „Missionen" in Chahar; 2. die Bildung und Bewaffnung einheimischer militärischer Formationen unter genauester japanischer Kontrolle; 3. Einsatz dieser Neuformationen gegen die Provinz Suiyuan nach gewisser Auflockerung des dortigen Bodens.

Die erste Aufgabe, die Schaffung solcher „Missionen", ist in den allgemeinsten Zügen für die Provinz Chahar gelöst worden. An den wichtigsten Stellen, d. h. an den Knotenpunkten wichtiger Karawanenstraßen, und auch an den Sitzen der verschiedenen Bannerfürsten bestehen heute solche japanischen „Missionen", die eine breite militärische und politische Tätigkeit entfalten. In der Provinz Suiyuan ist der wichtigste Platz, an dem sich eine größere „Mission" befand, wie schon berichtet, von chinesischen Truppen erobert worden. Noch im Suiyuangebiet, an der Grenze der Provinzen Chahar und Suiyuan, liegt die Residenz des Fürsten Te Wang, in der sich ebenfalls eine größere „Mission" befindet. Diese Beobachtungsposten, wie die „Missionen" auch genannt werden können, bestehen aus kleinen Gruppen von Offizieren und sind untereinander möglichst weitgehend durch Autoverkehr verbunden. Nur ganz wenige Plätze sind auch durch Flugzeuge in engere Verbindung gebracht worden.

Die zweite Aufgabe ist erst 1935/36 in größerem Maßstabe in Angriff genommen worden. In dieser Zeit haben sich verschiedene „Innermongolische Armeen" gebildet, von denen zwei größere Bedeutung erlangten. Es ist die Armee unter Li Shou Hsin; sie hat in Changpei ihren Hauptsitz. Sie setzt sich hauptsächlich aus Jeholleuten zusammen und dürfte auch einen Teil ehemaliger Jeholmongolen in ihren Reihen zählen. Die zweite Armee ist die von Wang Yin; sie hat in Chahar ihr Hauptquartier. Wang Yin stammt aus der Suiyuanprovinz und hat seinen ursprünglichen Anhang unter den dortigen Mongolen. Offiziell stehen all diese Truppen unter dem Oberbefehl von Te Wang. Doch wie weit es sich hier nur um eine formelle Benutzung des Namens dieses berühmten Fürsten handelt, ist sehr schwer zu sagen. Auch über die Größe dieser Armee sind kaum genaue Angaben zu machen. Auf keinen Fall dürften alle zusammen, wenn auch die verschiedenen kleineren „Armeen" mitgerechnet werden, stärker als 7000—10 000 Mann sein. Sicher ist auch, daß die Stärke sehr lebhaft fluktuiert, abhängig ist von Ernährung und regelmäßiger Bezahlung, also von sehr wenig geregelten Voraussetzungen. Eine nennenswerte Kampfkraft haben diese Truppen auf keinen Fall, selbst wenn ihnen, wie in den letzten Kämpfen mit den Chinesen, moderne Kampfmittel, d. h. Flugzeuge und Tanks, von „gewisser" Seite zur Verfügung gestellt werden.

Die Mongolen zwischen den feindlichen Mächten

Der Erfolg der bisherigen japanischen Mongolenpolitik beschränkt sich fast ausschließlich auf die geschilderte Durchdringung der Provinz Chahar. Eine wirkliche

mongolische Freiheitsbewegung konnten die Japaner weder in der Äußeren Mongolei noch in den mandschurisch-mongolischen Gebieten und auch nicht in den innermongolischen Provinzen entfachen. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß es dem Japaner in bedauerlich geringem Grade gelingt, in von ihm kontrollierten Gebieten die Sympathien der einheimischen Bewohner zu erringen. Das gilt besonders dort, wo es sich um Asiaten handelt, die behördliche, bis ins einzelne gehende Einmischungen und Kommandierungen aufs entschiedenste ablehnen. Doch gerade der Japaner neigt zu dieser Art der Bevormundung. Und so muß zugegeben werden, daß die früher durchaus vorhandenen Hoffnungen vieler Mongolen auf japanische Hilfe für ihre Unabhängigkeitsbestrebungen in der enger werdenden Berührung mit den Japanern zerstört worden sind. Würde heute der Mongole vor die Wahl gestellt werden, welcher Oberherrschaft — wenn schon eine solche vorhanden sein muß — er sich lieber fügen würde, der chinesischen oder japanischen, so würde die Wahl kaum zugunsten der japanischen Oberherrschaft ausfallen. Die großzügige Gleichgültigkeit der chinesischen Behörden den Einzelheiten des mongolischen Steppenlebens gegenüber, liegt den Mongolen weit mehr als die Bevormundung durch das japanische Militär.

Allerdings, mehr als diese Gleichgültigkeit der chinesischen Behörden ist von chinesischer Seite kaum zu erwarten. China war niemals, und wird es auch nicht werden, ein positiver Faktor in der Förderung der mongolischen Weidewirtschaft und der mongolischen Unabhängigkeitsbestrebungen. Möglich, daß die chinesische Provinzialregierung in Suiyuan aus den Kämpfen einiges gelernt hat und den Mongolen, um sie näher an sich heranzuziehen, größere selbständige Rechte einräumt. Doch die zunehmende Besiedlung der Inneren Mongolei durch chinesische Bauern wird kaum eingestellt werden. Die wachsende Abhängigkeit der mongolischen Wirtschaft vom chinesischen Grundspekulanten, Großhändler und Wucherer wird ebenfalls nicht beseitigt, und endlich ist der Griff der chinesischen militärischen Behörden durch die letzten Kämpfe stärker und fühlbarer im mongolischen Steppengebiet geworden; früher reichte er nur bis zur äußersten Grenze des chinesischen Siedlungsgebietes in der Inneren Mongolei.

So ist weder von japanischer noch von chinesischer Seite zu erwarten, daß sie dem Mongolenvolke in seinem Streben zum eigentlichen volklichen Aufstieg behilflich sein werden. Von Sowjetseite aber droht die Entfaltung eines „Bürgerkrieges" unter den Mongolen, falls der jungmongolische kommunistische Einfluß in der Inneren Mongolei stärker werden sollte. Bisher haben sich allerdings die Sowjets der Inneren Mongolei gegenüber sehr zurückhaltend benommen. Sie sind bei den Auseinandersetzungen zwischen den japanischen und chinesischen Einflüssen als zurückhaltende Zuschauer aufgetreten, die allein schon in der Tatsache des Streites zwischen den beiden anderen Mächten Vorteil und Zeitgewinn für sich sahen. Die Frage ist nur, wie lange diese Passivität der Inneren Mongolei gegen-

über aufrechtgehalten wird. Besonders, wenn die bisher so häufig gebrachten Meldungen von einer „Roten Invasion" der Inneren Mongolei von chinesisch-kommunistischer Seite aus einmal Wirklichkeit werden sollten.

So sind denn die Aussichten für eine nationale Erneuerung der Inneren Mongolei gering und die für eine nationale Wiedergeburt eines gesamtmongolischen Staates noch viel geringer. Sie werden für lange Zeit vernichtet werden, wenn die drei großen Mächte oder selbst Japan und Sowjetrußland im mongolischen Steppenraum ihren Kampf auf Leben und Tod ausfechten sollten.

Strategische Schlußbemerkung

Rein theoretisch betrachtet, ist natürlich die Mongolei der ideale Aufmarschraum für Japan in einem Krieg gegen die Sowjetunion, möglicherweise auch für Sowjetrußland in einem Krieg gegen Japan, d. h. gegen die japanischen Positionen in der Mandschurei. Sicher ist auch, daß manche kühne Strategen in dem Stoß durch die Mongolei zum Baikalsee die wahre strategische Lösung sehen, nicht in Aktionen an der mandschurisch-sibirischen Grenze. Doch die Wirklichkeit sieht erheblich schwieriger aus.

Die erste Hemmung für einen solchen Feldzugsplan wird durch die Entfernungen hervorgerufen, um die es sich hier handelt. Von Mukden (dabei ist Mukden durchaus nicht die Basis in einem japanisch-sowjetrussischen Krieg) bis an den Baikalsee ist es ungefähr so weit wie von Berlin nach Moskau. Diese Entfernung wird durch den Charakter des in Frage kommenden Geländes vervielfacht. Die Mongolei ist eine Hochebene, eine Hochsteppe, von einer für den Europäer kaum vorstellbaren Leere. Oft kann man 20—30 km reisen, ohne, so weit der Blick reicht, auch nur die Spur eines menschlichen Wesens zu entdecken, geschweige denn Siedlungen, die Stützpunkte einer militärischen Operation werden können. Die wenigen spärlichen Niederlassungen, auf die man trifft, bestehen meistens nur aus drei, vier, bestenfalls fünf Yurtenwohnungen, ärmlich am Südhange eines Hügels hingekauert. Die Vegetation besteht im besten Falle aus Steppengras, kein Baum, kein Strauch. In der Mongolei müßte ein Heer alles bis aufs letzte selbst mitbringen. Das entscheidende Problem würde also im Kriege der Nachschub sein, einschließlich Wassernachschubs, denn die Äußere und Innere Mongolei sind durch den breiten Gobistreifen, d. h. eine Steppe, die schon stark Wüstencharakter annimmt, getrennt. Im zweiten Drittel aber des Marsches zwischen Urga und dem Baikalsee müßten hohe Gebirge und Urwälder überwunden werden.

Noch eine gefährliche Eigenschaft hat diese Hochsteppe. Sie bietet kein Versteck. So weit der Blick reicht, ist jede Bewegung einzusehen; nichts kann einem Späher verborgen bleiben, besonders nicht dem Beobachter im Flugzeug. Es gibt keine Schlucht, kein Gebüsch, keine zerklüftete Gebirgslandschaft, die die Einsicht vom Flugzeug aus hindern könnte. Dazu ein Klima, das im besten Falle Kampf-

handlungen nur in 6 oder 7 Monaten des Jahres erlaubt. Die letzten Kämpfe im Winter 1936 an der Chahar-Suiyuan-Grenze haben dies eindeutig bewiesen.

All die genannten Schwierigkeiten sind heute technisch, im Maßstabe eines großen Feldzuges, noch nicht zu bewältigen. Der motorisierte Apparat, den ein Kriegszug durch die Mongolei verlangt, übersteigt bei weitem die technischen Mittel, die heute den beiden theoretisch angenommenen Gegnern zur Verfügung stehen. Wann sie ihre Technik so weit entwickelt haben werden, ist nicht vorauszusagen. Sicher ist allerdings, daß, falls bei weiterer stürmischer Entwicklung der Kriegstechnik die genannten Schwierigkeiten für große Armeen überwunden werden könnten, dann dasjenige Heer die Oberhand in einem Feldzug durch die Mongolei haben wird, das die Überlegenheit in der Motor- und Flugwaffe besitzt.

Heinrich Eck:

Die Äußere Mongolei als sowjetrussisches Kolonisationsobjekt

Geographisch bildet die Äußere Mongolei eine Fortsetzung der russischen Steppenzone und hat viel Ähnlichkeit mit der Landschaft des Kirgisensteppengebietes. Die im Norden bewaldeten Gebirgszüge grenzen unmittelbar an das russische Altaigebiet. Auch klimatisch besteht eine Verwandtschaft zwischen der russischen wasser- und baumarmen Ebene und der Äußeren Mongolei: dieselbe Sommerhitze, oft begleitet von großer Dürre, derselbe strenge Winter mit Schneestürmen und Frühfrost. Das Gebiet wird von etwa 850 000 Menschen, hauptsächlich von den Aborigenen, Mongolen, bevölkert (760 000); dann folgen Chinesen (50 000) und Russen (30 000). Die Hauptmasse der einheimischen Bevölkerung bildet der Stamm der Chalcha (88%), während die nationalen Minderheiten durch Durbeten, Kasaken, Mingiten, Burjäten usw. repräsentiert sind. Die Bevölkerungsdichte schwankt zwischen 0,2 pro qkm in der südlichen und südöstlichen Peripherie und 1,4 pro qkm in den Zentralgegenden der Mongolei.

Die klimatischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit sind für die Landwirtschaft wenig günstig. Kurze Vegetationsperiode, strenger Winter und häufige Dürre erschweren den Ackerbau. Die Feldbestellung ist in diesen Regionen mit einem großen Arbeitsaufwand verbunden, verlangt eine minutiöse Samenauswahl und ein rationelles Irrigationssystem, ohne welches die Landwirtschaft in den meisten Gebieten unmöglich wird. Infolge der Unfähigkeit und Indolenz der Regierungsorgane konnte ein richtig funktionierendes Bewässerungssystem bisher nicht geschaffen werden. Es ist deshalb weiter nicht verwunderlich, daß bei einer Gesamtfläche von 1553 000 qkm im Jahr 1931 nur 31 500 ha bebaut waren. Unter Abzug der aufgewendeten Aussaat betrug die Nettogetreideproduktion 15 000 bis 16 000 t, und diese Menge deckte nur 40% des Innenbedarfs. Schon dieser Umstand macht

die Sicherstellung der Ernährung des Landes von dem Import aus der Sowjetunion abhängig.

Mit der Unmöglichkeit, die Selbstversorgung mit Getreideprodukten zu organisieren, hängt der Niedergang der Viehwirtschaft zusammen. Die Analyse des statistischen Materials der Veterinärbehörden sowie die Untersuchungen über den Stand der Viehwirtschaft lassen die zerrüttete Lage der Viehzucht erkennen. Die großen Verluste des Viehbestandes, besonders des Jungviehs, sind auf die extensiven Wirtschaftsformen, auf das Fehlen der zootechnischen Schutzmaßnahmen und auf Viehseuchen zurückzuführen. Dazu kommen noch häufige Überfälle von Raubtieren auf die Herden und das Eingehen der Tiere infolge Futtermangels während des Frühjahrglatteises. In verschiedenen Jahren und in einzelnen Landstrichen schwankt die Viehhaltung außerordentlich und hängt von der Dicke der Schneedecke, den Winterstürmen, der Sommerdürre, Epizootien und anderen Ursachen ab, die als Folge der extensiven Methode der Viehwirtschaft auftreten.

Die Beziehungen zwischen der Äußeren Mongolei und Sowjetrußland, wie sie sich in den letzten Jahren entwickelten, kann man wohl als die einer Kolonie zu ihrer Metropole auffassen. Um aber in das Wesen dieser Verhältnisse besser einzudringen, müssen wir einige Worte über die kolonialen Probleme einschalten, wie sie sich in der Vorstellung der Kommunistenführer spiegeln. Nach der marxistischen Ideologie bildet das koloniale Nationalitätenproblem nur einen integrierenden Bestandteil des Begriffes der Weltrevolution. Im Laufe der Zeit erweiterte sich diese These zu der Erkenntnis, daß die Aufwiegelung der asiatischen Völker als Ausgangspunkt für das Entfachen einer sozialen Weltkatastrophe zu dienen hat. Man sucht den Weg des geringsten Widerstandes. Denn es ist ungleich leichter, die Fackel des Aufruhrs in die Reihen disziplinloser und in den Ausbrüchen der Leidenschaft grausamer asiatischer Massen zu tragen, als die disziplinierten, in ihrem Bewußtsein gefestigten europäischen Arbeitermassen in einen blutigen sozialen Kampf hineinzutreiben. Von diesem Standpunkt aus glauben die Kommunisten behaupten zu können, daß Asiens „Erwachen" in unmittelbarer Verbindung mit dem Kampf der westeuropäischen Arbeiter um die Diktatur des Proletariats stehe.

Eine andere Hauptidee, welche der kommunistischen Kolonialpolitik zugrunde liegt, ist die Bildung selbständiger nationaler Einheiten auf dem asiatischen Kontinent. Die amorphen Massen einzelner, meistens nomadisierender Stämme sollen zu einem Gemeinwesen unter einer Staatsgewalt vereinigt werden. Die Aufrichtung nationaler Staatsgebilde in Asien wird als direkte Aufgabe des Sozialismus bezeichnet. Es wird dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß die unter einer Gewalt zusammengefaßten und sich ihrer nationalen Einheit bewußten Massen den bevorstehenden Machtkampf zwischen dem „verfaulten" Westen und dem kommunistischen Osten erfolgreich ausfechten werden. Sollten sich aber die asiatischen Völker zu der Idee der nationalen Einheit durchringen, so gehört dazu eine höhere

Kulturstufe als jene, auf der sie sich gegenwärtig befinden. Dieser Ideengang eröffnet uns den wahren Sinn der Bemühungen russischer Machthaber um die kulturelle Hebung der asiatischen Bevölkerung im allgemeinen und jener der Äußeren Mongolei im besonderen. Das ist der eigentliche Kern des Problems. Von diesem Standpunkte aus erscheinen die kulturellen Maßnahmen des Kommunismus in bezug auf die Bevölkerung Asiens ausschließlich als Vorbereitung für das Aufeinanderprallen der europäisch-bürgerlichen und der asiatisch-kommunistischen Welt. Daß die kommunistischen Mentoren bei dieser „Aufklärungsarbeit" oft auf den heftigen Widerstand der bevormundeten Völker stoßen, werden wir zeigen.

Die Propaganda kommunistischer Ideen im Orient fließt durch verschiedene Kanäle, wie Presse, Film, reisende Agitatoren. Einer der wirksamsten Faktoren bleibt jedoch die wirtschaftliche Expansion, welche die Bevölkerung in unmittelbare Abhängigkeit von den Organen der Zentralregierung bringt. Zu solchen wirtschaftlichen Maßnahmen gehört unter anderem die Gründung der mongolischen Bank für Handel und Industrie, deren Filialen in den Haupthandelspunkten des Landes verstreut sind. Die Bank wurde 1924 von der russischen Regierung mit einem Grundkapital von 520 000 mexikanischen Dollars gegründet. Sie finanziert verschiedene Zweige der Volkswirtschaft und bildet eine Sammelstelle, in der sich die Finanzwirtschaft des Landes konzentriert.

Eine andere wichtige volkswirtschaftliche Maßnahme, welche den Russen festen Fuß in der Äußeren Mongolei zu fassen half, war die Einführung des Außenhandelsmonopols. Überhaupt haben es die Russen verstanden, auf dem Gebiet des Außenhandels mit den Chinesen erfolgreich in Wettbewerb zu treten. Noch im Jahre 1924 war China am gesamten mongolischen Außenhandel mit 85,7% beteiligt. Mit dem Verdrängen des Privatkapitals aus dem Wirtschaftsleben der Äußeren Mongolei und der wachsenden Beteiligung der staatlichen Finanzmittel wuchs auch der Anteil Rußlands an der Handelstätigkeit der Mongolei. Im Jahre 1927 fiel Chinas Anteil bis auf 63,6% des totalen Warenverkehrs, welcher in diesem Jahr 50 Millionen Rubel betrug. In den folgenden Jahren befestigte sich die Position des sowjetrussischen Kapitals im Warenumsatz des Landes weiter. Dazu trug auch die Gründung einer Aktiengesellschaft für den russisch-mongolischen Handel (Stormong) bei; auf diese wurden sämtliche handelspolitische Funktionen übertragen und sie ersetzte die früher bestehenden Handelsorganisationen, welche sich durch gegenseitige Konkurrenz bekämpften.

In welcher Weise das Ausschalten der privaten Tätigkeit und das Überhandnehmen des Staates in der Handelstätigkeit der Mongolei vor sich ging, veranschaulicht folgende Zusammenstellung der Kapitalbeteiligung beider Partner, des Sowjetstaates und der Privatunternehmer (in 1000 Tugriks, 1 Tugrik = 48,8 amerik. Cent):

	1927	1928	1929	1930
Beteiligung des Staates . . .	23 000	31 500	28 800	51 700
„ Privatkapitals	38 300	32 700	17 500	2 600
Gesamtumsatz	61 300	64 200	46 300	54 300

Es muß bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß der gedeihlichen Entfaltung der Handelsbeziehungen zwischen den Sowjets und der Mongolei eine langjährige Arbeit der Zarenregierung voranging; überhaupt haben sich die mit so großem Selbstbewußtsein verkündeten Erfolge des gegenwärtig herrschenden Regimes meistens dort eingestellt, wo das Terrain in jahrzehntelanger Arbeit von Altrußland vorbereitet war. Das gilt insbesondere für die Anknüpfung wirtschaftlicher Beziehungen mit den Völkern des Nahen und Fernen Ostens. Von einer wichtigen Episode in der Geschichte dieser Beziehungen, der sogenannten „Mongolischen Expedition", über die in der Literatur nur spärliche Nachrichten vorhanden sind, soll hier die Rede sein. Es sei dabei vorausgeschickt, daß der Begriff „Expedition" hier nicht den gewöhnlichen Sinn hat. Die Mongolische Expedition war eine im Jahre 1915 gegründete staatliche weitverzweigte Organisation, die zum Zweck der Verproviantierung der Armee im Weltkriege geschaffen wurde. Die Tätigkeit dieser Organisation erstreckte sich nicht nur auf die Mongolei, sondern umfaßte auch Sibirien, die Mandschurei, China und dehnte sich sogar auf Australien aus, wo Fette und Salzfleisch angekauft wurden. Das Tätigkeitsfeld der Mongolischen Expedition war in Bezirke und Unterbezirke aufgeteilt worden, und in ihnen richtete man ein Netz von Einkaufskontoren ein, denen besondere Truppendetachements zum Zweck der Warenlieferungen zugeteilt waren. Die Einkäufe wurden durch Lieferanten getätigt, die als Kommissionäre der Expedition de facto die Funktionen der Armeelieferanten ausübten. Teilweise wurden auch Kooperative mit Warenlieferungen betraut. Die Handelsoperationen betrafen vorzugsweise den Einkauf von Vieh und Erzeugnissen der Viehwirtschaft und wurden entweder in bar oder im Umtausch gegen Manufakturwaren, Tee, Tabak usw. getätigt. Das Vieh gelangte über die Grenzpunkte nach Rußland. Zum Schlachten des Viehs und Salzen des Fleisches errichtete man in der Mongolei Schlachthöfe und Pökelräume. Vom Umfang der Handelsoperationen der in Rede stehenden Organisation kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß im Jahre 1917 folgende Waren aus der Mongolei nach Rußland eingeführt wurden: 113216 Lammfelle, 125944 Stück Rohleder, 120000 Stück Vieh, 19755 t Butter und 5460 t andere Fette. Nach der Revolution unterstand die Organisation dem Kommissariat für Volksernährung. Infolge von politischen Wirren mußte die erfolgreiche Tätigkeit der Mongolischen Expedition Ende 1918 eingestellt werden.

Die sich immer intensiver gestaltenden russisch-mongolischen Beziehungen erklären sich durch die nach 1911 eingetretenen Ereignisse. Im Frühling dieses Jahres übernahm Rußland vor der chinesischen Revolution das Protektorat über die Äußere Mongolei, welcher damals die Kolonisation und die administrative Zentralisation seitens der Chinesen drohte. Im Oktober 1912 ist ein Vertrag zustande gekommen, auf Grund dessen Rußland sich verpflichtete, der Mongolei bei den Bestrebungen um die Wahrung ihrer Unabhängigkeit zu helfen; zu diesem Zweck sollte den

Mongolen das Recht gegeben werden, eigene Truppen zu halten, und die Anwesenheit der chinesischen bewaffneten Macht sollte nicht geduldet werden. Als Gegenleistung räumten die Mongolen den Russen das Recht des freien Handels in ihrem Lande und das Prinzip der meistbegünstigten Nation ein. Nach den Bestimmungen dieses Vertrags unterlagen die Vereinbarungen der Äußeren Mongolei mit China oder irgendeinem anderen Lande sowie ihre Abänderung oder Annullierung der Sanktion der russischen Regierung. Im Jahre 1912 betrug der gesamte Handelsverkehr zwischen Rußland und der Äußeren Mongolei 12,6 Mill. Rubel, wovon 10,9 Mill. Rubel auf die Ausfuhr aus der Mongolei nach Rußland und 1,7 Mill. Rubel auf die Einfuhr nach der Mongolei entfielen. Die fortschreitende Bewegung in den russisch-mongolischen Beziehungen hielt bis zum Ausbruch der Revolution an.

Es muß betont werden, in welchem Grade die nachrevolutionäre Annäherung Rußlands an die Mongolei durch die vorherigen Ereignisse vorbereitet wurde. Aus der gegebenen flüchtigen Skizze geht klar hervor, daß die Grundlage für den späteren Ausbau der Handelsbeziehungen in der Mongolei, den die Sowjetunion auf Grund ihres politischen Einflusses durchführen konnte, schon lange vor dem Umschwung in Rußland geschaffen wurde. Ja, man kann noch weiter gehen und behaupten, daß es Sowjetrußland nicht gelungen ist, in die Geschicke der asiatischen Völker dort bestimmend einzugreifen, wo der Boden von der zaristischen Regierung noch nicht geebnet war.

Diese Feststellung ist um so wichtiger, als das von der Sowjetpresse zu Propagandazwecken proklamierte Axiom einer „Ausbeutung" der mittelasiatischen Völker durch das vorrevolutionäre Regime jeder historischen Grundlage entbehrt. Das Wesen des russischen Kolonialsystems der Zarenregierung kann am besten durch ein „laisser faire — laisser passer" bezeichnet werden. Ohne sich in die innerpolitischen und sozialen Verhältnisse der unter ihren Einfluß gebrachten asiatischen Länder einzumischen, suchte die russische Regierung hauptsächlich wirtschaftlichen Nutzen aus ihrem Kolonialbesitz zu ziehen und ließ im übrigen die Bevölkerung gewähren. Der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung liegt darin, daß in der Vorkriegszeit Aufstände in Mongolien und in anderen Ländern Russisch-Asiens nur eine sporadische Erscheinung waren, während die fast zwanzigjährige kommunistische Herrschaft von einer Reihe von Erhebungen begleitet wurde, die blutig unterdrückt werden mußten.

Das Verdrängen des chinesischen politischen und wirtschaftlichen Einflusses sowie das obenerwähnte Vorherrschen des sowjetrussischen staatlichen Kapitals im Handelsverkehr mit der Mongolei führte zu einem merklichen Aufstieg des Außenhandelsvolumens. Der gesamte Warenverkehr der Äußeren Mongolei mit der Sowjetunion in den Jahren 1934 und 1935 weist folgende Ziffern auf:

Mongolische Einfuhr aus Rußland		Mongolische Ausfuhr nach Rußland	
1934	44,81 Millionen Rubel	1934	20,56 Millionen Rubel
1935	11,63	1935	7,91 „

Es wäre irrtümlich, vorauszusetzen, daß der schroffe Niedergang des Warenverkehrs im Jahre 1935 gegenüber dem Vorjahre seinen Grund in der Lockerung der Beziehungen zur Räteunion hat. Vielmehr liegt diese Erscheinung auf der Linie der sowjetischen Außenhandelspolitik in den letzten Jahren, deren charakteristisches Merkmal die Schrumpfung sowohl des Imports wie auch des Exports bildet.

Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel aus Rußland sind Baumwollwaren, Stahl, Lebensmittel, Tabakwaren und Konfektion; nach Rußland wurden lebende Tiere, Rohleder, Pelzwerk und Wolle ausgeführt, wobei im russischen Import lebende Tiere der ausschlaggebende Faktor sind. Das ist nicht verwunderlich, wenn man berücksichtigt, daß die Einnahmen aus der Viehwirtschaft 64% des mongolischen Volksvermögens ausmachen. Ein weiteres Charakteristikum des in Rede stehenden Warenaustausches ist die starke Aktivität der Handelsbilanz auf russischer Seite.

Ist der Außenhandel immerhin als friedliches Mittel der wirtschaftlichen Eroberung der Äußeren Mongolei zu betrachten, so werden zu gleicher Zeit ganz andere Verfahren angewandt, um die kommunistischen Ideale im Lande zu verwirklichen. Schon im Jahre 1929 wurde von der Sowjetregierung folgendes veranlaßt: 1. Konfiskation der Güter mongolischer Fürsten und Feudalherren; 2. Revision des Steuersystems mit dem Ziele, den reichsten Einwohnern die größten Steuern aufzuerlegen und 3. die Entfernung „der fremden Elemente", d. h. der den Sowjets unbequemen Personen aus der Verwaltung der Kooperativen. Bei 537 Feudalen wurden Güter im Werte von über 5 Mill. Rubel konfisziert.

Sind die Einführung des Außenhandelsmonopols und das Erdrücken der besser situierten Klassen durch die ungeheure Steuerlast schon an und für sich wirksame Mittel der Unterjochung mongolischer Volksmassen, so wird die politische Eroberung des Landes noch intensiver auf anderem Wege betrieben. Die mongolische Jugend wird nach dem Muster der innerrussischen asiatischen Völker in Jugendverbänden, sogenannte Komsomol, organisiert. Die Leitung befindet sich in Händen bewährter Parteimitglieder, die von der Moskauer Zentralverwaltung nach dem Nahen und Fernen Osten entsandt werden. Der Jugend werden die Prinzipien der bolschewistischen Lehre beigebracht, und zugleich wird sie militärisch ausgebildet. In den verweltlichten Schulen wird in antireligiösem Sinne unterrichtet. Die Sowjetregierung verfolgt die Religion und ihre Träger, die Lamas, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. So verbat die im Jahre 1930 veröffentlichte Verordnung die Aufnahme der Minderjährigen unter 18 Jahren in den Priesterstand. Der Austritt der Lamas aus den Klöstern wird dadurch gefördert, daß die Geistlichen beim Verlassen derselben in der Weise versorgt werden, daß ihnen aus den Klostergütern ein gewisser Anteil in Form von Vieh zugeteilt wird. Außerdem genießen die aus dem Priesterstand ausgetretenen Lamas alle bürgerlichen Rechte und be-

sondere Privilegien. Um den hartnäckigen Widerstand der Lamas zu brechen, ist die russische Regierung sogar auf die Idee verfallen, eine neue lamaistische Kirche zu gründen. Zu ihrem Haupt wurde der berüchtigte Dordje, ein bolschewistischer Agent, ernannt.

Im Bestreben, die religiösen Verfolgungen in das politische Programm einzuschließen, haben die Bolschewisten übersehen, daß das konfessionelle Problem den Schlüssel zur normalen Gestaltung der Beziehungen Zentralasiens zur Metropole bildet. Vom Pamir bis zur Wolga und vom Kaspischen Meer bis zum Baikalsee wohnen etwa 25 Millionen türkisch-mongolische Völker, für die der konfessionelle Faktor eine ungemein wichtige Rolle spielt. Das mußten die Russen auch in der Äußeren Mongolei erfahren. Selbst die sowjetrussische Presse ist gezwungen zu konstatieren, daß in den mongolischen Klöstern gegenwärtig noch 80 000 Lamas leben. Diese Ziffer repräsentiert etwa ein Fünftel der ganzen männlichen Bevölkerung. Eine besondere Bedeutung kommt diesem Umstand zu, wenn man bedenkt, daß nach offiziellen Angaben die national-revolutionäre, d. h. kommunistische Partei 1929 im ganzen 15 000 Mitglieder zählte, zu denen noch 8000 Mitglieder des Jungbundes kamen. Obwohl die Lamas unter den schwersten Verfolgungen und Entbehrungen leiden müssen, geben sie ihren Widerstand nicht auf, wie auch die übrige Bevölkerung an ihren religiösen Traditionen festhält.

Die Betrachtung der Erfolglosigkeit der Gottlosenpropaganda wirft eine andere Frage auf: Inwiefern hat sich das politische Programm der sowjetrussischen Führer auf die Ausgestaltung der beiderseitigen Beziehungen und auf die Mentalität der mongolischen Bevölkerung ausgewirkt?

Bezeichnend sind hier die Äußerungen der Sowjetpresse, die die Äußere Mongolei als eine „demokratisch-bourgeoise" Republik bezeichnen, d. h. als ein Land, in dem sozialistische Elemente fehlen. In der Tat befindet sich fast der ganze Viehbestand in den Händen der „arats", d. h. der Nomadenzüchter. Nun ist aber, wie schon oben erwähnt, das Vieh der hauptsächliche Reichtum der nomadisierenden Mongolen. So verdient die Auffassung der roten Machthaber von der Mongolei als einer „bourgeoisen" Republik besondere Beachtung. Denn in Anbetracht der Unruhen, die sich Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre ereigneten, mußten sich die russischen Kommunisten dem Prinzip des Eigentumsrechts anpassen, wollten sie nicht ihren politischen Einfluß in der Mongolei einbüßen. Dazu bemerkt die Sowjetpresse resigniert: „Bei der gegenwärtigen Lage, in welcher das Vieh Privateigentum darstellt, ist die Ausbeutung eines Teils der Bevölkerung durch die andere unvermeidlich." Wie dem auch sei, die in den letzten Jahren in der Mongolei stattgefundene Revolution wird von den Russen nicht als eine „sozialistische", sondern als eine „antiimperialistische" bezeichnet.

In ihrem Verhältnis zur Bevölkerung Zentralasiens überhaupt und der Äußeren Mongolei insbesondere spielt die Sowjetunion ein doppeltes Spiel: Nach außen hin

wird die Emanzipation der Völker des Orients von der „kapitalistischen Ausbeutung" und der europäischen Kolonisation propagiert. Das Wesen der Innenpolitik findet seinen besten Ausdruck in den Berichten von Stalin (1921) und Sapharow (1922). Die Hauptpostulate, die in diesen Dokumenten niedergelegt sind, sind folgendermaßen formuliert: 1. Zerstückelung und Aufteilung der großen feudalen Besitzungen und der Güter der öffentlichen Hand. 2. Auflösung der konfessionellen Kongregationen und 3. Vernichtung der pantürkischen Bewegung.

Die Doppelstellung der russischen Politik äußert sich somit in folgender Weise: Während nach außen die Bolschewisten sich als Beschützer der asiatischen Völker gegen den europäischen Imperialismus aufwerfen, führen sie im Innern eine heftige Kampagne gegen die Religion, die im geistigen Leben der islamitischen und buddhistischen Völker tief verwurzelt ist. Die Russen bedienen sich aller Mittel, um die Unzufriedenheit der asiatischen Völker zu schüren, gleichviel ob es sich um ihre sozialen oder politischen Forderungen handelt. Bedenkt man, daß den Nomaden ein im Laufe von Jahrtausenden ererbter Hang zum Krieg und Raub eigen ist, so wird klar, daß sie in den Händen der Sowjets ein gefährliches Mordinstrument darstellen. Das meinte Asquith, wenn er im Jahre 1920 sagte, daß „Europa von einer größeren Gefahr als der mongolischen Invasion bedroht sei".

Daß die Bolschewisten ihre Prinzipien dort fallen lassen, wo ihnen wirtschaftliche oder politische Vorteile winken, beweist am besten ihre seit Jahren sich entwickelnde Freundschaft mit der Türkei. Dabei ist doch die Türkei das klassische Land der Gewaltanwendung, in dem die nationalen Minderheiten nur mit Hilfe des rücksichtslosesten Terrors zum Gehorsam gebracht werden. In diesem Fall können sich die Türken nicht einmal auf ihre kulturelle Überlegenheit berufen. Diese türkisch-sowjetische Freundschaft führte im März 1921 zu einem Vertrag, auf Grund dessen den Türken ohne jede Kompensation die Gebiete von Kars, Artvin und Ardagan sowie die Provinz Surmalin abgetreten wurden. Die abgetretenen Gebiete bedecken eine Fläche von 20000 qkm mit einer Bevölkerung von einer halben Million Menschen. Die Freundschaft dauert bis auf den heutigen Tag trotz der unnachsichtlichen Bekämpfung des Kommunismus gerade seitens der Regierung der türkischen Republik.

Die Analyse der politischen Struktur der Äußeren Mongolei kann auf den ersten Blick den Eindruck erwecken, als ob sich das Land einer gewissen Autonomie erfreue. Der große Churuldan, eine Art Parlament, besteht aus mindestens 95 Mitgliedern, den Vertretern der Aimakkongresse, der Stadt- und Soldatenräte. Wahlberechtigt sind beide Geschlechter vom 18. Lebensjahr an. Der große Churuldan, der jährlich nur eine Woche tagt, wählt aus seiner Mitte den kleinen Churuldan aus 30 Mitgliedern; dieser bildet den Hauptvollzugsausschuß und übt die gesetzgebende Gewalt aus. Der kleine Churuldan wählt seinerseits fünf Mitglieder in den Vorstand, der als oberste Verwaltungsbehörde und oberstes Gericht fungiert.

In der Praxis werden die Befugnisse der gesetzgebenden Körperschaften dadurch illusorisch gemacht, daß sie einfach die Weisungen der kommunistischen Partei zu befolgen haben, deren Vertreter in Ulan-Bator, der Hauptstadt der Mongolei, Emissäre der Moskauer Zentralverwaltung sind. Waren der Äußeren Mongolei wie übrigens auch anderen Bundesrepubliken bisher geringfügige Zugeständnisse hinsichtlich der autonomen Verwaltung gewährt worden, so hat die im November 1936 veröffentlichte neue Konstitution mit dieser Praxis gebrochen. Auf Grund dieser Verfassung geht die oberste gesetzgebende Gewalt voll auf die kommunistische Partei über. Stützte sich früher der Zentralismus auf administrative Maßnahmen, durch welche die an und für sich bescheidene Selbstverwaltung einzelner Republiken immer mehr beschnitten wurde, so verankert die neue Verfassung die Alleinherrschaft der kommunistischen Partei, ihre Totalität und ihre Monopolstellung. Sie bedeutet eine Absage an den föderativen Charakter des Reiches, so daß für die lokale Gewalt der Bundesrepubliken außerordentlich wenig übrigbleibt.

Oben wurde erwähnt, daß die mongolische Jugend von sowjetrussischen Instrukteuren ausgebildet wird. Abgesehen davon werden im ganzen Lande Verbindungsstraßen angelegt und Waffendepots errichtet. Die strategische Bedeutung der Äußeren Mongolei liegt darin, daß im Ernstfalle ganz Sibirien dem Flankenangriff des Feindes ausgesetzt wäre.

FRANK H. SCHMOLCK:

Der Panamerikanismus von Amerika aus

Zur interamerikanischen Konferenz in Buenos Aires

Auf dem amerikanischen Kontinent ist viel Aufhebens gemacht worden von der im Dezember 1936 abgehaltenen Interamerikanischen Konferenz in Buenos Aires, der VIII. im Rahmen der Panamerikanischen Konferenzen. 21 amerikanische Staaten hatten ihre Vertreter zu der Tagung entsandt, der Präsident der Vereinigten Staaten, Franklin D. Roosevelt, hatte sich persönlich hinbemüht, 60 Beschlüsse wurden auf ihr gefaßt. Der Zeitpunkt, an dem sie abgehalten wurde: Krisis des europäischen Völkerbundes, Stillstand aller paneuropäischen Bestrebungen, das „impasse" — wie der technische Ausdruck lautet — einer intereuropäischen Verständigung, nach dem Abessinienkrieg und während des spanischen Bürgerkrieges, gaben ihr eine besondere Bedeutung gerade Europa gegenüber. Sie bedeutet ein betontes Abstandnehmen gegenüber Europa, einen weiteren Fortschritt in den Beziehungen der amerikanischen Nationen unter sich im Sinne der kontinentalen Zusammenfassung, des Panamerikanismus.

Das Programm der VIII. Panamerikanischen Konferenz in Buenos Aires umfaßte, im ganzen genommen, drei Gruppen von Themen: die Organisierung des

Friedens, der Neutralität und der Rüstungsbeschränkung und die Schaffung einer juristischen Grundlage für die Behandlung von interamerikanischen Streitfragen; die Koordinierung der interamerikanischen Wirtschaftsbeziehungen und schließlich die kulturelle Zusammenarbeit. Also ein politisches, ein wirtschaftliches und ein kulturelles Ziel, auf das hin sich die amerikanischen Staaten ausrichten wollen. Damit sind zugleich die drei Seiten bezeichnet, welche den Panamerikanismus als amerikanisch kontinentale, also geopolitische, Erscheinung zusammensetzen. Um diesen Panamerikanismus in seinen verschiedenen Formen und Färbungen richtig kennenzulernen, wollen wir ihn von diesen drei Seiten her betrachten.

1. Der politische Panamerikanismus

Man muß viel weiter zurückgreifen als auf die gerade im Vordergrund des Interesses stehende VIII. Panamerikanische Konferenz. Denn der Panamerikanismus, als Ideal der Neuen Welt, wurde bereits in dem Augenblick geboren, als sich diese von der Alten Welt lossagte. Das geschah im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts durch die Unabhängigkeitserklärung der amerikanischen Kolonien von ihren europäischen Mutterländern. Diese erste „Los von Europa"-Bewegung brachte damals auch schon in gewissem Sinne die panamerikanische Bewegung mit sich, und zwar als Defensivmaßnahme. Es war Simon Bolivar, der 1824 die erste panamerikanische Konferenz einberief. Allerdings dachte er — was später immer wieder vergessen wurde — damals noch nicht an eine kontinentale Zusammenfassung im Sinne des heutigen Panamerikanismus, sondern nur an einen Zusammenschluß der einzelnen iberoamerikanischen Republiken mit dem Ziel der gemeinsamen Verteidigung gegen eventuelle Gelüste Spaniens, seine abgefallenen Gebiete zurückzuerobern. Jedoch kann auch sein Ideal als Panamerikanismus „kleineren Ausmaßes" bezeichnet werden, insofern er sich darum bemühte, das ehemalige spanische Kolonialreich in Form einer iberoamerikanischen Union zusammenzuhalten.

Des nordamerikanischen Präsidenten Monroe Botschaft vom 2. Dezember 1823, die nun über hundert Jahre als „Monroe Doktrin" ein geschichtlicher Faktor größter Auswirkung auf dem amerikanischen Kontinent gewesen ist, war ebenfalls in ihrem ursprünglichen Sinne und Wortlaut die Feststellung dieses „Los von Europa"-Prinzips:

> „The occasion has been judged proper for asserting, as a principle in which the rights and interests of the United States are involved, that the American Continents, by the free and independent condition which they have asumed and maintain, are henceforth not to be considered as subjects for future colonization by any European powers."

Im Gegensatz zu Bolivar dehnte er also diese Erklärung auf ganz Amerika und gegen jegliche europäische Macht aus. Bezüglich der lateinamerikanischen Staaten prägt er bereits den Ausdruck „our Southern Brethren".

Darüber hinaus aber legt er bereits, was weniger bekannt und auf jeden Fall von seinem späteren Nachfolger Wilson vollständig vergessen worden ist, das Verhalten Amerikas, oder wenigstens der Vereinigten Staaten von Nordamerika, gegenüber jenen europäischen Mutterländern fest:

„Our policy, in regard to Europe, ... nevertheless remains the same, which is, not to interfere in the internal concerns of any of its powers ..."

Wir werden auf diesen letzteren Passus noch zurückkommen, wollen aber zunächst die Entwicklung des bolivarianischen und des Monroe-Gedankens weiter verfolgen.

Beide waren dem Zweck gewidmet, mögliche Versuche der europäischen Nationen, den verlorenen amerikanischen Kolonialbesitz zurückzuerobern oder neuen zu erwerben, durch die gegenseitige Hilfeleistung der amerikanischen Staaten zu verhindern. Bolivars Plan, wenigstens eine iberoamerikanische Allianz zusammenzubringen, scheiterte schmählich; das ehemalige spanische Kolonialreich zerfiel in eine Unzahl republikanischer Gebilde, die, je länger desto mehr, sich auseinander entwickelten und im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts mehrfach in Kriege gegeneinander verwickelt wurden. Auch Monroes Angebot der Hilfe des großen nördlichen Bruders für den Süden wurde im Laufe der nachfolgenden Entwicklung zu etwas ganz anderem, und der daraus abgeleitete nordamerikanisch-imperialistische Panamerikanismus scheiterte schließlich an seiner Unbeliebtheit bei den damit beglückten südlichen Brüdern.

Dennoch ist der Gedanke, sich gegen Einmischungen von außen gegenseitig Hilfe zu leisten, mehrmals in die Praxis umgesetzt worden; zum Beispiel beim Eindringen europäischer — aber auch nordamerikanischer — Abenteurer in Mittelamerika, welche die Souveränität eines oder des anderen Staates bedrohten[1]). Andererseits aber wurde er, gerade wo sich die Monroe-Doktrin hätte anwenden lassen, vernachlässigt, und sowohl England[2]) als Frankreich[3]) als Holland[4]) als beinahe auch Belgien[5]) konnten ungehindert Fuß fassen auf amerikanischem Land und ihre Kolonien dort, von einigen freiwilligen Abtretungen, Verkäufen und Nachkriegsliquidationen abgesehen, bis heute halten, ohne daß seitens der amerikanischen Nationen — mit ganz unwesentlichen Ausnahmen[6]) — der geringste Versuch gemacht worden wäre, diese Gebiete friedlich oder mit Gewalt Panamerika einzugliedern und die Europäer daraus zu vertreiben; auf keiner der acht panamerikanischen

1) Z. B. 1856, als Guatemala, Salvador und Costa Rica Nicaragua mit Truppen gegen die Invasion Walkers unterstützten.

2) Bahamas, Belize (Brit.-Honduras), Trinidad, Brit.-Guyana, Jamaica usw.

3) Haiti, Guadelupe, Martinique, Franz.-Guyana, Clipperton.

4) Curacao, Holl.-Guyana usw.

5) Belgische Koloniegründung Santo Tomas in Guatemala, 1831.

6) Nach dem Weltkrieg wurden in Guatemala Stimmen laut, welche die Rückgabe von Belize (Brit.-Honduras), das von England mit zweifelhaften Titeln erworben war, an Guatemala verlangten.

Konferenzen ist bisher dieser Punkt auch nur berührt worden. Selbst Kanada wird widerspruchslos als Teil des britischen Imperiums hingenommen und scheint für den Panamerikanismus vollkommen auszuscheiden.

Aber auch innerhalb der nun unabhängigen lateinamerikanischen Staaten ist das bolivarianische Ideal des Zusammenschlusses bisher nie Wirklichkeit geworden. Im Gegenteil — in vielen Fällen haben sie unter sich um Gebietsteile Streit und Krieg angefangen. Es entwickelte sich daraus ein bei der gemeinsamen iberischen Herkunft unverständlicher, höchstens aus indianischen Stammesrivalitäten erklärbarer Lokalpatriotismus in den einzelnen Republiken. Wenn also in Lateinamerika auch heute noch nicht an den politischen Zusammenschluß zu einer solchen bolivarianischen Union, und sei es auch nur von zwei Nachbarländern, gedacht werden kann, so mag das zum Teil an unvergessenem altem Nachbarstreit liegen. Zum Teil dürfte aber auch die Schuld bei der Rivalität der Regierungsmänner in den verschiedenen Ländern zu suchen sein, die bei einer engeren Zusammenfassung, womöglich mit föderaler Verwaltung, ihre Unbeschränktheit und ihre Posten einbüßen. Anders ist zum Beispiel das Scheitern der Unionsbestrebungen in Mittelamerika, 1923, und der auf der letzten Mittelamerikanischen Konferenz, 1934, von Guatemala eingebrachten, höchst akzeptablen Bündnis- und Vereinfachungsvorschläge nicht zu erklären.

Allerdings ist man in der Beilegung von Konflikten hier einen beträchtlichen Schritt weitergekommen. Die Verträge von Washington, 1923 und 1929, und vor allem der nach Saavedra Lamas benannte Nichtangriffspakt von Rio de Janeiro von 1933 haben Grundlagen geschaffen, die, wenn sie auch noch lange keinen positiven Zusammenschluß bedeuten, doch wenigstens die negativen Faktoren des Zwiespalts aus dem Wege räumen. Die friedliche Erledigung der Grenzregulierung zwischen Guatemala und Honduras, die Beilegung des Laetitia-Konflikts und nicht zuletzt die erfolgreiche Freundschaftspolitik der ABC-Staaten (Argentinien, Chile, Brasilien) für die Beendigung des Chaco-Krieges sind vielversprechende Ansätze im Sinne der, wie eingangs gesagt, als Hauptteil der Konferenz in Buenos Aires aufgestellten Organisierung des amerikanischen Friedens und der Schaffung von Grundlagen für die Behandlung interamerikanischer Streitfragen.

Der von Bolivar gezeigte Weg, die natürliche Entwicklung aus solchen gutnachbarlichen Beziehungen zum Schutz- und Trutzbündnis nach außen, ist noch weit. Theoretisch hätte er durch Schaffung zunächst regionaler Bünde (etwa Mittelamerika, Nordrandstaaten von Südamerika, ABC-Staaten usw.) längst eingeschlagen werden können — Bünde, die einer lateinamerikanischen Union nahegekommen wären und die sich als Ganzes der nordamerikanischen Union ebenbürtig und gleichberechtigt an die Seite stellen würden. In der Praxis ist der Weg dazu aus tausend kleinen Gründen immer wieder gesperrt worden, und gerade durch diese Verzögerung in der politischen Entwicklung Lateinamerikas wurde erst dem nach der Föderation schnell sich entwickelnden Nordamerika Gelegenheit gegeben, die Verwirklichung des panamerikanischen Gedankens anstatt im ursprünglichen Sinne Monroes und Bolivars in der egoistischen Auslegung der Monroe-Doktrin zu versuchen.

Im Verlauf des gewaltigen Aufschwungs der USA., des damit entstandenen Hochkapitalismus und des daraus entsprungenen Imperialismus und mangels eines politischen Gegengewichtes, wie es eben eine lateinamerikanische Union gebildet hätte, kam man bald in den Vereinigten Staaten immer mehr dazu, die Länder der „Southern Brethren" nun seinerseits als Kolonialland aufzufassen und der Monroe-Doktrin einen Expansionismus unterzulegen, der ihr ursprünglich nicht eigen war. Die „Free and independent condition" dieser Brüder wurde immer weniger geachtet und zuletzt ein wahrhafter Kuhhandel mit der Anerkennung ihrer „konstitutionellen" Regierungen getrieben. Man scheute nicht davor zurück, ihre Länder direkt oder indirekt, innerhalb des kapitalistischen Systems der Schuldverknechtung, in seinen Besitz zu bringen. Die Fahne folgte zwar nicht immer dem Handel, um Kolonialland zu besetzen, aber sie folgte den Dollarnoten, um Staatsanleihen unterzubringen und nachher die Amortisationen einzukassieren und Forderungen jeder Art einzutreiben. Die Monroe-Doktrin wurde — man kann eigentlich sagen, schon vor Monroe, bei der Besetzung Louisianas und Floridas — gegen Frankreich und Spanien angewandt. Freiheit und Schutz der südlichen Brüder aber wurde hintangestellt und vernachlässigt, wo man die den europäischen Nationen entrungenen Territorien selbst gebrauchen konnte. Bezeichnend ist für diese schon frühe imperialistische Anwendung der Monroe-Doktrin der Fall von Cuba, für dessen Abtretung schon 1848 Präsident Polk Spanien 100 Millionen Dollar angeboten hatte, für das dann Präsident Fillmore 1852 die Monroe-Doktrin gegen Spanien ins Feld führte, das schließlich 1899 durch General Wood endgültig „vom spanischen Joch befreit", 1901 durch Staatssekretär Elihu Root mit dem berühmten Platt Amendment gleichzeitig „unabhängig" gemacht und unter nordamerikanische Aufsicht gestellt wurde, und aus dem erst unter Präsident Roosevelt jetzt die amerikanischen Truppen endgültig abrückten — nicht ohne eine Flottenbasis in Guantanamo zurückzubehalten, die auch 1935 in der Aufgabe des Platt Amendments noch ausdrücklich reserviert wurde. Weiter zeigt die käufliche Erwerbung der Inseln St. Thomas, St. John und St. Croix, die für 25 Millionen Dollar von Dänemark erworben wurden (1916), diese zweiseitige Anwendung der Monroe-Doktrin. Auch Porto Rico befindet sich, trotz aller Proteste seiner Bevölkerung, heute noch im Zustand einer nordamerikanischen Kolonie. Falls noch irgendwelche Zweifel bestanden, daß die Monroe-Doktrin ihren Sinn geändert hatte, so zeigte die Gründung des „Freistaates" Panama, zwecks Errichtung der Kanalzone, eklatant, wie es mit dem Schutz der Souveränität und Unabhängigkeit der lateinamerikanischen Republiken seitens ihres „Großen Bruders vom Norden" stand. Die Politik des „Big Stick", die wiederholten Einmischungen in Mexico, Nicaragua, Haiti, Cuba zeigten nur zu deutlich, daß der nordamerikanische Panamerikanismus unter der Monroe-Doktrin ein ander Ding war als was Monroe und Bolivar ursprünglich angestrebt hatten, und die Ironie des Schicksals wollte, daß im Laufe der Zeit die Monroe-

Doktrin der Vereinigten Staaten gerade dem, was vom bolivarianischen Ideal Lateinamerikas noch übrig war, diametral zuwiderlief.

Es würde zu weit führen, diese Entwicklung, die in der Hauptsache Karibien und Mittelamerika betraf, ins einzelne auszuführen, und es genügt zu erwähnen, daß sie von den südamerikanischen Politikern genugsam beobachtet wurde, um daraus Schlüsse für die Projektion derselben auch nach Südamerika hinunter zu ziehen und die Monroe-Doktrin als Mittel zum Panamerikanismus, der beide Kontinenthälften verbinden und vereinigen sollte, abzulehnen. Das abschließende Urteil Lateinamerikas über die Monroe-Doktrin ist in den zehn Punkten zusammengefaßt, die ein lateinamerikanischer Diplomat in Washington[1]) kürzlich aufgestellt hat, und die lauten:

1. Die Monroe-Doktrin ist nicht zum Wohle der lateinamerikanischen Republiken aufgestellt worden.

2. Die ursprünglichen Verdienste der Monroe-Doktrin sind grob übertrieben worden.

3. Die Monroe-Doktrin ist abgenutzt und unbrauchbar.

4. Die Monroe-Doktrin ist eine einseitige, egoistische und ausschließlich für die USA. bestimmte Politik.

5. Die Monroe-Doktrin hat den wirklichen Panamerikanismus, auf Basis gleicher Rechte und gegenseitiger Verpflichtungen, hintangehalten.

6. Die Monroe-Doktrin ist wissentlich und manchmal mit dem Einverständnis der Vereinigten Staaten verletzt und außer acht gelassen worden.

7. Die Monroe-Doktrin ist verfälscht worden, um der Alleinherrschaft der Vereinigten Staaten als Mittel zu dienen.

8. Die Monroe-Doktrin ist falsch ausgelegt und falsch angewendet worden, um die Einmischung der Vereinigten Staaten in Lateinamerika zu bemänteln.

9. Die Monroe-Doktrin ist mißbraucht worden, um als Waffe des Imperialismus der Vereinigten Staaten im Bereich von Karibien verwendet zu werden.

10. Die Monroe-Doktrin befindet sich im Konflikt mit aller modernen Organisation des Friedens der Menschheit.

Es ist leicht zu verstehen, daß während dieser ganzen Periode des nordamerikanischen Imperialismus alle panamerikanischen Konferenzen „für die Katz" waren und außer rhetorischen Leistungen nur sehr wenig völkerverbindende Ergebnisse zeitigten, daß Lateinamerika auch der 1926 in Washington gegründeten Panamerikanischen Union sehr mißtrauisch gegenüberstand und ihr nicht viel mehr als theoretische „Sympathiekundgebungen" entgegenbrachte.

Obwohl also die Vereinigten Staaten mit ihrer Monroe-Doktrin keinen Hund mehr hinter einem Ofen (oder Eisschrank) Lateinamerikas hervorlocken konnten, hat doch auch Präsident Franklin D. Roosevelt zu Anfang noch den Versuch ge-

1) Er verbirgt sich unter dem Pseudonym Gaston Nerval.

macht, mit ihr weiterzuwirtschaften, indem er noch zu ihrem 110. Jahrestag und kurz vor dem Beginn der VII. Panamerikanischen Konferenz in Montevideo, am 30. Oktober 1933, durch seinen Staatssekretär Cordell Hull neue, geschraubte Auslegungen dafür verkünden ließ.

Die Antwort der Konferenz in Montevideo war ihr Beschluß, „jegliche Intervention amerikanischer Staaten in den Angelegenheiten eines andern zu verdammen", der, mit Recht, von der lateinamerikanischen Presse als ein „Schutzparagraph gegen den nordamerikanischen Imperialismus und die Monroe-Doktrin" ausgelegt wurde.

*

Nach dieser Schlappe verschwand die Monroe-Doktrin als Aushängeschild für die nordamerikanische Amerikapolitik, und eine neue Standarte mußte gefunden werden. Die Nordamerikaner hätten nun einfach ihre Politik als amerikanische Politik weiter verfolgen und gegebenenfalls darin einen Richtungswechsel vornehmen können. Das wäre jedoch für die damit beglückten lateinamerikanischen Länder nicht anziehend genug gewesen. Bekanntlich liegt der Gedanke der Beglückung anderer Länder besonders im angelsächsischen Charakter. So haben z. B. die Engländer keine einzige ihrer Kolonien erobert, weil sie sie haben wollten, sondern die eine im Namen des Christentums, die andere um dort Ruhe zu stiften, die dritte, um die Rechte irgendeines Mameluken oder Kaffernhäuptlings zu schützen ... Aus derselben Idiosynkratie fand nun auch Roosevelt eine ideale Flagge für die zukünftige nordamerikanische Politik, indem er an Stelle der Monroe-Doktrin die „Politik des guten Nachbarn" setzte.

Zwar hat der gute Nachbar beiden Parteien des Chacokriegs gern Waffen geliefert, auch letztlich trotz Monroes Doktrin: „In regard to Europe not to interfere in the internal concerns of any of its powers", noch schnell Waffen an die Roten in Spanien geschickt, bevor er seine Neutralität erklärte, und den angeführten Grundsatz auch während des Weltkrieges völlig vergessen, aber er weiß, wie er den Lateinamerikanern seine Waren und seine Politik schmackhaft machen muß und hat mit der neuen Flagge von der guten Nachbarschaft den erwarteten Beifallssturm geerntet, der nun auch gelegentlich der VIII. Panamerikanischen Konferenz zum Ausdruck gekommen ist. Südländer sind nun einmal Leute, auf welche fröhliche Farben und große Worte Eindruck machen.

In der Tat hat nun doch die Regierung Roosevelt bewiesen, daß es ihr mit der Politik vom guten Nachbarn ernst ist. Sie hat das Platt Amendment aufgehoben, ihre Truppen aus Cuba und Nicaragua zurückgezogen, keinerlei sichtbare Intervention in iberoamerikanischen Ländern mehr vorgenommen und den Big Stick aus der Hand gelegt — wofür die Plebs von Cuba und Portorico durch Attentate auf ihre Gesandten und Konsuln quittierte, die aus Good Will wieder ungesühnt hingenommen wurden (wofür besonders die in solchen Ländern lebenden Ausländer

der Regierung Roosevelt sehr dankbar sind, und was wieder die mexikanischen Kommunisten durch Maueranschläge „Schmeißt die Fremden raus" anerkannten). Gleichwohl haben sich durch Roosevelts großmütige Erklärungen in den einsichtigen lateinamerikanischen Kreisen die Sympathien für das demokratische Nordamerika in den letzten Jahren sichtlich gebessert, und es hat den Anschein, als ob nun Nord und Süd freundnachbarlich gemeinsam mit vollen Segeln der Verwirklichung des panamerikanischen Ideals zusteuern und die VIII. Panamerikanische Konferenz in Buenos Aires der Auftakt zu einer allgemeinen „ewigen" Pax Americana geworden sei.

Allerdings fehlten, wenigstens hinter den Kulissen, auch nicht warnende Stimmen, die darauf hinwiesen, daß so leicht wie der Kurswechsel von der Monroe-Doktrin und dem Imperialismus zur Guten Nachbarschaft und Kooperation unter Roosevelt erfolgt sei, unter einem seiner Nachfolger auch einmal wieder der umgekehrte Kurs eingeschlagen werden könne, und man auf der Hut sein müsse, die nun einmal als guter Nachbar errungene Gleichberechtigung und Sicherheit bei solcher Gelegenheit nicht zu verlieren.

Sehr interessant ist in diesem Zusammenhang ein Vergleich zwischen der VII. und der VIII. Panamerikanischen Konferenz: In den Empfehlungen des Washingtoner Ausschusses für lateinamerikanische Politik, für die Konferenz in Montevideo, machten zum Rooseveltschen Vorschlag eines Nichtangriffspaktes die Professoren Blakeslee und Reves und „Herr Seligman" den Vorbehalt, einen Paragraphen einzufügen, daß „eine amerikanische Nation Truppen in das Gebiet einer anderen solle schicken können, wenn jene den dort ansässigen Ausländern keinen angemessenen Schutz zu gewährleisten imstande sei". Wie schon oben erwähnt, wurde dagegen in Montevideo jegliche Intervention verdammt, und nun in Buenos Aires wurde unter großem Beifall ein von den mittelamerikanischen Abgesandten gemeinsam eingebrachter Entwurf für einen Solidaritätsvertrag angenommen, der die Klauseln enthält:

3 b). Die Intervention eines Staates in die inneren oder äußeren Angelegenheiten eines anderen Staates wird verdammt;

3 c). Das zwangsweise Einkassieren finanzieller Forderungen ist unzulässig.

Man hat hier die Nutzanwendung aus früheren Erfahrungen gezogen, und dabei dürfte der letzte Absatz zur Veranlassung hauptsächlich die jahrelange, mitunter sehr scharfe Kontroverse zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico gehabt haben bezüglich der Wiedergutmachung der während der mexikanischen Revolution amerikanischen Staatsangehörigen verursachten Schäden, bei welcher Mexico zum Schluß nachgeben mußte und am 24. April 1934 sich verpflichtete, jährlich eine halbe Million Dollar von der noch festzusetzenden Gesamtsumme abzutragen.

(Schluß im Juniheft.)

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die letzten Wochen haben in Spanien nur geringe Veränderungen gebracht. Nach der gescheiterten Offensive Francos gegen Guadalajara haben die Verteidiger von Madrid den Versuch gemacht, in einem scharfen Gegenstoß die Umklammerung Madrids zu sprengen. Auch diese Offensive ist mißlungen, wie denn überhaupt die Erfahrungen des spanischen Feldzugs zu zeigen scheinen, daß augenblicklich die Verteidigungswaffen einen gewissen Vorsprung vor den Angriffswaffen erreicht haben. Soviel darf wohl gesagt werden, ohne daß man sich dem Vorwurf aussetzt, Erfahrungen, die nur für die besonderen spanischen Verhältnisse gültig sind, ungebührlich zu verallgemeinern. Vor Madrid jedenfalls — dem einzigen Sektor der spanischen Front, wo von einer geschlossenen Linie gesprochen werden kann — hat sich die Überlegenheit der Verteidigung über den Angriff deutlich gezeigt. Anders ist es, wo mit verhältnismäßig geringen Menschenzahlen und technischen Mitteln Gegebenheiten des Geländes im Bewegungskrieg ausgenutzt werden können. Dort haben überraschende Angriffe zuweilen zu erheblichem Raumgewinn geführt. Nur so ist das schnelle Hin und Her in der Sierra Morena und in den wichtigen benachbarten Grubengebieten von Pozoblanco und Peñarroya zu erklären. Der stärkste Vorstoß der Nationalisten aber wendet sich zur Zeit gegen den schmalen baskischen Küstenstrich von Bilbao. Hier stellen Fortschritte von wenigen Kilometern schon eine starke Leistung dar: die natürlichen Hindernisse des gebirgigen Landes unterstützen die Verteidigung in hohem Maße. Nicht nur für Spanien, sondern für die Mächte der Nichteinmischung ergibt sich eine besondere Lage daraus, daß es General Franco gelungen ist, eine wirksame Sperre der baskischen Küste durchzuführen. Das hat dazu geführt, daß sich die englische Regierung dazu genötigt sah, von sich aus in deutlicher Weise vor dem Befahren der baskischen Gewässer und dem Aufsuchen baskischer Häfen zu warnen (womit die britische Regierung den grimmigen Zorn der eigenen Opposition erregt hat).

Daß General Franco über den Feldzug hinaus die konstruktiven Aufgaben im Auge behält, die ihm gestellt sind, wenn er nicht nur vorübergehenden Erfolg haben will, beweist die Zusammenfassung der hinter ihm stehenden Truppen zu einer einheitlichen Organisation. Seine Gegner in Valencia und Barcelona sind noch nicht so weit — ein Zeichen für die tiefen Spannungen, die dort zwischen Parteien und regionalen Gruppen bestehen.

Ende April soll die Kontrolle der Nichteinmischung endlich in Tätigkeit treten. Die Aufgabe der Beteiligten ist nicht leicht. Verhältnismäßig einfach ist die Überwachung der Küste; die Landgrenzen bieten ein schwierigeres Problem. Das gilt vor allem von der französischen, die angesichts der inneren Entwicklung Frankreichs einer besonders sorgfältigen Überwachung bedarf.

Auch wenn man die gesunde ländliche Besitzverteilung, das Vorwiegen des Kleinbürgertums in Frankreich in Rechnung stellt, wird man doch nach einem Jahr sozialer und finanzieller Experimente feststellen müssen, daß in Frankreich Gefahren heranwachsen, die vom Standpunkt der europäischen Ordnung nicht geringzuschätzen sind. Die „Pause", die Léon Blum der französischen Wirtschaft verheißen hat, ist keineswegs eine Pause der Unruhen geworden. Es zeigt sich an der Entwicklung des Preisgefüges, daß die Welle der Sozialgesetze von einer Welle der Inflation gefolgt wird, die, ähnlich wie anderwärts, zur Enteignung der besitzenden Mittelschichten führt. Was die Aufspaltung eines Volkes in Großbesitz und Armut für seine soziale Stabilität bedeutet, wissen wir. Gelingt es der Regierung Blum, mit Hilfe einer schwachen und kurzsichtigen radikalen Partei das wirtschaftliche Fundament der französischen Mittelschichten in Stadt und Land zu zerstören, dann würde auch in Frankreich vieles möglich, was man noch vor zwei Jahren für durchaus unwahrscheinlich halten mußte.

In Belgien hat der Ministerpräsident Van Zeeland durch sein persönliches Auftreten den Angriff der Rexisten abgewiesen. Van Zeeland kann auf eine starke Leistung als Staatsmann blicken: er hat die wirtschaftliche Entwicklung in Belgien positiv gesteuert; er hat seinem Land eine freiere außenpolitische Stellung gewonnen und ist eine Persönlichkeit internationaler Geltung geworden. Ein solcher Mann kann vieles leisten. Daß ihm gelingen sollte, woran mehr als eine Konferenz gescheitert ist, eine neue Belebung der Weltwirtschaft herbeizuführen, ist allerdings zuviel verlangt.

Was sich wirtschaftlich heute vollzieht, ist eine Teilbelebung des Austausches teils innerhalb geschlossener Nationalwirtschaften, teils im Wege eines zuweilen mühsamen zweiseitigen Tausches. Besonders im Hinblick auf die Rüstungen aller Großmächte hat sich dabei die Stellung der führenden Rohstoffländer erheblich gestärkt. Wer heute Kupfer oder Eisen zu verkaufen hat, braucht sich keine Sorgen zu machen. An manchen Stellen der Erde herrscht ausgesprochene Prosperität. Aber es ist nicht die allgemeine Prosperität etwa des Jahres 1913, sondern eine abgeschlossene, mühsam gehütete. Auch dort, wo sich wirtschaftlicher Austausch ohne Mühe vollzieht, wird man zuweilen daran erinnert, daß es gerade in hochentwickelten Teilen der Erde dichtbevölkerte Gebiete mit dauernder wirtschaftlicher Atemnot gibt. Völlige Unabhängigkeit des Wirtschaftslebens vom Ausland ist bei der heutigen Struktur der technischen Wirtschaft nur mehr für die größten Raumkörper der Erde erreichbar: für die Vereinigten Staaten, für das Britische Reich und allenfalls für die Sowjetunion. Schon im Bereich der Sowjets muß ein hoher Preis für die Unabhängigkeit der Wirtschaft gezahlt werden; die beiden angelsächsischen Staaten haben so viel Bewegungsfreiheit und Macht, daß ihnen ein theoretisches Problem sein kann, was für andere Lebensfrage ist. Wie soll unter solchen Voraussetzungen eine Weltwirtschaftskonferenz Erfolg haben — selbst wenn Präsident Roosevelt persönlich den Entschluß fände, sie einzuberufen!

Sowohl Nord- wie Südamerika sondern sich immer stärker von den politischen Fragen der übrigen Welt ab. Die Stellung der südamerikanischen Länder im Wirtschaftsverkehr — vor wenigen Jahren in den Zeiten des Überflusses an Rohstoffen sehr geschwächt — verstärkt sich schnell. Zeiten des wirtschaftlichen Aufstiegs sind in Südamerika immer Zeiten politischer Beruhigung gewesen. Die letzte Periode der Revolutionen ist abgerissen. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht genug offene Fragen bestehen bleiben. Sowohl Paraguay wie Bolivien haben die inneren Folgen des Chaco-Krieges noch nicht überwunden; in Chile und Argentinien zeigt sich eine Rückkehr zu dem alten Schaukelspiel politischer Parteien, wobei sich Persönlichkeiten wie Arturo Alessandri zuweilen in einem seltsamen Gegensatz zu ihrer eigenen Vergangenheit befinden. In Brasilien nähert sich die Präsidentschaft von Getulio Vargas ihrem verfassungsmäßigen Ende (womit wir uns nicht vermessen vorauszusagen, daß auch ihr praktisches Ende gekommen sei). Die Gegensätze zwischen Rio Grande do Sul, São Paulo, Minas Geraes und den Nordstaaten haben in der brasilianischen Geschichte immer noch eine große Bedeudeutung; sie sind überdeckt, nicht beseitigt.

Besondere Beachtung verdient die Entwicklung des Verhältnisses von Kirche und Staat in Mexiko — nicht zuletzt im Hinblick auf die Entwicklung Spaniens und auf die Stellung, die die mexikanische Regierung (im Gegensatz zu allen anderen lateinamerikanischen Regierungen) gegenüber dem spanischen Bürgerkrieg eingenommen hat.

In den Vereinigten Staaten geht der Kampf um die Anerkennung der Gewerkschaften weiter, der zugleich ein Kampf zwischen den alteingesessenen „amerikanischen" Arbeitern und der proletarischen Unterschicht der noch nicht „Amerikanisierten" ist. Jeder Sieg von Lewis ist ein Erfolg der jüngsten Einwandererschicht; zugleich ein Denkzettel, den das Amerikanertum für seine unbedachte Einwanderungspolitik des vorletzten Menschenalters ausgeschrieben erhält. Auch in Kanada zeigen sich ähnliche Probleme: Britisch-Kolumbien hat heute Mühe, der Duchoborzen Herr zu werden, die mit ungewöhnlichen Mitteln vermeintlicher Bedrückungen Herr zu werden suchen. Es ist immerhin für einen Ministerpräsidenten britischer Herkunft ein ungewöhnliches Verfahren, das Oberhaupt einer Gruppe von „Dynamiteros" zu freundlicher Aussprache zu empfangen.

Nicht alle britischen Dominien verfahren mit gleicher Milde. Die südafrikanische Regierung hat geglaubt, gegen das Deutschtum in Südwestafrika mit scharfen Mitteln vorgehen zu müssen. Glaubt man in Pretoria wirklich, daß man die angeblich gewünschte Zusammenarbeit der Bevölkerung in Südwestafrika dadurch erreicht, daß man die Deutschen, die zahlenmäßig immer noch stärker sind als die Buren und die Engländer für sich genommen, zu einem Leben minderen Rechts verurteilt? Die weiße Bevölkerung in ganz Südafrika ist nicht zahlenstark genug, um sich eine wirkliche Gegnerschaft in sich leisten zu können. Dieselben Erwägungen,

die dazu geführt haben, daß Engländer und Buren sich notgedrungen vertragen, müßten die südafrikanische Regierung zu einer guten Behandlung der Deutschen veranlassen.

Das nördliche und östliche Afrika steht nach wie vor unter den Fernwirkungen der spanischen und der abessinischen Ereignisse. Angesichts der Unwahrscheinlichkeit, die amharische (und christliche) Bevölkerung des eigentlichen Abessiniens mit den angewendeten Mitteln moralisch zu gewinnen, ist es begreiflich, wenn die italienische Regierung in Abessinien den Islam fördert. In diesem Zusammenhang sehen wir die Nachricht, daß erstmalig eine organisierte Wallfahrt nach Mekka aus den mohammedanischen Gebieten Abessiniens stattgefunden habe.

Im östlichen und südöstlichen Mitteleuropa herrscht ein großes Maß von Unruhe. Seltsame Gerüchte schwirren von Paris aus durch die Welt; ihre Bestimmung ist zu durchsichtig, als daß die polnische Regierung dadurch beeindruckt werden könnte. Rumänien soll mit bessarabischen Zugeständnissen wieder an seine alten Bündnisse gekettet werden; die rumänische Armee ist sich darüber klar, welchen Wert bessarabische Zusicherungen des Kremls haben.

Wert und Wirkung des italienisch-südslawischen Vertrages lassen sich noch immer nicht in jeder Hinsicht abschätzen. Es kann ein zweiter Vertrag von Nettuno, es kann etwas Dauerhafteres daraus werden. Recht bemerkenswert sind im Zusammenhang mit der Unterzeichnung des Vertrages die Erklärungen des Grafen Ciano zur Frage der südslawischen Volksgruppe auf italienischem Boden. Da die südslawische Volksgruppe bekanntlich nicht die einzige fremde Volksgruppe an der italienischen Alpengrenze ist, und da frühere Erklärungen der italienischen Regierung ein Bestehen fremdvölkischer Minderheiten im italienischen Alpenraum abzustreiten pflegten, glauben wir, die Erklärungen des Grafen Ciano im Wortlaut festhalten zu sollen. Sie lauten:

Die Abkommen bedeuten, daß Jugoslawien und Italien eine Politik der guten Nachbarschaft durchzuführen wünschen. Er sei überzeugt, daß dies von den günstigsten Auswirkungen auf die Grenzbevölkerung der beiden Staaten sein werde. Es habe Stojadinowitsch von den Anweisungen Kenntnis gegeben, die den italienischen Behörden hinsichtlich des Unterrichts und des Gebrauchs der serbischen, kroatischen und slowenischen Sprache sowie hinsichtlich des Gottesdienstes in diesen Sprachen gegeben worden seien. Die faschistische Regierung sei davon überzeugt, daß es zur Sicherung einer langen Friedensperiode für Europa unumgänglich sei, daß sich die Staaten, die gemeinsame Grenzen haben, untereinander verständigen. Ciano verlas darauf ein Telegramm Mussolinis, in dem dieser mitteilte, daß aus Anlaß der Unterfertigung des Vertrages die letzten 28 politischen Häftlinge slowenischer Nationalität freigelassen worden seien und sich damit keine Angehörigen der jugoslawischen Minderheit in Italien mehr in politischer Haft befänden.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Wenn auch für die geopolitische Berichterstattung Geltung hat: „Woran erkennt man den besten Staat: woran man die beste Frau kennt: daran mein Freund, daß man von beiden nicht spricht", so wetteifern die beiden heute stärksten Vordergrundspieler des Indopazifischen Gesamtbereichs, die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, durch weltpolitisches Wohlverhalten um diesen Ruhmestitel, wenn auch die USA. mit besserem Erfolg.

Dabei bleibt dort, wie ihr Washington-Gewährsmann der „Frkf. Ztg." (16. April 1937) mit Recht schreibt, England und das Britenreich (mit Teilen!) das aus weltanschaulichen und Währungsgründen beliebteste „Ausland". Das hat eine Art Volksabstimmung mit 58% bestätigt; aber zugleich hatte sie auch mit 70% aller Befragten den amerikanischen Eintritt in den Weltkrieg als „den größten Fehler" bezeichnet. Man traut Roosevelt hauptsächlich deshalb so sehr, weil man von ihm Widerstand gegen jedes „hinterlistige" Hereingezogenwerden in „foreign entanglements" fest erwartet.

„Die kleineren Nationen werden in Zukunft von den amerikanischen Kanonen wohl nicht mehr den Schutz der freien Weltmeere erwarten dürfen"; wohl aber wird USA. mit oder trotz Neutralitätsgesetz an gut Zahlende das indirekt Notwendige gut verkaufen. Das direkt Notwendige kann man ja dann daraus selbst machen.

Japan möchte seine Reichstagsauflösung als innere ungeopolitische Angelegenheit bewertet sehen, wenn sie auch im Ergebnis weittragende geopolitische Folgen haben muß. Es sieht sich geopolitisch durch die Anfreundungsvorgänge zwischen Mandschurei und Ost-Hopei und durch einen vielleicht nicht ganz unberechtigten chinesischen Lärm über die strategische Bedeutung der Insel Hainan und Japans Absichten auf sie („Hsin Chin Jih Pao": „Defend Hainan Island" — engl. Auszug: „North China Herald", 17. März 1937, S. 449) am glaubhaften Wettwedeln mit pazifischen Friedenspalmen verhindert. Japans öffentliche Meinung erwägt auch mißtrauisch die etwaigen Folgen des U.S.-amerikanischen Friedenswerks der Luftlinien: einmal wöchentlich ab 6. Mai beginnt die ostpazifische Randlinie und die australische, über Penang und Hongkong verlängerte (Melbourne, 8. April).

Auch die Philippinenunterhaltungen (seit 26. Februar 1937) zwischen Präsident Roosevelt und Don Manuel Quezon, dem amerikanisch-philippinischen Feldmarschall Douglas Mac Arthur und den einschlägigen Ressortchefs wirken eher beiderseits abkühlend (Foreign Policy Bulletin, Bd. XVI, Nr. 19, März 1937). Auf den jetzt 80% der Inselausfuhr betragenden amerikanischen Anteil werden ab 1940 von 5% bis 1945 auf 25% steigende Zölle gelegt, und ab 1946 werden sie die volle Hemmungskraft des usamerikanischen Zollsystems erreichen. Das fordert

Gegenmaßregeln oder Änderung heraus, um so mehr als die alten Latifundien- und Pachtsystemsbeschwerden nicht beseitigt sind. Wohl aber nimmt ein Wehrprogramm 25% der ganzen Wirtschaftskraft weg, ohne, wie in Japan bei höherer Belastung wenigstens Gewähr wirklicher Gleichberechtigung zu geben, sondern nur den Eindruck, daß auf Kosten der Philippinos ein Außenfort der USA. eingerichtet werden soll, das sie nichts kostet. Er wurde verstärkt, als Paul V. Mc Nutt, ein wehrfreudiger Mann, American High Commissioner in Manila wurde (17. Februar 1937).

Die Pakhoiunruhen hatten die Aufmerksamkeit auf die verständliche japanische Auffassung gelenkt, daß die chinesische Südinsel Hainan die beste geopolitische Südwarte gegen Philippinen und Südsee sei. Chinesische Entwicklungsprogramme und Gründungen, auch vom Auslandchinesentum unterstützt, machten sich vorbeugend geltend. Nebenbei fragen wir, welches Geschrei weltüber entstände, wenn sich die niederländischen Deutschen in Insulinde etwa so ähnlich mit 1 Mill. Dollar an einer Entwicklungsgesellschaft für deutschen Widerstand in Oberschlesien oder Eupen-Malmedy beteiligen würden wie die Malayachinesen (laut „North China Herald", S. 449/37) am Schutz von Hainan, was wir für diese „ideale Seemacht-Basis" ganz berechtigt finden. Nur ist andern billig, was dem einen recht ist! Die Häfen von Yulin und Tsinglan werden als Kriegshäfen, Haikou im Norden als Anlegehafen gerühmt. Eine fremde wirkliche Macht würde Englands und Frankreichs Ostasienzielen sehr unbequem sein. Daher auch der vorbeugende chinesisch-französische Vertrag vom 15. März 1897, die Insel nie an eine fremde Macht abzutreten.

Das ist eine ähnliche geopolitische Rückversicherung wie der Vertrag des Empire mit Siam über die Nichtausführung des Kanalbaus von Kra; denn im Fall gewaltsamer Lösungen in Südostasien würde eine Besetzung der von Penzel vorzüglich beschriebenen Insel Hainan mit ihren drei Mill. Einwohnern das ganze Flug- und Schiffahrtsnetz zwischen Singapore, Indochina und den Philippinen wie die Sicherheit Hongkongs ernsthaft bedrohen können. Ganz gewiß spielt sie sowohl in der vergangenen Manöveranlage um Singapore wie in der künftigen um Hongkong eine ernsthafte Rolle.

Aber hier zeigte nur ein flüchtiges Aufblitzen künftige, mögliche wehrgeopolitische Werte. Greller und dauernder ist die rötliche Beleuchtung um Indien; unsere Leser sind, wie ihnen ein Blättern in den letzten Nummern der „Geopolitik" zeigt, in dieser Richtung gut vorbereitet. Sie wußten, daß der Scheinerfolg einer Hoffnung auf Regierungsbeteiligung der Kongreßpartei in den sechs von ihr wahlmäßig eroberten indischen Ländern trügerisch war, ebenso wie die Scheinbefriedung in Wasiristan, wo augenblicklich vier Brigaden (33 000 Mann) und sieben Fluggeschwader das um einen religiösen Vorkämpfer gescharte, freiheitsliebende Bergvolk mit allen Mitteln moderner Kriegstechnik bekämpfen, ohne bis jetzt obzusiegen. Italien Vorwürfe zu machen, weil es in Aethiopien genau dasselbe getan hat, was das Britische Reich seit dem Kriegsende in Kurdistan, in Wasiristan und

andern Seitentälern des Industals fortwährend getan hat und heute wieder tut, erscheint den Italienern begreiflicherweise als Heuchelei; ebenso wie alles, was etwa von Lord Zetland, selbst von Lord Lothian zur indischen Verfassungsfrage gesagt und geschrieben wird, dem darauf erwidernden, zu oft getäuschten Gandhi. (Kontroverse: „Times", 12. April 1937, S. 13.) Dabei bezeugt Gandhi — ungleich konzilianter als etwa Jawaharlal Nehru — Lord Lothian, daß er wenigstens den richtigen Ausgleichston fand, während Lord Zetland durch den falschen die Lage

HIS LIGHTNING CONDUCTORS

nur versteifte. „Freundschaft mit Britannien, aber nicht mit imperialistischer Ausbeutung", das ist die Mindestforderung, hinter die es kein Zurück im Sinne Lord Zetlands gibt.

Daß es so kommen würde, wußten unsere Leser aus dem ihnen rechtzeitig geschilderten weltpolitischen Charakter der Kongreßpartei und ihres Führers heraus, ebenso wie sie die Schwierigkeiten in Wasiristan kommen sahen; einem winzigen Teilstück der immer mit Brennstoff erfüllten, zum Aufflammen bereiten Nordwestgrenze, einem der wehrgeographisch lehrreichsten Randräume der Erde.

Unsere Leser wissen auch auf der andern Seite, daß — neben aller Unruhe — in China wie in Indien ungeheuere Arbeit geleistet wird. Proben davon liefert in neuester Zeit vor allem die Luftwehrgeopolitik in Indien wie in Australien und China.

Der Luftweg der Wasserflugzeuge durch das kontinentale Indien bedurfte eingehender geographischer und technischer Vorbereitung und soll künftig fünfmal statt zweimal wöchentlich beflogen werden bei einer von vier auf zweieinhalb Tage herabzumindernden Flugzeit von Croydon nach Karachi. Von der Übergangsstation Gwadar (Belutschistan) geht der Weg über Karachi, Hyderabad(Sind)—Udaipur-(Raj Samand) statt des zu wasserarmen Jodhpur (Sardar Samand)—Jhansi (Parichha Reservoir) mit Ausweichmöglichkeit nach Gwalior—Allahabad (mit der breiten Landungsmöglichkeit auf dem Dschumna)—Calcutta—Chittagong—Akyab—Rangun—Mulmein—Mergui—Victoria Point auf der Malaienhalbinsel. Es steckt eine jahrelange geographische Vorbereitungsarbeit in dieser Anlage einer einzigen Fluglinie: so etwa in der Abwägung zwischen der Kraftausgabe durch Überfliegen der Aravallibergkette bei Landung in Udaipur und dem Mißstand der Wasserknappheit in Jodhpur. Besondere Vorsichtsmaßregeln erfordert der Flug bei Vollmonsun: Landung unter dem Schutz des Forts Allahabad, wenn der Strom selbst in Monsunhochwasser geht, im engen Hugli vor Calcutta, im Karnaphulistrom bei der Werft Chittagong. Es zeigte sich dabei, wieviel topographischer Scharfblick bei der Landvorbereitung von Weltflugstrecken nützen, wieviel sein Fehlen schaden kann. Auch hier würde Sir Thomas Holdich sein berühmtes, für die „Geopolitik" unbezahlbares Wort von den „grenzenlosen Kosten geographischer Unwissenheit" wiederholen können.

Auch die australischen Luftlinien und Flughäfen stellen große Anforderungen an ihre wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Grundlagen.

Beim Anflug Australiens von Nordwesten her spielen vor allem die abgeschlossene, transportschwierige Lage der Flughäfen und die Stärke des Gezeitenspiels an der Nordküste eine Rolle, so daß die ursprünglich für die Verbesserung des Anflugs vorgesehenen rund $2^1/_2$ Mill. von der australischen Gemeinwelt mit etwa 450000 RM. jährlich zur Erhaltung und Tilgung ganz gewiß nicht reichen werden. Dennoch zeigt die verhältnismäßige Geringfügigkeit der Summen, wieviel billiger die Anlegvorbereitungen der Luftwaffe als die der Flotte kommen. Port Darwin (von A. E. Johann gut beschrieben), die Vanderlin-Insel im Carpentaria-Golf, Karumba bei Normanton und Townsville oder Rockhampton werden zunächst geprüft. Als eine Landung am Roperfluß vorgeschlagen war, entdeckte man, daß die in Aussicht genommene Landestelle bei Hochflut 7 m unter Wasser lag! Dafür wurde dann die Vanderlin-Insel eingesetzt. Darwin selbst ist im Kriegsfall schwerer Beschießung ausgesetzt; aber zum Ausweichplatz rund 45 km landeinwärts müßte eine teure Straße gebaut werden. So wird man für Australien wohl beim Landflug-

zeug bleiben. Hinter der scheinbar nur örtlichen Frage richtet sich mächtig der Gegensatz zwischen ozeanischer und kontinentaler Weltanschauung auf; er verrät blitzartig, warum das trotz seiner leeren Weite engräumig denkende Australien bei den großen Flottenübungen um Singapore beiseite stehen blieb, ungeachtet des Appells an die Dominien von Seelord Hoare, daß alle bei der Reichsverteidigung mittun müßten.

Inzwischen ist „Kamikaze", der „Götter-Wind", in nicht ganz hundert Stunden von Japan mit weitem Umweg 16000 km nach London geflogen, ganz gewiß mit dieser Sportleistung, begeistert empfangen, manche alte Verbindungen zwischen beiden Inselreichen wieder freundlich belebend. Das kann dazu beitragen, solche Leute zu belehren, die noch immer nicht klar sehen, daß Miniaturreiche, die in einer Viertelstunde überflogen werden können, selbst solche, deren Machtschwerpunkte zwei Stunden auseinander sind, nicht mehr die gleiche geopolitische Bewegungsfreiheit haben wie solche, die wenigstens zwei bis vier Tage zueinander brauchen oder jetzt noch vierzehn, wie Australien und Argentinien, wenn sie über Nordamerika (San Francisco) zueinander fliegen wollen.

Wie klein die Welt in dieser Richtung geworden ist, zeigt sinnfällig eine mit dem „Kami-Kaze-Flug" fast gleichzeitige Untersuchung der vortrefflich geleiteten „Deutschen Wacht" in Batavia (Heft 5, 9. März 1937, XXIII. Jahrg., S. 13) über „Rußlands westliche (und östliche!) Ausfallspforte". Sie bringt eine Darstellung der Basis für jene „Gespensterschiffe" und „Gespensterflieger" über Nordschweden und Norwegen (dessen 6. Division das Geheimnis aufdeckte), die von der Murmanküste aus zwischen dem 2024 Seemeilen von Dover entfernten Archangelsk, zwischen Murmansk und Tromsö „manöverierten", das nur mehr 1250 Seemeilen von Dover entfernt ist. Diese Basis hat ein Doppelgesicht! Gewiß: die doppelgeleisige Bahn Murmansk—Leningrad, jetzt zweigeleisig ausgebaut, fährt ihre 1451 km in 38 Stunden; der Stalin-Kanal kürzt seit 1933 den Wasserweg Leningrad—eisfreie Murmanküste um die Hälfte, den Seeweg Leningrad—Archangelsk von 2840 Seemeilen auf 674: aber über beiden schweben die flinken Fliegergeschwader, die ungleich schneller von dieser Basis auf der kurzen nordischen Linie nach dem Fernen Osten gelangen, als „Kamikaze", der Götterwind, durch die Monsunländer nach Westen.

Allerdings hat schon einmal ein wirklicher Göttersturm einen Steppenvolksangriff an den Küsten von Kyushu, unweit des Seeschlachtfeldes von Tsushima, in Grund und Boden geschlagen, nachdem sich dieses Steppenvolk unter Kublaikhan der ganzen chinesischen Kulturwelt bemächtigt hatte, während es an der japanischen abprallte. Aber der Rückhalt der Steppe ist verstärkt (vgl. „Far Eastern Survey", Bd. VI. 4: „Agricultural foundation of Siberia's economy". Karte).

Für Abergläubische läge symbolische Warnung in solchen Vorfällen und ihrem Widerklang. Aber mindestens für Japan gilt nur ein Vorzeichen: für das Vater-

land kämpfend zu fallen, wie für jedes andere mannhafte Volk, wenn ihm durch große Raum- und Volkszahlen bange gemacht werden soll. Bangemachen durch bloße Raum- und Volksdruckzahlen darf man nicht gelten lassen. Läßt sich doch — trotz relativer Wehrlosigkeit! — nicht einmal China ins Bockshorn jagen, sondern breitet seine Probleme mit größter Harmlosigkeit, z. B. in der „People's Tribune", aus, so auf S. 289—337 die wirklich nicht ganz einfache Zukunft des fremden Schanghai (Future of foreign Shanghai) oder auf S. 437 „Inter-racial Marriages" von Dr. Wu Lien-Teh und „Panasianism and Japanese Culture in China" S. 449 von Lu Yen-Ying.

Von diesen drei Aufsätzen müssen wir im geopolitischen Bericht vor vielen anderen sprechen. Denn sie berühren Daseinsfragen der zahlenstärksten Gebiete des Indopazifischen Gesamtbereichs, nicht nur Chinas.

Das ist 1. die Auseinandersetzung mit den eingesprenkelten volksfremden Bestandteilen aus dem euramerikanischen Westen;

2. die von der Geopolitik her lange vor der Rassenpolitik bewußt gesehene Frage, wie sich die Rasse im Raum aufrecht erhalten läßt, wenn er einmal nach langer leidlicher Abschließung für Fremdströmungen aufgerissen ist, und wenn der Naturschutz allein und der alte Rasseninstinkt allein die Unversehrtheit der Zellen nicht mehr gewährleistet, wie sie zum Beispiel so lange durch die von Schallmayer in „Vererbung und Auslese" (Abschn. 6, Betrachtungen über die älteste lebende Kulturnation) so ausgezeichnet geschilderten rassenpolitischen Schutzmaßregeln Alt-Chinas gewährleistet waren;

3. die geopolitisch entscheidende Frage, wieweit die Möglichkeit zu übervölkischen Zusammenschlüssen im Indopazifischen Raum besteht, ob sie nach chinesischen, japanischen, sowjetrussischen oder U.S.-amerikanischen Rezepten (Reichsbritische scheinen nicht zu bestehen, jenseits des Statusquo), ob als Untergliederung des Völkerbundes oder im Gegensatz zu ihm, oder — wie Panamerika seit Buenos Aires — jenseits von ihm (in mehr und mehr kühler Zurückhaltung der Neuen Welt gegenüber der Alten), oder endlich in losem panpazifischem ideologischem Gefüge der Pacific Union aus der Gedankenwelt der Panideen in praktische Wirksamkeit treten kann oder nicht.

Es ist kein Zweifel, daß die Vorarbeit auf solche weiteren Einflußkreise ihres eigenen Stiles hin von allen Weltmächten betrieben wird, am rücksichtslosesten von den Sowjetbünden, bei einem Erfolg im Ringen zwischen ihnen und Japan, der ungefähr umgekehrt im Verhältnis der 16000 km des „Götterwind"-(Kamikaze-)Fluges zu den nur 5000—6000 km der Sowjetflüge zu ihren praktischen Propaganda-Ansatz-Punkten steht: d. h. die panasiatische Arbeit Japans ist reichlich noch einmal so schwer, und hat in China und Indien gegenüber der sowjetrussischen viel Boden verloren.

Auf der anderen Seite zeigt sowohl der praktische Fall in Schanghai wie die etwas blutlose theoretische Betrachtung der Rassenmischung von Dr. Wu Lien-Teh, daß die starke blutmäßige Stoßkraft der farbigen Rassen im Indopazifischen Gesamtraum gegenüber der immer noch durch Uneinigkeit an Kraft verlierenden weißen Rasse dort als ein Axiom überlegener Rassenkonstanz und zukünftigen Lebenswillens gilt.

THE NEW TIGHT ROPE WALKERS By SAPAJOU

Dabei nehmen die Russen, mindestens soweit sie dem Machtkreise der Sowjets angehören, bei allem praktischen Imperialismus einen, dem Wunschbild der Kolonialmächte alten Stils durchaus abträglichen Standpunkt ein. In der schwierigen Struktur von Schanghai (vgl. Betr. d. „Geopolitik" über Richter Feethams Schanghai-Rapport von 1931), die eine eigene Geopolitik und Ethnopolitik von Schanghai als Manometer höchst erwünscht erscheinen läßt, sind also die 30000 Japaner und 23000 Russen unter den rund 80000 Fremdbürtigen durchaus nicht als Rückhalt und Verstärkung zu rechnen: neben 98% chinesischer Rasse! Nichts

auf Erden trügt rassenpolitisch so sehr wie die Bund-Fassade von Schanghai, mehr als selbst die strahlende Wasserfront Neuyorks, obwohl wir wissen, daß Neuyork die größte jüdische Siedlung der Welt und eine der größten farbigen ist und mühelos die ganze Bevölkerung von Palästina bei Rasseverwandten als Gastbesuch aufnehmen könnte.

Ist es ein Wunder, wenn Handel und Verkehr solcher fremder Wachstumspitzen in ostasiatische Hände durch Zurücksprudeln ins Umweltgleichgewicht zurückgleiten, ganz, wie es später in Indien unvermeidlich sein wird? Der Lebensstand wird sich der Umwelt angleichen müssen, die Kindererziehung vor allem schwieriger und schwieriger werden. Heute noch wird von Stadt wegen für die mehr als 5000 verarmten Russenkinder gesorgt, abgesehen von den 1600 Glücklicheren unter den zur Zeit 12 583 nachgewiesenen Kindern unter 15 Jahren. Die Statistik rechnet mit 14 verschiedenen Nationen, unter denen Briten und „British-Indians" als volksverschieden ausgewiesen werden, was natürlich in Indien wieder peinliche Reichsgefühle auslöst. So spiegelt sich fast in jedem Einzelproblem die Spannung der Zeit, und es kann eigentlich nur vor einem Weltbild mit ganz festen und großen geopolitischen Umrissen im richtigen Verhältnis gesehen werden, ohne der Gefahr örtlicher und zeitlicher Übersteigerung zu unterliegen.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Die Versteppung Deutschlands

Alwin Seifert, Dozent für Gartengestaltung an der Technischen Hochschule München, hat im September-Oktober 1936 in der Zeitschrift „Deutsche Technik" einen Aufsatz veröffentlicht mit dem Titel: „Die Versteppung Deutschlands". (Der Aufsatz ist auch als Sonderdruck erschienen, Verlag Theodor Weichert, Berlin-Leipzig.)

Der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt, hat der Schrift ein Geleitwort mitgegeben, in dem er „die Verantwortungsfreudigkeit' des Verfassers, den „Mut, offen zu sprechen", begrüßt, und von den durch Seifert ausgesprochenen Gedanken sagt, daß sie „wert sind, weiterhin untersucht und nachgeprüft zu werden".

Schon daraus geht hervor, daß zum Aussprechen dieser Gedanken eben — Mut gehört, und tatsächlich hat der Aufsatz wahrhaft revolutionären Charakter!

Wir zitieren einige Abschnitte: „Das Wesen des Gestern (des liberalen Denkens) ist das Verdrängen innersichtiger (intuitiver) Naturerfassung durch scharfes, nüchternes, rechnendes Denken; ist gigantisch wachsende Beherrschung, aber auch Anbetung des mechanischen, materiellen Teiles des Naturganzen; ist schließlich als logisches Ergebnis dessen die Auflösung alles Ganzen und Gebundenen, die Zerspaltung von Volk, Stand, Beruf und Seele. Diese mechanistische und materialistische Weltanschauung, die ihren Ausgang nimmt aus der Zeit um 1500, dem Zeitalter der Reformation und der großen Erfindungen und Entdeckungen, hat äußerlich Großartiges aufgebaut; ihr in Zukunft gleiches Wirken zu gestatten würde nicht nur die Seele, sondern auch die äußeren Lebensgrundlagen des deutschen Volkes zerstören. Unsere völkische, politische und wirtschaftliche Lage erlaubt uns aber nicht, erst dann eine neue Denkweise an die Stelle der gestrigen zu setzen, wenn offenkundiges Unheil zwingt, andere Wege zu gehen.

Wendepunkte der Weltgeschichte sind nicht einzelne Tage, sondern Jahrzehnte des Umbruchs, der ein Gebiet nach dem andern er-

greift. So haben wir schon Vorläufer und Erfahrungen und tappen nicht mehr im Dunkeln auf der Suche nach neuen Wegen, die auch erkenntnismäßig die einzigen uns möglichen sein können: Überwindung der Zerspaltung durch neue Ganzheit, Überwindung des rechnenden Verstandes durch ein fühlendes, gläubiges Herz; Erkennen des Meßbaren und Zählbaren als eines bloßen Teils des Naturganzen und Erkenntnis, daß alle Rechnung nur ein Hilfsmittel ist; Erkennen der Natur als der alleinigen gütigen alma mater und unerbittlichen Rächerin jedes Fehlers und Verzicht auf den selbstmörderischen Versuch, sie zerstörend zu vergewaltigen.

Diesen Weg ist der Waldbau gegangen, aber noch nicht die Landwirtschaft; ihn geht die Physik (Sir James Jeans: die Quantentherie mündet zuletzt aus in Idealismus), noch nicht die Chemie; ihn geht der deutsche Straßenbau, aber nicht die Wasser- und die Kulturbautechnik.

Für den unverbildeten Bauern und den wieder naturnah gewordenen Forstmann ist das Wasser etwas Lebendiges wie der Ackerboden, wie Luft und Sonnenlicht. Wasserbauwissenschaft und Wasserbautechnik aber begreifen an ihm nur das mit groben Mitteln Meßbare und Wägbare; für sie ist Wasser nur eine physikalische Flüssigkeit. Daß sie mit so mechanistischer Einstellung im Haushalt der Natur, aus dem das Wasser nicht wegzudenken ist, eine Zeitlang Erfolg haben, dann Raubbau treiben, schließlich aber zerstörend wirken müssen, ist jedem selbstverständlich, der von technischem zu biologischem Denken sich durchgearbeitet hat ...

Der Grundfehler aller Technik von gestern und jener, die heute noch im Geiste von gestern arbeitet, ist der, daß sie die Natur als eine zufällige Ansammlung verschiedenartigster Dinge ansieht, in der sie nach Belieben und Willkür glaubt wirtschaften zu können. Die Natur aber ist, vom kleinsten Wiesenfleck angefangen bis zum ganzen Weltall, überall ein geschlossener lebender Organismus, in dem jedes einzelne kleinste Glied auf jedes andere abgestimmt ist; jede Veränderung eines Teiles wirkt sich aus auf alle übrigen. Man nehme den Mond oder einen Planeten aus dem Sonnensystem — und schwerste Erschütterungen brechen herein über alles Leben auf unserer Erde; man senke den Grundwasserspiegel in einem Wiesental um ein weniges mehr, als nach naturnäheren als nurtechnischen Gesichtspunkten erlaubt ist — und unbehebbare fortschreitende Schäden stellen sich ein, wenn auch erst nach Jahrzehnten.

In die Natur kann man nur eingreifen mit innensichtiger Einfühlung und mit überlegenem Wissen. Wer ohne solches Rüstzeug sich versucht — und dem Wasserbauer fehlt es, solange er nur das Meßbare und Wägbare am Wesen Wasser erfaßt — der wird feststellen, daß er einen circulus vitiosus begonnen hat, daß jeder Fehler neue zeugt und daß zum Schluß entweder sein Werk oder die Natur zerstört wird; mit solchem Endergebnis verliert aber auch eine gelungene Arbeit ihren Sinn.

Nun ist es kein Geheimnis, daß ein Fluß, an dem einmal gebaut wurde, nicht mehr zur Ruhe kommt, sondern immer neue kostspielige und häßliche Folgearbeiten erfordert; und Trockenlegungen bleiben gleichfalls so gut wie nie an dem Punkte stehen, den man beabsichtigt hatte, sondern fressen unaufhaltsam selbst nach der Seite und Höhe fort. Beide Erscheinungen sind ein Beweis dafür, daß die heutige wissenschaftliche Grundlage des Wasserbaus ungenügend ist ...

Einem offenen Sinn bieten sich heute von den verschiedensten Gebieten her die Belege dafür dar, daß die naturfremde Arbeit des Wasserspezialisten, dessen Blick allzusehr nur auf die vorliegende Einzelaufgabe gerichtet und durch den steten Umgang mit Reißbrett und Rechenschieber stumpf geworden ist gegen die Warnzeichen der Natur, bereits begonnen hat das Lebensgleichgewicht des mitteleuropäischen Raums zu zerstören ...

Einer solchen Technik, welche die Grenzen des ihr Erlaubten noch nicht kennt und wegen ihrer mechanistischen Einstellung auch nicht erkennen kann, bei der es immer wahrscheinlicher wird, daß das Unheil, das sie schafft, größer ist als das Gute, das sie beabsichtigt, leiht der Staat seine gewaltigen Machtmittel. Damit ist die riesengroße und tragische Gefahr gegeben, daß er in bester Absicht seine eigenen Grundlagen untergräbt, nur weil ihm in der Wasser- und Kulturbautechnik nicht dieselbe seiner Aufgabe und Geisteshaltung gemäße Führung zur Verfügung steht wie in der Forstwirtschaft und im Straßenbau. Zeigt sich jetzt schon überall im Reich Versteppung der Landschaften als Spätfolge der bisherigen Handhabung der Wasserwirtschaft, so wird diese dann, wenn in der gleichen Art wie bisher, aber in so vielfach größerem Ausmaß weitergearbeitet wird, nicht nur einen bedrohlichen, sondern einen vernichtenden Umfang annehmen. Denn dann wird die Ernährung von der eigenen Scholle unmöglich."

Wir haben uns darauf beschränken müssen, einige Abschnitte grundsätzlicher Formulierung anzuführen. Die Darstellung im einzelnen zeigt verblüffende Erkenntnisse, deren Wahrheit durch aufschlußreiche Bilder erhärtet wird. HAV.

Die Stärke der polnischen Minderheit in Deutschland

Die Minderheitenfrage in der osteuropäischen Schütterzone zeichnet sich u. a. dadurch aus, daß die Maßstäbe für eine statistische Feststellung vielfach voneinander abweichen und oft willkürlich eingesetzt sind. Die großen Entscheidungen unmittelbar nach dem Kriege gründeten sich im Hinblick auf die Frage der Zugehörigkeit zu einem Volkstum auf außerordentlich schwankenden Boden. Was an der polnisch-deutschen Grenze recht war, war im ukrainischen Gebiet nicht immer billig. Immerhin dürften die Zustände sich seit jener Zeit stabilisiert haben. Man würde heute nicht an sie rühren, wenn nicht gewisse Behauptungen es notwendig machen würden. Seit Wlodzimierz Bielski im Jahre 1935 im Auftrage des polnischen Westverbandes seine Propagandaschrift „Die Polen in Deutschland, ihr Leben und ihre Bedürfnisse" herausgab, spuken wieder einmal Zahlen in der europäischen Öffentlichkeit herum, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Bielski behauptet, daß innerhalb des Reiches $1^1/_2$ Millionen Polen ansässig wären. Davon sollen 800 000 auf Schlesien, 500 000 auf Ostpreußen und über 100 000 auf Westfalen entfallen. $^1/_3$ von Ostpreußen sei geschlossen von Polen bevölkert, der Rest der Provinz sei mit polnischer Bevölkerung durchsetzt. Zu diesen Behauptungen, die sowohl der Zahl nach wie in bezug auf die Zurechnung der Masuren und Kassuben zu den Polen völlig unverständlich sind, nimmt Hauptschriftleiter Schadewaldt, Beuthen (Oberschlesien) in der Zeitschrift „Der Oberschlesier" 1937, I, Seite 11, in sachlicher Weise Stellung. Er weist darauf hin, daß eine Abwehr gegen die polnischen Übertreibungen besonders deswegen notwendig sei, weil eine amtliche ostoberschlesische Zeitung die Zahl der Polen im Deutschen Reich auf 2 Millionen beziffere.

Für die Festsetzung von Zahlen auf diesem Gebiet gibt es verschiedene Möglichkeiten. Früher war es üblich, die Sprache als Anhaltspunkt für das Volkstum anzusehen. Abgesehen davon, daß die Sprache nicht der ausschlaggebende Faktor für das Bekenntnis zur deutschen Kultur ist, haben sich im ganzen Reich noch nicht einmal $^1/_4$ Millionen als polnischsprachig bekannt.

Nach der aber gerade von Polen stärkstens propagierten Auffassung, die auch der Minderheitenschutzgesetzgebung zugrunde liegt, soll das willensmäßige Bekenntnis den Ausschlag für die Zugehörigkeit zu einem Volke ergeben. Gelegenheit zu solchem willensmäßigen Bekenntnis waren für die polnische Volksgruppe im Deutschen Reich die Reichstagswahl 1932 und die Provinziallandtagswahl von 1933. Diese Wahlen ergaben für das Gebiet des Reiches 32 180 polnische Stimmen und für Oberschlesien 1932 12 289, 1933 14 350 polnische Stimmen oder knapp 2 % der abgegebenen Stimmen in Oberschlesien.

Eine weitere Möglichkeit, Schlüsse auf die Zahl der Bekenntnispolen im Reich zu ziehen, könnte darin bestehen, daß man die Mitgliedszahlen der polnischen Organisationen im Reich dafür auswertet. Diese Zahl hat der Polenbund niemals in sachlich überprüfbarer Weise veröffentlicht. Dagegen hat die polnische Minderheitenpresse in Oberschlesien eine Gesamtauflage von nur 5000 Exemplaren. Diese Zahl steht wiederum in einem verwunderlichen Gegensatz zu der phantastischen Zahl von 800 000 Polen, die in Schlesien wohnen sollen. Anfang 1936 hatten der Bund der Polen im Deutschen Reich und der Verband für gegenseitige Hilfe in Rheinland-Westfalen zusammen etwas über 30 000 Mitglieder. Darin sind fast sämtliche organisierten Polen enthalten. Die Familienmitglieder sind größtenteils organisiert und in dieser Zahl also enthalten. Unter Einrechnung der nichtorganisierten Familienmitglieder kommt man auf 100 000 bis 120 000 Polen, die sich im Reiche sichtbar zum Polentum bekennen.

Der Streit um diese Zahlen würde belanglos sein, wenn die polnische Weltpropaganda, die von bestimmten parteipolitischen Kreisen genährt wird, nicht damit gefährliche Folgen heraufbeschwöre. Für die deutsche Öffentlichkeit wird es von Zeit zu Zeit unter diesen Umständen notwendig sein, auf die korrekte deutsche Statistik hinzuweisen und vor sinnlosen Übertreibungen zu warnen. Jtz.

FRITZ MARKMANN:

Das deutsche Fluß- und Kanalsystem

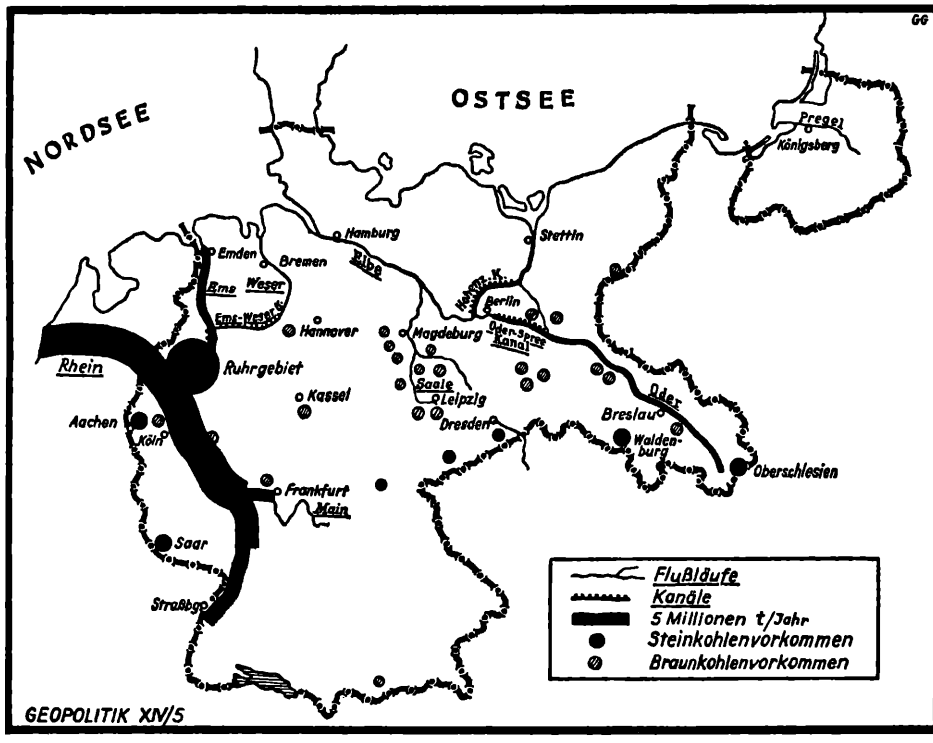
Jeder Fluß erhält seine die Charakterbildung formenden Eigenschaften durch die naturgebundenen Gegebenheiten seines Laufes und der durch ihn durchschnittenen Landschaften und Räume. Flüsse sind nach Ratzel „Rinnen im Boden" und „Wege von Wasser". Damit sind die beiden in der Naturgebundenheit der Flüsse liegenden Funktionen unserer Stromnetze gekennzeichnet. Die „Rinnen im Boden" bieten entwicklungsgeschichtlich gesehen die Grundlagen für Siedlungen; so ist es erklärlich, daß Flüsse stets die ursprünglichen Verbindungen menschlicher Ansiedlungen darstellen und noch heute als die ursprünglichen Träger und ausrichtenden Faktoren in dem Verteilungsprozeß der Rohstoffe anzusprechen sind (vgl. Karte 1). Auf Deutschland abgestellt, findet diese Anschauung ihre Bestätigung in jeder Statistik, die sich mit der Richtung der Verkehrsströme für den Güterverkehr befaßt und in jeder hierauf aufbauenden Verkehrskarte, die einem die Erkenntnis vermittelt, wie sich Flußrichtung und Eisenbahnverkehr für Güter in ihren Hauptausrichtungen und Dichten miteinander decken (Karte 2). Das typische Beispiel in negativer Hinsicht dürfte hierfür in Bayern zu finden sein, das einer leistungskräftigen Wasserstraßenverbindung entbehrt.

Die dem deutschen Vaterland von der Natur geschenkten „Wege von Wasser", die Sammellinien von Verkehrsfunktionen ursprünglichster Art darstellen, besitzen eine verhältnismäßig konsequente Ausrichtung in südost-nordwestlichem Verlauf, eine Parallelschaltung des deutschen Flußsystems, wie sie Obst bezeichnet[1]), die bisher eine genügende Beachtung bei der gliederungsmäßigen Einteilung Deutschlands nicht gefunden zu haben scheint. Während wir uns bei der geographischen Einteilung Deutschlands bisher von der alten Gliederung in Oberdeutsches Hochland, Mittelgebirge und Norddeutsche Tiefebene in orographischer Hinsicht leiten ließen, gewährt die Berücksichtigung der Parallelschaltung der deutschen Flußsysteme vollständig neue Aspekte und Ausblicke, besonders bei der geschichtlichen Beurteilung der Frage des deutschen Zentralismus. Obst weist mit Recht auf den uns durch die Naturgegebenheiten von Gebirgen und Flüssen aufgezwungenen Mangel an einem deutschen Zentralraum hin, ein Faktor, der kulturell gesehen wohl als Vorteil, staatspolitisch aber zweifellos als Nachteil anzusehen ist. In seinem zitierten Aufsatz bringt Obst eine Karte über die Parallelschaltung der deutschen Flußsysteme. Es verdient besonderes Interesse, die Karte in Vergleich zu stellen mit der Karte 1 und die Bestätigung der Verkehrsdichte und deren Ausrichtung nach den deutschen Flußsystemen feststellen zu können.

1) Ztschr. f. Geopolitik 1928, S. 32 f.

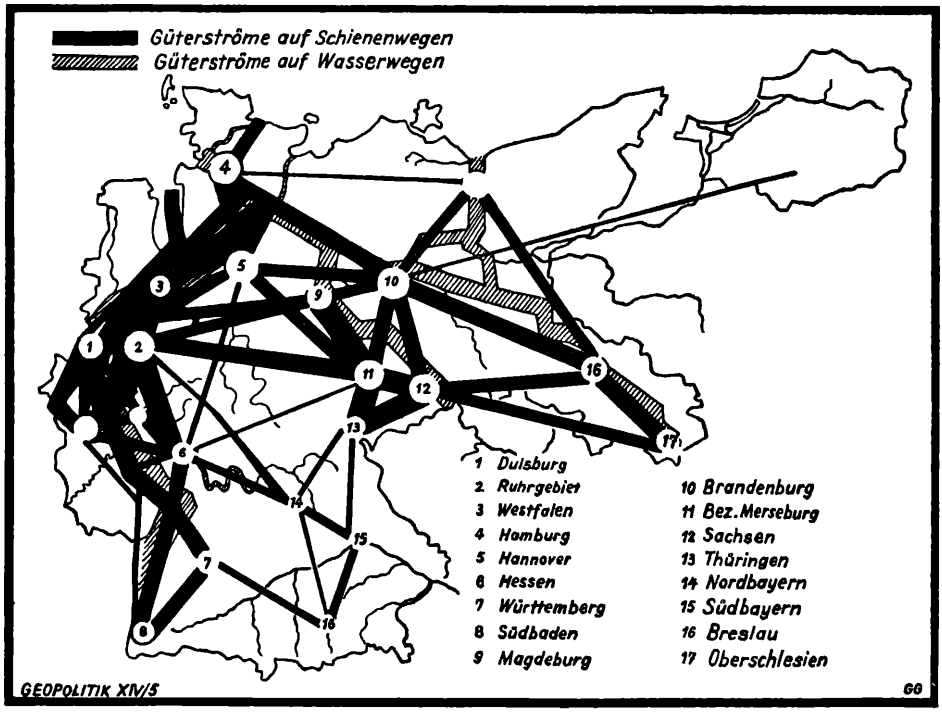
Bei der Richtungslage der deutschen Flüsse stellen diese für den Ostwest-Verkehr zweifellos Hemmnisse dar, die jedoch bei der heutigen verkehrstechnischen Entwicklung durchschnittlich nicht ausschlaggebenden Charakters sind, sondern bei guten Brückenköpfen wiederum siedlungsbildend und verkehrskonzentrierend wirken. Typische Beispiele hierfür dürften geschichtlich die Rheinstädte insbesondere zur Römerzeit und ein Teil der Elbestädte zur Zeit der Ostkolonisation bilden.

Von der Parallelschaltung ausgeschlossen ist die Donau, die sich besonders in



ihrem Oberlauf der Querriegelung der deutschen Hoch- und Mittelgebirge anschließt und für die somit mit Recht die Forderung des künstlichen Anschlusses an das sonstige deutsche Gewässersystem durch Bau von Kanälen erhoben wird, um die bayrische Verkehrsisolierung aufzuheben. Schon alt ist diese Tendenz. Als der Franke Karl der Große im Jahre 793 vor der Aufgabe der endgültigen Niederwerfung der Avaren stand, ließ er, um die bei der erheblichen Größe des Reiches außerordentlich starken Schwierigkeiten des Nachschubes zu beseitigen, eine Main-Donau-Verbindung schaffen durch Verbindung der Altmühl mit der schwäbischen Rezat. Bei Weißenburg am Sand vor dem Altmühljura in Bayern sollte der Kanal hergestellt werden, von dem man noch heute beim Pfarrdorf Graben zwischen

Treuchtlingen und Weißenburg Reste sieht. Der Versuch, durch die „Fossa Carolina" einen engeren Zusammenhalt zwischen Bayern und dem Reich zu schaffen, mißlang. Dieser in 1100 Jahren einzigartige Versuch der Lösung eines Großraumproblems scheiterte an der Unzulänglichkeit der damaligen technischen Mittel. Da naturbedingte Verkehrsnotwendigkeiten Ewigkeitsdrang zu ihrer Lösung in sich tragen, lag es auf der Hand, daß zur napoleonischen Epoche, als karolingische Ideen zur geschichtlichen Untermauerung politischer Tatsachen herbeigezogen wurden, der Plan der Verbindung des Maines mit der Donau und damit der stärkeren Ver-



klammerung Bayerns mit dem Reich wieder auftauchte. Erst König Ludwig I. von Bayern gelang durch den 1845 vollendeten Bau des heute bei weitem unzulänglichen Ludwigskanals die Vollendung der bereits von Karl dem Großen als notwendig erkannten Verbindung.

Entwicklungsgeschichtlich gesehen stellen in der langen Lebensperiode des deutschen Volkes die Parallelschaltung der einzelnen Stromnetze und die Querriegelung durch die Gebirge die größten Hindernisse für die ersehnte Reichsbildung dar. Das gesamte deutsche Stromsystem trägt in seinen praktischen Auswirkungen, vom Standpunkt des gesamten Reichsbildes aus gesehen, erhebliche trennende Faktoren in sich. Als argumentum e contrario sei auf die Auswirkungen der politischen Bedeutung

der Flußsysteme bei der Entwicklung Englands und Frankreichs zu geschlossenen Staatsgebilden hingewiesen. Wenngleich an und für sich Flüsse verbindenden Charakter in sich tragen, so wirkt er sich bei der Parallelschaltung der deutschen Flüsse nur in südost-nordwestlicher Richtung aus, wird aber hierbei in seiner Wirksamkeit erheblich gehemmt, wenn nicht gar kompensiert durch die Querriegelung der deutschen Gebirge. Die heftigste Auswirkung dieser retardierenden Momente ist bei der historischen Mainlinie festzustellen, die ihre stärkste politisch negative Stütze in der Wasserscheide zwischen der Donau und den übrigen deutschen Flüssen gefunden hat. Nördlich der Mainlinie sollte eigentlich der deutsche Zentralraum liegen; statt dessen finden wir gerade hier das Zusammentreffen aller geopolitisch divergierenden Tendenzen, die wohl eine hohe kulturelle und religiöse Blüte zum Entstehen gelangen ließen, politisch aber durch das Vorhandensein der deutschen Mittelgebirge die Grundlage für eine ausgeprägte Kleinstaaterei boten. Der Mangel eines Zentralraumes hatte gleichzeitig den Mangel an genügend starken staatserhaltenden zentripetalen Formungskräften zur Folge, so daß sich mehr und mehr Randgebiete vom deutschen Staatskörper loslösten. Im Zuge der Entwicklung dieser zentrifugalen Kräfte verselbständigten sich 1648 das Quell- und Mündungsgebiet des Rheines: Politisch-zentripetale Kräfte zu schaffen, war die Staatskunst der Habsburger nicht imstande, da sie im deutschen Mittelalter mehr spanische als deutsche Tendenzen verfolgte. Das Mündungsgebiet der Weichsel erhielt 1919 politische Selbständigkeit, wie ja überhaupt in dem geschichtsmäßigen Entwicklungsablauf des deutschen Ostens, geopolitisch betrachtet, erhebliche Nachteile enthalten waren. Als der deutsche Orden seine Kolonisationsarbeit in Preußen durchführte, erfaßte er mit ihr fast ausschließlich den Unterlauf der Weichsel, während der Mittellauf seiner eigenen politischen Entwicklung überlassen blieb und dadurch dem dort seit dem Abzug der Markomannen vordringenden Slawentum Gelegenheit zum keilmäßigen, flankierenden Vorstoß gegeben wurde, den der Friedensvertrag von Versailles durch den „Polnischen Korridor" sanktionieren konnte. Die Donau hat in diesem Zusammenhang niemals ausschlaggebende Bedeutung besessen, da einerseits ihr Unterlauf nicht deutsch war, andererseits sie sich richtungweisend vom deutschen Raum ablöste. Auch hier war eine staatenbildende Abrundung des deutschen Staatsgebildes in der Vorkriegszeit unmöglich. Das alte, auf einen rund 1000 Jahre währenden Bestand zurückblickende Habsburgerreich, hervorgegangen aus der alten deutschen Ostmark, fand trotz des seine Bevölkerung bildenden Konglomerats von Rassen, Stämmen und Völkern sein politisches, wirtschaftliches und staatserhaltendes Rückgrat in der Donau. Die richtungweisende Abwendung der Donau vom kleindeutschen Raum stärkte die Verständnislosigkeit Habsburgs für deutsche Fragen, verband andererseits Habsburg häufig genug mit dem bayrischen Raum, dessen Wirtschaftstendenzen und politische Ziele des öfteren in der Geschichte durch die Donau ausgerichtet wurden. Mit

Recht sagt Hennig: „Es ist nicht zu verkennen, daß die zentrifugalen Kräfte im alten Habsburgerreich und der schließliche Zerfall der zu übergroßer Ausdehnung gelangten Donaumonarchie geopolitisch nicht zumindest dadurch zu erklären ist, daß das deutsche Kernland zur Donau, dagegen Böhmen zur Elbe, Schlesien zur Oder, Galizien zur Weichsel und zum Dnjestr, Südtirol zur Etsch, Görz zum Isonzo gehörten, während Istrien, Dalmatien und die Herzegowina auf die Adria hinausschauten, ohne eine nennenswerte Flußverbindung dorthin zu besitzen. Auf sieben größere Flüsse blickte die Donaumonarchie — ist es ein bloßer Zufall, daß sie 1918 auch in sieben verschiedene staatliche Bestandteile zerfiel?" Für Deutschland ergab sich aus dieser Situation die Unmöglichkeit der Schaffung des großdeutschen Staatsgebildes, da das große, in sich geschlossene und zum erheblichen Teil von Deutschen besiedelte böhmische Gebiet bei der Schaffung des Deutschen Reiches 1871 bei Österreich verblieb und bei der Gründung der deutschen Republik 1919 den Kernbestandteil der Tschechoslowakei darstellte.

Den schicksalsmäßigen Höhepunkt der Abkehr der deutschen Flüsse stellte ihre Internationalisierung durch den Friedensvertrag von Versailles dar, deren Auswirkungen erst unter der Regierung des Nationalsozialismus durch Abänderung der einzelnen Schiffahrtsakte wieder aufgehoben wurde. Der Rhein ist in der Geschichte Deutschlands in seiner schicksalsmäßigen Bedeutung niemals vom Schicksal des Reiches zu trennen. Vom Beginn des 9. fast bis zum Ende des 11. Jahrhunderts liegt das politische Schwergewicht des Reiches fast ausschließlich in der Rheinlandschaft. Die Form Lotharingiens nach der Reichsteilung vom Jahre 843 entsprechend dem Vertrag von Verdun schmiegt sich engstens an den Rhein an. Das Deutsche Reich war bis zum 12. Jahrhundert der Typus eines Flußfadenstaates im erweiterten Sinne[1]).

Wir haben uns nunmehr mit einem Staat zu befassen, dessen Geschick von ausschlaggebender Bedeutung für die Formung des deutschen Staatsgebildes geworden ist, mit Brandenburg-Preußen. Konsequente Beobachtung der geopolitischen Folgerungen aus den vorhandenen Strömen und der Drang zum Meer sind die staatspolitischen Gesichtspunkte, die diesen Staat zu seiner ungeheuren geschichtlichen Bedeutung emporhoben. Als Brandenburg-Preußen seine Geburtswehen überwunden hatte, steht es als Staat zwischen Elbe und Oder vor uns. Der Westfälische Friede 1648 verschafft den Besitz von Hinterpommern und Kammin, der Friede zu Stockholm im Jahre 1720 gibt ergänzend dem preußischen Staat die Odermündung und damit die gesicherte Anliegerschaft zum Meer, zur Ostsee. In Verbindung mit dem alten herzoglichen Preußen der Ordensritter war der Zugang zum größten Verkehrsträger aller Länder und Völker geschaffen, wenngleich der Binnenmeercharakter der Ostsee das Streben nach preußischem Landbesitz an der Nordseeküste nur noch verstärkte. Die Erwerbung Stettins und eines Teiles von Vorpommern

1) Vgl. auch für das Folgende R. Hennig: Geopolitik 1928, S. 69.

1720 fand ihre geopolitische Auswirkung in dem Erwerb Schlesiens unter Friedrich dem Großen durch den „Siebenjährigen Krieg" und den Frieden von Hubertusburg 1763 und ist ein klassisches Beispiel für das Gesetz, daß der Besitzer eines Teiles eines Stromlaufes den gesunden Drang zum politischen Besitz des gesamten Stromes in sich trägt.

Die Regierungszeit Kaiser Karls IV. von Habsburg (1346—1378) wird gekennzeichnet durch die Tatsache der Vereinigung der Länder zwischen Elbe und Oder in seiner Hand. Sein Plan bestand in der Reorganisation des deutschen Reiches, gestützt auf die beiden Ströme und regiert von der Hauptstadt Prag aus. Nicht umsonst ließ er sich, ausgehend von machtpolitischen Erwägungen, seine Pfalz in Tangermünde bauen und versuchte, der genialen Idee der Verbindung der Ostsee mit dem Adriatischen Meer dadurch zur Verwirklichung zu verhelfen, daß er die Donau mit der Moldau und damit mit der Elbe verbinden wollte, um so seinem Reich den Haupthandelsweg Adria—Ostsee zu eröffnen. Zur Durchführung gelangte dieser Plan nicht. Dagegen führte der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ein Projekt durch, das außerordentlich zur Festigung seines jungen Staatsgebildes beitrug: den Bau des sogenannten Friedrich-Wilhelm- oder Müllroser-Kanals, der die Spree und damit die Elbe mit der Oder verband (1662—1668). Der Kanal hatte die Länge von 3 Meilen und war mit 10 Schleusen versehen. Die Tendenz, die Friedrich Wilhelm mit dem Bau des Kanals verfolgte, wurde erreicht. Er leitete den schlesischen und polnischen Handel statt über Dresden wieder an die Oder und durch seine Lande und bot die Möglichkeit eines direkten Schiffsverkehrs auf der Oder mit Breslau über die Spree an Berlin vorbei zur Elbe nach Hamburg. Dadurch erst rückte Berlin in die so außerordentlich günstige Mittellage im Binnenschiffahrtsverkehr des jungen brandenburgischen Staates, flankiert von den Seehäfen Hamburg und Stettin. Daß dieser neue Verkehrsweg, der in seiner Bedeutung für Brandenburg wohl der Bedeutung des Mittellandkanals für das Deutsche Reich nahekam, da er die für den Staatsausbau dringend notwendige Ost-West-Verbindung schuf, erhebliche Verkehrsverlagerungen im Gefolge hatte, geht daraus hervor, daß noch 1727 der Kurfürst von Sachsen die Stadt Leipzig aufforderte, Mittel und Wege anzugeben, „wie man den schädlichen Graben... beseitigen könne". Bereits 1681 hatte Leipzig eine Denkschrift ausgearbeitet „Ursachen der abnehmenden Handlung und gekränkten Niederlage", in der es sich bitter über die Auswirkungen des Kanals beklagte. „Leipzig duldete und forderte den Handel auf der Unterelbe bis Magdeburg als südlichsten Punkt, weil es dadurch seine Waren bequemer und billiger bekommen konnte als über die Landstraßen. Es ist eine vollkommene Kirchturmspolitik, die Leipzig — wie auch die anderen Städte dieser Zeit — betrieb, um seine überalterten Privilegien auszubeuten, aber das Rad der Entwicklung ging, in und nach langen Kämpfen, dennoch über diese hinweg" (Bretschneider). Man machte damals schon die Erfahrung, daß jeder neue

Verkehrsweg, der erschlossen wurde, zwangsläufig zum Teil sehr schmerzhafte Verkehrsverlagerungen mit sich brachte, eine Erfahrung, die z. B. auch heute die am östlichen Teil des Mittellandkanals gelegenen Städte zu spüren bekommen. Zweifellos steht aber fest, daß die Verbindung der Elbe mit der Oder in der typischen West-Ost-Richtung des politisch-konstanten Vorstoßes dieses Staates für Brandenburg eine eminent wichtige Bedeutung besaß und sehr zur Festigung und Stabilisierung beitrug. Daß Friedrich der Große 1744—1746 durch den Finowkanal Oder und Havel und somit Elbe verband und die Tendenzen des Großen Kurfürsten fortsetzte, sei der Vollständigkeit halber erwähnt. Zur Ergänzung dieses Kanalnetzes und zur Stärkung der Stellung Berlins im Wasserverkehr diente der von ihm erbaute Plauer Kanal.

Die dem brandenburgisch-preußischen Kolonisationsstaat innewohnende west-östliche Stoßrichtung fand an der Oder keineswegs ihr Ende. Als Friedrich der Große im Jahre 1772 den Netzedistrikt erwarb, baute er den Bromberger Kanal, der die Oder durch die Warthe, Netze und Brahe mit der Weichsel bei Fordon verbindet.

Brandenburg-Preußen war in seiner geschichtlichen Entwicklung eingespannt in die Parallelschaltung der deutschen Flüsse. Es entsprang somit nur einer konsequenten Verkehrslogik, wenn in diese Parallelschaltung eine verkehrsverbindende Querschaltung eingebaut wurde, eine Gedankenfolge, der wir bei dem Bau des Mittellandkanals wiederum begegnen. Da aber Brandenburg-Preußen den Grundstein legte zum künftigen Deutschen Reich, ist es für den Geopolitiker nicht verwunderlich, wenn die endgültige Reichsgründung 1871 alle diejenigen Gebiete einte, die an den der Ost- oder Nordsee angehörenden Stromgebieten lagen, während andererseits ein Zugang zum Mittelmeer, wie ihn das alte Deutsche Reich kannte, fehlte. Daß auch die zur Wasserscheide des Schwarzen Meeres tendierenden deutschen Sprachgebilde von dem neuen deutschen Staat nicht mit erfaßt wurden, dürfte auf der Hand liegen. Die starke Anziehungskraft des Rheines trug dazu bei, ein Abfallen Bayerns als Donauanlieger vom Reich und eine stärkere Annäherung an Habsburg-Österreich in staatsbildender Hinsicht zu verhindern. „Wenn das Deutsche Reich im Westen viel weiter nach Süden reicht als im Osten und in der Mitte, ist dies unverkennbar ein Werk des Rheinstromes, wie sich ja überhaupt die äußere Gestalt des Deutschen Reiches von 1871—1914 ausgezeichnet den Stromgebieten der Flüsse zwischen Rhein und Oder angepaßt hatte." (Hennig.)

Dieser ganzen für den Osten Deutschlands verhältnismäßig starken Konsequenz des Ausbaus des Wasserstraßennetzes im Spätmittelalter entsprach keineswegs eine gleiche Entwicklung im Westen und Süden des Reiches. Erwähnenswert ist der 1390 bis 1398 erbaute „Stecknitzkanal", der die Elbe bei Lauenburg mit der Ostsee bei Lübeck verband und besonders dem Lübecker Salzhandel zugute kam. Im übrigen wird die gesamte Binnenschiffahrt gehemmt durch unglaubliche Zölle auf

nahezu allen Wasserstraßen. Politische Unsicherheit und politischer Individualismus deutscher weltlicher und geistlicher Landesfürsten sahen in der Belastung des durchgehenden Warenverkehrs und des Umschlages auf Grund ausgehandelter oder erkämpfter Privilegien auszunutzende Möglichkeiten der Bereicherung durch stärkste Belastung der Güter mit hohen Zöllen. Der Transport fand weitere Hemmnisse in den Auswüchsen der Gildenbildung und in den zahlreichen Stapelrechten einzelner Städte und in den einzelnen Gemeinden verliehenen Umladerechten. So war es den Lübeckern nicht gestattet, auf der Elbe zu fahren, da Lauenburg seit dem Jahre 1471 im Besitz eines Umladerechtes war, das erst 1844 aufgehoben wurde. Da Zollhemmnisse ebenso auf den Landstraßen wie den Wasserverkehrswegen bestanden, kann man sich bei der politischen Unsicherheit, die das deutsche Mittelalter bei der ständig wachsenden Schwächung der Zentralgewalt charakterisierte, die Erschwernisse eines geordneten Warenverkehrs und internationalen Güteraustausches vorstellen. Hinzu trat die technische Ungepflegtheit der Ströme, bedingt durch die politische Zerrissenheit der einzelnen Flußläufe einerseits, durch den Mangel an technischem Können andererseits. Erwähnenswert ist hierbei der Stecknitzkanal, der den ersten Scheitelkanal Europas darstellt, desgleichen der bereits genannte Müllroser- oder Friedrich-Wilhelm-Kanal zwischen Elbe—Spree—Oder, der als erster mit Kammerschleusen gebaut wurde. Interessant dürfte abschließend die Feststellung sein, daß mit der Stärkung der Territorialgewalten der größeren deutschen Staaten die Zollsysteme eine gewisse Festigung und mit der Begründung des Deutschen Zollvereins 1834, dem 18 deutsche Staaten zunächst beitraten, eine erhebliche Reduzierung, zum Teil vollständige Beseitigung innerhalb Deutschlands erfuhren, so daß die Folge davon eine starke Hebung von Handel und Verkehr war. Es blieb dem nationalsozialistischen Deutschland Adolf Hitlers vorbehalten, die Einheit des deutschen Verkehrs zu proklamieren und die technische und tarifarische Angleichung der einzelnen Verkehrsarten in Angriff zu nehmen. Verkehr ist heute eine Angelegenheit des Deutschen Reiches geworden unter der einheitlichen Leitung des Reichsverkehrsministers.

Es ist in der Geschichte immer ein Barometer für die Stärke, Energie und Initiative einer Regierung gewesen, wie sie sich zu der Lösung von Verkehrsfragen und zu großen Verkehrsproblemen gestellt hat. Zu allen Zeiten haben starke Regierungen es als ihre Aufgabe angesehen, für Generationen vorweg Verkehrswege zu schaffen, Kanäle und Landstraßen zu bauen und vorhandene Verkehrsmittel zu fördern. Der Beispiele vom Imperium Romanum zu Karl dem Großen, Napoleon und zum Dritten Reich sind genügend vorhanden, um diese historische Wahrheit zu beweisen. Kaum eine Epoche in der Geschichte Deutschlands hat jedoch in der Vergangenheit der Notwendigkeit der Pflege unseres gesamten deutschen Verkehrssystems derartige Aufmerksamkeit geschenkt, wie es heute geschieht. Die in Deutschland im Vergleich zu Frankreich und England um Jahrhunderte verspätet er-

kämpfte Einheit des Reiches stellt heute an die Träger des Verkehrs und an ihren Betreuer, den Reichsverkehrsminister, erheblich stärkere Anforderungen als in anderen Ländern. Es gilt heute Hand in Hand mit der Modernisierung einzelner Verkehrsmittel auch verkehrspolitisch der vollzogenen Reichseinheit Rechnung zu tragen. Erhebliche Mittel sind zur Aufwendung vorgesehen bzw. bereits verausgabt, um Flußregulierungen durchzuführen.

Große Baupläne, deren Durchführung auf Jahre verteilt ist, werden finanziert[1]). Es gilt, Deutschland für sich selbst und seinen eigenen Verkehr zu erschließen. Organischer Auftrieb des Verkehrs, aber auch organische Abstimmung der individuellen Bedürfnisse der einzelnen Verkehrsmittel von hoher, alles überschauender Warte der Objektivität und der Hervorstellung des Gemeinnutzes herab, losgelöst von Subjektivitäten und lokalbedingten Egoismen und Eitelkeiten[2]). Die Dynamik der das 19. Jahrhundert charakterisierenden Eisenbahn wird nicht abgelöst, aber wohltuend ergänzt durch die Dynamik des Autos und der Binnenschiffahrt.

Wir gingen bei unseren Ausführungen aus von der Betrachtung der Parallelschaltung der südost-nordwestlich gerichteten deutschen Flüsse. Den damit verbundenen hemmenden Faktoren entgegenzutreten, sahen alle Verkehrsträger und -arten bisher als eine ihrer Hauptaufgaben an, so daß sich letzten Endes der Parallelschaltung eine verkehrsmäßig interessante Querschaltung überlagerte. Wasserverkehrsmäßig gesehen ist die nördliche Querstraße für den West-Ost-Verkehr der Weg von der Nord- zur Ostsee, der früher den Sund, heute den Kaiser-Wilhelm-Kanal benutzt. Parallel zu ihm quer durch Deutschland verläuft entlang den Ausläufern der deutschen Mittelgebirge der Mittellandkanal, der 1938 fertiggestellt sein wird.

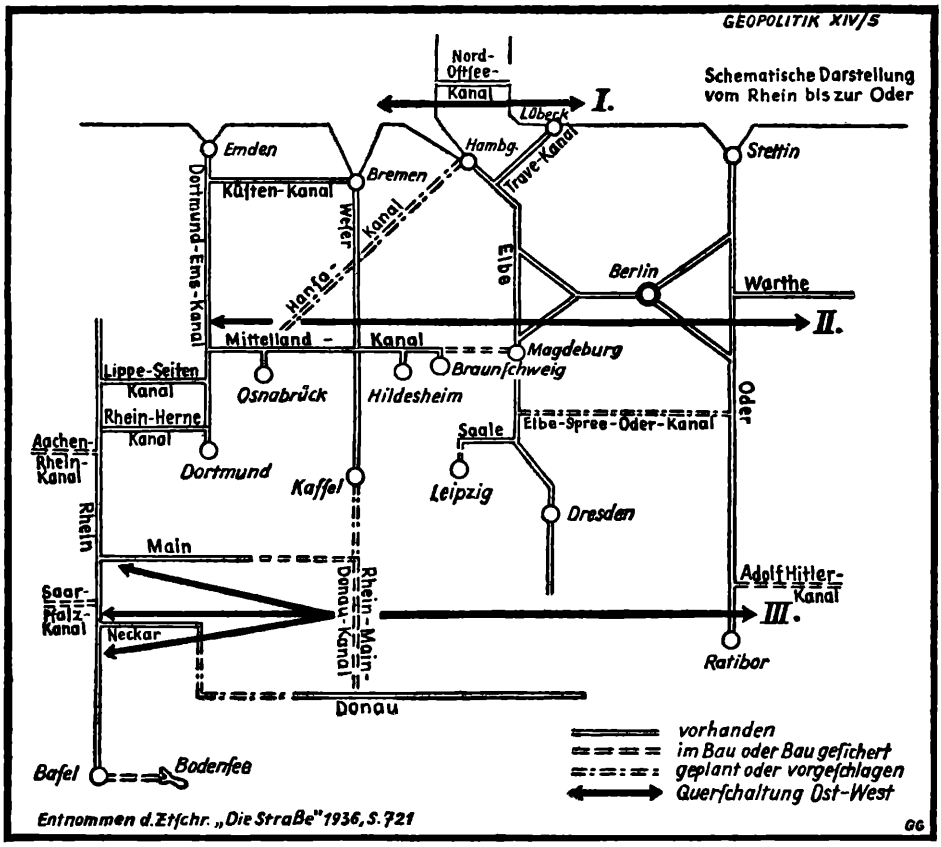
Auch für diesen Kanal geht die Grundidee zurück auf den großen Kurfürsten von Brandenburg, der zweifellos als ein Verkehrsplaner allergrößten Ausmaßes angesehen werden kann. Der Kanal sollte die westlichen Besitzungen Brandenburgs mit der jungen Hauptstadt Berlin verbinden. Mit seiner Fertigstellung wird der Mittellandkanal einen Verkehrsmittler zwischen dem industriell orientierten Westen und dem rohstoffreichen agrarischen Osten Deutschlands bilden. Damit ist gleichzeitig eine binnenschiffahrtsmäßige Verbindung nicht nur zwischen Rhein und Elbe geschaffen, sondern der neue Kanal wird anschließen das Verkehrsgebiet der Weser, Werra, der märkischen Wasserstraßen, der Oder, der Nord- und Ostsee. Diese unvollständige Aufzählung zeigt bereits die gewaltige kommende Verkehrsbedeutung des Kanals, nach dessen Fertigstellung die Stadt Magdeburg im gesamten deutschen Binnenwasserstraßennetz den Charakter einer ausschlaggebenden Dreh-

1) Vgl. Denkschrift über „Die Niedrigwasserregulierung der Elbe von der Reichsgrenze bis zur Seevemündung". Bearbeitet im Reichs- und Preußischen Verkehrsministerium im Mai 1935 (Reichsdruckerei).

2) Vgl. Markmann, Binnenschiffahrt und Gemeinden, Reichsverwaltungsblatt 1936, Nr. 23, S. 497 ff.

scheibe erhalten wird, unterstützt durch die Kreuzung der großen Reichsautobahnlinien Berlin—Rheinland und Hamburg—Leipzig.

Wenn es als eine historische Erkenntnis zu gelten hat, daß die Neuschaffung von Verkehrswegen gleichzeitig auch Verkehrsverlagerungen zum Teil außerordentlich fühlbarer Natur im Gefolge hat, da ja mit der Neuschaffung der Wege nicht immer auch eine Vermehrung des Verkehrsvolumens verbunden sein muß, dann ist es

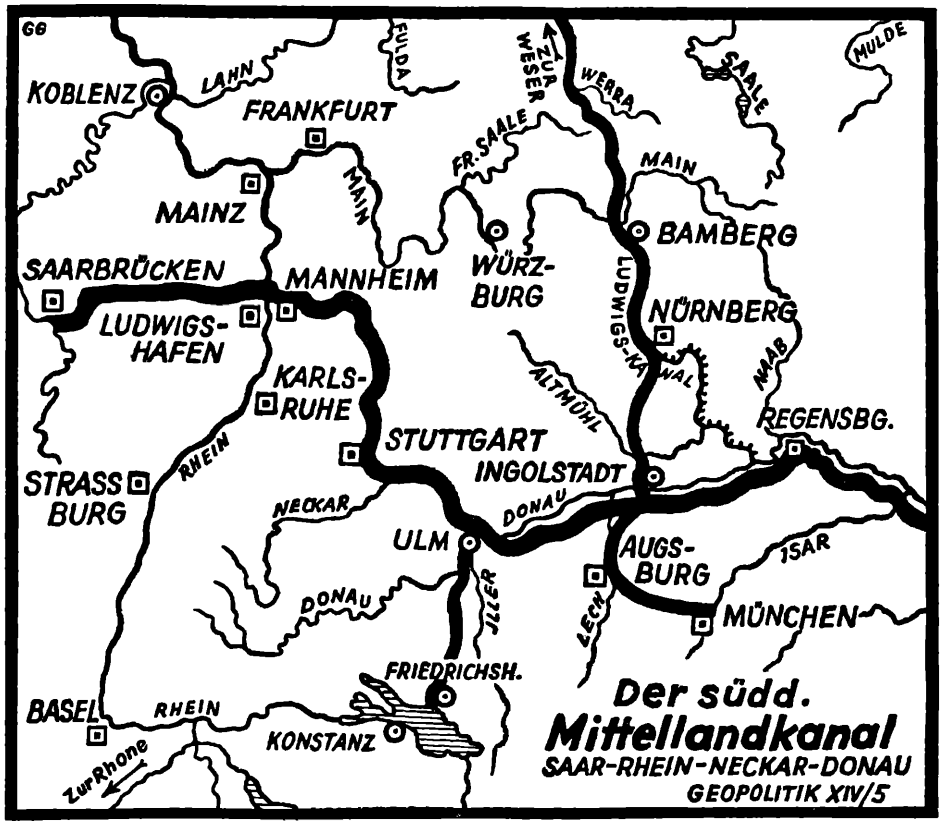


begreiflich, daß eine erhebliche Unsicherheit in psychologischer und materieller Hinsicht das charakteristische Kennzeichen der augenblicklichen Lage der Binnenschifffahrt des Elbewirtschaftsraumes bildet. Gelegentlich des Binnenschiffahrtstages 1936 habe ich die Ziele, die dem Mittellandkanal in seiner Endlösung gesetzt worden sind, unter anderem folgendermaßen präzisiert[1]):

Das Reichsverkehrsministerium steht vor der Aufgabe, eine gesunde Verteilung

1) Vgl. Markmann, Mittellandkanal und Elbe. Sondernummer der Berliner Börsen-Zeitung zum deutschen Binnenschiffahrtstag 1936 vom 27. Mai 1936.

des Verkehrsvolumens und der von ihm aufzunehmenden Gütermassen zwischen Reichsbahn, Binnenschiffahrt und Kraftwagen durchzuführen. Daß davon die Frage der Tarifgebarung bei der deutschen Reichsbahn erheblich betroffen werden wird, liegt auf der Hand. Im Zusammenhang damit stehen die Fragen der Marktordnung auf den deutschen Strömen und eine Reihe wirtschaftspolitischer Probleme, von denen nur folgende genannt werden sollen: Modernisierung der Elbe-



flotte bzw. Abwracken eines Teiles des Kahnmaterials auf der Elbe, Gestaltung der Tarife auf dem Mittellandkanal, Angleichung der Kahnmaße auf den einzelnen Kanal- und Stromgebieten usw., Fragen, deren Lösung das Reichsverkehrsministerium vor Aufgaben von erheblicher Tragweite stellen. Mit der Vollendung des Mittellandkanals 1938 wird der zweite Faktor der binnenschiffahrtsmäßigen Querschaltung im deutschen Wasserstraßennetz fertiggestellt sein. Im Zusammenhang mit dem weiteren Ausbau des Mittellandkanals steht der Ausbau des sogenannten Südflügels, der bereits in früheren Mittellandkanalgesetzen mit vorgesehen ist. Die kanalisierte

Saale wird mit einer Kanalverlängerung Leipzig in das mitteldeutsche Wasserstraßennetz anschließen mit einer direkten Wasserverbindung nach Berlin. Auch dieses Projekt hat einen geschichtlichen Vorläufer. Im 17. Jahrhundert war unter den Kurfürsten Johann Georg III. (1680—1691) und Johann Georg IV. (1691 bis 1694) von Sachsen der Plan vorbereitet, von der Saale aus einen Kanal bis zur Pleiße und Elster zu bauen, um Leipzig die Zugangsmöglichkeit zur Elbe zu erschließen. Zur Begründung dieses nicht ausgeführten Projektes wurde folgendes angeführt: „Es ist aber ganz gewiß, daß, wenn dieses Werk zur Perfection gediehe, solches dem Lande sehr großen Nutzen schaffen sollte. Denn was dermalen mit vielen Kosten auf der Achse von Hamburg her transportiert wird, geschähe sodann durch die Schiffe auf diesem Canale. Zudem findet sich eben in dieser Sache keine sonderliche Schwierigkeit, sintemal das Land dazu ganz wohl situiert und der Canal von Torgau bis Eilenburg und von dar bis Leipzig sehr leicht zu verfertigen wäre, würde sich auch binnen wenig Jahren wegen der Kosten sehr satt lösen —, wobei mehr Leute Brod zu verdienen Anlaß hätten, als wohl bei dem Fuhrwesen nicht. Dahero die jetzt vorhandenen Arbeiter zum Müßiggehen nicht die geringste Möglichkeit fänden."

Die dritte Querschaltung (vgl. die schematisierte Darstellung auf Karte 3), die zur Zeit im Bau ist, sieht, zurückgehend auf die alten Ideen der karolingischen „Fossa", eine Verbindung des Rheines mit der Donau durch den Rhein-Main-Donau-Kanal vor unter anderer Linienführung als der veraltete und verkehrsunwichtige Ludwigskanal. Bereits im Zusammenhang hiermit ist der Plan einer zweiten Rhein-Donauverbindung in Bearbeitung durch den projektierten Bau eines Saar-Pfalz-Donau-Kanals, der den schon kanalisierten Neckar benutzen wird. Man bezeichnet das Projekt als den Süddeutschen Mittellandkanal (Karte 4).

In Ergänzung dieses gesamten Querschaltungsnetzes ist eine weitere Kanalverbindung Elbe—Oder vorgeschlagen, ausgehend nördlich der Saalemündung in die Elbe. Die Grundlage hierfür würde der bereits vorhandene Elster-Saale-Kanal über Eilenburg hinaus bilden mit einer vorgesehenen Verlängerung nach Breslau in die Oder.

Es entbehrt nicht eines gewissen historischen Interesses, wenn man feststellt, daß die zur Zeit so außerordentlich stark diskutierte Werrakanalisierung bereits einen historischen Vorläufer gehabt hat. Im Jahre 1602 beabsichtigte der Landgraf Moritz von Hessen, die Werra oberhalb Wannfried bis Meiningen schiffbar zu machen. Das Jahr 1659 sah verschiedene Probefahrten, veranlaßt durch den Herzog von Sachsen-Gotha, auf der Strecke von Themar nach Salzungen und Wannfried. Alle diese Versuche mißglückten[1]). Heute strebt die Weserschiffahrt, vereinigt im Verein zur Wahrung der Weser-Schiffahrts-Interessen e. V., neben der in der Durchführung begriffenen Niedrigwasserregulierung der Oberweser und Kanalisierung der Mittelweser die Kanalisierung der Werra von Hann.-Münden bis in das

1) Vgl. Teubert, Oskar, Die Binnenschiffahrt 1932, S. 46.

Kaligebiet hinein an, um von dort aus durch einen projektierten Kanal den Main bei Bamberg zu erreichen. Damit wäre der ausschließlich deutsche Wasserweg von der Nordsee bis in den Südosten des Deutschen Reiches hergestellt. Auch dieses Projekt, dem zweifellos erhebliche wirtschaftliche Bedeutung zukommt, mag zeigen, welche Jahrhunderte überdauernde Lebenskraft in gesunden Verkehrsplänen enthalten ist.

Zweifellos wird die verkehrspolitische Bedeutung der Binnenschiffahrt nach Fertigstellung der jetzt geplanten bzw. im Bau befindlichen künstlichen Wasserstraßen bei weitem eine Steigerung über das derzeitige Ausmaß hinaus erfahren. Gemessen an der jährlich beförderten Gütermenge ergibt sich eine Beteiligung der Binnenschiffahrt von etwa 20% der Gesamtleistung [1]), unter Berücksichtigung der tonnenkilometrischen Leistung eine weit höhere Beteiligung [2]). Die in Anmerkung 2 genannten Ziffern zeigen nicht nur die absolute positive Bedeutung der Binnenschiffahrt; sie werden erst instruktiv, wenn man feststellt, daß im Jahre 1935 die deutsche Reichsbahn über ein Schienenverkehrsnetz von über 30 000 km Hauptbahnen und etwa 23 000 km Nebenbahnen verfügte, wohingegen der Binnenschiffahrt etwa 13 000 km Wasserstraßen, künstliche und natürliche, im Binnenland zur Benutzung freigegeben waren. Hiervon entfallen auf Hauptstrecken 7571 km. Erst ein Vergleich dieses gesamten Zahlenmaterials vermag die erhebliche Bedeutung der Binnenschiffahrt anzuzeigen. Die Verteilung der Verkehrsleistungen auf die einzelnen Stromgebiete Deutschlands ergibt folgendes Bild für das Jahr 1934:

Stromgebiet	Länge der Wasserstraßen in km	Tonnenkilometrische Leistung in Millionen	%	Verkehrsdichte von 1000 t je km
Donau ab Kehlheim	213	94,1	0,4	333,4
Rhein	1730	12708,4	59	7345,9
Ems-Weser	1549	3157,7	14,6	2032,6
Elbe	1537	2445,1	11,3	1590,8
Märkische Wasserstraßen	916	1102,4	5,1	1203,5
Oder	1102	1962,9	9,1	1683,8
Ostpreußische Wasserstraßen	524	107,8	0,5	162,3
Summe	7571	21578,4	100,—	2831,7

1)

	Binnenschiffahrt in Millionen Tonnen	in %		Reichsbahn in Millionen Tonnen	in %
1913	96	100	1913	467	100
1929	111	116	1929	486	104
1932	74	77	1932	280	60
1933	78	81	1933	308	66
1934	94	98	1934	366	77

2)

	Binnenschiffahrt Tonnenkilometer Leistung in Millionen	in %		Reichsbahn Tonnenkilometer Leistung in Millionen	in %
1913	20883	100	1913	57282	100
1929	23238	111	1929	76382	133
1932	18046	87	1932	44411	77
1933	18926	91	1933	47755	83
1934	21578	104	1934	56970	99

Das Zahlenbild ist eine Bestätigung für die obengemachten Ausführungen hinsichtlich der Bedeutung des Donauraumes für die gesamtdeutsche Wirtschaft, ein Zustand, der sicherlich mit der Fertigstellung des Rhein-Main-Donau-Kanals und des Saar-Pfalz-Donau-Kanals ein Ende haben wird. Das Bild zeigt andererseits die überragende Stellung des Rheines in der deutschen Binnenschiffahrt, die gestärkt werden wird durch die Verbindung mit der Donau und durch die Durchführung des Projektes eines Großschiffahrtsweges Basel—Bodensee, da durch die Kanalisierung des Hochrheines eine Reihe neuer Einflußgebiete an das Rheinstromnetz intensiv herangezogen bzw. alte Gebiete stärker verknüpft werden. Von Ausschlag wird hierbei einmal der Anschluß des Bodenseeraumes selbst sein, insbesondere für den Seehafenverkehr Rotterdam—Amsterdam—Antwerpen und die deutschen Nordseehäfen, zum andern aber der Durchgangsverkehr nach Österreich und über die Schweiz nach Italien. Hierbei wird der österreichische Verkehr die Gelegenheit, dem Rheinstromnetz enger angegliedert zu werden, mit besonderer Freude ergreifen, nachdem Österreich durch die Friedensverträge vollständig vom Meer abgeschnitten worden ist und in der abseitig mündenden Donau kaum einen Ersatz dafür finden kann. Daneben wird der Durchgangsverkehr für Kohlen aus dem Ruhrgebiet und der Saar durch die Schweiz nach Oberitalien eine ausschlaggebende Bedeutung erlangen. Die in der Durchführung begriffene Niedrigwasserregulierung des Oberrheines findet ihre Begründung in der steigenden Ziffer der verfrachteten Gütermengen, die über den Rhein bis Basel 1934 noch 345 000 t betrugen, 1935 bereits auf 812 000 t anstiegen.

Im Gegensatz zu der ständig steigenden Bedeutung der Rheinschiffahrt hat die Elbe in den letzten Jahren an Bedeutung als Wasserverkehrsstraße verloren. Der Grund hierfür ist, trotzdem der Elbewirtschaftsraum durch die Neuformung unserer deutschen Wirtschaft eine außerordentlich starke Belebung erfahren hat, besonders in der wasserwirtschaftlich nicht regulierten Elbe zu suchen. Das Jahr 1937 wird auch hier den Beginn der großen Elberegulierungsarbeiten sehen[1]); im Jahre 1938 wird der Mittellandkanal bis Magdeburg fertiggestellt werden, so daß damit der deutsche ostwestliche Güteraustausch auf dem Wasserweg vollendet sein wird. Das Charakteristikum der Elbelandschaft als südost-nordwestlich ausgerichtete Mittelbahn Deutschlands ist die Durchgangslage. Die Mittellage Deutschlands in Europa findet ihren stärksten Ausdruck in der Mitte Deutschlands, in der sich die Komponenten der wirtschaftlichen Verbindungen und der Verkehrsverflechtungen Europas treffen. Hinzu kommen die aus dem Süden Deutschlands an die Ost- und Nordsee stehenden Faktoren, so daß ein Kräftefeld im Entstehen begriffen ist, wie es in seiner inneren Spannung und Kapazität nur noch von der Rheinwirtschaft übertroffen wird, die jedoch im Hinblick auf die Binnenschiffahrt bereits ihre wirtschaftliche Blüte und volle Verkehrserschlossenheit

1) Vgl. Anm. 1 auf S. 412.

erlebt, während verkehrsmäßig gesehen dem Elbewirtschaftsraum seine Zukunft noch bevorsteht. Zweifellos hat die wirtschaftliche Erschließung an der Elbe sich in Hamburg und im sächsischen Industrierevier gewisse Grundlagen geschaffen, die Mittelelbe harrt jedoch noch ihrer wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Erschließung[1]). In einem 8-Jahresprogramm wird die Reichsregierung mit einem Kostenaufwand von 150 Millionen nunmehr die Elberegulierung durchführen. Wie notwendig diese Arbeiten sind, mögen folgende rohe Zahlen abgerundet angeben:

Im Jahre **1913** bewältigten eine Verkehrsleistung:

Der Rhein	von ca.	11	Milliarden Tonnenkilometer
Die Elbe		4,1	
Die Oder		2,9	
Das Ems-Weser-Gebiet		1	
Das Donaugebiet		0,046	

1929

Der Rhein	von ca.	14,3	Milliarden Tonnenkilometer
Die Elbe		3,0	
Die Oder		2,0	
Das Ems-Weser-Gebiet		2,5	
Die Donau		0,113	

1934 war bei steigender Tendenz im Weser—Emsgebiet die Elbe bereits auf 2,445 Mrd.-t-km zurückgegangen; sie zeigt zwar jetzt wieder steigende Tendenz, noch aber sind nicht alle wasserverkehrswirtschaftlichen Voraussetzungen geschaffen, um der Binnenschiffahrt auf der Elbe ihre volle verkehrspolitische Bedeutung zu geben. Neben die bereits genannten Arbeiten tritt noch die Modernisierung des Elbe-Lübeck-Kanals, der der Elbewirtschaft einen modernen Binnenschiffahrtsweg in die Ostsee geben soll.

Die Oder hat im neuen Deutschland ihre bereits unter den Hohenzollern für die Entwicklung Brandenburg-Preußens feststehende Bedeutung nicht nur erhalten, sondern besonders im Hinblick auf den Grenzlandcharakter Schlesiens stärken können. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, kommt dem Adolf-Hitler-Kanal, der das oberschlesische Industrierevier mit der Oder verbinden soll, ausschlaggebende Bedeutung zu. Zur weiteren Verbesserung des Stromlaufes dient die zur Zeit in der Durchführung betroffene Oderverlegung bei Ratibor.

Es ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß die Hauptausrichtung des künstlichen Wasserstraßennetzes Deutschlands westöstlich ist. Ein Kanalprojekt löst sich aus dieser Richtung heraus, der Hansa-Kanal, dessen Ursprung bereits unter Friedrich dem Großen geplant war. „Er soll das nach Ausdehnung und nach Anschluß an die Seehäfen drängende Rhein-Ruhrgebiet näher mit Bremen und Hamburg (ferner mit Lübeck und Kiel) verbinden, soll in diesen Häfen den Kampf der deutschen Nordseehäfen gegen die holländischen Seehäfen und besonders gegen

1) Vgl. Markmann, Wirtschaftspolitische Perspektiven des Elbewirtschaftsraumes. Zeitschr. f. öff. Wirtschaft 1936, S. 285 ff.

Antwerpen (das vielleicht durch einen Rhein-Schelde-Kanal näher an das Ruhrgebiet herangerückt wird) zu Deutschlands Gunsten beeinflussen[1])."

Eine stattliche Anzahl neuer Kanalpläne ist vor unserm Auge vorübergezogen, ausgerichtet in der Linie des größten verkehrsgeographischen Bedarfs, in der Richtung West-Ost. Sie beweisen damit wiederum, daß nach altem Erfahrungsgrundsatz die verkehrsgeographischen Kräfte weit stärker (und außerdem dauerhafter) sind als die wirtschaftsgeographischen[2]).

Als typisch negatives Beispiel dafür sei die Donau mit ihrem deutschen Wirtschaftsraum, insbesondere dem im toten Verkehrswinkel liegenden Bayern genannt. Auch hier wird man nach Vollendung der projektierten Verkehrspläne mit einer erheblichen Steigerung des Verkehrs auch mit dem Ausland, besonders dem südöstlichen Europa rechnen können, wobei die Hauptimportgüter für Deutschland in landwirtschaftlichen Produkten wie Weizen, Mais, besonders aber die für die Balkanländer steigende Bedeutung gewinnende Sojabohne bestehen werden. Hat doch die Anbaufläche der Sojabohne bereits 1936 in Rumänien und Bulgarien ein Anbauareal von etwa 100000 ha erreicht. Die allmähliche Befriedung der mittel- und südeuropäischen Verhältnisse in politischer Hinsicht ist Voraussetzung für das wirtschaftliche Florieren des Donauwirtschaftsraumes, ja, der Versuch der Ausschaltung Deutschlands aus den Angelegenheiten der Donauvölker schlägt sich selbst, wenn man feststellt, daß der Umschlagsverkehr der Donauhäfen Passau, Deggendorf und Regensburg von 92000 t im Jahre 1919 auf 639000 t im Jahre 1935 gestiegen ist.

Die große Fülle der Kanalbauten, seien sie in der Durchführung begriffen, seien sie erst in der Projektarbeit erfaßt, stellt erhebliche Anforderungen an die Lenker und Leiter des deutschen Verkehrs, denen vor allem in der Praxis die Aufgabe obliegt, die nach verkehrsgeographischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten richtige Reihenfolge festzustellen, da sonst das Ausmaß der Anforderungen finanzieller und technischer Art für die einzelnen Bauvorhaben zu umfangreich und groß sein würde. Die Fertigstellung der geplanten Kanäle und die vorgesehenen Regulierungsarbeiten an den einzelnen Stromnetzen werden in absehbarer Zeit einen Zustand herstellen, der geeignet ist, die deutsche Binnenschiffahrt zu den größten, ihrer Natur entsprechenden Aufgaben zu befähigen.

---

1) Vgl. Teubert, a. a. O., S. 175.

2) Vgl. Blum, Prof. Dr. Ing., Die Auflockerung der Großstädte. Vortrag, gehalten auf der Kundgebung der Reichsverkehrsgruppe Schienenbahn am 4. Dezember 1936. Sonderdruck der Zeitschr. „Verkehrstechnik", S. 15.

KARL HAUSHOFER:

Drei Frauenbücher

1. **Lama Yongden und Alexandra David-Neel: Mipam, der Lama mit den fünf Weisheiten.** Ein tibetischer Roman. Leipzig 1935, F. A. Brockhaus.

2. **Nora Waln: Süße Frucht, bittre Frucht China.** Berlin 1935, Wolfgang Krüger.

3. **Etsu Inagaki Sugimoto: Eine Tochter der Samurai.** Berlin 1935, Wolfgang Krüger.

Als Nachlese drei schon im vorigen Jahr erschienene Bücher, die mehr völkerpsychologisch als geopolitisch wertvoll sind und deshalb immer wieder zurückgestellt werden mußten; alle drei von Frauen — von einer Europäerin über Tibet, einer Amerikanerin über China und einer Japanerin über Japan.

1. In Zusammenarbeit mit einem tibetanischen Lama, ihrem Adoptivsohn, benützt die ausgezeichnete Kennerin des erst kurz erschlossenen und immer noch geheimnisvollen Hochlandes die Romanform, um an den Schicksalen ihres Helden — die von seiner Geburt als möglicher Anwärter auf die Würde des Dalai Lama durch viele Abenteuer hindurch zur Heiligung führen — Sitten und Gebräuche, kulturelles und religiöses Leben äußerst anschaulich darzustellen. Bei den häufigen Reisen und fluchtartigen Ortswechseln seines unruhigen Daseins durchmißt er das Land nach allen Seiten und dabei fallen viele lehrreiche Streiflichter auf landschaftlichen Rahmen und politische Verhältnisse. Das Buch muß also nicht als Roman gewertet werden, denn als solcher ist er schwach, sondern als Fundgrube solcher mühelos nebenbei zu gewinnenden Erkenntnisse.

2. Die Verfasserin hatte das seltene Glück, in eine vornehme chinesische Familie als Adoptivtochter aufgenommen zu werden und ein Jahr völlig im Rahmen eines halb ländlichen und dabei hochkultivierten Hauses zu verbringen. Sie schildert eingehend und liebevoll alles, was sich dabei ereignet, außer den eigentlichen Familiengeschehnissen auch die noch traditionsgebundenen, von tiefer Symbolik getragenen Feste, die alle mit der Natur und dem Lauf der Jahreszeiten verbunden sind.

Durch ihre Heirat mit einem Angelsachsen kommt sie dann auf die Insel Shameen im Perlfluß bei Canton, dem Reservat der fremden Gesandtschaften und Konsulate, und macht dort eine der häufigen kommunistischen Revolutionen mit fremdenfeindlichem Einschlag durch. Interessant vom geopolitischen Standpunkt sind vor allem die vielen Hinweise auf den Kampf der Chinesen mit den großen Strömen wegen ihrer immer drohenden Hochwasserkatastrophen, in dem sie nach Ansicht der V. nicht genügend von den Behörden unterstützt werden, die gegenüber den steten Mahnungen der Grundbesitzer versagen; dann die Schilderung der eigenartigen oft verzweifelten Lage der Fremden auf der winzigen Flußinsel inmitten eines brodelnden Chaos von widereinander streitenden Großstadtpöbelmassen.

3. Wenn bei den beiden ersten Büchern vor allem die Einfühlungsfähigkeit gegenüber so fremdartigen Zuständen auffällt, so ist es bei dem dritten, wo eine Japanerin von altem Adel schlicht und wahr von ihrem eigenen Leben an der Wende von zwei so grundverschiedenen Geschichtsepochen berichtet, eben diese Vertrautheit mit Zuständen, die in ihrer Jugend noch völlig mittelalterlich anmuten, und die von innen heraus gesehen werden, nicht mit europäischen Brillen von außen. Daß sie dann durch Heirat mit einem in Amerika tätigen Landsmann jahrelang dort lebt und die ganzen Spannungen zwischen so grundverschiedenen Umwelten in sich durchmachen muß, gibt dem Einzelschicksal einen großen Zug.

RUPERT VON SCHUMACHER: Büchertafel

Österreich

Josef Nadler und **Heinrich Ritter von Srbik: Erbe und Sendung im deutschen Raum.** A. Pustet, Salzburg 1936. 404 S.

Ferdinand Kogler: Vorlesungen über die ideellen und historischen Grundlagen des österreichischen Staates. Univ.-Verlag Wagner, Innsbruck 1936. 84 S. RM. 2.58.

Gustav Roloff: Das Habsburgerreich. Von seiner Entstehung bis zu seinem Untergang. W. de Gruyter, Berlin 1936. 170 S. RM. 1.62,

Martin Naumann: Österreich, England und das Reich 1719—1732. Juncker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1936. 190 S. RM. 8.

Adolf Hasenclever: Das Haus Habsburg und Schlesien vom Frieden von Hubertusburg bis zum Weltkrieg. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1936. 41 S. RM. 1.

Johannes Rosenbauer: Eine Welt zerbrach. Der Weg nach Sarajewo. G. Schönfeld Verlag, Berlin 1936. 54 S. 42 Abb. RM. 4.80.

Aus der Fülle der Österreich-Literatur der letzten Jahre ragt das Werk der beiden österreichischen Gelehrten von gesamtdeutschem Ruf turmhoch hervor. Es ist einer der besten Bausteine zu einer gesamtdeutschen, restlos von allen Schlacken kleinlicher Retrospektive gereinigten Geschichtswertung und -bildung, was der Literaturhistoriker Josef Nadler und der Historiker Ritter von Srbik in einer schönen Gemeinschaftsarbeit mit anderen auf dem Gebiet österreichischer und zugleich gesamtdeutsch ausgerichteter Geschichts- und Kulturforschung hervorgetretenen Persönlichkeiten zu einem umfangreichen Sammelband vereinigt haben. Mit einer Einführung über „Die österreichischen Länder im Altertum" und einer Schlußbetrachtung über „Das Deutschtum der Deutsch-Österreicher" geben Rudolf Egger und Wilhelm Bauer den Rahmen für 14 weitere Beiträge, deren Aufzählung an dieser Stelle nötig ist, um den umfassenden und jeden Deutschen angehenden Inhalt aufzuzeigen: K. Lechner: Besiedlung und Volkstum der österreichischen Länder; H. Hirsch: Deutsches Königtum und römisches Kaisertum; O. Brunner: Österreich, das Reich und der Osten im späteren Mittelalter; H. Kretschmayr: Der Aufstieg des Hauses Österreich; P. Müller: Auswärtige Politik Österreichs 1715—1866; Srbik: Österreich im heiligen Reich und im Deutschen Bund 1521/22 bis 1866; R. Lorenz: Österreich in Mitteleuropa 1867—1918; L. Bittner: Die Verantwortlichkeit Österreich-Ungarns für den Ausbruch des Weltkrieges; E. Glaise v. Horstenau: Österreichs Wehrmacht im deutschen Schicksal; K. Braunias: Österreich als Völkerreich; T. v. Borodajkewicz: Die Kirche in Österreich; Nadler: Die deutsche Dichtung Österreichs; H. Sedlmayr: Österreichs bildende Kunst; L. Nowak: Die Musik in Österreich. Schon aus dieser Zusammenstellung wird ersichtlich, daß sich die Geschichte Österreichs und sein Kulturschaffen nicht aus dem gesamtdeutschen Rahmen reißen läßt, daß dieser Staat eine Summe europäischer Erfahrungen aus einer jahrhundertelangen deutschen Geschichte angespeichert hat, die zu übergehen, Raubbau an den politischen Werten des Deutschtums treiben hieße. Ein solches Zeugnis kraft- und verantwortungsbewußter Geschichtsbetrachtung im einzelnen kritisch zu zergliedern, hieße ein neues Buch als Kommentar und Antwort zu schreiben, wollte man nicht gewöhnlichem Banausentum verfallen. Denn da, wo sich ein Stamm an die anderen deutschen Stämme wendet, müßten jedem die ihm im besonderen notwendigen Fingerzeige in der Kritik gegeben werden, findet sich soch so viel die anderen Deutschen Überraschendes und ihnen Unbekanntes — wer weiß z. B. im protestantischen Norden, daß schon im 14. Jahrhundert der Habsburger Rudolf IV. erklären konnte, „er wolle auf jeden Fall allen Geistlichen die Haut abziehen", um sie der Macht des Staates gefügig zu machen? —, daß wir nur jene Sätze aus dem Schlußaufsatz von Bauer, die den Sinn und Geist dieses Buches beherrschen, wörtlich hierherstellen: „Österreich ist das Land der Peripherie... Immer etwas abseits und darum etwas bewußter deutsch als Binnendeutschland. Der Bayer oder Württemberger, der Oldenburger oder Thüringer brauchte sich um seine Deutschheit nicht erst zu kümmern. Sie umgab ihn als etwas Selbstverständliches; unangefochten und unbedroht war sie sein Besitztum. Wozu sich erst um sie bemühen? Anders der Österreicher. Er stand als Grenzwacht gen Südosten. Deutsch sein hieß sein Schild, hieß seine Ehre, hieß sein Stolz. Wäre es anders gewesen, er wäre längst seines Volkstums verlustig gegangen, hätte aber auch die Legitimation für seine Führerschaft gegenüber den anderen Völkern eingebüßt..." *Fortsetzung im nächsten Heft.*

Diesem Heft liegen 5 Prospekte bei, die wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen: Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig, über „Geographische Werke"; Eugen Diederichs Verlag, Jena, „Das neunzehnte Jahrhundert"; Quelle & Meyer, Verlag, Leipzig, für seine Werke; Dietrich Reimer Verlag, Berlin, „Große Weltkarte"; Volk und Reich Verlag, Berlin, für seine Verlagswerke.

OTTO SCHÄFER:

Politik gegen Geopolitik

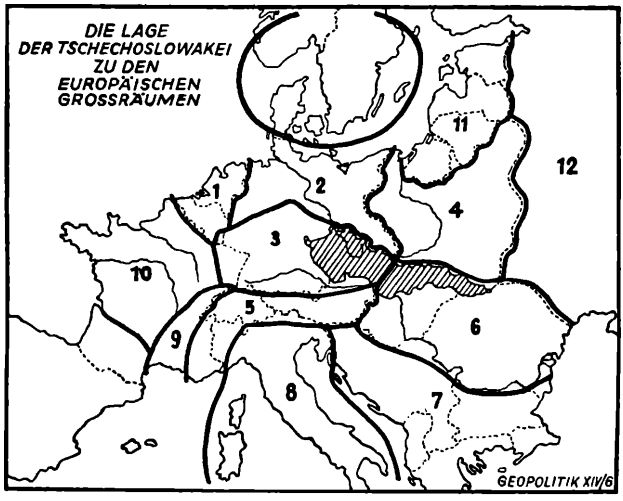
Zur geopolitischen Lage der Tschechoslowakei

Die Tschechoslowakei verdankt ihr Dasein der Zertrümmerung des alten Österreich-Ungarn im Vertrag von St. Germain und den sogenannten Verträgen von Cleveland, Pittsburg und Moskau. In ihnen vereinbarten die Auslandstschechen und Slowaken — aber nicht die Slowaken der Heimat — die Vereinigung ihrer neu zu gründenden Staaten. Die Slowaken verzichteten auf die Führung der Außenpolitik und eine besondere völkerrechtliche Vertretung, behielten sich aber volle Selbständigkeit auf den Gebieten der Gesetzgebung und Verwaltung, im Gerichts- und Schulwesen und der gesamten Kulturpolitik vor. Ein besonderer slowakischer Landtag in Preßburg sollte die Regierung führen. Das Diktat von St. Germain und der Einsatz der tschechischen Legionäre gegen friedliche Kundgeber rundeten das Gebiet der verbündeten Völker dadurch ab, daß sie die gesamten sudetendeutschen Länder entgegen der eindeutigen Willenserklärung ihrer Bevölkerung und der bestehenden natürlichen Grenzen, das von Polen bewohnte Karwiner Kohlenbecken und das reichsdeutsche Hultschiner Ländchen dem entstehenden Staate einverleibten. Österreich mußte die Gemeinden Feldhaus und Weitra abtreten. Ungarn verlor den nördlichen Teil der oberungarischen Tiefebene mit der großen Insel Schütt und die ungarisch besiedelten südlichen Teile des ungarischen Erzgebirges. Um dem Zugriff Polens zu entgehen, schlossen sich schließlich noch die Ruthenen Karpato-Rußlands dem neuen Staate an. Dafür verpflichtete sich die Tschechoslowakei in dem am 10. 9. 1919 in St. Germain mit den alliierten und assoziierten Hauptmächten abgeschlossenen Vertrage (Art. 10—13) Karpato-Rußland in den Angelegenheiten der Religion, Sprache, Schule und örtlichen Verwaltung weitgehendste Autonomie zu gewähren. Ähnliche Rechte sollten nach dem gleichen Vertrage auch den übrigen Teilnehmern der seltsamen Zwangsgemeinschaft, den Deutschen, Ungarn und Polen zustehen. Man hoffte, daß auf dieser Grundlage allmählich aus der Zwangsgemeinschaft eine freiwillige nach dem Muster der Schweiz werden könne und so die Gebiete, die niemand haben wollte oder haben sollte am besten verwaltet würden.

Entsprechend dieser Entstehung allein auf Grund politischer Voraussetzungen und Verträge hat das Gebiet der Tschechoslowakei eine sehr ungünstige Gestaltung. Bei einer West-Ost-Erstreckung von 930 km schwankt seine Breite zwischen 280 km und 70 km, wobei es sich von West nach Ost einseitig verschmälert. Mit gut 4300 km Grenze übertrifft es den Umfang eines flächengleichen Kreises um mehr als das Dreifache.

Im Westen entspricht die Grenze wesentlich der alten deutsch-österreichischen. Sie zerschneidet hier die geschlossenen Gebirgs- und Waldlandschaften des Böhmer-

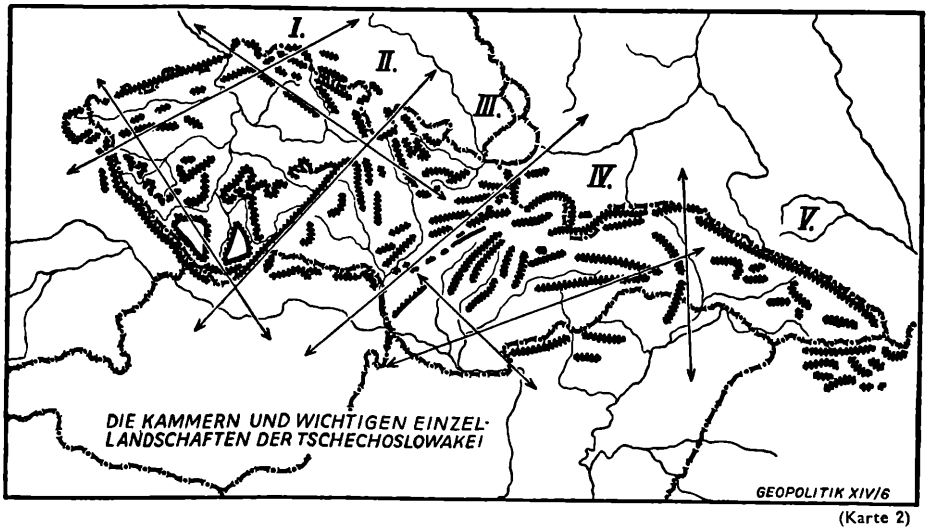
waldes und der Sudeten, indem sie außer in den Ostsudeten den mittleren Kämmen folgt und auf die Hochfläche des Erzgebirges hinaufgreift. Von der oberen Oder zieht sie dann so zum Jablunka-Paß, daß sie diesen und das nördliche Vorland der mährischen Pforte einschließt. Dann folgt sie im wesentlichen der Wasserscheide der Karpaten nach Osten. Dürfen diese Grenzen im großen gesehen noch als natürliche angesehen werden, so gilt das für die Südgrenze keinesfalls. Von der Czerna hora sich nach Westen wendend folgt die Grenze im wesentlichen der oberen Theiß, den Fluß selbst jedoch mehrmals querend. Dann weist sie durch die von Hernad, Sajo und Eipel durchflossenen Senken ziehend, den südlichsten Karpathenbogen Ungarn zu. Dem Eipel folgend erreicht sie die Donau, die unter Einschluß der Insel Schütt bis zur Marchmündung die Grenze bildet. Nur bei Preßburg tritt die Grenze für kurze Zeit auf das rechte Ufer über. Von Österreich trennen zunächst die March, dann die Höhen an der unteren und mittleren Thaya und der südlichste Teil des böhmisch-mährischen Berglandes, der hier auf den Böhmerwald trifft.



1 Niederländischer Raum; 2 Elbraum; 3 Mittelgebirgsraum; 4 polnischer (Weichsel-) Raum; 5 Alpenraum; 6 Karpaten (Donauraum); 7 Balkanraum; 8 italienischer Raum; 9 Rhoneraum; 10 französischer Raum; 11 baltischer Raum; 12 osteuropäischer Raum (Karte 1)

Im Gegensatz zu allen anderen Staaten Europas gehört das so begrenzte Gebiet zwei natürlichen Großräumen, dem mitteleuropäischen Mittelgebirgsland und dem Karpathenraume zugleich an. Außerdem berührt es den norddeutschen Raum auf breiter Front und ist durch den Hauptfluß des Landes, die Elbe, aufs engste mit ihm verbunden. Ähnlich liegt es zum polnischen Weichselraum und dem Alpenraum, deren Hauptverbindungslinie mitten durch die Tschechoslowakei zieht. Endlich ist ihm infolge seiner West-Ost-Erstreckung auch der osteuropäische Raum aufs nächste benachbart (vgl. Karte 1).

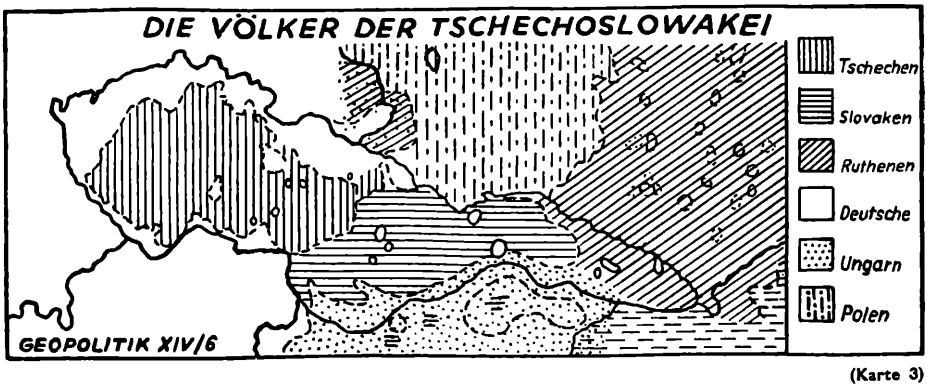
Die Zugehörigkeit der Tschechoslowakei zu dem mitteleuropäischen Mittelgebirgsraum und dem Karpathenraum bewirkt, daß ihr Gebiet auf dem Kamme der Sandsteinbeskiden und an den Ufern der March von der mittel-osteuropäischen Kulturgrenze so durchschnitten wird, daß der kleinere Teil dem Osten, der größere dem Westen angehört. Während dieser wesentlich deutsch bestimmt ist und vor-



(Karte 2)

zugsweise städtische Kultur aufweist, hat jener bei mehr dörflichen Kulturformen wesentlich osteuropäische und magyarische Einflüsse und geringere deutsche aufzuweisen. Parallel mit dieser Grenze der Groß- und Kulturräume verläuft endlich über die böhmisch-mährischen Höhen, den Nordrand Mährens und die Karpathen die europäische Wasserscheide, zwischen Elbe-Oder-Weichsel und Donau, zwischen Nordsee, Ostsee und Schwarzem Meere.

Stärker noch als durch diese europäischen Wesenslinien wird indessen der tschechoslowakische Raum durch die Eigenart seiner Teillandschaften zergrenzt. Schon auf den ersten Blick unterscheiden wir von Westen nach Osten fünf für sich abgeschlossene und orographisch völlig selbständige Kammern. Es sind die Egerkammer, die böhmische, mährische, slowakische und ruthenische Kammer. Nicht weniger scharf heben sich die Gebirgslandschaften des Oberpfälzer und Böhmerwaldes im Westen, der Sudeten im Osten und die Randlandschaften des



(Karte 3)

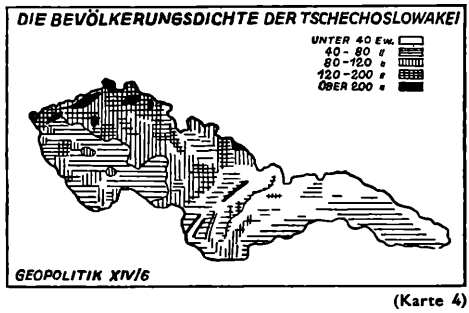
Egergrabens, Elster-Erzgebirge, Tepler-Gebirge, Zbanwald, Böhmisches Mittelgebirge und Elbsandsteingebirge von den Plateaulandschaften des böhmischen Rumpfes und der nordböhmischen Kreidetafel und ihren eingesenkten tertiär- und löß-erfüllten Beckenlandschaften ab. An sie schließen sich die Rumpfgebiete und Senken Mährens, das karpathische Hügelland und die Marchebene an. Nordöstlich der mährischen Kammer liegt die kleinere Landschaftseinheit der mährischen Pforte mit Vorland. Östlich der durch die kleinen Karpathen und Sandsteinbeskiden gekennzeichneten Linie Preßburg—Jablunka-Paß liegen die beiden Landschaftseinheiten der Westkarpathen und Oberungarischen Tiefebene. Vor dem Hauptteil der Westkarpathen dehnt sich die von der slowakisch-ungarischen Grenze zerschnittene Eipel-Hernadsenke aus, jenseits derer das Neograder Gebirge, Mätra, Bukk und Hegyalja den innersten Karpathenzug bilden. Östlich der Nordbeskiden und des Sóvárer Gebirges liegt die ruthenische Kammer, die wieder aus den Gebirgslandschaften der Waldkarpathen und des Djil oder Vihorlat-Gebirges und dem äußersten Ausläufer der niederungarischen Tiefebene besteht (vgl. Karte 2).

Zeigen die Landschaften des Westens noch den Charakter der mitteleuropäischen Gebirgsrumpflandschaft mit ihrem kühlfeuchten Klima, so sind die eingesenkten Becken schon östlicher trocken und sommerheiß. Unvermittelter noch stehen die weichen und zarten Formen der inneren Mittelgebirge neben den schroffen und harten Rücken und Abstürzen der waldigen Randlandschaften mit ihrem rauhen teilweise alpin anmutenden Klima. Gänzlich für sich steht wieder das Hochgebirge der Karpathen, das aus den sommerheißen und trockenen Ebenen Mährens und Ungarns emporragt und deren Klima und Wirtschaftscharakter sich ebenso weit von dem der Karpathen, wie von dem der Rumpflandschaften oder Mittelgebirge entfernt.

Dieser groß- und kleinräumigen Zersplitterung und Zergrenzung des tschechoslowakischen Gebietes entspricht die völkische durchaus. In der Egerkammer und den beiden östlichen und westlichen Randlandschaften der böhmisch-mährischen Senke sowie im Anschluß an die österreichische Grenze wohnen Deutsche in völlig geschlossenem Siedlungsgebiet. Darüber hinaus sind sie jedoch noch in zahlreichen kleineren und größeren Volksinseln über das gesamte Staatsgebiet verstreut. Den Tschechen gehört im wesentlichen das Innere der böhmischen und mährischen Kammer, den Slowaken die karpathische Kammer und die Marchebene. Die Polen wohnen im Vorfelde der mährischen Pforte. In der oberungarischen Tiefebene, der Hernad-Eipelsenke und der Ebene der ruthenischen Kammer haben die Ungarn ein fast geschlossenes Volksgebiet. In dem Gebirge des Ostens und in seinem Vorlande wohnen die ukrainisch-ruthenischen Stämme der Lemken, Boiken und Huzulen (vgl. Karte 3).

Am dichtesten besiedelt sind die Egerkammer, der Sudetenrand und die inneren

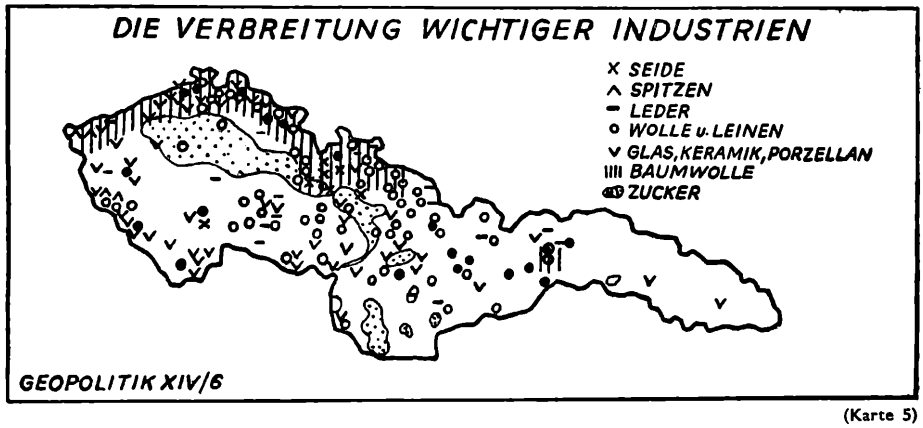
Becken, weniger dicht die Rumpflandschaften und der westliche Gebirgsrand. Im slowakischen Gebietsteile sinkt die Bevölkerungsdichte, abgesehen von den Bergbaugebieten, noch beträchtlicher und steigt nur in den Anteilen am ungarischen Volksboden. Sie schwankt zwischen 37 und 1130 (Mähr.-Ostrau) auf den Quadratkilometer. Die landwirtschaftlichen Gebiete weisen eine unter dem Gesamtdurchschnitt von 103 liegende Dichte von etwa 70 auf. Die Ursache dieser Verlagerung des Mittels liegt in der überaus dichten Besiedlung der randlichen Industriegebiete (Teplitz 526, Ostrau 1130) und einiger Becken (120—130). Verläßliche amtliche Angaben über die Anteile der Volksgruppen an der Gesamtbevölkerung fehlen leider ganz, da die tschechische Bevölkerungsstatistik nach dem Urteil tschechischer Professoren nach politischen und willkürlichen statt nach wissenschaftlichen und feststehenden Gesichtspunkten vorgeht und niemals Tschechen und Slowaken trennt, um so eine tschechische Mehrheit vorzutäuschen. Nach zuverlässigen Schätzungen sind jedoch die Tschechen selbst eine Minderheit von etwa 44,5 %. Dann folgen die Deutschen mit 25 %, Slowaken mit 19 %, Ungarn mit 5,8 %, Ruthenen mit 3,6 %, Juden mit 1,4 % und Polen mit 0,7 % (vgl. Karte 4).



(Karte 4)

Die Unterschiede der einzelnen Landschaften nach Siedlungsdichte und Volkszugehörigkeit werden durch ihre Wirtschaftsformen noch verstärkt. Scharf heben sich die Waldwirtschafts-, Industrie- und Fremdenverkehrsgebiete der deutschen und polnischen Randlandschaften von den vorzüglich landwirtschaftlichen Gebieten der Plateau- und Beckenlandschaften der böhmischen und mährischen Kammer ab. Ebenso weit entfernt sich die Landwirtschaft der mährischen Pforte von der des mährischen Südens. Gänzlich verschieden ist wieder das Bergbaugebiet der Karpaten mit seiner Feldgras-, Wald- und Weidewirtschaft von den übrigen Gebieten und den landwirtschaftlich bestimmten südlichen Ebenen. So stehen die westlichen und östlichen Ackerbau- und Viehzuchtgebiete den Industriegebieten der Ränder und der mährisch-slowakischen Mitte gegenüber und trennt eine ziemlich ausgesprochene von West nach Ost verlaufende Grenze die Waldwirtschafts- und Industrieländer im Norden von den Landwirtschaftsländern der Mitte und des Südens. Sind jene vorzüglich auf die Ausfuhr und einen leichten Fernabsatz angewiesen, so sind diese selbst genügsam und können auswärtiger Verbindungen ziemlich entbehren. Die Grenze zwischen dem slowakischen und tschechischen Staatsteile wird außerdem noch einmal durch den Gegensatz zwischen vorzugsweisen Waldländern und Ackerbaulandschaften unterstrichen (vgl. Karte 5 und 6).

Diese weitgehende Gegensätzlichkeit der Landschaften und Staatsteile wird auch durch die natürlichen Verkehrsverhältnisse nicht gemildert, sondern eher gesteigert. Die deutschen Randlandschaften und das tschechische Böhmen entwässern zur Nordsee und vereinigen ihre Verkehrslinien in dem Knotenpunkte Prag. Infolgedessen sind sie gut miteinander und dem Deutschen Reiche verbunden, während sie sich gemeinsam von Mähren abwenden. Ebenso kehrt ihnen Mähren den Rücken zu und wendet sich mit der March zum Donau-, mit der Oder zum Weichselraum und der Ostsee. Mit dem nordsüdlichen Durchgangsverkehr sammelt sich sein Gesamtverkehr vorzugsweise in der Osthälfte des Landes und erhält ebenfalls eine allgemein nordsüdliche Richtung. Somit ist der Verkehr der mährischen Kammer in hohem Maße exzentrisch bestimmt, während die Egerkammer und böhmische

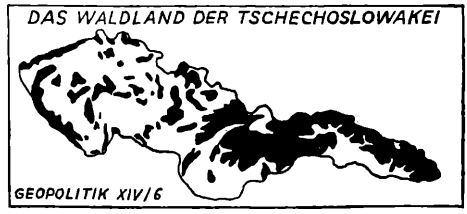


(Karte 5)

Kammer den Verkehr konzentrisch sammeln und dann erst nach außen leiten. Der Mittelpunkt der Verkehrslinien der slowakischen Kammer liegt entsprechend ihrer Gestaltung und Abdachung gar außerhalb ihres Bereiches in Preßburg und Budapest an der Donau. Das gilt erst recht für die ruthenische Kammer, die sich zur Theißebene öffnet. Wegen der Durchlässigkeit der niedrigen Pässe der Waldkarpaten weist auch sie ähnlich Mähren einen Nordsüdverkehr auf, der den Ostwestverkehr an Stärke und Bedeutung übertrifft.

Diese Zersplitterung des tschechoslowakischen Staatsgebietes in eine Reihe selbständiger und gänzlich verschieden orientierter Verkehrsgebiete drückt sich deutlich in dem Bahnnetze aus. Prag und Aussig-Bodenbach sammeln die böhmischen Linien und vermitteln die Anschlüsse nach Deutschland und Österreich. Mährens Bahnnetz ist entsprechend seiner Bedeutung als Durchgangsland für den Verkehr zwischen Ostsee und Osteuropa einerseits Donaubecken und Adria andererseits nordsüdlich orientiert. Daran nehmen sogar die westslowakischen Strecken teil, die sich in Sillein und Preßburg sammeln. Das wesentlich weitmaschigere Eisenbahnnetz der slowakischen Reichshälfte ist zum Mittelpunkte des Donau-

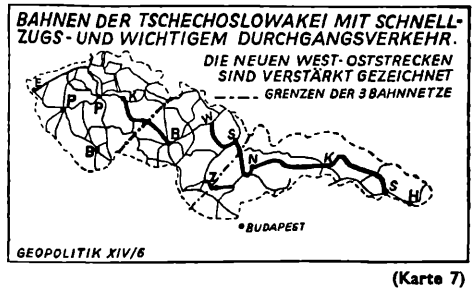
beckens gerichtet und hat nur eine größere Westostorientierung Sillein—Kaschau. Es fehlt also in dem gesamten Staatsgebiete nicht nur an jeder natürlichen, sondern auch an einer künstlichen Verbindung der westöstlich angeordneten Landesteile, ein deutliches Zeichen, wie sehr ihre Natur einer Zusammenfassung widerstrebt (vgl. Karte 7).



(Karte 6)

Erst im Zusammenhang mit der neuesten sowjetrussischen Bündnispolitik der Tschechoslowakei wird der Versuch gemacht, ein durchgehendes westöstliches Verkehrsrückgrat des künstlichen Staates zu schaffen. Im Westen wird die bisher eingeleisige Strecke Kolin—Brünn zweigeleisig ausgebaut werden. Sie soll zusammen mit der Strecke Aussig—(Prag)Kolin die drei sudetischen Kammern besser zusammenfassen. Einen neuen Anschluß der Slowakei an Mähren bringt die zum Teil ganz neu zu erbauende doppelgeleisige Strecke Weißkirchen—Sillein. Mit ihr durchschneidet zum ersten Male eine wirkliche Vollbahn den karpathischen Gebirgsriegel. Am Anschluß an sie soll die Strecke Sillein—Neusohl ebenfalls den Zeiterfordernissen angepaßt werden. Die sie fortsetzende Strecke Neusohl—Kaschau ist erst vor kurzem als eingeleisige Hauptbahn fertiggestellt worden, so daß nunmehr eine zweite slowakische Westostlinie besteht. Das Schlußglied dieser großen Westostlinie des slowakischen Reichsteiles soll in Zukunft eine zur Linie Kaschau —Satumare im Innern der ruthenischen Kammer parallel laufende Linie bilden. Ihr Anschluß an das rumänische Eisenbahnnetz soll nicht mehr über Satumare, sondern mehr östlich über Huzt—Borsa—Nazod gesucht werden. Endlich soll eine Querlinie bei Zbchy den slowakischen Nordsüdverkehr in stärkerem Maße nach Preßburg lenken (vgl. Karte 6).

Diese Versuche der Anpassung des Eisenbahnnetzes des Landes an die strategischen und politischen Bedürfnisse — Herstellung von Ostwestverbindungen und größtmögliche Beweglichkeit im Innern — werden durch die Straßenbaupolitik ergänzt. Es handelt sich hier zunächst um die Verbesserung der Straßen Preßburg —Sillein, Sillein—Kaschau und ihren Ausbau für den Autogroßverkehr, ferner um die Verbesserung der Nordsüdverbindungen der Slowakei. Ergänzend sollen das mährische und slowakische Straßennetz in engere Verbindung miteinander gebracht werden, vor allem von Brünn aus in südöstlicher und östlicher Richtung und dem Gebiete zwischen Weißkirchen und Sillein. Das Endziel der tschechoslowakischen Straßen-



(Karte 7)

baupolitik ist dabei die große westöstliche „Nationalstraße", die von Pilsen bis Kaschau durch die ganze Länge der Republik führen soll.

Die ungünstige Gestaltung des tschechoslowakischen Staatsgebietes, seine gleichzeitige Zugehörigkeit zu zwei natürlichen und kulturellen Großräumen und seine innere Zersplitterung und Zergrenzung in landschaftlicher, klimatischer, völkischer, wirtschaftlicher, siedlungs- und verkehrsgeographischer Hinsicht sind die mannigfachen Ursachen für das Fehlen jeder natürlichen eigenständigen Kraftlinie von größerer Bedeutung und die Schwierigkeiten ihres Ersatzes durch künstliche Verkehrslinien. Bereits die größte und verhältnismäßig bedeutendste innere Kraftlinie Eger—Prag—Ostrau faßt nur drei der fünf Staatskammern zusammen. Dazu verläuft sie exzentrisch und endet so in den von nichttschechischen Volksgruppen bewohnten Winkeln der beiden äußeren Kammern. Die Linie Aussig—Kolin—Iglau—Znaim leidet an dem Nachteil, daß sie an dem exentrisch gelegenen Prag vorbeiführt und nur drei Kammern erfaßt. Nur zwei Kammern erfaßt die Linie Aussig—Prag—Budweis. Beide enden außerdem in deutschem Volksboden. Die den sudetischen Staatsteil umrandenden Linien Budweis—Eger—Reichenberg—Olmütz—Lundenburg haben nur Bedeutung als Verteidigungsgrundlinien und sind nicht eigentliche Kraftlinien. Ihnen fehlt zudem die südliche Entsprechung, da die Linie Lundenburg—Znaim—Neuhaus—Budweis keine natürliche Voraussetzung hat und im Winkel über die böhmisch-mährischen Höhen führt. Die kurze nur Mähren durchquerende Linie Wien—Ostrau (Teschen) ist zwar eine sehr starke und wichtige politische Leitlinie, doch hat sie ein so wesentlich von außen bestimmtes Kraftgefälle, daß sie niemals einend, sondern stets nur sprengend im Gefüge der Tschechoslowakei wirken wird (vgl. Karte 8).

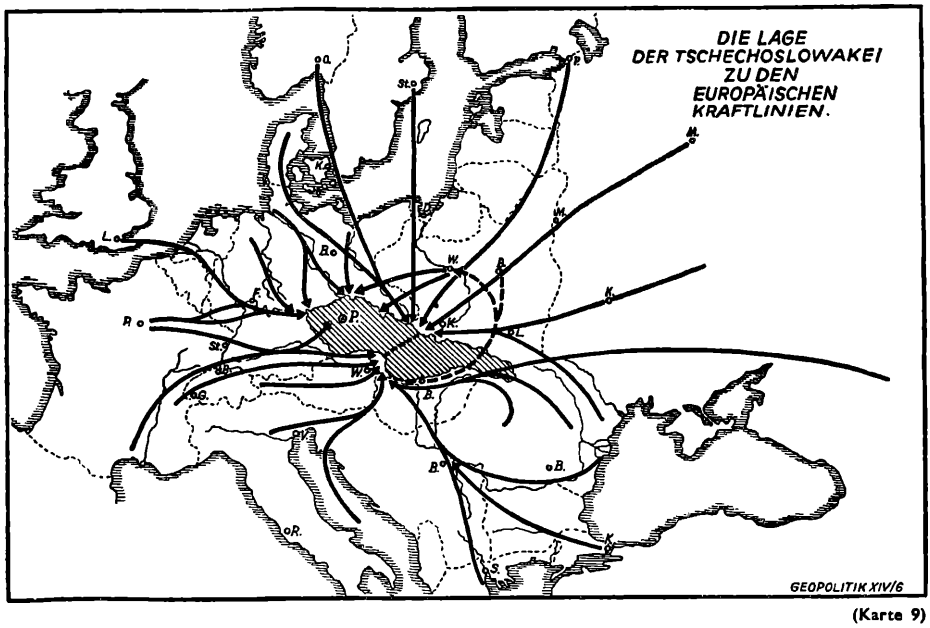
(Karte 8)

Noch mehr als die tschechische entbehrt die slowakische Staatshälfte tragender Linien. Die Ostslowakei verfügt über die beiden kurzen Westostlinien Sillein—Kaschau und Neusohl—Kaschau, der Westen wird dagegen von zwei nordsüdlich verlaufenden Verteidigungslinien gegen Mähren beherrscht. Ebenso beziehungslos wie die slowakische und mährische Kammer stehen die slowakische und ruthenische nebeneinander. Soweit dort von natürlichen Kraftlinien gesprochen werden kann, weisen sie vom Theiß- ins Serethgebiet und von der Ebene über die Waldkarpathen ins Weichsel- und Dnjestrgebiet, queren also im Grunde auch diese äußerste Kammer (vgl. Karte 7).

Berücksichtigen wir endlich die neuesten und geplanten tschechoslowakischen Bahn- und Straßenbauten, so ergibt sich, daß auch sie den Mangel des Fehlens

der großen westöstlichen, das ganze Staatsgebiet durchziehenden Kraftlinie nicht ausgleichen können. Dazu wirken vor allem die mährische Nordsüdlinie und die Wälle der Karpathen zu trennend zwischen der tschechischen und slowakischen Reichshälfte, dafür sind die westöstlich gelagerten Landschaftskammern zu stark nordsüdlich versetzt und fehlt es dem Gesamtgebiet zu sehr an nordsüdlicher Tiefe. Auch die künftigen strategischen Westostlinien werden weitgehend unter starken Knicken, Richtungwechseln, Versetzungen und Annäherungen an die Landesgrenzen zu leiden haben (vgl. Karte 2 und 7).

Erinnern wir noch einmal an die Zerrissenheit und Zergrenzung des Versailler Vertragsstaates und weisen wir ergänzend auf die Kürze, Exzentrizität, ja das



(Karte 9)

Fehlen oder die gar abschließende und sprengende Wirkung etwa vorhandener kleinerer Kraftlinien hin, so ergibt sich mit völliger Eindeutigkeit, daß das Gebiet der Tschechoslowakei ein geopolitisches Schwächefeld ersten Ranges ist. Diese Schwäche des geopolitischen Raumes Tschechoslowakei ist aber um so verhängnisvoller als die großen mitteleuropäischen Kraftlinien ausnahmslos auf ihn zielen bzw. sich in ihm treffen und kreuzen, denn im Grunde ist die Tschechoslowakei ja nichts anderes als das geopolitische Zentrum des weiten Raumes zwischen Paris und Moskau, Stockholm und Rom, London und Konstantinopel (vgl. Karte 9).

Über Wien—Preßburg trifft die aus der Poebene und der Adria nach Norden weisende Linie über den Karst und längs des Ostrandes der Alpen gerade auf die empfindliche tschechoslowakische Naht. Sie ist seit den Cimbernzügen, in den

Kämpfen der Römer, unter Ottokar von Böhmen, Napoleon und im Weltkriege stets wieder lebendig und wirksam gewesen. Dort endet auch die aus der Schweiz nach Osten weisende alpenländische Linie der nördlichen Talfurche, die ungleich wichtigere des Voralpenlandes Genf—Zürich—München—Linz, und die ebenso in der Zaberner Steige wie in der burgundischen Pforte wurzelnde Donaulinie. Auch sie erweisen schon lange vor Cäsar, dann in der Völkerwanderung, den Ungarnkriegen, den Reformationskriegen, dem 30jährigen Kriege, im spanischen Erbfolgekrieg, den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen ihre verhängnisvolle Bedeutung. Ihnen gesellen sich endlich von Osten die längs der Donau sich sammelnden balkanischen Leitlinien. Es sind die Wardar-Morawa-Linie, die die Kräfte der Ägis und Serbiens nach Norden führt und in den Kriegen der Römer und Türken immer wieder lebendig wurde, die die Wirkungen Kleinasiens herantragende Maritza-Morawa-Linie und die von Südrußland und dem Schwarzen Meere nach Westen weisende Donaulinie. Zu ihnen tritt endlich noch eine Kräfte der osteuropäischen und asiatischen Länder nach Westen führende Linie, die vom oberen Dnjestr die leicht zu bewältigenden Pässe der Waldkarpathen erreicht und längs der oberen Theiß und des südlichsten Karpathenbogens bei Budapest auf die Donau trifft. Ihr folgten Hunnen, Awaren und Magyaren als sie aus Asien in das Donaubecken zogen, sie drohte im Weltkriege Ungarn verhängnisvoll zu werden.

In gleicher Weise wie im Süden sammeln sich am Nordende der tschechoslowakischen Naht vor der mährischen Pforte fünf wichtige Kraftlinien. Es sind dies die Oderlinie, die Weichsel-Warthe-Linie, die zugleich der polnischen Kohlenmagistrale entspricht, die von Petersburg über Dünaburg—Wilna—Grodno—Warschau—Kattowitz nach Südwesten führende baltisch-russische Linie, die russisch-polnische Linie Moskau—Smolensk—Minsk—Brest—Lublin—Krakau und die ukrainisch-polnische Linie Kiew—Schitomir—Lemberg—Krakau, die durch die Dnjestr-Weichsel-Linie verstärkt wird. Die Oderlinie führt Kräfte des Nordsee- und Ostseeraumes heran, während die Weichsel-Warthe-Linie nur die Wirkungen des Ostseeraumes nach Süden führt. Ihre feindliche Wirksamkeit ist ebenso wie die der baltisch-russischen Linie bis zum Weltkriege nicht sehr stark gewesen, da die deutsche Herrschaft über den Raum zwischen Oder und Weichsel bzw. Österreich und Preußen ihren Bereich befriedeten. Immerhin haben auch sie im 30jährigen und 7jährigen Kriege vorübergehend ihre politische Bedeutung eindrucksvoll geltend gemacht. Die baltisch-russische, polnisch-russische und ukrainisch-polnische Linie schienen ebenfalls in der langen Zeit der Schwäche des polnischen Reiches so gut wie erloschen. Doch darf nicht vergessen werden, daß sie im Mittelalter in den Kämpfen um Böhmen und unter Napoleon, wenn auch mit umgekehrtem Kraftgefälle, wieder auflebten. Durch die russische Erwerbung Polens auf dem Wiener Kongreß 1815 wurde der politische Druck dieser Linien auf die Mährische Pforte

wieder sehr kräftig und im Verlaufe der neuesten Entwicklung noch weiter verstärkt.

Dieses verhängnisvolle Zusammenfallen der Naht zwischen dem tschechischen und slowakischen Staatsteile mit der wichtigsten geopolitischen Schwächezone kann durch nichts ausgeglichen werden. Mögen auch einige der südlichen Kraftlinien ihre Fortentwicklung ebensogut nach Osten oder Westen finden, so ist die Verlockung zum Ausbiegen nach Norden wegen der Offenheit der böhmisch-mährischen Südgrenze recht groß. Ist auch die Nordgrenze von größerer Geschlossenheit, so besitzen die auf sie gerichteten Kraftlinien eine um so eindeutigere Südrichtung. Infolgedessen wird Mähren auch im tschechoslowakischen Staate zu den wichtigsten Schlachtfeldern Europas gehören.

Ebenso wie Mähren steht aber auch Böhmen, wenn auch nicht so einseitig, unter dem Drucke wichtiger mitteleuropäischer Kraftlinien. Von der oberen Donaulinie zweigt bei Regensburg eine Linie ab, die über die Further Senke und Pilsen geradewegs auf die Hauptstadt stößt. Weiter nördlich führt der Main die Wirkungen Frankreichs und Belgien-Hollands von der Kaiserslauterner Senke, der Nahesenke und der Rheinlinie heran. Ihnen öffnen sich zwischen Fichtelgebirge, Kaiserwald und Oberpfälzer Wald bequeme Zugänge in die Egerkammer und böhmische Kammer. Auf diesen Nordwestgipfel des tschechischen Reichsteiles zielen auch die weniger wichtigen Linien der Weser—Werra und der Saale—Elster. Weiter östlich schließen sich die bedeutsamen Elb- und Oderlinien an, die zu den bequemen Übergängen des Elbsandsteingebirges und der Oberlausitz streben. Alle diese Linien haben ihre Bedeutung in den deutsch-tschechischen Kämpfen des Mittelalters, den Hussitenkriegen, dem 30jährigen Kriege, den Revolutions- und Freiheitskriegen oft genug erwiesen. Sie alle zielen unmittelbar auf die exzentrisch gelegene Hauptstadt Prag. Von Osten führen endlich heute die Pässe von Landshut und des Glatzer Kessels die Kräfte Polens wie im Mittelalter heran.

Im Gegensatz zur tschechischen Staatshälfte ist die slowakische fast frei von dem Drucke geopolitischer Kraftlinien. Die Gesamtheit der unteren Donaulinien umgeht sie im Grunde, wenn natürlich auch die nach Süden geöffneten Täler leicht beeinflußt werden können. Ebenso umgehen die Kraftlinien des Weichselgebietes, deren Einflüsse durch die Karpathen abgehalten werden, die Slowakei und Ruthenien. Sogar die zweitrangige siebenbürgische Samoschlinie und die den Stiolpaß überquerende Bistriza-Visso-Linie führen an der slowakischen Staatshälfte vorüber. Nur die polnisch-ungarischen Verbindungslinien durchqueren die ruthenische Kammer.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich, daß auch in geopolitischer Hinsicht die beiden Staatshälften wenig miteinander zu tun haben. Dem mit einigen inneren geopolitischen Kraftlinien ausgestatteten Westen steht ein kraftlinienarmer Osten gegenüber. Während jener von einer großen Zahl von Kraftlinien getroffen wird,

gehen sie an diesem fast ausnahmslos vorüber. Das Fehlen jeder großen, die beiden Staatshälften einenden Kraftlinie ist um so bedenklicher, als gerade ihre Berührungsstelle durch die denkbar stärksten fremdpolitischen Kräfte bedroht wird. Somit wird unsere bei der innerpolitischen Betrachtung gewonnene Überzeugung, daß die Tschechoslowakei ein geopolitisches Schwächefeld ersten Ranges ist, auch von der außenpolitischen Betrachtung her restlos bestätigt.

Diese große geopolitische Schwäche der Tschechoslowakei kann angesichts ihrer verhältnismäßig geringen Volkszahl (14 Mill.) und der Zusammensetzung ihrer Gesamtbevölkerung weder durch übertriebene Rüstungen noch durch gegen ihre Nachbarn gerichtete Bündnisse auf die Dauer ausgeglichen werden. Ergibt sich auch zunächst aus einer Zusammenarbeit mit Frankreich die Möglichkeit einer Abschnürung Süddeutschlands auf der Linie Eger—Saarbrücken oder im Bündnis mit Polen eine Gefährdung Schlesiens, so ist die Tschechoslowakei doch selbst in der steten Gefahr der Umklammerung ihres zur Hälfte von Deutschen bewohnten Hauptlandes. Größeren Schaden vermag sie dagegen Polen als schlechter Freund im Rücken zuzufügen, wie der russisch-polnische Krieg im Jahre 1920 bereits gezeigt hat. Angriffe auf die beiden südlichen Nachbarn, Österreich und Ungarn, sind wegen deren ungünstiger Grenzen und der Grenznähe lebenswichtiger Gebiete so lange eine große Gefahr, als diese Länder durch die Verträge von St. Germain an einer wirksamen Verteidigung im Gegenstoß gehindert sind. Fallen jedoch diese Beschränkungen, so dürfte es auch diesen schwachen Gegnern ebenso wie Polen nicht zu schwer sein, das wenig tiefe Gebiet der Tschechoslowakei zu durchstoßen und so seinen Zerfall einzuleiten. Nur ihrem letzten Nachbarn, Rumänien gegenüber, besitzt die Tschechoslowakei unleugbar strategische Vorteile. Sie kann leicht in den Mittelpunkt einer großen und wichtigen Provinz vordringen, die zudem noch durch hohe Gebirge von den übrigen Reichsteilen abgetrennt ist, während für Rumänien nur ihr äußerstes und strategisch wertlosestes Gebiet erreichbar ist.

Diese politisch-strategischen Möglichkeiten der Tschechoslowakei werden jedoch sofort vernichtet, sobald sie sich einem Bündnis zweier oder dreier ihrer Nachbarn gegenüber sieht. Dann wird sich ihre geringe Gebietstiefe und ein verhängnisvoller Zwang zur Zersplitterung ihrer Kräfte bemerkbar machen. Dieser kann auch dadurch kaum ausgeglichen werden, daß die Heeresmasse in der westlichen Reichshälfte zusammengezogen wird, wie die Pläne des tschechoslowakischen Generalstabes vorsehen. Der dann sichere Verlust der östlichen Reichshälfte wird nicht nur materiell, sondern auch moralisch sehr schwerwiegend sein und die Verkürzung der Front in der besonderen Lage der Tschechoslowakei die Widerstandsmöglichkeiten kaum stärken.

Durch die Versuchung, die endlich in der Möglichkeit der Umkehrung des Kraftgefälles in den geopolitischen Leitlinien liegt, werden die Gefahren der Lage der Tschechoslowakei noch erheblich vergrößert. Allzu leicht verleitet die geopoli-

tische Mittlerstellung des Landes Politiker geringerer Klugheit und Voraussicht dazu, die Möglichkeiten und Kräfte des eigenen Staatswesens zu überschätzen und aus der Mittlerstellung eine Schlüsselstellung machen zu wollen. Die Voraussetzungen für eine solche vermeintliche Großmachtpolitik sind nicht vorhanden. Sie ist von vornherein ebenso durch das Mißverhältnis zwischen den inneren und äußeren geopolitischen Kräften und Möglichkeiten wie durch die Gefahren ja Notwendigkeiten einer außenpolitischen Zersplitterung zum Scheitern verurteilt.

Ungeachtet aller dieser Umstände ist jedoch die geopolitische Lage der Tschechoslowakei nicht ohne Vorteile, wie es zunächst scheinen könnte. Wir durften eben auf eine gewisse Stärke ihrer strategischen Stellung in der Zusammenarbeit mit ihren weiteren Nachbarn hinweisen. Dazu fügt ihre Lage im Herzen Europas und ihre guten Verbindungen mit den umliegenden Meeren weitere erhebliche Vorzüge für eine geschickte Wirtschafts- und Kulturpolitik. Ferner kann das selbstgenügsame Industrie-Agrarland auf der Scheide zwischen dem wirtschaftlich entwickelten Westen und dem wirtschaftlich jungen Osten Europas, zwischen den Ländern des Nord-Ostsee-Raumes mit ihren bäuerlich-nordischen und des Mittelmeerraumes mit seinen städtisch-römischen Kulturgrundlagen sich mit Leichtigkeit die wertvollsten nächstgelegenen Absatzgebiete sichern und ebenso die eigenen Produktionsgrundlagen ohne Schwierigkeiten ergänzen und verbessern. Die Lage zwischen den wirtschaftlich wesentlichsten Großräumen Mitteleuropas macht den tschechoslowakischen Handel zum natürlichen Mittler zwischen den Volkswirtschaften der Nachbarn. Die Mannigfaltigkeit der Bevölkerung endlich und die symbolische Überbrückung der mittel-osteuropäischen Kulturgrenze durch das Staatsgebiet berufen die Tschechoslowakei zum vorurteilslosen und verständnisvollen Pfleger des europäischen Kulturaustausches und Kulturzusammenhanges.

Diese Möglichkeiten und Vorteile der wirtschafts- und kulturpolitischen Lage einerseits und die Schwächen und Gefahren der geopolitischen und strategischen Lage andererseits, schreiben der Tschechoslowakei die Gesetze ihres politischen Handelns mit seltener Zwangsläufigkeit vor. Sie muß sich im Innern aller Handlungen enthalten, die die Abwehr ihrer Volksgruppen hervorrufen und so die Staatsgemeinschaft zu stören geeignet sind. Im Interesse des Ganzen muß sie ihnen vielmehr die größtmögliche Freiheit in der Entwicklung ihres völkisch-kulturellen Lebens gewähren und die Volkstumsgrenzen als Grenzen des völkischen Lebensraumes achten und schützen. Nur wenn die tschechoslowakische Innenpolitik eine Politik der völkischen Sicherung, des völkischen Friedens, der Gerechtigkeit und Versöhnung ist, kann aus der unnatürlichen Zwangsgemeinschaft von St. Germain vielleicht eine wahre Staatsgemeinschaft der verschiedenen Volksgruppen werden, zu deren Verwirklichung und Erhaltung jedes Volk gleichberechtigt seinen Anteil entsprechend seiner Zahl und Bedeutung beiträgt.

Von diesen Grundlinien einer sinnvollen tschechoslowakischen Innenpolitik unter-

scheiden sich die der notwendig gegebenen Außenpolitik kaum. Es gilt hier, sich jeder Drohung und Angriffe gegen die Nachbarn zu enthalten und in jedem Konfliktsfalle der Nachbarn grundsätzlich völlige Neutralität zu wahren. Ferner muß die Tschechoslowakei durch weitgehendes Entgegenkommen in den freundnachbarlichen Beziehungen, durch Enthaltung von allen Bündnissen gleich welcher Art, allmählich eine Atmosphäre des Vertrauens und des gegenseitigen Verstehens schaffen und jede Handlung unterlassen, die geeignet ist, Zweifel an ihrem friedlichen Wollen hervorzurufen. Nur wenn es ihr so gelingt, ihre Völker und Nachbarn bald mit der Gründung des neuen Staates zu versöhnen und von der Notwendigkeit seines Daseins zu überzeugen, wird sie die vom Völkerbund gestellte Aufgabe „eine Art höherer Schweiz zu sein" erfüllen und ein Bollwerk des Friedens im Herzen Europas werden können.

F. Meissner-Hohenmeiss:
Die Volkspolitik der Tschechen im Kartenbild

I. Geschichtsdeutung durch Karten

Die älteste Karte von Böhmen, entworfen von dem tschechischen Arzt und Buchdrucker Mikulaß Klaudian im Jahre 1518, weist bereits eine Zeichengebung auf, durch welche die Städte der Utraquisten von denen der Katholiken unterschieden werden. Die Karte ist so ein Nachhall der Hussitenkriege, deren Einsatz wohl zuerst die Kirchenreform, sodann aber Geltung und Besitz des Deutschtums im böhmischen Königreich der Luxemburger gewesen ist.

Der Gegensatz zwischen Tschechen und Deutschen in den Sudetenländern im 19. Jahrhundert, der Kampf der Tschechen um die Vormacht, der sich bald zu einem Kampf um den Raum entwickelte, hat auf tschechischer Seite verhältnismäßig früh seinen kartenmäßigen Ausdruck gefunden. Die slawische Karte (Slovanský Zeměvid) P. J. Šafařiks erschien in Prag 1842 als Beilage zu dessen slawischer Ethnographie (Slovanské Narodopis). Sie ist eine Äußerung des Panslawismus in der Sprache wissenschaftlicher Feststellungen. Panslawismus ist die Frühform des erwachenden tschechischen Nationalgefühls im 19. Jahrhundert, bevor ein tschechisches Sonderbewußtsein realpolitische Forderungen und Ziele aufstellte. Das völkische Erwachen der am weitesten in den deutschen Volksboden hineinragenden slawischen Nation wurde wunderbar gefördert durch die Vorstellung des Zusammenhanges aller slawischen Völker, ihrer kulturellen und politischen Wechselseitigkeit im ungeheuren Raum Osteuropas. Diesen Raum vom Peloponnes bis zur Halbinsel Kola, von Taus in Westböhmen bis zum Ural füllt auf Šafařiks Karte die grüne Signatur der slawischen Völker. Ein zartes Liniennetz sondert die verschiedenen Sprachstämme des slawischen Raumes. Sprachliche

Mischgebiete, wie die Lausitz und Westpreußen, werden einheitlich slawisch dargestellt, gröbere Fehler, wie die Einbeziehung der Rumänen als Valachové in die Slawenwelt, die falschen Sprachgrenzen in Schlesien fördern den einheitlichen und mächtigen Eindruck. Diese Karte hat Geschichte machen helfen, ihre Wirkung auf die slawischen Zeitgenossen war höchst bedeutend. Die Anschauung weckte das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit weit stärker als jede geschichtliche oder politische Ableitung.

Übte Šafařik auf volkspolitischem Gebiet den nachhaltigsten Einfluß weit über seine Zeit hinaus, so trat bald ein neues Anschauungsmaterial in den Dienst des tschechischen Nationalgedankens: Die geschichtliche Karte. Das panslawistische Wunschbild politischer Selbständigkeit der Tschechen innerhalb eines Bundes der slawischen Völker oder verbunden mit Rußland, der slawischen Vormacht, blieb unerfüllt. Im Jahre 1848 widerstand die österreichische Monarchie den auflösenden Kräften. Eine Freiheitsbewegung auf naturrechtlicher Grundlage war damit unmöglich geworden. So strebte die tschechische Führung vereint mit dem böhmischen Hochadel nach dem Wiederaufleben der staatlichen Selbständigkeit der Länder der böhmischen Krone: Böhmens, Mährens und Schlesiens. Die Forderung nach Selbständigkeit im Rahmen der Monarchie, auf radikaler Seite nach reiner Personalunion, nahm nach Erfüllung der madjarischen Unabhängigkeitswünsche im Jahre 1867 an Heftigkeit zu. Ein ähnlicher Umbau im Sudetenraum hätte das zahlenmäßig unterlegene, wirtschaftlich und geistig führende Sudetendeutschtum unter die politische Herrschaft der Tschechen gebracht. Diese zäh verfochtenen Forderungen mußten einen stärkeren Eindruck machen, wenn durch kartenmäßige Darstellung der Bestand einer selbständigen tschechischen Staatlichkeit seit frühester Zeit aufgezeigt werden konnte. Nun war das großmährische Reich des 9. Jahrhunderts keineswegs das genau begrenzte, straffnationalstaatliche Machtgebilde, von dem eine befangene Geschichtsschreibung den 1000jährigen ununterbrochenen Bestand des tschechoslowakischen Staates ableitet[1]). Die geschichtliche Karte sagt nichts darüber aus, daß bayrische Bischöfe, karolingische Grafen und Amtsleute innerhalb dieses Gebietes teils geistliche, teils weltliche Macht ausübten. Wenn eine andere Karte[2]) um 973 den Herrschaftsbereich des böhmischen Fürsten den Karpatenbogen entlang bis über Lemberg hinaus erstrecken läßt, so verschweigt sie dabei, daß Boleslaus II die Herrschaft in Böhmen selbst mit dem Geschlecht der Slawnikinger teilen mußte. Die Verwendung der gleichen Darstellungsmittel hebt das Kartenbild des mittelalterlichen Territoriums auf die Ebene des modernen Staates, mit dessen grenzmäßiger Geschlossenheit

1) Für die Wandlung des geschichtlich-romantischen Gedankens des böhmischen Staatsrechtes in den politischen Zweckbegriff des „tschechischen" Staatrechtes siehe Hugo Hassinger, Die Tschechoslowakei 1925, S. 327ff.

2) Karte 1 in: Tři historické mapy k dějinám českým von Dr. Josef Kalousek, Prag 1885.

und Festigkeit im Aufbau — zu schweigen von dem gänzlich verschiedenen politischen Bewußtsein — die Verhältnisse von damals keinen Vergleich zulassen. „Denn wir haben es hier (scil. im Mittelalter) mit einem Staat zu tun, der sich offen unfähig bekennen muß, von sich, d. h. vom König aus, Ordnung und Recht zu organisieren, der im zweifelhaftesten Verhältnis zu seinen großen, mittleren und kleinen Einzelelementen lebt, der nur durch seine Wirkungslosigkeit beisammen bleibt und allenfalls noch durch Mithilfe und auf Verlangen der Kirche...[1])" So widerspricht auch die lineare Darstellung der Grenzen des alten böhmischen Territoriums den geschichtlich verbürgten Zuständen. Im frühen Mittelalter stellten die bewaldeten Randgebiete Böhmens eine 20—30 km breite Grenzzone dar, eine Art Niemandsland, das erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts zu einer linearen Hoheitsgrenze zusammenschrumpfte[2]).

Angesichts dieser kartenmäßig nicht leicht darstellbaren Verhältnisse fällt es auf, daß die tschechischen Karten die geschichtliche Grenze unbekümmert dem Zuge des Böhmerwaldes entlang führen, wo diese doch durch die urkundlichen Quellen bis ins späte 13. Jahrhundert tiefer im Lande längs des Oberlaufes der Moldau belegt ist.

Diese geschichtlichen Karten sind das rationale Gegenstück zu dem seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts emporwachsenden staatsrechtlichen Schrifttum. Durch Bild wie durch Wort wird das politische Zukunftsprogramm der Tschechen in Vergangenheitsform dargestellt. Geschichte dient als Spiegel für die Wünsche einer unbefriedigenden Gegenwart. Die Technik, vergangene Zustände so darzustellen, daß sie nicht als Bericht voraussetzungsloser Wissenschaft, sondern als Denkform für aktuelle politische Ziele verwertet werden, bleibt nicht auf die eben geschilderten Fälle beschränkt. Seitdem Herders Auffassung der europäischen Frühgeschichte den Slawen erlaubt, sich selbst die Rolle der durch teutonische Barbarei mißhandelten Taubennatur zuzuweisen, wird jede Geschichtsdarstellung der Tschechen zur Projektion ihres Spiegelgefühls (Ressentiments) gegenüber dem Deutschtum in die Vergangenheit. Aus dem so geschaffenen Bild der Vergangenheit werden dann unverzüglich die Forderungen von heute und morgen abgeleitet. Für diese Arbeitsweise gibt es auf dem Gebiet der Kartenherstellung kaum einen besseren Beleg als die „Karte der Verdeutschung der Länder der böhmischen Krone" (Mapa poněmčování zemí koruny české) von Professor Jan Kapras, dem tschechischen Rechtshistoriker[3]). Sie verdient durchaus die Bezeichnung suggestive Karte[4]). Schon der Zweck, für den sie geschaffen

1) Jacob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, Kröner, S. 130.

2) Dr. Hans Hirsch, Zur Entwicklung der böhmisch-österreichischen-deutschen Grenze. Jahrbuch VGDB. Jg. I, 1926, S. 7ff.

3) Prag 1919, Verlag Unie, vergriffen. Maßstab 1 : 600000, zweifarbig. Unsere einfarbige Wiedergabe führt der besseren Übersicht und Verständlichkeit halber die historischen deutschen Ortsnamen an.

4) Karl Haushofer in: Bausteine zur Geopolitik S. 343ff.

wurde, macht sie einer Beachtung wert[1]), haben doch alle Papiere, welche durch die tschechische Regierung im Jahre 1919 der Pariser Konferenz vorgelegt wurden, berechtigte Aufmerksamkeit erregt, — soweit sie eben später das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben.

Die Karte zeigt die Grenzen Böhmens, Mährens und Schlesiens gegenüber dem Deutschen Reich und Österreich, wie sie im Frühjahr 1919 vor der Durchführung der Pariser Vorortsverträge bestanden. Strichlinien bringen an drei Stellen unter dem Titel „historische Grenzen" Gebietsforderungen des neuen Staates zum Ausdruck: Den Kessel von Glatz, dessen Angliederung abgelehnt wurde, das Gebiet von Leobschütz-Hultschin, wo die tschechischen Wünsche zum Teil erfüllt wurden, ebenso wie in dem Abschnitt von Weitra—Gmünd in Niederösterreich.

Ein englischer Diplomat, der an den Verhandlungen teilnahm, stellt in seinem Rückblick fest, daß die tschechischen Vertreter, an deren Spitze der gegenwärtige Staatspräsident Dr. Edvard Beneš stand, zu Anfang der Beratungen viel weitergehende Gebietsforderungen gestellt haben[2]). In unserer Karte kommen diese Forderungen nicht mehr zum Ausdruck, sie dürfte Ende Februar 1919 fertiggestellt und vorgelegt worden sein.

Neben dem Versuch, den Begriff der „historischen Grenzen" zur Angliederung fremdstaatlichen Gebietes zu verwerten, ist diese Karte vornehmlich der Niederschlag des Willens, die 3 500 000 Sudetendeutschen in den tschechischen Staat einzugliedern, entgegen dem damals noch jugendfrischen Grundsatz vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Wort und Zeichnung sind daher darauf abgestellt, den wohlerworbenen sprachlichen und völkischen Besitzstand der Sudetendeutschen als erschlichen darzustellen, die Tatsache eines zusammenhängenden deutschen Siedlungsgebietes zu leugnen. Zu diesem Zweck verkleinert Kapras in dem Textblatt die Kulturarbeit der Deutschen in Böhmen zu einer Siedlung deutscher Bauern, welche unter dem Einfluß der „deutschen Mode" des Hofes, des Adels wie der Geistlichkeit, zur Entstehung „deutscher Städte und Ortschaften der deutschen Bauern, und zwar meist in den Grenzbergen, weniger im Innern des Landes" führte. Man denke: In das Land gerufene Bauern des Mittelalters verwandeln sich in Städtegründer.

Es ist hier nicht der Platz, auf das Siedlungs- und Kolonisationsproblem ein-

1) Anmerkung am Fuße des eingehefteten Textblattes: „Die erste Ausgabe der Karte der verdeutschten Gebiete der böhmischen Krone erschien im Verlage des Präsidiums des tschechoslowakischen Ministerrates für den Gebrauch des Pariser Friedenskongresses. — Die Karte selbst beschränkt sich auf Böhmen, Mähren, Tschechisch-Schlesien mit dem angrenzenden Glatzer Land, Hultschin (preußisches Oppagebiet), das Weitraer Gebiet und das Marchfeld, weil die übrigen verdeutschten Gebiete des böhmischen Staates (Lausitz und Preußisch-Schlesien) heute für den tschechischen Staat keine praktische Bedeutung besitzen."

2) Eingliederung der Lausitz in die Tschechoslowakei, unmittelbare Verbindung mit Jugoslawien durch einen Korridor über ungarisches und österreichisches Gebiet. Siehe Harold Nicolson, Peacemaking 1919, London 1933, S. 252, 273.

zugehen[1]). Es sei nur folgendes festgehalten: Die immer engere Verbindung Böhmens mit dem deutschen Westen hat das Land vom Tributärstaat des Römischen Reiches zu dessen Lehensstaat, schließlich zum Kurfürstentum und nach dem mißglückten Versuch Přemysl Ottokars II. zum Kern der Hausmacht des Deutschen Kaisers unter den Luxemburgern aufsteigen lassen. Diese Entwicklung allein hätte genügt, um das seit dem Ende des 11. Jahrhunderts in Gemeinden unter königlichem Freibrief siedelnde Deutschtum an Zahl und Bedeutung wachsen zu lassen. Die durch die Sprachwissenschaft sichergestellten Reste der germanischen Bevölkerung vor der slawischen Einwanderung seien dabei nicht in Betracht gezogen[2]). Zu dieser geschichtlichen Entwicklung tritt die Westost-Bewegung der deutschen Kolonisation, die das Land dank seiner Eingliederung in den christlichen Kulturkreis und in den Verband des Reiches nicht mehr ganz erfüllen konnte, wohl aber nahezu umschloß[3]). Die von den Landesfürsten verständnisvoll geförderte segensreiche Friedensarbeit des deutschen Bauern, Handwerkers und Bergmannes führte zu einer Wiedergewinnung von einem Drittel des Landes für das Deutschtum. Im Jahre 1334 berichtet der Chronist von Königssaal, daß das Deutsche in fast allen Städten des Landes und bei Hofe gebräuchlicher sei als das Tschechische.

Die Karte verzichtet darauf, diesen Zustand vor den Hussitenkriegen darzustellen. Mit gutem Grund. Sie hätte zeigen müssen, daß die blühenden deutschen Pflanzstädte nicht etwa in den Grenzbergen erstanden waren, sondern im ganzen Land, auch in dem heute tschechischen Gebiet. Von Eule über Kuttenberg und Deutschbrod nach Iglau zog sich die Reihe der deutschen Bergmannsgründungen. Die deutsche Gemeinde Prags hat 1080 einen Freibrief erhalten, der ihr die volle Selbstverwaltung sicherte — und die Torwache der Burg im Kriegsfall, eine Aufgabe, die nicht Bodenständigen kaum zugefallen sein dürfte. Der Umfang des damaligen deutschen Siedlungsgebietes ist angesichts des Mangels unmittelbarer Angaben nicht ohne weiteres festzustellen. Die Untersuchung der bis 1300 urkundlich belegten deutschen Ortsnamen sowie der eingedeutschten, ehemals tschechischen, führte zu dem Ergebnis, daß die heutige Sprachgrenze in großen Zügen schon um 1300 vorgebildet war[4]).

Dem Zweck der Karte hätte es aber nicht entsprochen, diesen Umfang des deutschen Siedlungswerkes in Böhmen festzuhalten. Um deutsche Eroberungssucht auf-

1) Übersicht bei Hassinger, a. a. O. S. 193ff. Einzeldarstellungen: A. Zycha, Über den Ursprung der Städte in Böhmen, Prag 1914. W. Wostry, Das Kolonisationsproblem. MVGDB. 60, 1922, S. 1ff.

2) Siehe hierzu: Erich Gierach, Altdeutsche Namen in den Sudetenländern, 1922. Erich Gierach, Germanen am Eschengebirge, 1923. Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, 1931.

3) Hierüber dauernd Gültiges in knappster Form: Josef Nadler, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes, 1934, S. 114ff.

4) Schwarz, a. a. O. S. 282ff., besonders S. 365ff. Die Bedeutung dieser Untersuchungen für die Siedlungsgeschichte kann nicht genug hervorgehoben werden.

zeigen zu können, wird von der Hussitenepoche ausgegangen: Innerböhmens Deutschtum ist ausgemordet oder vertrieben, das Land besetzt von taboritischen Heerhaufen bis auf wenige Orte, darunter Eger. Diese weitestgehende politische und militärische Überschichtung der Sudetendeutschen durch die Tschechen wird volkspolitisch umgedeutet, und nur das wird als deutsch anerkannt, was nicht in diesen zwei Jahrzehnten von den Taboriten zerstört und niedergehalten worden war. So ist es ein leichtes, das allmähliche Auftauchen des Deutschtums aus der tschechischen Flut, die Erholung nach dem taboritischen Terror — um nicht zu sagen Bolschewismus — als eine Eroberung bisher tschechischen Bodens hinzustellen. Zu auffällig wird aber dieses Manöver durchgeführt! Schon der Kammstreifen des Erzgebirges ist als Ausgangsstellung der „Verdeutschung" im 15. Jahrhundert undenkbar, die Besiedlung setzt erst mit der Blüte des Bergbaues im 16. Jahrhundert ein. Unhaltbar ist die Vorstellung einer fortschreitenden Verdeutschung in breiten Zonen mit geradlinigen Fronten. Dem unkundigen Betrachter mögen solche Gebilde wohl den Eindruck eines planmäßigen, fast militärischen Vorrückens gegen das tschechische Zentrum machen — und solche Eindrücke mochten wohl bezweckt worden sein. Hier wird — wie bei manchen Sätzen des Textblattes — die geistige Gemeinsamkeit mit dem sattsam bekannten Memoire III offenbar, es klingen die Worte aus diesem Schriftstück an: „Die Deutschen haben sich in Böhmen künstlich festgesetzt als Kolonisten oder als Beamte und Bürokraten, als gelehriges Element einer gewalttätigen Germanisation"[1]). Der Begriff einer Sprachgrenze, die zwei verschiedenvölkische Bestände klar durch eine Linie sondert, ist erst ein Ergebnis des 19. Jahrhunderts, als erwachender Nationalismus und allgemeine Schulbildung die Entmischung in Sprache und Volksbewußtsein gefördert haben. Die vorhergehenden Jahrhunderte kannten ausgebreitete Mischzonen mit durcheinandergewürfelten Siedelungen beider Völker. In Innerböhmen sind diese Gebiete schon im 15. Jahrhundert „vereinheitlicht" worden, dagegen haben sich in dem Inseldeutschtum des vom Hussitismus weniger berührten Mährens Restformen eines früheren Nebeneinanders deutscher und tschechischer Siedelungen erhalten, soweit diese Inseln nicht Reste einer geschlossenen Decke deutschen Volkstums darstellen.. Die Klarstellung der völkischen Lagebeziehungen in früheren Jahrhunderten bedarf mühsamster Kleinarbeit von Ort zu Ort, soweit die Grundlagen nicht verschüttet sind. In diesem Punkt soll über das hastig hergestellte Blatt aus dem Jahre 1919 nicht geurteilt werden. Es ist aber eine Entstellung der Tatsachen: Wenn Prachatitz, die von den Hussiten zweimal überfallene deutsche Stadt, im 19. (!) Jahrhundert verdeutscht sein soll, wenn das gleiche für die alte Bergbausiedelung Mies, für

1) Hassinger, a. a. O. S. 594, Text und Erläuterungen S. 582ff., über das Memoire III selbst S. 324ff. Über andere Denkschriften der Tschechen an die Pariser Konferenz siehe Süddeutsche Monatshefte Jg. 22, Heft 7, S. 8ff.

Hohenelbe gilt, wenn Saaz, für dessen Deutschtum gerade in der Hussitenzeit genügend Beweise vorliegen, bis ins 17. Jahrhundert tschechisch gewesen sein soll, wenn dasselbe von Hohenfurt, der Gründung deutscher Zisterzienser im 13. Jahrhundert, behauptet wird. Es ist daher auch kein Wunder, daß die seit dem 11. Jahrhundert in Prag bezeugte deutsche Gemeinde auf der Karte „vergessen" wird. Diese Auslese könnte beliebig fortgesetzt werden. Es wirkt fast wie ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit, wenn sich der Schöpfer dieser — einseitigen Darstellung im Schlußsatz seines Textblattes sozusagen selbst widerlegt: „Als in dem neuen tschechischen Staat der Druck auf die Nationalitäten aufhörte (??), zeigte es sich, daß es tatsächlich in den böhmischen Ländern kein Gebiet deutschen Charakters gibt, sondern daß hier nur neben einem ganzheitlichen tschechischen Kern einige gemischte tschechisch-deutsche Streifen und Inseln vorhanden sind[1])."

Wozu also die Plage mit Schrift und Zeichnung, wenn sich das „verdeutschte" Gebiet ohnedies als „Mischgebiet" herausstellt? Diese Frage ist beantwortet, wenn man sich vorstellt, das die Karte teils für einen hervorragend sachunkundigen Kreis — die Staatsmänner der Entente in Paris —, teils für einen gefühlsmäßig voreingenommenen — die tschechische Öffentlichkeit — bestimmt war. Die Bezeichnung des sudetendeutschen Gebietes als tschechisch-deutsches Mischgebiet geht an Kühnheit noch über den Versuch des Memoires III hinaus, die österreichische Volkszählung von 1910 als Fälschung und die Zahl der Deutschen in Böhmen um 800 000 bis 1 000 000 zu hoch hinzustellen. Den Beweis für ihre Behauptungen blieben beide Veröffentlichungen schuldig. Wir wollen das heute nachtragen.

Nach der Volkszählung von 1930 umfaßt das Gebiet der Gemeinden mit deutscher Mehrheit in den Sudetenländern (Böhmen, Mähren, Schlesien) 26 161 km² mit 3 187 048 Einwohnern[2]).

Darunter sind: 2 757 272 Deutsche tschechoslowakischer Staatsangehörigkeit;
352 293 Tschechen;
68 329 Ausländer, ganz überwiegend deutscher Volkszugehörigkeit;
9 154 Staatsangehörige verschiedener Nationalität.

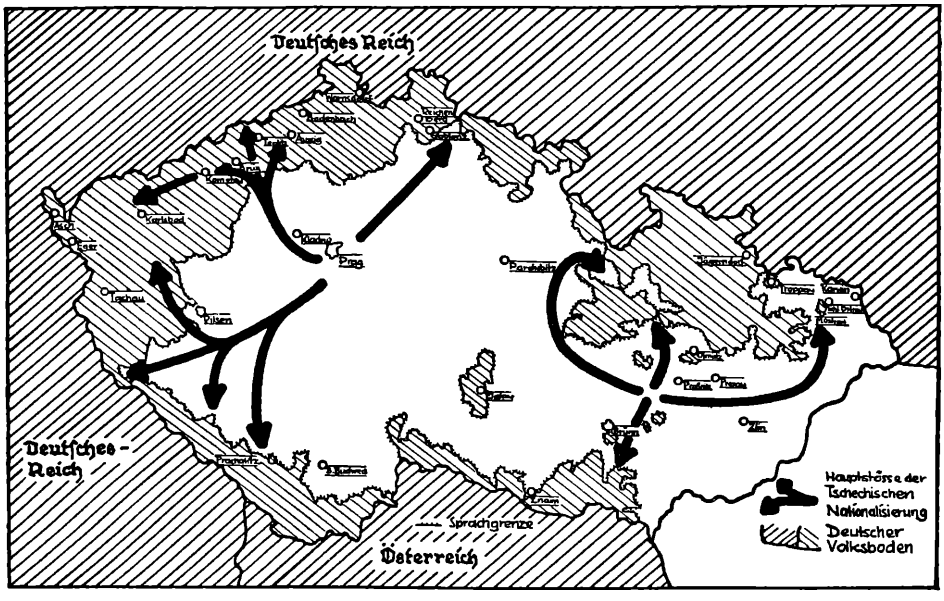
Die Tschechen stellten 1930 also 11 v. H. der Bewohner des deutschen Mehrheitsgebietes in den Sudetenländern und dies nach elf Jahren handgreiflichster Tschechisierung. Die Deutschen machen 89 v. H. aus, wenn wir Reichsdeutsche und Österreicher hinzurechnen. Von den 7 308 900 Tschechen in den Sudetenländern siedelten im deutschen Mehrheitsgebiet gerade 4,82 v. H. So sieht das Märchen vom Mischgebiet in Wirklichkeit aus. Dabei können die Ergebnisse der Volkszählungen in der Tschechoslowakei hinsichtlich der Deutschen nur unter Vorbehalt ausgewertet werden[3]).

1) Fragezeichen und Unterstreichung von uns.

2) Erwin Winkler, Das sudetendeutsche Siedlungsgebiet, in: Sudetendeutsche Selbstverwaltung, Prag 1936, F. 12, S. 90 ff.

3) Kritik der Volkszählung von 1921 durch Professor Wilhelm Winkler: Deutsches statistisches

Unbekümmert um geschichtliche und statistische Tatsachen sind die Worte „verdeutschtes" und „gemischtes" Gebiet als Grundbegriffe in das politische Bewußtsein des tschechischen Volkes eingegangen, sie werden in der Sprache des Alltags, der Presse, der Politik unbefangen nebeneinander verwendet. Hatte die Idee des böhmischen Staatsrechtes der tschechischen Auflehnung gegen das alte Österreich einen geschichtlichen Hintergrund und ein unabnützbares Propagandamittel geschenkt, so ist die in den beiden Begriffen verkörperte Geschichtslüge ein unentbehrlicher Behelf für den Kampf der tschechischen Mehrheit gegen die deutsche



Stoßrichtungen des tschechischen Angriffes gegen das deutsche Siedlungsgebiet
(Nach Dr. Karl Viererbl: Tschechoslowakische Grenzpolitik, Reichsplanung, 2. Jahrgang, Heft 1, S. 3)

Volksgruppe: Sie entwertet die deutsche Leistung, entzieht ihr den Boden im Sinne des Wortes, gleichzeitig täuscht sie dem tschechischen Willen zur Macht und zum Raum eine geschichtliche Berechtigung vor. Das Bild dieser Karte steht vor dem Raumdenken des politisch bewußten Tschechen, der überwältigenden Mehrheit des

Zentralblatt 1921, Folgen 1 und 5/6. Statistische Minderheitenrundschau I, Wien 1925, S. 24ff., 100ff. Statistisches Handbuch des gesamten Deutschtums 1927, S. 75ff., 139ff., 565ff. Die rechnerische Überprüfung der Volkszählung von 1930 ist nicht mehr in gleichem Umfang durchführbar, weil die wichtigste Grundlage dazu, die Tabellen zur Altergliederung der Schuljugend, seit 1928 — sozusagen vorsorglich — nicht mehr veröffentlicht werden. Der Vergleich mit den Ziffern der Wahlen von 1935 ergibt im Einzelfall jedoch verblüffende Ergebnisse: Im Bezirk Hultschin weist die Zählung 4008 Deutsche, einen Anteil von 7,5 v. H., aus. Die Wahlen vom 19. Mai 1935 ergaben 15078 deutsche Stimmen, die auf Grund der Wahlbeteiligung einen Bevölkerungsanteil der Deutschen von 69,5 v. H. ergeben!

ganzen Volkes. Immer stärker strömt in die Raumvorstellung, in das Raumdenken, der Wunsch ein, das Ergebnis vermeintlicher Übergriffe des Deutschtums zu beseitigen und das deutsche Siedlungsgebiet auf die „ideale" Grenze des 15. Jahrhunderts zurückzudrängen[1]). Mit dem Erstarken des Dritten Reiches ist dieser Wunsch nicht schwächer, sondern stärker geworden, gefördert durch die Stütze des franko-sowjetrussischen Vertrages. Es ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, ein Widerspruch zu den gelegentlichen, recht allgemeinen Bekundungen eines Willens zur Lösung der deutschen Frage, wenn die Worte verdeutschtes und gemischtes Gebiet auch in den Amtsgebrauch übergehen. Eine Ausfertigung des Obergerichtes zu Prag vom 11. Oktober 1936 verwendet den Ausdruck „zněmčení území" — verdeutschtes Gebiet[2]).

II. Die nationale Landesplanung der Tschechen

Wie die Ursache zur Wirkung, so verhält sich die Karte der verdeutschten Gebiete zu den seit 1934 erscheinenden Jednota-Karten[3]). Eine auffallende Überschrift über die Breite des Blattes hinweg kennzeichnet die Arbeit, von der die Herausgabe der Karten ein Teil ist:

„Mit jeder den Schutzverbänden gewidmeten Krone können Sie das Bild dieser Karte abändern!" (Každou korunou, věnovanou obranným jednotám, mužete tuto mapu změniti!) Bei den letzten Auflagen hat man dieses offenherzige Bekenntnis weggelassen. Der deutschen Öffentlichkeit sind diese Karten anläßlich eines Berichtes über die tschechische Geographentagung im Jahre 1935 bekanntgeworden[4]). Vielleicht geht der Berichterstatter etwas zu weit, wenn er die tschechische geographische Wissenschaft für die Herausgabe der Karte unmittelbar verantwortlich macht. Abgesehen davon, daß diese Karten von der an sich nicht einwandfreien tschechoslowakischen Volkszählung ausgehen, — ihr Bild haben nicht wissenschaftliche Ziele gestaltet, sondern die Bedürfnisse der Tschechisierungsarbeit. Diese verfügt nunmehr über einen wirklich brauchbaren Behelf zur Planung des nationalen Angriffs.

In einer Hinsicht hat die wissenschaftliche Geographie allerdings der Entstehung der Karte vorgearbeitet. Professor V. Dvorský, Beirat der tschechischen Regierung

---

1) „Das Schlagwort von der Germanisierung des Landes läßt nur die Aspirationen der Tschechen erkennen, deutsches und gemischtsprachiges Gebiet zu tschechisieren, Aspirationen, die sittlich nicht zu rechtfertigen sind." Dr. Emanuel Rádl, Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen 1928 (Deutsche Ausgabe), S. 173. Die freimütigen Ausführungen des Professors der Philosophie an der tschechischen Universität in Prag sind das Zeugnis sittlicher Auffassungen und eines hohen Verantwortungsbewußtseins. Demgemäß ist ihr Einfluß auf das Verhalten der Tschechen gegenüber den Sudetendeutschen beklagenswert gering.

2) Sudetendeutsche Pressebriefe, Prag, II. Jahrgang, F. 287, 11. Dezember 1936.

3) Jednota=Verein. Die tschechischen Schutzvereine führen den Namen nach ihren Arbeitsgebieten; Národni jednota severoceská = Nordböhmischer Volksverein.

4) Geographische Zeitschrift 1936, Bd. 42, Heft 1, S. 26.

auf der Pariser Konferenz 1919, hat in seiner Arbeit „Die Grundlagen der politischen Geographie und der tschechoslowakische Staat" die Ziele einer tschechisch-nationalen Landesplanung ohne Umschweife ausgesprochen:

„Die Nationalisierung der Bergwerke, Wälder und Wasserkräfte und die Entwindung der Unternehmungen aus fremder Beherrschung kann niemals aus unserem politischen Programm herausgenommen werden ... Die innere Kolonisation (im deutschen Gebiet) ist selbstverständlich. Selbst die Unterbringung der Beamten- und Angestelltenschaft, die Aufteilung der Garnisonen, die Errichtung der Kommunikationen in bestimmter Richtung und der Einfluß auf die Entstehung der Transport- und Verwaltungsmittelpunkte sind Werke der Kolonisation. Das tatsächliche Ziel der staatlichen Organisation, einen bestimmten Teil der Erdoberfläche (Staatsgebiet) für die Bedürfnisse einer Volksgruppe (Staatsnation) zu gewinnen, läßt sich nicht anders erreichen, als durch Verteilung dieser Volksgruppe auf das ganze Staatsgebiet[1])."

Nationalisierung bedeutet hier nicht Verstaatlichung, sondern Übergang aus deutschem Besitz in tschechischen. Aber auch die Verstaatlichung würde sich nicht anders auswirken, wie die Verstaatlichung der großen Privatbahnen erwiesen hat und wie die Personalpolitik der staatlichen Gruben in Nordwestböhmen erweist, die zu den stärksten Förderern der tschechischen Verdrängungspolitik gehören.

Der Leitgedanke des angesehenen akademischen Lehrers V. Dvorský, daß sich die tschechische Staatsnation mit allen Mitteln die volle Beherrschung des Raumes im Staate sichern müsse, dieser nackte binnenstaatliche Imperialismus ist auch die Triebfeder der Arbeit der tschechischen Schutzvereine.

Mit dem sudetendeutschen Raum befassen sich die folgenden bisher erschienenen Karten:

West- und Südböhmen: Národnostní mapa západních a jižních Čech. Herausgegeben von der Národní jednota in Pilsen, 1934.

Nord- und Ostböhmen: Národnostní mapa severních a východních Čech. Herausgegeben von dem tschechischen Museum in Saaz, 1935.

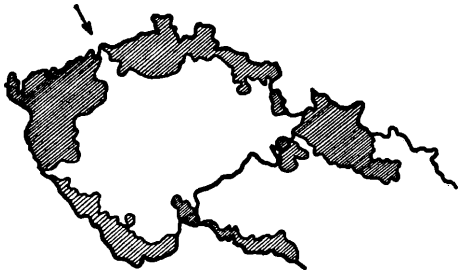
Nordmähren und Schlesien: Národnostní mapa severní Moravy. Herausgegeben von der Národní jednota pro východní Moravu in Olmütz, 1935.

Eine Karte für Südmähren wird von der Národní jednota in Brünn vorbereitet. Maßstab der Hauptkarten 1:300 000, Nebenkarten 1:150 000.

Zweck und Ausrichtung der Karten ergeben sich schon aus dem Farbenschlüssel, der den Anteil von Tschechen und Deutschen sinnfällig machen soll. Das tschechische Gebiet und die Gemeinden mit deutscher Minderheit, bis 50 v. H. Deutsche, sind weiß. Deutsche Minderheiten an der Sprachgrenze oder als Inseln im tschechischen Gebiet werden als Stellungen angesehen, die der Deutsche im Laufe der Zeit ohnedies völlig preisgeben muß, die daher keine besondere Aufmerksamkeit benötigen. Gelb bezeichnet das halbwegs sturmreife Gebiet mit 50—80 v. H. Deutschen, in dem die Anfangsarbeiten der tschechischen Kolonisation (Schulgrün-

1) Základy politické geographie a československý stát, Prag 1925, S. 87. Das Werk verdient eine Übertragung ins Deutsche! Weitere Belegstellen: Hassinger, a. a. O. S. 448ff. Gustav Peters, Der neue Herr von Böhmen 1927, S. 52ff.

dungen, Beamtenversetzungen, Bodenreform) ihre Früchte getragen haben und wo nur mehr zusätzliche Arbeit zu leisten ist. Verschiedenartige Unterstreichung der Ortsnamen ermöglicht eine Unterteilung von 10 zu 10 v. H. Grün ist das Gebiet mit 80—90 v. H. Deutschen. Blau kennzeichnet den Abschnitt harter Anfangsarbeit mit 90—100 v. H. Deutschen. Da hier jeder Einsatz besonders abgewogen werden muß, zeigt die Unterstreichung der Ortsnamen den Anteil der Deutschen innerhalb dieser Spanne genau an. Eine übersichtliche Ordnung wohldurchdachter Schlüsselzeichen gibt die Zahl der tschechischen Kindergärten, Volks- und Bürgerschulen nach dem Stand von Ende 1934 an, die nordmährische Karte zeigt überdies auch die deutschen Anstalten. So können die für den betreffenden Ort oder Bezirk jeweils verantwortlichen Amtswalter der tschechischen Volksvereine mit einem Blick übersehen, wo der Hebel anzusetzen ist. Es sind analytische Karten, die gewissermaßen die Härte des Bodens klassifizieren, auf dem sich die Arbeit der Verbände abspielt. Die allgemeine Einstellung spricht durch ein Sinnbild: Auf dem Umschlag der Karte für Nordböhmen ist die mit allen Mitteln angestrebte Sprengung des zusammenhängenden Sprachgebietes zwischen Eger und Reichenberg als bereits verwirklicht dargestellt.

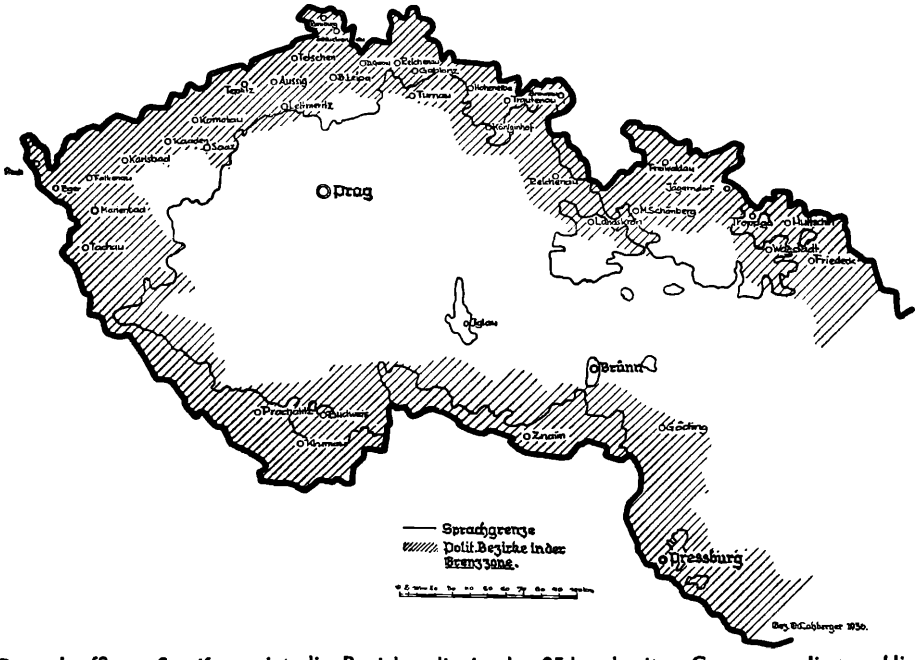


Diese Skizze auf dem Umschlag der Jednotakarte für Nordostböhmen verkündet das angestrebte Ziel: Die Zerreißung des zusammenhängenden sudetendeutschen Sprachgebiets

Jedes Urteil über das Kartenwerk bleibt unvollständig ohne eine Darstellung der tschechischen Volkstumsarbeit[1]), ihrer Träger, deren Eingliederung in Volksleben und Staat. Das kann in dem Rahmen dieses Aufsatzes nicht geleistet werden. Es sei nur kurz auf folgende Zusammenhänge hingewiesen: Die im letzten Fünftel des 19. Jahrhunderts gegründeten Schutzvereine für die verschiedenen Gebiete sowie der tschechische Schulverein haben seit 1919 ihre Tätigkeit nicht etwa eingeschränkt, sondern ungemein erweitert. Dabei ist die tschechische und slowakische Mehrheit als Staatsnation in ihrem völkischen Bestand vollkommen gesichert. Die machtvollen Organisationen dienen auch nicht dem Schutz des eigenen, sondern der Zertrümmerung fremden, vornehmlich des deutschen Volkstums. Die Einzeichnung der Ortsgruppen der Schutzvereine in eine Karte läßt die Hauptangriffsstellen der Tschechisierungsarbeit klar hervortreten. Die Stärke der tschechischen Schutzvereine beruht in der Beherrschung des volkspolitischen Denkens der Tsche-

1) Schrifttum in deutscher Sprache bisher recht spärlich. Eine gute, knappe Einführung, die aber, in der Tschechoslowakei erschienen, manches ungesagt lassen muß: L. H .Fachmeyer, Die Volkstumsarbeit der Tschechen, 1935. Bücherei der Sudetendeutschen, Reihe IV, Heft 2. — Über das System der Tschechisierung: Hassinger, a. a. O. S. 448ff. Wertvolle Einblicke in die unterirdische Arbeit der Jednotas: Rádl, a. a. O. S. 138ff.

chen über alle Parteigegensätze und gesellschaftlichen Unterschiede hinweg; Hochschullehrer, wie der uns bereits bekannte Professor Kapras, sind an führenden Stellen tätig. „Ich kenne keinen Fall, daß sich ein Tscheche trauen würde, sie (die Schutzvereine) öffentlich zu kritisieren[1])." Ihrem Wesen nach sind die Schutzvereine wie auch der tschechische Schulverein keine privaten, sondern halbstaatliche Organisationen. Amtswalter und Ausschußmitglieder bekleiden hohe Stellungen im Staatsdienst, in den Landesverwaltungen, bei den öffentlich-rechtlichen Geldanstalten[2]). Damit ist die Staatsverwaltung dem Tschechisierungsprogramm völlig



Der schraffierte Streifen zeigt die Bezirke, die in der 25 km breiten Grenzzone liegen. Hier hat auf Grund des Staatsverteidigungsgesetzes die Militärverwaltung auch in Friedenszeiten die weitestgehende Verfügungsgewalt hinsichtlich der Kontrolle der gesamten Wirtschaft. In der Tschechoslowakei fallen 80 v.H. aller Deutschen unter diese Sondergesetzgebung, aber nur 27 v.H. aller Tschechen. In Böhmen lauten die entsprechenden Ziffern 88 und 18 v.H. Das ist die nationalpolitische Seite des Gesetzes, das praktisch zwei Klassen von Staatsbürgern schafft.

---

1) Rádl, a. a. O. S. 138.

2) Ein Beispiel für den tschechischen Schulverein: Einnahmen 1929: 18600000 Kronen; davon durch die 267 Ortsgruppen aufgebracht: 1990000 Kronen; Rest Staatsmittel. Verflechtung mit der Staatsverwaltung: Der Vorsitzende des Schulausschusses Dr. Jan Dvořak ist Ministerialrat im Schulministerium. Mitglieder des Wirtschaftsausschusses: Dr. G. Hejsa, Sekt.-Rat im Schulministerium und Bearbeitung der Subventionsangelegenheiten, Dr. J. Kliment, Sekretär des Obersten Verwaltungsgerichtes, Ing. Č. Podlipný, Sekt.-Rat im Ministerium für soziale Fürsorge. Ein Fall für die Auswirkung dieser Machtverteilung bei der Behandlung deutscher Belange: Von den staatlichen Unterstützungen für Hochschülerheime erhalten laut Staatsvoranschlag 1936 die deutschen Heime 4,9 v. H. der ausgeworfenen Beträge bei einem Anspruch auf 22,9 v. H.

gleichgeschaltet. Dies erklärt auch das Walten der Vereine als Nebenregierung, welche die von deutschen Beamten immer mehr gereinigten Behörden im sudetendeutschen Gebiet vollkommen beherrscht. Für den tschechischen Nationalstaat und die ihn verkörpernde Regierung bedeuten die Schutzvereine wieder auch eine wesentliche Entlastung: Sie führen im Angriff gegen das deutsche Siedlungsgebiet eine Reihe von Aufgaben durch, die der Staat selbst mit Rücksicht auf den Minderheitenschutzvertrag und die öffentliche Meinung des Auslandes bisher nicht übernehmen konnte. Für den Geist dieser Arbeit sind die Worte maßgebend, die der tschechische nationalsozialistische Abgeordnete Jan Sedlacek im nordböhmischen Grenzlerblatt [1]) „Severočeský Deník" anläßlich der Staatsgründungsfeier am 28. 10. 1936 veröffentlichte: „Die tschechische Geschichte ist ein ewiger Kampf mit dem Deutschtum, und zwar ein Kampf auf Leben und Tod... Der Kampf wurde ohne Erbarmen geführt und wird einmal ohne Erbarmen zu Ende geführt werden..."

Die nationalsozialistische Partei ist die Partei, die dem Außenministerium in Prag am nächsten steht.

Abkürzungen:
VGDB. = Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
MVGDB. = Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.

SILESIUS:

Religion und Politik in der Tschechoslowakei

Wir bringen ein religions-geopolitisches Thema aus der Nachbarschaft, weil der Leser alsbald merken wird, daß hier ein religions-politisches Unrecht mit geopolitischen Mitteln nachgewiesen wird. Herausgeber und Schriftleiter.

1. Tschechisches Heidentum

Die Gründung des tschechoslowakischen Staates im Jahre 1918 hat auch auf kirchlichem Gebiet zu tiefgreifender Änderung eines jahrhundertealten Besitzstandes geführt. Es war keine revolutionäre Agitation, die fast zwei Millionen Tschechen, mehr als ein Viertel des ganzen Volkes, veranlaßte, aus der katholischen Kirche auszutreten. Dieser Vorgang, der seit einigen Jahren zu einem vorläufigen Ruhezustand gekommen ist, geht auf eine im tschechischen Volk fest verankerte Haltung gegenüber der römischen Kirche zurück und auf geistige Strömungen, die weit älter sind als der neue Staat.

Unter Alt-Österreich war das politische Ideal einer tschechischen Autonomie das „böhmische Staatsrecht", die Verfassung des mittelalterlichen Feudalstaates in Böhmen. Von dem gleichen geschichtlichen Hintergrund hob sich der nachempfun-

1) Hranikaři — Grenzler — ist der offizielle Titel der im sudetendeutschen Gebiet angesiedelten Stoßtrupps der Tschechisierung. Der Name bezeichnet die Aufgabe: Vortreiben der Sprachgrenze.

dene Hussitismus des 19. Jahrhunderts als nationaler wie auch als kirchlicher Separatismus ab. Die tschechischen Romantiker arbeiteten ein vollkommen verzeichnetes Bild der frühslawischen Geschichte heraus; aber gerade in seiner fiktiven Geschlossenheit förderte es den Eindruck, als ob die durch Kirche und Germanentum erfolgte Eingliederung der Westslawen in den abendländischen Kulturkreis unter Ausmerzung edelster Anlagen vor sich gegangen sei. In den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg wurden die von Masaryk im Geiste rationalistischer Aufklärung geschulten tschechischen Bildungsschichten zu Trägern antirömischen und antireligiösen Denkens. Die Massen der Arbeiterschaft wurden, wie anderswo, Gegenstand der marxistisch-freidenkerischen Propaganda.

So hat die Abfallbewegung eine doppelte Wurzel: Geschichtsromantik und rationale Politik. Es entspricht dieser Zwiespältigkeit, wenn die von der Kirche sich abwendenden Massen nicht in einer Glaubens- oder Gesinnungsgemeinschaft vereinigt bleiben. Hier zeigt es sich, daß der Massenaustritt keine echte Erneuerungsbewegung gewesen ist. Nicht das Hinstreben zu einer neuen Idee, der zwingende Zusammenschluß unter einem neuen Gedanken vollzog sich hier, sondern das Ausbröckeln aus einer brüchig gewordenen Hierarchie. Wenn aber geprüft wird, wo die Ausgetretenen jetzt stehen, so kann allein das Wort Heidentum den erreichten geistigen und religiösen Standort bezeichnen. Mit diesem Wort Heidentum wollten die Kirchen das im deutschen Volk sich regende Streben nach neuen Lebensformen diffamieren. Wir können nachweisen, daß — im Gegensatz zu uns — bei den Tschechen diese Bezeichnung voll zutrifft. Die römische Kirche hat sich allerdings gehütet, über die jüngste Abfallbewegung der Tschechen ein ähnliches Wort der Kritik auszusprechen, wo doch diesem Volk in früheren Jahrhunderten der Vorwurf der Häresie und Ketzerei gleich einer zweiten Erbsünde anhing... Heute rechnet man in Rom mit der slawischen Welt. Darüber noch an anderer Stelle.

Im Jahre 1910 wurden auf dem Gebiet der Sudetenländer (Böhmen, Mähren und Schlesien) 12 899 Konfessionslose aller Nationen gezählt. Die vom Altpräsidenten Masaryk sehr geförderte „Los-von-Rom"-Bewegung erreichte, daß 1930 sich 765 764 Tschechen als konfessionslos bekannten. Das sind mehr als 10 vom Hundert der etwa 7 400 000 Tschechen. Von den 3 318 445 Deutschen in der Republik — laut amtlicher Statistik, die jedoch nach einer Überprüfung durch Professor W. Winkler, Wien 100 000—150 000 Deutsche zu wenig ausweist und sie den Tschechen zuzählt — waren 85 198 konfessionslos, = 2,58 v. H. Der Hauptteil wird hier von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft Nordböhmens gestellt.

Die Zahl der Anhänger der im Jahre 1919 gegründeten tschechoslowakischen Staatskirche betrug 1930 793 380. Dieser Organisation ist von den meisten christlichen Kirchen der christliche Charakter abgesprochen worden. In der Tat verwirft sie alles, was als wesentliches Merkmal eines christlichen Bekenntnisses an-

zusehen ist: Die Göttlichkeit Jesu, den Erlösungsgedanken, die Abendmahlslehre. Die Bibel wird „auf Grund der Vernunft" erklärt. Der Kult verwendet christlich-kirchliche Formen zur Umkleidung eines rationalen Atheismus. Es ist durchaus bezeichnend, wenn auf dem Schreibtisch des musikalischen Schöpfers der Liturgie ein Bronzestandbild des altslawischen Gottes Perun steht. Im April 1936 meldete die tschechisch-nationalistische Zeitung „Národ" aus Brünn die Gründung einer „Vereinigung der Freunde des altheidnischen Kultes" unter dem Namen des slawischen Gottes Radigast. Bisher hat sich der politische Katholizismus über dieses Neuheidentum unter den Tschechen leider noch nicht geäußert.

Einen anderen Ausblick eröffnet die Betrachtung der Konfessionslosigkeit, des Freidenkertums. Noch war kein Jahr seit dem Katholikentag im Sommer 1935 in Prag vergangen, auf dem der politische Katholizismus mit dem Tschechentum eine gemeinsame Front gegen deutsches Reich und Volk aufrichtete, da wurde Anfang Mai 1936 das gleiche Prag zum Schauplatz eines internationalen Freidenkerkongresses. Fürsorglichster Gastgeber war die Prager Stadtgemeinde. Besser als irgendein anderer Bericht zeigt ein kurzes Zitat aus der sowjetrussischen Zeitschrift „Der Gottlose" die Ziele des Kongresses: „Die neue Internationale der Ungläubigen, die in Prag begründet wurde, eröffnet ein neues und weites (!) Betätigungsfeld. Die Sowjetungläubigen stehen hier in den ersten Reihen und schaffen die Einheitsfront der internationalen Gottlosen." Auch ohne diese erfrischende Offenheit, die in so erstaunlichem Gegensatz zu der Annahme nicht einflußloser katholischer Kreise steht — auch in Österreich —, man könne den Bolschewismus als Verbündeten zum „Neuaufbau" Mitteleuropas gegen das Reich einsetzen — auch ohne diese an sich recht erwünschte Aufklärung ist der Weg der nächsten Entwicklung klar zu übersehen. Die Tschechoslowakei hat sich Sowjetrußland genähert, und diese Annäherung an den Bolschewismus wirft ihre Schatten auf alle Gebiete des geistigen Lebens. Der Kampf gegen die Religion ist ein Teilabschnitt des bolschewistischen Gesamtplanes, für dessen Verwirklichung die Aussichten in der Tschechoslowakei nicht ungünstig sind. Bisher hat man den Besitzstand der Sudetendeutschen plündern können, um die Massen und den tschechischen Kleinbürger zufriedenzustellen. Das Sudetendeutschtum ist jetzt wirtschaftlich ausgeblutet, aber das tschechische Volk ist verwöhnt. Die Bewegung drängt nach links. Gerade die letzten Wahlergebnisse zeigen in den tschechischen Bezirken ein dauerndes Anwachsen der kommunistischen Gefolgschaft. Die Möglichkeiten politischer Radikalisierung durch den Stoßtrupp der Konfessionslosen sind noch lange nicht ausgeschöpft.

Und der politische Katholizismus? Man ist versucht zu sagen: Haß macht blind. Haß gegen das Deutschtum. Anders ist es gar nicht zu verstehen, daß unmittelbar unter dem Eindruck des Gottlosenkongresses Kanonikus Světlik des Erzbistums Olmütz — also gewiß kein belangloser kleiner Kaplan — als Sprecher der tsche-

chischen Christlichsozialen im Abgeordnetenhaus am 18. 6. 1936 erklären konnte: „Sowjetrußland ist die einzige Stütze der Tschechoslowakei. Die europäische Waage neigt sich immer mehr gegen Rußland hin, das stark genug ist, um einen Zweifrontenkrieg zu führen."

2. Protestantismus

Nur ein Bruchteil der aus der katholischen Kirche ausgetretenen Tschechen hat sich einem christlichen Bekenntnis zugewendet, dem Protestantismus. Die tschechische evangelische Kirche der böhmischen Brüder, entstanden aus der Vereinigung der tschechischen Protestanten augsburgischer und helvetischer Konfession nahm den größten Teil auf. 1930 zählten sämtliche protestantischen Bekenntnisse in den Sudetenländern 338 211 tschechische Angehörige gegen 157 062 im Jahre 1910. Nur ein kleiner Teil der Übertritte ist wohl aus wirklicher evangelischer Überzeugung erfolgt. Die Mehrzahl, die „Konjunktur-Protestanten" müssen erst in das Leben der evangelischen Gemeinden eingegliedert werden; bis dahin wird der Zuwachs von aufrichtigen tschechischen Protestanten als eine Belastung empfunden.

Die starke Zunahme des Protestantismus blieb den rein tschechischen Gebieten vorbehalten. In der Slowakei und in Karpatorußland, wo die protestantischen Bekenntnisse unter Slowaken wie Madjaren immer stark verbreitet waren, muß gegenüber dem Wachstum der Bevölkerung ein verhältnismäßiger Rückgang der protestantischen Bekenntnisse festgestellt werden. 1910 gab es in den beiden Gebieten 618 522, 1930 620 073 Protestanten aller Bekenntnisse. Die Abwanderung des madjarischen Elements dürfte zum Teil die Ursache sein. Der von der amtlichen Statistik ausgewiesene Rückgang seit 1921 (erste Volkszählung) um 44 630 auf 707 144 Madjaren kann nur ein Drittel, also etwa 15 000 Protestanten anteilig umfassen. Im übrigen sind die Volkszählungsergebnisse hinsichtlich der Madjaren nicht weniger umstritten als bei den Deutschen.

Einen erheblichen Rückgang weist die Zahl der Protestanten unter den Sudetendeutschen auf: Von 153 612 1910 auf 123 850 1930. Selbst in Asch, dem Zentrum der deutschen „Los-von-Rom"-Bewegung um die Jahrhundertwende, ging der Anteil der Protestanten von 64,2 auf 56,7 v. H. der Bevölkerung zurück. Vom volkspolitischen Standpunkt ist der Rückgang doppelt bedenklich: Einmal ist die protestantische Geistlichkeit ungleich volksverbundener als der deutsche katholische Klerus und dem Sudetendeutschtum eine wertvolle Stütze in seinem schweren Kampf um Sprache und Boden. Ferner zeigt der Rückgang, daß das städtische Bürgertum, in Nordböhmen der Träger des Protestantismus, seine Zahl nicht behauptet hat.

3. Völker und Landschaften

Die Abstufung nach Nationen und Landschaften, sichtbar schon bei der Betrachtung des Protestantismus, läßt sich noch weiter verfolgen. Noch 1910 be-

kannten sich 95 v. H. der Bevölkerung Böhmens als Katholiken, wobei die österreichische Statistik die Bekenntnisse nicht nach Nationen untergliederte. Im Jahre 1930 waren unter 1000 Tschechen Böhmens 677 Katholiken, unter 1000 Deutschen 907.

Von den 66 Bezirken mit dem stärksten Rückgang an Katholiken — an der Spitze Eisenbrod, mit einem Abfall von 99,26 v. H. auf 25,56 — sind 60 tschechisch, 6 gemischt und keiner rein deutsch. Besonders lehrreich ist es, wenn wir den Anteil der Konfessionslosigkeit bei den einzelnen Völkern länderweise miteinander vergleichen.

Hundertsätze der Konfessionslosen i. J. 1930

Land	Tschechen	Deutsche	Slowaken
Böhmen . .	13,75	3,29	—
Mähren-Schlesien .	3,67	0,94	—
Slowakei . . .	—	0,57	0,64
Karpatorußland .	9,32	0,35	—

Aus dieser Gegenüberstellung geht einmal hervor, daß das Freidenkertum der Tschechen dreieinhalbmal stärker entwickelt ist, als bei den Deutschen. Ferner, daß der Hundertsatz nach dem Osten zu allgemein fällt. Abnehmende Siedlungsdichte, geringerer Einfluß der Verstädterung und der Industrialisierung spielen hierbei eine Rolle; wesentlich ist jedoch, daß die Tschechoslowakei nicht bloß geographisch, sondern auch kulturell in mehrere voneinander scharf getrennte Landschaften zerfällt, die selbst innerhalb desselben Volkes Verschiedenheiten herausbilden helfen. Auch die deutsche Bevölkerung unterliegt diesem Vorgang, mehr noch aber die Tschechen unter dem Einfluß unvollständig eingeschmolzener stammesmäßiger Unterschiede. Der tschechische Mährer ist in Fragen der Politik und des Glaubens nicht von der hussitischen Unduldsamkeit und dem brutalen Machtwillen des böhmischen Tschechen erfüllt. Sein Anteil an der Konfessionslosigkeit ist auch wesentlich niedriger.

Mehr noch als der tschechische Mährer und der Slonzake in Schlesien ist der Slowake artverschieden von dem Tschechen. Ein selbständiger Zweig der westslawischen Völker, strebt der Slowake nicht nur nach der ihm vertraglich zugesicherten aber bis heute nicht durchgeführten politischen Autonomie, er führt auch sprachlich, kulturell und religiös ein Sonderdasein — ungeachtet aller Gleichschaltungsversuche des tschechischen Zentralismus. Alle amtlichen Angaben über die Slowaken müssen überdies mit einem gewichtigen Vorbehalt ausgewertet werden: Die politische Propaganda der Tschechen hat im Jahre 1916 den Begriff des „tschechoslowakischen" Volkes geschaffen, eine Einheit ebenso künstlich wie die eines franko-italienischen Volkes. An dieser Erfindung wird starr festgehalten, ungeachtet aller Unzukömmlichkeiten. Auch die amtliche Statistik behandelt beide Völker als eines in allen Belangen. Das ist für diese Betrachtungen kein großes

Unglück; die Siedlungsgebiete der beiden verwandten Völker sind infolge der mehr als tausendjährigen Trennung klar gesondert, die alte Grenze zwischen Mähren und Oberungarn scheidet fast durchwegs die Tschechen von den Slowaken. Auch unsere Aufstellung zeigt die Trennlinie zwischen den beiden Völkern: Die Konfessionslosigkeit der Tschechen in Böhmen ist einundzwanzigeinhalbmal größer als die der Slowaken. Dabei ist der Hundertsatz von 0,64 zu hoch. Selbst bei den Deutschen in der Slowakei macht er trotz stärkerer Verstädterung nur 0,57 aus.

Der in keiner Weise zutreffende Gemeinschaftsbegriff „tschechoslowakisch" verhindert eine reinliche Scheidung zwischen den 2 300 000 bodenständigen Slowaken und den seit 1919 zugewanderten 150 000 Tschechen, deren höherer Anteil an der Konfessionslosigkeit die an sich sehr geringe slowakische Verhältnisziffer hinaufgetrieben hat. Besonders deutlich sind die Ergebnisse einer politisierten Statistik in Karpatorußland. Hier werden 3222 Konfessionslose unter 34 511 „Tschechoslowaken" ausgewiesen, also 9,32 v. H., das Fünfzehnfache gegenüber der benachbarten Slowakei! Die Erklärung ist bei einiger Vertrautheit mit den innerpolitischen Verhältnissen nicht schwer: Karpatorußland mit einer einheimischen Bevölkerung von Ruthenen, Ungarn, Deutschen und Juden ist mit tschechischen Beamten, Polizisten und Gendarmen überschwemmt, welche die Verhältniszahl der Konfessionslosigkeit für Tschechischböhmen, dem bevorzugten Herkunftsgebiet dieser Bürokratie, mit einer geringen Korrektur durch ein schwaches slowakisches Element ausweisen müssen.

Auch diese kurze Untersuchung bestätigt die Erkenntnis, die sich als Ergebnis jeder Betrachtung des geschichtlichen, geopolitischen, nationalen Aufbaues der Tschechoslowakei einstellt: Die Uneinheitlichkeit dieses Gebildes in seinen Grundlagen.

4. Politischer Katholizismus, Tschechen und Deutsche

Der Austritt der fast 2 Millionen Tschechen ist der größte Rückschlag der Kirche seit der Reformation. Der Kampf gegen den Katholizismus in Mexiko, der Terror in Spanien ist mit dieser Bewegung nicht zu vergleichen. Eher noch werden diese jüngsten Anfechtungen zu einer inneren Kräftigung der betroffenen Organisation führen. In der Abfolge der Beziehungen zwischen Kirche und tschechischem Volk schuf die Austrittsbewegung einen neuen Abschnitt: Sie war eine Handlung gröbsten Undanks gegenüber einem wohlwollenden, wenn auch nicht immer uneigennützigen Verbündeten. Der Aufstieg der Tschechen in den letzten 150 Jahren vollzog sich unter wohlwollendster Förderung durch die Kirche. Es sind katholische Geistliche, die schon im 18. Jahrhundert tschechischen Sprach- und Religionsunterricht fördern — auch in deutschsprachigen Gebieten. Die tschechische Wiedergeburt in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist das Werk von Deutschen und von Priestern. Palacky, der Führer der Tschechen um die Mitte des 19. Jahrhunderts, selbst zwar

Protestant, wird nicht müde, die enge Verbundenheit zwischen Kirche und tschechischem Volk hervorzuheben. Es ist seine größte Sorge, diese politische Interessengemeinschaft vor Störungen durch allzu liberale Anwandlungen zu bewahren, welche die Politik der Deutschen in Österreich nach 1866 bestimmten. Die Mitwirkung des tschechischen Geistlichen war ja beim Angriff auf das deutsche Siedlungsgebiet nahezu unentbehrlich.

Die Kirche selbst war es, die in den 80er Jahren den verderblichen Bund zwischen der von ihr geführten klerikalen Partei in den Alpenländern und den Slawen gegen die liberalen und nationalen Deutschen zusammenbrachte. Dieser „eiserne Ring" war durch 14 Jahre die Stütze des deutschfeindlichen Ministeriums Taaffe, das mehr als alles andere dazu beitrug, den Staatsverband zu schwächen. Wo immer die Deutschen in Österreich bei der Verteidigung ihres völkischen Besitzstandes auf ein Hindernis stießen, es nahm bei näherer Betrachtung die Umrisse einer Soutane an.

Dieselbe Kirche hat den Schlag des Massenaustrittes mit einer eisernen Ruhe aufgenommen, mit dem Erfolg, daß außerhalb der Tschechoslowakei nur ein kleiner Kreis über diese Vorgänge unterrichtet ist. Maßvolle Haltung ist aber keine Grundeigenschaft des politischen Katholizismus. Der recht laute Kampf gegen den Nationalsozialismus erweist es. Im Falle der Tschechoslowakei ergibt sich diese Zurückhaltung aus einem weitgesteckten kirchenpolitischen Programm:

1. Die Zurückführung der seit dem 11. Jahrhundert getrennten, „nicht uniierten" Kirchen, der griechisch-orthodoxen und der pravoslawischen, unter die Oberhoheit Roms. Der 7. unionistische Kongreß zu Welehrad in Mähren im Juli 1936 leistete nicht unbeträchtliche Vorbereitungsarbeiten zur Rückgewinnung der orthodoxen Slawen Osteuropas.

2. Neuaufbau einer von Rom abhängigen Kirche auf dem Gebiet des Russischen Reiches. Dieses ungeheure Vorhaben setzt zum mindesten die wohlwollende Neutralität des Bolschewismus voraus — oder sein Verschwinden. Die Politik des Vatikans ist durch lange Zeit auf die erste Möglichkeit eingestellt gewesen, was zu einem oft verblüffenden Zusammenwirken der beiden so verschiedenen Mächte auf der antideutschen Front führte. Offenherzige Kundgebungen, wie die des Kanonikus Světlik, stehen nicht allein. Bis in die letzte Zeit wurden sie durch die Autorität wie durch die Äußerungen des Prälaten Šramek, des Führers der tschechischen katholischen Volkspartei, gestützt, der noch zu Anfang Oktober 1936 in seiner Zeitung, dem mährischen „Den" erklären konnte: „In Rußland kommt in vielen Belangen eine Ordnung ans Ruder, die durch die Grundsätze der zehn Gebote diktiert wird." Und am 23. Oktober wurde im katholischen Vereinshause zu Sillein (Slowakei) eine Ausstellung sowjetrussischer Bücher in Anwesenheit des Prager Sowjetgesandten eröffnet.

Die Lästerung in der Gleichstellung des Geistes der zehn Gebote mit dem Bolschewismus wird vom Prälaten Šramek anscheinend nicht empfunden. Haß und Furcht allem Deutschen gegenüber sind so stark, daß über die kirchenpolitischen Pläne hinaus Rußland als einzige schutzbietende Macht erscheint. Daneben ist Šramek ein wandelnder Beweis, daß die rationalistische Verkarstung des religiösen Lebens im tschechischen Volk auch vor den Trägern des politischen Katholizismus nicht haltmacht. Seit langem ist die tschechische katholische Volkspartei von ihrer weltanschaulichen Grundlinie abgewichen. Sie bezeichnet sich offen als eine sozialistisch-reformatorische Partei, welche Haltung ihr allein die Zusammenarbeit mit den freidenkerischen tschechischen Linksparteien ermöglicht.

In den weitgespannten kirchenpolitischen Plänen des Vatikans stellt die Tschechoslowakei einen wichtigen Stützpunkt dar. Diese Erkenntnis führte zur duldsamen Haltung in der Vergangenheit und zu dem Abkommen mit der Tschechoslowakei im Jahre 1935 [1]). Die allerletzte Entwicklung in Europa, vornehmlich in Spanien, mußte notgedrungen auch zu einem Frontwechsel des politischen Katholizismus führen. Aber nur zögernd setzen sich die Weisungen des Vatikans hinsichtlich einer Stellungnahme gegen den Bolschewismus durch. Noch im Oktoberheft der „Křestanska revue" (Christliche Revue) stand zu lesen, daß der Kampf gegen den heimischen Kommunismus eine Frucht der Propaganda Hitlers in der Tschechoslowakei darstellt. Hier sei nicht verschwiegen, daß der Führer der slowakischen Katholiken, Monsignore Hlinka, stets gegen die Sowjetfreundschaft wie auch gegen den tschechischen Zentralismus aufgetreten ist, der die Slowakei als Kolonie Prags behandelt. Die auf Veranlassung des Vatikans zögernd durchgeführte Schwenkung hindert den politischen Katholizismus keineswegs daran, weiterhin an der sowjetverbündeten Regierung in der Tschechoslowakei mit unvermindertem Einfluß teilzunehmen, in brüderlicher Gemeinschaft mit den marxistischen Parteien, den Gegnern von Glauben und Kirche. Es wird also doch noch einiges geschehen müssen, bis sich genug Gutgläubige finden werden, die sich davon überzeugen lassen, es sei zwischen Marxismus und politischem Katholizismus in der Tschechoslowakei zu einer Entfremdung gekommen — und nicht bloß zu einer Übereinstimmung in der Außenpolitik und einer gegenseitigen Tolerierung im Inneren.

Mitte Dezember 1936 ist, wie in anderen Ländern auch, ein Hirtenbrief gegen den Bolschewismus von den Kanzeln verlesen worden. Der politische Katholizismus der Tschechen hat sich durch diese Maßnahme der Kuriendiplomatie nicht im geringsten beeinflussen lassen. Neben Äußerungen eines klerikalen Panslawismus sind Meldungen über die auffallende Eintracht zwischen Kommunisten und tschechischen Christlichsozialen auf politischen Versammlungen viel beachtet worden. (Rudé Pravo — kommunistisch — 17. 12. 36, Swoboda — agrarisch — 18. 12. 36.) Große Entrüstung haben in tschechischen Rechtskreisen die Ausführungen des Ministers Monsignore Šramek erregt: „Der Sowjetverband hat in der letzten Zeit so erfolgreich die wirkliche christliche Moral zur Geltung gebracht, daß wir heute mit

1) Siehe auch Dr. Karl Viererbl, Der politische Katholizismus in der Tschechoslowakei. Wille und Macht Jg. 4, Heft 2 vom 15. Januar 1936.

Recht den Sowjetverband als den christlichsten Staat bezeichnen können." (Ludova politika 30. 12. 1936.)

Gegenüber den starken Bindungen zwischen nationaltschechischer Politik und der Kirche ist das Sudetendeutschtum trotz, ja vielleicht wegen seiner Kirchentreue nur Objekt der Entwicklung. Nicht, daß es im deutschen Klerus nicht auch volksverbundene Priester gäbe; ein hervorragendes Beispiel sind die Universitätsprofessoren Dr. K. Hilgenreiner und Dr. E. Winter, von welchen der erste gerade ob seiner volksdeutschen Haltung als politischer Führer der deutschen Christlichsozialen mattgesetzt worden ist. Auch im niederen Klerus gibt es Männer, die sich im Konflikt zwischen dem deutschen Volkstum und dem politischen Kurs der Kirche innerlich für das erste entscheiden. Ein Kampf, den der tschechische Geistliche gar nicht kennt, der ihm nie zugemutet wurde und der in jedem Fall zugunsten seines Volkstums entschieden worden wäre.

Darüber hinaus muß aber festgestellt werden, daß das Sudetendeutschtum kirchenpolitisch auf das ärgste benachteiligt ist. Über ein Viertel (27,5 v. H.) aller Katholiken in der Tschechoslowakei sind Deutsche, in den Sudetenländern sind es 35,2 v. H. Von den 13 bischöflichen Ordinariaten in diesem Staate ist aber ein einziges mit einem Deutschen besetzt. Welche Rolle spielt wohl der einsame Mann — derzeit Bischof Weber von Leitmeritz — auf der Bischofskonferenz bei der Behandlung von Fragen, die unvermeidlich in den nationalen Besitzstand der Sudetendeutschen eingreifen? Eine Diözese wird von Deutschen verwaltet, in allen anderen liegt die Ausbildung des priesterlichen Nachwuchses, die Besetzung der Stellen in der Hand von Tschechen. Das Ergebnis ist die Ergänzung der vom Staat mit allen stillen Mitteln planmäßig durchgeführten Zurückdrängung des Deutschtums auch auf kirchlichem Gebiet. Es wäre nicht schwer, hier mit einem Schlag zu helfen: Neueinteilung der kirchlichen Verwaltung, die den Verlauf der Sprachgrenzen berücksichtigt. Daß an dergleichen bisher auch nicht gedacht worden ist, zeigt besser als wortreiche Erklärungen die Einschätzung des Deutschtums durch höchste Kirchenstellen [1]).

In dieser Lage fällt der politische Katholizismus dem Sudetendeutschtum auch volkspolitisch in den Rücken: Als letzte Auswirkung des Friedensschlusses zwischen tschechischer Regierung und dem Vatikan entsandte im Frühsommer 1936 die deutsche christlichsoziale Partei einen Vertreter in die Regierung. Dieser Schritt bedeutet einen Tarnungsversuch für den deutschfeindlichen Kurs der Innen- wie für den sowjetfreundlichen der Außenpolitik, zu der sich der christlichsoziale

1) Professor Dr. Karl Hilgenreiner hat die Neuschaffung von Bistümern in Böhmen und deren sprachliche Abgrenzung in der Schrift „Zur Frage deutscher Bistümer", Prag 1902, ohne Autor, vorgeschlagen. „Die Sache kam auch nach Rom", so urteilt Hilgenreiner jetzt, „scheiterte aber am Widerstand mancher kirchlicher Kreise." (Katholiken-Korrespondenz, Prag 1936, Heft 10, S. 224.)

Minister Zajiček ausdrücklich „bis zum letzten Punkt" bekannt hat. Für die Sudetendeutschen bedeutet es keine Änderung, daß statt zweier Vertreter deutscher Splitterparteien nun deren drei in der Regierung einflußlos sind. Für die Tschechen hat das Dreigestirn und der mit ihm mögliche politische Tauschhandel einen gewissen, wenn auch abklingenden Propagandawert. Im übrigen hat die Zeit seit dem vielgerühmten und außenpolitisch trefflich genützten Abkommen vom 18. Februar dieses Jahres gezeigt, daß die Politik der schleichenden Entwurzelung des Sudetendeutschtums unbeirrt weiter geführt wird. Die Dreiviertelmehrheit des Sudetendeutschtums weiß sich auf sich selbst gestellt. Als Hilfe in der gegenwärtigen Not kann auf den christlichsozialen Minister verzichtet werden, an dessen Ernennung nur eines wertvoll ist: Daß über den Kurs des politischen Katholizismus in der Tschechoslowakei volle Klarheit besteht. Contra Teutonicos.

Die Sudetendeutschen in ihrer überwältigenden Mehrheit sind bisher allezeit treue Kinder der Kirche gewesen, ungeachtet der recht stiefmütterlichen Behandlung. Soweit Zahlenwerte ein transzendentes Gebiet zu erfassen vermögen, ist auf diesen Blättern gezeigt worden, in welch hohem Maß diese Treue über der der Tschechen steht. Wenn sich die Kirche jedoch offen auf die Seite des nationalen Gegners stellt, das Volk im Stich läßt im Kampf um die Heimat, dann kann trotz aller Hemmungen die Überzeugung mächtig werden, daß diese Kirche, welche die Lebensgrundlagen eines Volkes im Diesseits einengen hilft, dem einzelnen Volksgenossen weder Führung noch Lehre in den Fragen des Jenseits zu bieten vermag.

Quellen für die Zahlenangaben: Österreichische Statistik, Neue Folge, Bd. 1. — Tschechoslowakische Statistik Bd. 9; Bd. 98, Heft 7.

Gottfried Hobus:
Die Raumkameradschaft der Südostvölker

Wenn man heute über den Balkan fährt, da erlebt man etwas nie Gekanntes, nie Gehörtes: Wieder und immer wieder, wo man die rote Hakenkreuzfahne erkannt hat, da recken sich die Arme fremder Menschen zum Gruß. Da rufen sie irgend etwas voll Begeisterung zu. Und das sind nicht etwa deutsche Volksgenossen im Ausland, nicht als Gastgeber interessierte Ausländer! Es sind wieder und immer wieder schlichte Männer aus den fremden Völkern: Straßenarbeiter, Bahnarbeiter, die nie ein Wort Deutsch in ihrem Leben verstanden haben.

Bei jedem Gruß taucht da die Erinnerung auf an frühere Fahrten durch das Länder- und Völkergewirr des Balkan. Wie oft hat man da versucht, Brücken zu schlagen zu den volksfremden Menschen vor uns. Hier und da ist es notdürftig gelungen, bezeichnenderweise auf der Ebene der gleichen Gesellschaftsschicht. Immer aber mißlang es gegenüber dem eigentlichen Volk! Und heute? Man spürt es ge-

radezu, wie sich nicht faßbare Fäden spinnen über alle Grenzen der Staaten, Völker und Schichten hinweg gerade zu dem Kern des fremden Volkes hin! Dies vorläufig noch unbestimmte Empfinden um etwas Gemeinsames, das uns alle trotz Staat und Volk umfaßt — das ist das größte Erlebnis, das einem heute eine Balkanreise mit offenen Augen und Ohren geben kann. Man wird damit zum bevorzugten Zeugen einer geschichtlichen Entwicklung von allergrößter Tragweite!

*

In dem ersten Mittelmeerreich Roms, das auf der Küstenschiffahrt als Organisationsgeripp aufgebaut war, spielte der eigentliche Balkan — also der innere, südosteuropäische Raum — nur als Außenposten, als „Mark", eine Rolle. Hier war daher das Gebiet der Militärkolonien mit den damals taktisch notwendigen leeren Räumen. Grundlegend änderte sich die Bedeutung dieses Raumes in dem nächsten Großabschnitt unserer Entwicklung, der Zeit des Reichs. Dieses war auf dem Organisationsgeripp der Festlandsstraßen aufgebaut und eine der wichtigsten, die zum „heiligen Land", ging durch den südosteuropäischen Raum. Die Tatsache, daß dieser Raum in der Verfallszeit des ersten römischen Mittelmeerreiches vom Nordosten her durch die Slawen und später noch durch die Madjaren aufgefüllt worden war, hinderte keinesfalls seine Einbeziehung in das Reich, das den Nationalitätsbegriff liberalistischer Prägung nicht kannte. Die Straße zum heiligen Grab wurde so neben der Straße nach Rom die große Schicksalslinie des Reichs. Als sich das Reich auf diesen beiden Linien verblutet hatte, „konstruierte" französisch-liberalistischer Geist die neue Ordnung: das liberale Europa. An die Stelle der Festlandsstraßen traten die langen Seeschiffahrtslinien als Organisationsgeripp. An die Stelle des zusammenfassenden Reichs traten auseinanderstrebende Nationalstaaten, das sind Hauptstädte mit der die gleiche Sprache sprechenden „Nation" drumherum. Die langen Schiffahrtslinien erweiterten Europa zur Welt. Allerdings hatte nicht Frankreich den wirtschaftlichen und politischen Nutzen dieser Organisation, sondern das durch seine Inselstellung begünstigte England. Aus der intuitiven Erkenntnis solcher Entwicklungsmöglichkeiten heraus wollte Napoleon England niederzwingen. An der Unzulänglichkeit der französisch-liberalistischen Geisteshaltung, die infolge ihrer mathematisch-konstruktiven Ausrichtung das Ausmaß organisch-natürlicher Kräfte nicht erkennen konnte, ist er gescheitert. So wurde die Welt englisch. Aber Frankreich blieb die große geistige Mutter aller Nationalstaaten und Demokratien. Damit wurde aus dem englischen Feind ein auf Gedeih und Verderb verbundener Freund Frankreichs. Die Kräfte dieses Blocks entwickelten sich am Widerstand. Und der konnte nur dort sein, wo sich noch Restbestände der früheren geistigen Ordnung, also des Reichs, erhalten hatten: Deutschland und Österreich. Wenn auch der hier noch wirksame Gemeinschaftsgedanke schon stark abgeschwächt war, so genügte er immerhin doch noch, um verschiedene Völker zusammenzuhalten. Und das reichte natürlich aus, um die gegnerischen Kräfte auf den Plan zu rufen. So wurde das

Jahr 1914 zur schicksalhaften Auseinandersetzung zwischen den Überbleibseln des Gemeinschaftsgedankens und der Welt des Einzelligkeitsgedankens. Das Ergebnis war die Verstaatlichung, die Nationalisierung der Restbestände des Reiches. 1919 wurde auch der letzte Rest Europas französisch-liberal organisiert. Aber in diesem Augenblick des höchsten Triumphes lag auch bereits der Keim des Abstieges. Und zwar gerade in der europäischen Organisation des südosteuropäischen Raumes. Damit schürzt sich der Schicksalsknoten unseres engen Kulturkreises wieder einmal in diesem Raum.

*

Es hat für den Menschen, der politisch denken lernen will, schon vor dem Weltkrieg sicher kaum etwas Anschaulicheres geben können als eine Reise durch die Balkangebiete. Durch die Pariser Vorortsverträge ist das Gebiet zweifellos noch interessanter geworden. Der Hauptgrund für diese Erscheinung liegt darin, daß der Südosten auf der einen Seite zweifellos ein einheitlicher geographischer Raum ist, auf der anderen Seite ein richtiges Gewirr von Völkern, das sich ineinander und miteinander verhakt, verzahnt und verzweigt hat wie sonst nirgends in Europa, diesen Raum erfüllt.

Südostraum. Relief
1. Ungar. Tiefebene. 2. Walachei. 3. March-Tal. 4. Böhmisches Becken.

In der Mitte dieses Raumes liegt wie ein Kern und Sammelbecken die Ungarische Tiefebene. Klar ist sie durch den großen Karpatenbogen nach Südosten und Nordosten abgeschlossen. Nach Nordwesten setzen sich die Karpaten in den Alpen fort, zu deren Struktur diese Faltung gehört. Im Südwesten trennen die Dinarischen Ketten, die ebenfalls ein Teil der Alpenstruktur sind, die Ungarische Tiefebene ab. Zwei Hauptausgänge besitzt diese Ebene. Beide hat in einem großartigen Durchbruch die Donau geschaffen, der die Ungarische Tiefebene aus ihrer Einschließung befreit und mit den Nachbarräumen im Nordwesten und Südosten unlösbar verbindet. Im Südwesten schließt sich die Tiefebene der Walachei an, die im Süden durch den Balkan und im Norden durch die Wasserscheide zwischen Donau und Dnjestr begrenzt wird. Nach Nordwesten öffnet die Donau den Weg in das breite, bequeme Durchzugtal der March. Es gibt kaum ein idealeres Verbindungsstück zwischen zwei großen Stromsystemen als dieses zwischen Donau und Oder. Nach Südosten bleibt diese breite Straße scharf begrenzt durch die hier verkehrsfeindlichen Kämme der Karpaten. Nach Nordwesten verwischen die Grenzen sich in den sanft ansteigenden Stufen der mäh-

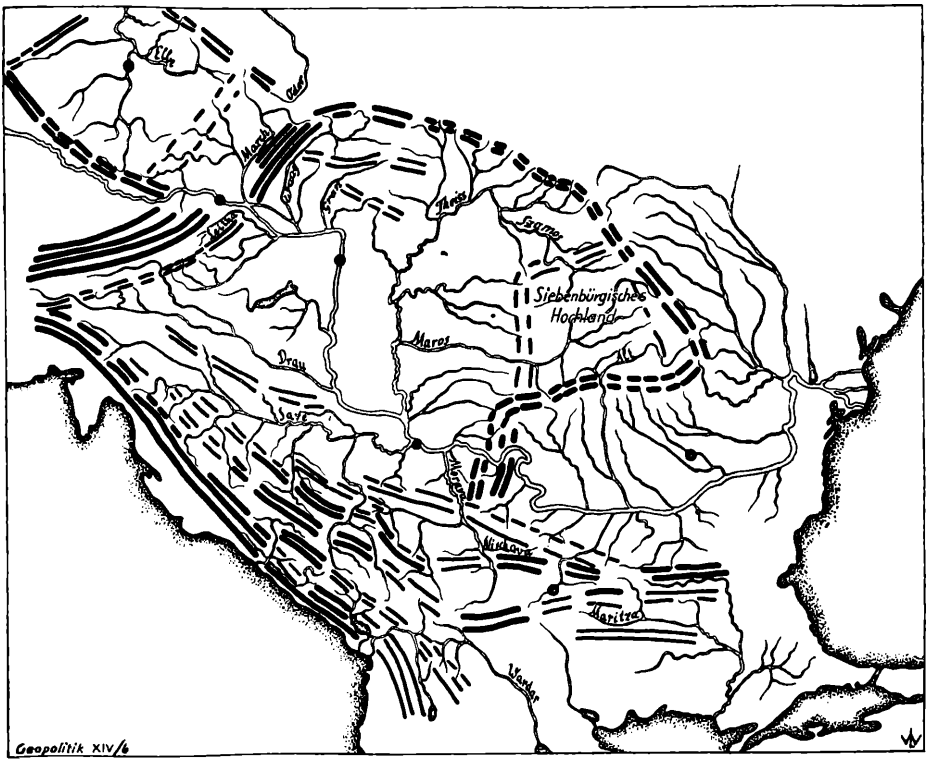
rischen Höhe und erschließen damit den Zugang zu einem weiteren Raum: dem böhmischen Becken. Im Nordwesten öffnet die Donau durch ihr österreichisches Flußtal auch noch den Weg in den reichsdeutschen Raum. Wie offen dieser Weg ist, zeigt die Tatsache, daß die Donau in ihrem reichsdeutschen Oberlauf sogar eine hydographische Verbindung zum Flußsystem des Rhein hat. So reiht dieser riesige Strom wie auf eine Perlenkette Raum an Raum. Wie ein gewaltiger Baumeister hat hier die Natur ein Straßenband geschaffen, das mit gebieterischer Notwendigkeit die durchzogenen Räume zu einer Einheit zusammenzwingt.

Wichtig sind aber nicht nur die Räume, die der Strom selbst durchfließt, sondern auch die, die durch sein Stromsystem zu den durchflossenen Räumen hin geöffnet werden. Dazu gehören vor allem auch die anschließenden Gebirgsräume.

Zwischen den beiden miteinander verbundenen Räumen der Ungarischen Tiefebene und der Walachei liegt der Karpatenbogen mit dem siebenbürgischen Hochland. Aber trennt hier das Gebirge die beiden Räume voneinander, so daß beide von Natur aus ein Eigenleben führen müssen? Siebenbürgen öffnet sich mit dem Szamos im Norden und dem Maros im Süden nach der Ungarischen Tiefebene. Jedoch findet es durch den Alt auch Anschluß an die Walachei. Das Gebirge scheidet hier also die beiden Räume voneinander, wie die Glieder eines Körpers voneinander geschieden sind — aber es trennt sie nicht! Es verbindet hier vielmehr als natürliche Brücke die beiden lebendigen Organe eines einzigen Körpers noch über das Rückgrat der Donau hinaus, ohne damit ihnen die ihrer Eigenart entsprechende Funktion zu nehmen. Ganz anders liegen die Verhältnisse im Nordwesten der Ungarischen Tiefebene. Mit der trennenden Schärfe einer riesig steilen Mauer schieben sich hier die Karpaten zwischen die Ungarische Tiefebene und das breite Durchzugtal der March. Nur das Rückgrat des Körpers, die Donau, hält hier mit einem allerdings sehr breiten Flußtal die Verbindung zum nächsten Organ. Der Wesensunterschied zwischen der Ungarischen Tiefebene und dem Marchtal muß also ein erheblich größerer sein als der zwischen der Ungarischen Tiefebene und der Walachei. Von besonderer Bedeutung ist der Anschluß der südslawischen Räume durch die Flußsysteme Drau, Sawe und Morawa. Damit ist die Zugehörigkeit dieses großen Gebirgsraumes zu der von der Donau gebildeten organischen Einheit begründet. Wieder anders gelagert sind die Verhältnisse auf der gegenüberliegenden nördlichen Seite der Ungarischen Tiefebene. So schroff sich die Karpaten gegen das Durchzugtal der March absperren, so aufgeschlossen sind sie nach der Ungarischen Tiefebene. Die Flußsysteme der Waag, der Gran und der Theiß bahnen vielseitige Wege von der Ebene in das Gebirge, sogar einen Längsweg mitten durch die Berge unterhalb des Kammes von der Mitte bis an das westliche Donautor. Diese Aufgeschlossenheit setzt sich auf der nördlichen Seite nach der Polnischen Platte hin fort, wenn auch in etwas abgeschwächter Form. Darum ist auch dieses Gebirge ähnlich wie im Südosten keine scharfe Trennwand zwischen der Ungarischen Tiefebene und der

Polnischen Platte. Es scheidet wohl die beiden Räume und trägt zu ihrer Eigenart bei, aber es verbindet sie gleichzeitig wie eine Brücke zwei Ufer: zwei Raumeinheiten reichen sich hier die Hand.

Eine besondere Aufgabe erfüllt die Morawa in der äußersten Südwestecke der Ungarischen Tiefebene. Sie bahnt den Weg durch das Gebirge zu einem leicht gang-

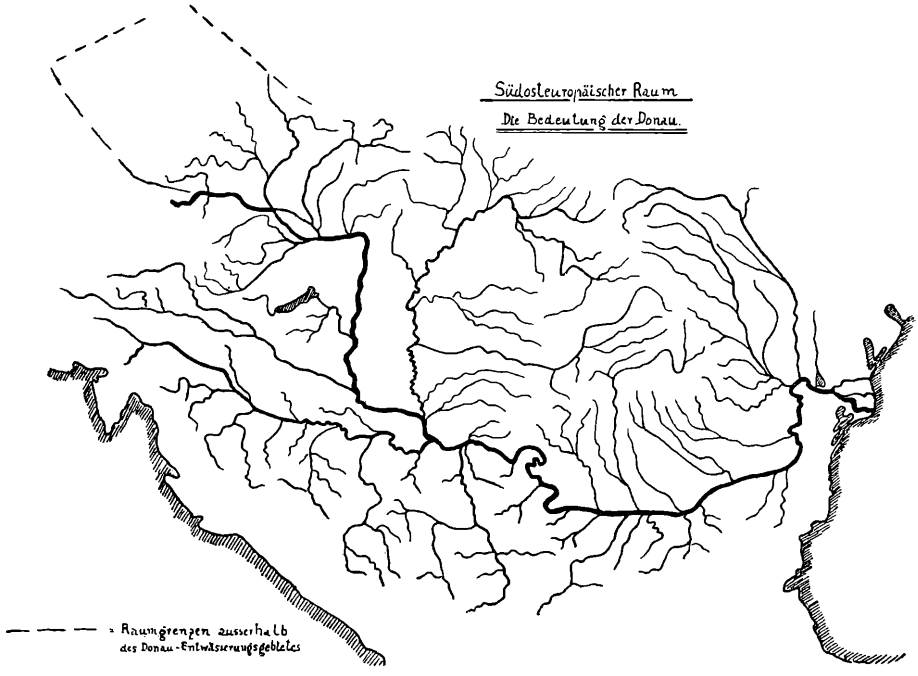


Südostraum. Fluß- und Gebirgssystem
Trenngebirge Brückengebirge

baren Paß, bis zu dem der Wardar entgegenkommt, der in das Ägäische Meer mündet. Damit ist hier also von der Donau aus ein natürlicher Weg an das östliche Mittelmeer geschaffen. In ähnlicher Weise öffnet die Morawa über ihren Nebenfluß Nischawa den Weg auf die bulgarische Hochfläche und gewinnt den Anschluß an die Maritza. Damit ist auch ein natürlicher Weg von der Donau zum Marmara-Meer gebahnt.

Das Balkanvorland wird durch die zahlreichen Nebenflüsse des unteren Donaulaufs völlig erschlossen, ebenso die Walachei, die Moldau und die Bukowina hauptsächlich durch die Flüsse Schiul, Alt, Argesch, Jalomitza, Seret, Prut, die diese Gebiete zur Donau entwässern.

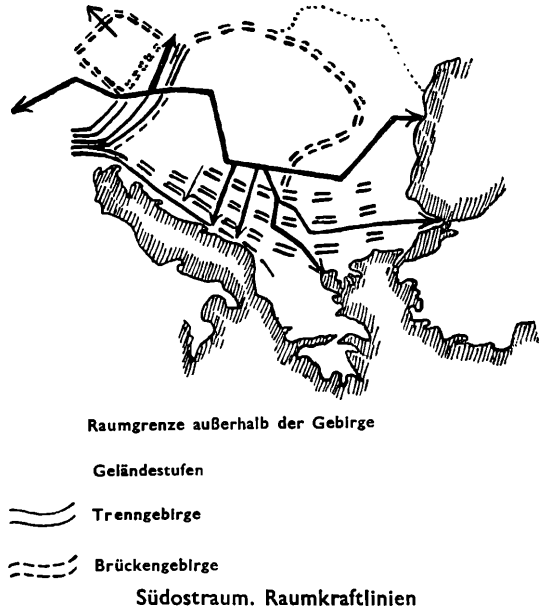
Ähnlich aufgeschlossen sind die Nachbarräume am Oberlauf der Donau. Das durch das westliche Donautor mit der Ungarischen Tiefebene organisch verbundene Marchtal ist die natürliche Verbindung zum Stromsystem der Oder. Damit ist hier einer der wichtigsten Wege zum mitteleuropäischen Raum geschaffen. Das weiterhin mit dem Marchtal organisch verbundene böhmische Becken hat in seinen sonstigen Randgebirgen wie bei den nördlichen Karpaten keine Trenngebirge, sondern Brükkengebirge. Die stärkste Verbindung stellt jedoch die Elbe her. Hier und im Marchtal sind also wiederum Stellen, an denen sich organische Raumeinheiten die Hände reichen. Auf der südlichen Seite wird hauptsächlich durch Raab, Traisen, Ybbs, Enns, Traun, Inn, Isar, Lech der ganze nördliche Teil der Ostalpen für den Großraum erschlossen. Der Donaudurchbruch in der Wachau am Zusammenstoß zwischen der böhmischen Masse und den Alpen grenzt das obere Donaubecken mit seinen offenen Zugängen zum Westalpen-, Rhein- und Mittelgebirgsraum ab. Durch dieses Becken sind die beiden Raumeinheiten Südost- und Mitteleuropas lebenswichtig verbunden.



Das Flußsystem eines Raumes ist also gleichzeitig sein natürliches Wegesystem. Raumgrenzen sind darum immer auch Wasserscheiden, während umgekehrt Wasserscheiden nicht immer Raumgrenzen sein müssen. Mit den Flüssen führt die Natur ihre ungeheueren Transporte durch. Auf dem Donauwege werden zum Beispiel jährlich rund 228 Milliarden Kubikmeter Wasser und 8,2 Milliarden Tonnen Schutt in das Schwarze Meer befördert. So sind diese natürlichen Wege im Raum nichts

anderes als die Kraftlinien des Raums, die „Raumkraftlinien", wie sie am zweckmäßigsten genannt werden. Solange die Bewegung innerhalb des organisch geschlossenen Raumes bleibt, ist sie keine Kraftäußerung des Raumes. Das wird sie erst dann, wenn sie über die Grenzen des Raumes hinaustritt und sich damit anderen Räumen gegenüber auswirkt. Die Raumgrenze wird hier also zum Kraftpegel. Raumkraftlinien sind daher die, die über die Grenze des Raumes hinausgehen oder hinauswirken.

Ein Blick auf das Einzugsgebiet der Donau und eine schematische Skizze des südosteuropäischen Raumes lehrt, daß die hauptsächliche Kraftlinie dieses Raumes durch die Donau gebildet wird. Im äußersten Westen des Raumes setzt sie sich im mitteleuropäischen Raum fort. Im äußersten Osten strahlt sie gegen Kleinasien aus. Diese riesige Raumkraftlinie ist also von Natur aus ein richtiges Rückgrat des ganzen Raumes. Nur an einer einzigen Stelle besteht heute noch eine zweite selbständige Raumkraftlinie: die Elbe. Auch sie tritt in den mitteleuropäischen Raum hinaus. Ihre Bedeutung ist jedoch erheblich geringer. Die ganze Kraft des großen Raumes ballt sich so fast ausschließlich in der Raumkraftlinie der Donau zusammen. Die Dynamik des Raumes ist also in einer wundervollen Klarheit und Einfachheit ausgebildet [1]).



Südostraum. Raumkraftlinien

1) Siehe auch von dem gleichen Verfasser: „Wirtschaft und Staat im südosteuropäischen Raum 1908—1914" (Schriften d. Dt. Akad., H. 20 [Verlag E. Reinhardt, München 1934]).

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Albrecht Haushofer:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die Krönung des englischen Königs ist vorüber. Stanley Baldwin übergibt genau vierzehn Jahre nach seiner Wahl zum konservativen Parteiführer Amt und Führung an den dritten Chamberlain der englischen Politik. Während der Krönung hat England manchen auswärtigen Gast gesehen; wenn die „Times" am Ende der Festlichkeiten zu der Überzeugung kommen, daß von den „coronation talks" wenig

erwartet, aber viel geleistet worden sei, dann mag sich die glänzende Gastlichkeit auch für das Britische Reich gelohnt haben. Die ernste Arbeit der Reichskonferenz begann unmittelbar nach der Krönung. Die Außenteile des Reiches — im Krönungseid nunmehr in volle Selbständigkeit neben Großbritannien gestellt — scheinen durchaus bereit zu sein, einen gewissen Anteil an den Lasten der Reichsverteidigung, an dem Ausbau der Reichsverbindungen, zu tragen. Aber sie haben sich nicht versagt, recht genaue Fragen in bezug auf die Ziele zu stellen, denen die Reichsverteidigung dienstbar gemacht werden soll. Daß der britische Reichskörper als Ganzes an keiner Stelle der Welt offensive Ziele verfolgt, ist bekannt (die Engländer machen nur manchmal den Fehler, von den anderen Völkern zu verlangen, daß diese die weniger friedliche Vergangenheit britischer Gebietserwerbungen ebenso schnell vergessen, wie die Engländer selbst das tun). Es handelt sich also um Verteidigung, nicht um Angriff. Doch scheinen zwischen dem Foreign Office (und noch mehr der Völkerbundsliga) und den verantwortlichen Staatsmännern der Dominien gewisse Meinungsverschiedenheiten darüber zu bestehen, wo das lebenswichtige Interesse der britischen Reichsverteidigung anfange und aufhöre. Wenn es den Staatsmännern des Empire gelingt, einige Stellen in London davon zu überzeugen, daß Donaufragen nicht zu den Problemen gehören, für die sich Neuseeländer, Australier, Südafrikaner und Kanadier totschießen lassen, dann läßt sich ein solcher Einfluß gesunden Menschenverstandes aus Übersee nur begrüßen.

In wirtschaftspolitischen Fragen liegt — trotz des Auftrags an Van Zeeland — eine neue Bekräftigung der Linie von Ottawa vor. Wenn auch die Handelsziffern des Empire im gegenseitigen Austausch einigermaßen stationär geworden sind, so ist doch kein Zweifel daran erlaubt, daß die Politik von Ottawa sich im ganzen bewährt hat und fortgesetzt werden wird. Im einzelnen gibt es natürlich Veränderungen; jede Verlängerung des englischen Handelsabkommens mit Argentinien z. B. bedeutet eine kleine Belastung.

Ein Glied der Commonwealth of Nations hat bei den Krönungsfestlichkeiten ebenso gefehlt wie bei der Reichskonferenz: der Irische Freistaat. Die Frage, ob das von De Valera beherrschte Irland noch ein Glied des Empire sei oder nicht, mag eine staatsrechtliche Doktorfrage sein. Politisch liegt es immer noch so, daß die englische Flotte die irischen Stützpunkte benützt und daß Ulster nicht daran denkt, sich von Dublin regieren zu lassen, und daß keine britische Regierung daran denken kann, Ulster dazu zu zwingen. Wenn De Valera heute die Irische Republik ausrufen würde, so würde sich an dem tatsächlichen Zustand wenig ändern. Eines allerdings würde unmittelbar eintreten: die vielen Iren, die in der englischen Industrie, vor allem in den Häfen des Nordwestens beschäftigt sind, würden die Vorzüge des britischen Passes verlieren. Es könnte ihnen ohne weiteres die Arbeitserlaubnis entzogen werden; damit wäre die englische Arbeitslosigkeit erheblich ver-

mindert, Irland jedoch mit einem völlig unlösbaren sozialen und wirtschaftlichen Problem belastet. Solche Realitäten sind unbequem; in Reden werden sie gern umgangen, aber man kennt sie sowohl in London wie in Dublin

Die englische Politik hat auch während der Krönung Zeit gefunden, sich ernstlich um Spanien zu bemühen. Fernziele gehen ohne Zweifel dahin, in Spanien eine Regierung der Mitte zu ermöglichen, vielleicht unter Wiederberufung einer monarchischen Spitze. Wenn auch auf beiden Seiten der spanischen Front gewisse Zeichen der Müdigkeit erkennbar sind, so entspricht dieser englische Plan doch allzu wenig dem spanischen Volkscharakter. Wenn irgendwo auf der Welt, dann sind in Spanien Bürgerkriege bis zum Weißbluten geführt worden. Es wäre ein kaum zu erwartender Erfolg für die britische Politik, wenn in Spanien eine mittlere Lösung gefunden würde. Einstweilen haben sich die Fronten sowohl in Andalusien wie vor Madrid kaum verändert; im Norden schreitet der Angriff gegen Bilbao durch schwieriges Gelände langsam, aber mit einer gewissen Methode vor. Der Gegensatz, in den das katholisch-konservative bäuerliche Baskentum gegen das sprachlich getrennte, aber in allem anderen doch sehr verwandte Navarra und Altkastilien geraten ist, gehört zu den tragischen Erscheinungen dieses Bürgerkriegs.

Wir haben schon mehrfach auf die Auswirkungen der spanischen und der abessinischen Ereignisse auf das französische Nordafrika hingewiesen. All das wird in Paris sorgsam beobachtet. An den französischen Flottenmanövern können wir beobachten, daß Frankreich die Konsequenzen aus den Veränderungen im Mittelmeer ebenso zieht, wie England das bereits getan hat. Das englische Transportproblem durch das Mittelmeer oder außen um Afrika herum ist oft behandelt worden. Das französische wird seltener gesehen. Bisher waren alle Pläne der französischen Reichsverteidigung aufgebaut auf der Annahme, daß die Verbindung quer über das Mittelmeer von Algier und Oran, Bone und Philippeville nach Marseille und Toulon unter allen Umständen offen gehalten werden könne. Die veränderten Flugentfernungen, der Ausbau der italienischen Stellung auf Sardinien und der Einfluß der Italiener in der militärischen Verwaltung der Balearen haben Frankreich dazu gezwungen, die Sicherheit seiner ostafrikanischen Reichsverbindung neu zu prüfen. Das Ergebnis dieser Prüfung wird deutlich, wenn wir innerhalb kurzer Zeit eine Reihe von Meldungen zu verzeichnen haben, die von dem Ausbau von Dakar und Agadir auf der einen, Rochefort, St. Nazaire und Brest auf der anderen Seite berichten. Auch das französische Reich verlegt seine maritimen Nervenstränge aus dem engen Mittelmeer in den freien Atlantik hinaus.

Die französischen Sorgen im östlichen Mittelmeer haben sich vermindert. Das neue Statut des Sandschak von Alexandrette ist geeignet, die türkischen Wünsche zu einem erheblichen Teil zu befriedigen. (Man kann die Frage dabei nicht ganz unterdrücken, wann es einmal in Europa unter französischer Billigung zu solchen wirksamen Teilrevisionen der Friedensverträge kommen wird.) Die türkische

Minderheit in Syrien, die geographisch in einem verhältnismäßig abgeschlossenem Raum ebensogut eine Mehrheit ist, wie andere „Minderheiten" in Wirklichkeit regionale Mehrheiten sind, braucht sich künftig nicht vor arabischer Überfremdung zu fürchten. Die Türkei aber hat zwar keine Erweiterung ihres Territoriums, aber doch eine wirksame Stärkung ihres politischen Einflusses, eine Anerkennung gewisser Fürsorgerechte erreicht. Das ist nicht wenig.

Zwischen der nördlichen und der südlichen Gruppe der islamischen Staaten wird zur Zeit viel verhandelt. Undurchsichtig ist dabei die Haltung der gegenwärtigen Regierung in Bagdad, die personell den arabischen Gedankenkreisen fern steht, auf der anderen Seite aber kaum geeignet sein wird, intensive Verbindung mit dem Ankara Kemals zu pflegen. Ägypten hat in diesen Tagen seinen Eintritt in den Völkerbund gefeiert, nachdem in einer weiteren Konferenz von Montreux das belastende Erbe der Kapitulationen beseitigt worden ist. Die Regelungsvorschläge für Palästina sind von der britischen Regierung wohlweislich weiter zurückgestellt worden. Manches deutet darauf hin, daß die schon früher von uns angedeutete Lösung einer Dreiteilung Palästinas endgültig empfohlen werden wird. Damit werden weder die Juden noch die Araber zufrieden sein .

In Ost- und Südosteuropa wird zur Zeit viel geredet und gereist. Frankreich scheint allen inneren Mühen zum Trotz doch noch Geld für gefährliche Unternehmungen zu haben; nachdem die Tschechen ihrerseits die Aufrüstung Rumäniens finanziert haben, sind sie selbst auf der Suche nach einer neuen Anleihe. Es scheint, als ob sie nicht ganz so unwillig empfangen wurden wie vor einem halben Jahr. Zugleich aber wird die Frage der ungarischen Sicherheit in den Vordergrund geschoben. Aus den Erklärungen des ungarischen Ministerpräsidenten geht hervor, daß Ungarn entschlossen ist, auf seinem Recht zu bestehen. Die Kleine Entente wird heute nicht mehr marschieren; und ebensowenig wird es den Bestrebungen gewisser Gruppen in Prag und Wien gelingen, die ungarische Regierung aus dem Bereich ihrer wohlverstandenen eigenen Interessen in der Außenpolitik abzuziehen. Im Rahmen alter oder neuer Hodza-Pläne hat Ungarn keine politische Zukunft.

Einiges an Bewegung zeigt sich auch im baltischen Bereich. Die Reise des britischen Unterstaatssekretärs Lord Plymouth von Helsingfors nach Kowno ist nicht nur eine Fahrt der Höflichkeit. Der englische Einfluß in Nordeuropa ist in den letzten Jahren ständig gewachsen; die Versuche der nordischen Staaten, durch eine engere wirtschaftliche Zusammenarbeit im Sinne der Oslo-Konvention und durch laufende politische Beratung Sicherheit und Gewicht zu gewinnen, werden von England gebilligt und unterstützt. Die Absicht, eine andere Macht damit einzukreisen, mag der englischen Politik völlig fernliegen. Sie wird sich nur darüber klar sein müssen, daß die englische Wirksamkeit in Nord- und Südosteuropa (zuweilen auch die peinliche Propaganda, die von anderen Stellen mit der britischen

Aufrüstung getrieben wird) manchmal mit einer Politik der Einkreisung leicht zu verwechseln ist.

Die inneren Entwicklungen in der Sowjet-Union sind nach wie vor schwer zu deuten. Hatte es eine Zeitlang so ausgesehen, als ob sich die Rote Armee stärker als bisher von der Aufsicht der Partei befreien werde, so zeigt der Sturz von Tuchatschewski einen Umschlag an. Die Armee, die durch Entpolitisierung ein erhebliches Maß von Leistungsfähigkeit gewonnen hatte, soll wieder politisiert werden. Die persönliche Diktatur Stalins scheint wiederum gestärkt zu sein. Zugleich wird in verstärkter Weise gegen alle Bestrebungen vorgegangen, die der bolschewistischen Praxis ein gewisses nationales Element hätten beimischen können. Die Unterdrückung allen völkischen Lebens in der Ukraine, in den Kaukasusländern und in Turkestan nimmt weiter ihren Fortgang. Im vorderen Orient freilich hat der Kreml seit der Meerengenkonferenz keinen Fortschritt mehr erzielt. Der Rückruf Karachans aus Ankara beweist, daß die weitgehenden Pläne einer russisch-türkischen Zusammenarbeit an dem klaren Selbständigkeitswillen der neuen Türkei gescheitert sind.

Jenseits des Atlantik scheint Roosevelt den Widerstand des Obersten Gerichts gegen seine Politik der sozialen Reformen gebrochen zu haben. Eine Reihe von Gesetzen, die noch vor einem Jahr als verfassungswidrig bezeichnet worden waren, sind nunmehr mit geringen Änderungen als im Rahmen der Verfassung stehend anerkannt worden. So ist es fraglich, ob Roosevelt auf seinen weitgreifenden Reformvorschlägen für das Oberste Gericht überhaupt bestehen muß. Allerdings sind gerade die großen Naturkatastrophen des letzten Jahres auch für die konservativen Individualisten in Washington eine ernste Lehre gewesen. Ungehemmte und unkontrollierte Wirtschaft hat es dahin gebracht, daß in den letzten Jahren Kulturland von der Flächengröße einer europäischen Großmacht für immer verloren gegangen ist. Die Verwüstung weiter Landschaften des Mittelwestens schreitet ebenso vor wie die Wassergefährdung großer Gebiete des Ostens. Hier ist mit der Initiative des einzelnen, selbst mit der Initiative einzelner Verwaltungen nichts zu retten. Die Wirtschaft des Mittelwestens, die Organisation des großen Mississippi-Gebietes wird entweder vom Staat (d. h. von dem Bund der 48 vereinigten Staaten mit einer starken Zentralgewalt) geleistet werden, oder sie wird nicht geleistet. Der Weg von der individualistischen Psychologie des Grenzers und Raubfarmers zu der Psychologie einer amerikanischen Gesamtverantwortung ist freilich weit. Aber es ist nicht zu verkennen, daß Amerika auf dem Weg von Hoover zu Roosevelt starke Schritte in dieser Richtung getan hat. Und wenn John D. Rockefeller, der größte und erfolgreichste Geschäftsmann alten Stils, von seinem riesigen Vermögen nur 25 Millionen Dollar seinen Verwandten hinterläßt, den zwanzigfachen Betrag davon aber für große Stiftungen bereitstellt, dann liegt auch darin ein Zeichen sich ändernder Zeit.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

„Chilenische Pressestimmen zur Weltlage" verzeichnen wir nach dem Wortlaut des Deutschen „Westküsten-Beobachters" (Jahrg. V; Nr. 182, S. 42 bis 46), Santiago, besonders gern, wenn sie, wie in dem kritischen Auszug aus „La Union", Valparaiso, den Nachweis bringen, daß über die ganze Breite des Indo-Pazifischen Kraftfeldes hinweg, von den Ausstrahlungen der britisch-italienischen Ostmittelmeer-Spannungen bis Chile, weltpolitische Verlagerungen von feinsten Meßwerkzeugen aufgenommen werden.

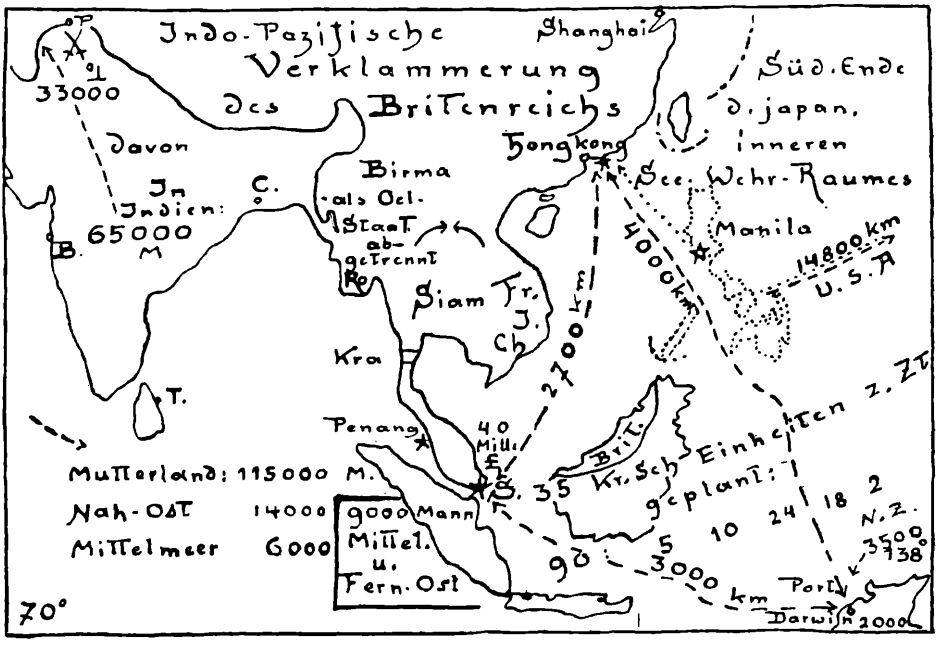
Chile war immer ein besonders feinfühliger geopolitischer Druckmesser am pazifischen wie ibero-amerikanischen Kraftfeld, die sich in dem überlangen Küstenstaat überschneiden. Hatte es doch mit seiner überragenden Längsausdehnung von 4225 km durch viele Klimazonen bei stellenweise lebensgefährlicher Schmalheit (170—350 km) durch den Willen kleiner Volkszahlen (4 Mill.) Großmachtansehen neben viel wuchtigeren Staaten, wie Argentinien und Brasilien im ABC-Verbande, und eine zusammenhaltende Flotte aufrechtzuerhalten, bei bedenklichen Belastungen durch Salpeter- und Kupfer-Sonderpflege (Monokultur).

Das läßt die kluge Ansprache des Präsidenten an die jungkonservativen Führer der „falanje nacional" verstehen, über „die Notwendigkeit der Erneuerung jeglicher Parteistruktur im Mitmachen des Rhythmus des Gangs und der historischen Evolution der Völker", auch die kühlen Schlüsse von „La Union", wie Großbritannien die Islam-Offensive Mussolinis beantworten werde. Das Duell sei ja doch noch nicht zu Ende, worin Italien als einzige im Mittelmeer eingeschlossene, aber mit genügender Wucht darin verankerte Großmacht viele Punkte, nicht zuletzt die Möglichkeit des Einsatzes von Millionen Mohamedanern, für sich habe, aber auch das schwer gereizte Prestige der weltumspannenden Seemacht gegen sich.

Eine leise Mahnung aus Japan an die Überseemächte Europas in ihrer Gesamtheit, was sie in Monsun-Asien zu verlieren haben und bei besserer Fühlung untereinander und mit Japan sich vielleicht erhalten können, war der 16 000-km-Flug des japanischen Flugzeugs „Götterwind" (Kamikaze) von Tokio über Indochina, Indien, den Nahen Osten, das Ostmittelmeer und Italien hinweg nach London und von dort nach Berlin und Paris, aus dem Weltkrisengefühl einer großen japanischen Zeitung, die offenbar Beklemmungen von „La Union" teilte, die demselben Weltbild wie bei den Chilenen entstammten. Überschlägt man nach wehrgeopolitischen Methoden das Verhältnis von Beanspruchungsgrad der britischen Reichsverklammerung an der Hauptbruchlinie des indo-pazifischen Raumes (wie er etwa im Frühjahr 1937 zuerst durch die Übungen um Singapore, dann um Hongkong erprobt wurde) zu den vorhandenen Streitmitteln, so wird klar, daß es sich für den ganzen Reichsverband nur um Truppenstärken handelt, die etwa einer Sicher-

heitsbesatzung entsprechen. Eine Kampfbesatzung würde mindestens um das Dreifache gesteigert werden müssen, wie es ja auch bei den gleichfalls unzulänglichen Flottenteilen gewisse Seewehrpläne für das Hauptzerrungsfeld, des Australasiatischen Mittelmeers, mit 5 Schlachtschiffen, 10 starken Kreuzern, 24 Torpedojägern, 12 U-Booten (wenig) und 2 Flugzeugmutterschiffen vorsehen.

Dabei ist der den pazifischen Dominien vor 1922 angesonnene Anteil von drei Fünftel zu zwei Fünftel der Kosten- und Lastenbeteiligung noch immer ein frommer Wunsch.



Den gegenwärtigen Vorbereitungszustand läßt die beigefügte wehrgeopolitische Skizze der indo-pazifischen Verklammerung erkennen. War schon das im Mittelmeer geschaffene Stützpunkt- und Nahtsystem der italienischen Belastungsprobe 1936 nicht gewachsen, so würde es der südostasiatische Zustand gewiß gegenüber keiner japanischen Kraftprobe sein, wenn nicht die Lenker der japanischen Geschicke einen weiteren Blick hätten und auf zu lange Zeitfristen und zu große Räume eingestellt wären, um einem Augenblicksziel Dauerausgleiche zu opfern. Das haben sie durch die Förderung des „Kamikaze"-Fluges und manche anderen Schritte bewiesen, wie sie sich ja auch den Sowjetschikanen an der einstigen ostchinesischen Bahn gegenüber zurückhalten, um mindestens nach der Jiu-Jitsu-Art dem Gegner faßbare Angriffsbewegungen zuzuschieben. Man ist auch der nur 1000—1200 km eingedenk, die japanische Herz- und Kernräume vom Bombenflugausgangspunkt Wladiwostok trennen.

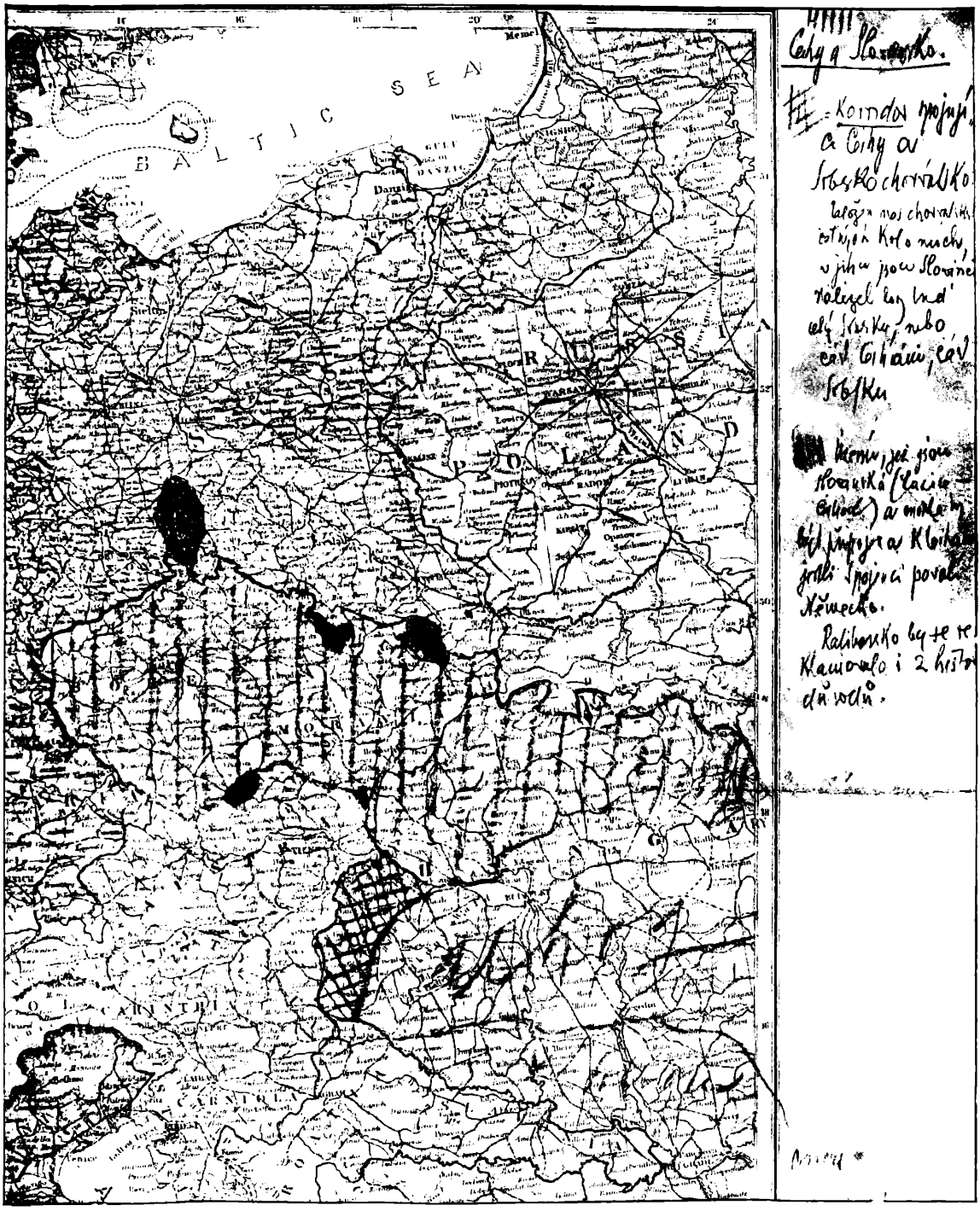
So bedingt schon die Ausgangsstellung der Fernost-Schachfiguren ein großräumiges und weltenweites Spiel und dementsprechende wehrgeopolitische Schulung der Spielleiter; aber auch sie werden die festländisch-meerbestimmten Gegensatzgedanken von Mackinder nicht vernachlässigen können. Man sollte in London das Geographische Journal von 1904 der Royal Society wieder lesen!

Manche der Londoner politischen Führung zu einfach scheinende deutsche Gedanken, auch rassenpolitischer Art, finden dabei ungehoffte Begründung. Vor allem die Frage, wieweit sich die Zukunft von China in der Weltpolitik aus uralten Rassenzügen und Anlagen überschauen läßt, beschäftigt die Geister in Ost und West.

Eine Probe dafür liefert „The People's Tribune", Shanghai 1. 4. 37, mit den Aufsätzen von Wang Ching-Wei: „Suiyuan as a symbol of national unity", und George French: „Chinese origins in the aeonic past", worüber man klarer sieht, wenn man etwa des italienischen Sinologen Giovanni Vacca schönes Ostasienwerk oder die gewählte rassenpolitische Einleitung zu seinen Studien: „Le religione dei Cinesi" (Turin, 1934) im Rahmen einer Religionsgeschichte zugrunde legt. Auch hier hat man gelernt, wie über Japan, Staatsmythos und Volkswerdungslegende als Hilfsquellen höher als ehedem zu werten. Das gleiche gilt für die Geopolitik.

Sie würde sich einer Erkenntnisquelle berauben, wenn sie nicht die ungleich größere, auch rassenpolitisch begründete Standfestigkeit der chinesischen und japanischen Binnenstruktur gegenüber der indischen auch nach diesen Überlieferungen prüfte und in beiden ostasiatischen Hauptlebensräumen wieder die festländische und ozeanische Spielart zu scheiden wüßte. Noch kühner freilich formt George French seine Bevölkerungswellen, an Wegeners Festland-Wanderungs-Gedanken anknüpfend; er will eine australische, eine mongolische, eine nilotische Welle übereinander wegführen — an Griffith Taylors Stufenzeichnungen zur Rassengeschichte in „Environment and Race" erinnernd —, aber immerhin prüfenswert. „Es ist kein Raum für irgendein Kompromiß zwischen Kuo-Min Tang und Kommunismus", erklärt Wang Ching-Wei von der Partei-Kanzel (S. 9); aber auf S. 10 muß er zugeben, „daß es doch noch Menschen gibt, die an die Möglichkeit einer Kooperation mit denen glauben, die drei Jahre lang alles zu zerstören versuchten, was mühsam aufgebaut war, und dabei vorgaben, die wahren Pioniere der nationalen Erlösung zu sein".

Wahlen sind oft vergängliche Ereignisse des politischen Alltages und haben zuweilen mit Geopolitik nichts zu tun, zuweilen aber auch sehr starke geopolitische Ursachen in ihren Ergebnissen, die dann gedeutet werden müssen. Deshalb führen wir den Lesern die Machtverteilung der Kongreßpartei in Indien räumlich und zahlenmäßig vor. Dabei fehlen die stark vom Islam durchsetzten zur Zeit von ihm tlw. durch Minderheitsregierungen regierten Länder Pendschab,



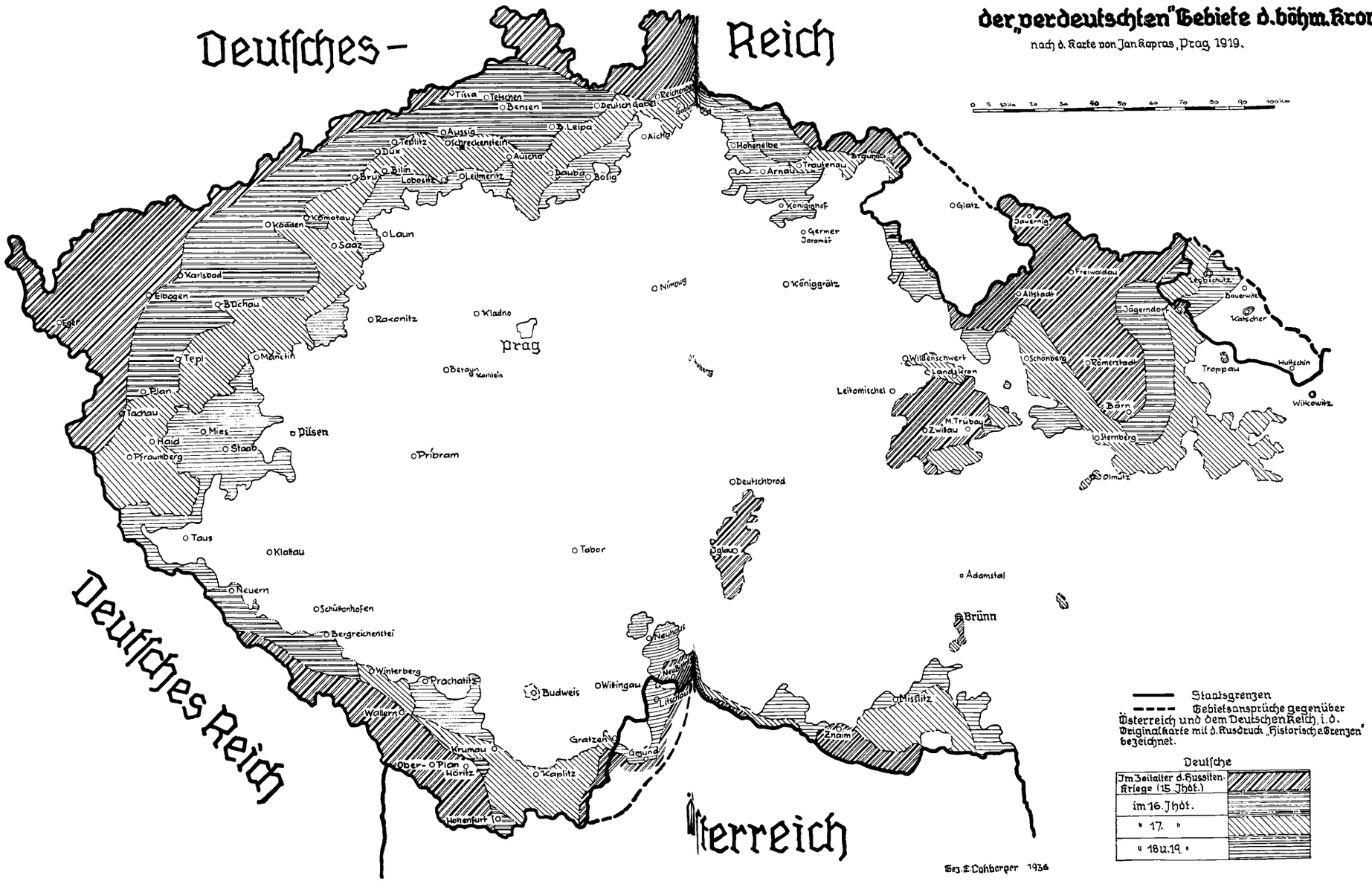
Wir bringen als Nachweis unserer Achtung vor kluger geopolitischer Arbeit, auch wenn sie uns bitter schadet, eine uns zugegangene Karte, auf welcher Professor T. G. Masaryk zum ersten Mal die Grenzen des künftigen tschechoslowakischen Staates eingezeichnet hat. Er schickte sie 1916 aus London nach Amerika. Als Beihilfe zur Lesung der Karte diene folgende Übersetzung der Randbemerkung:

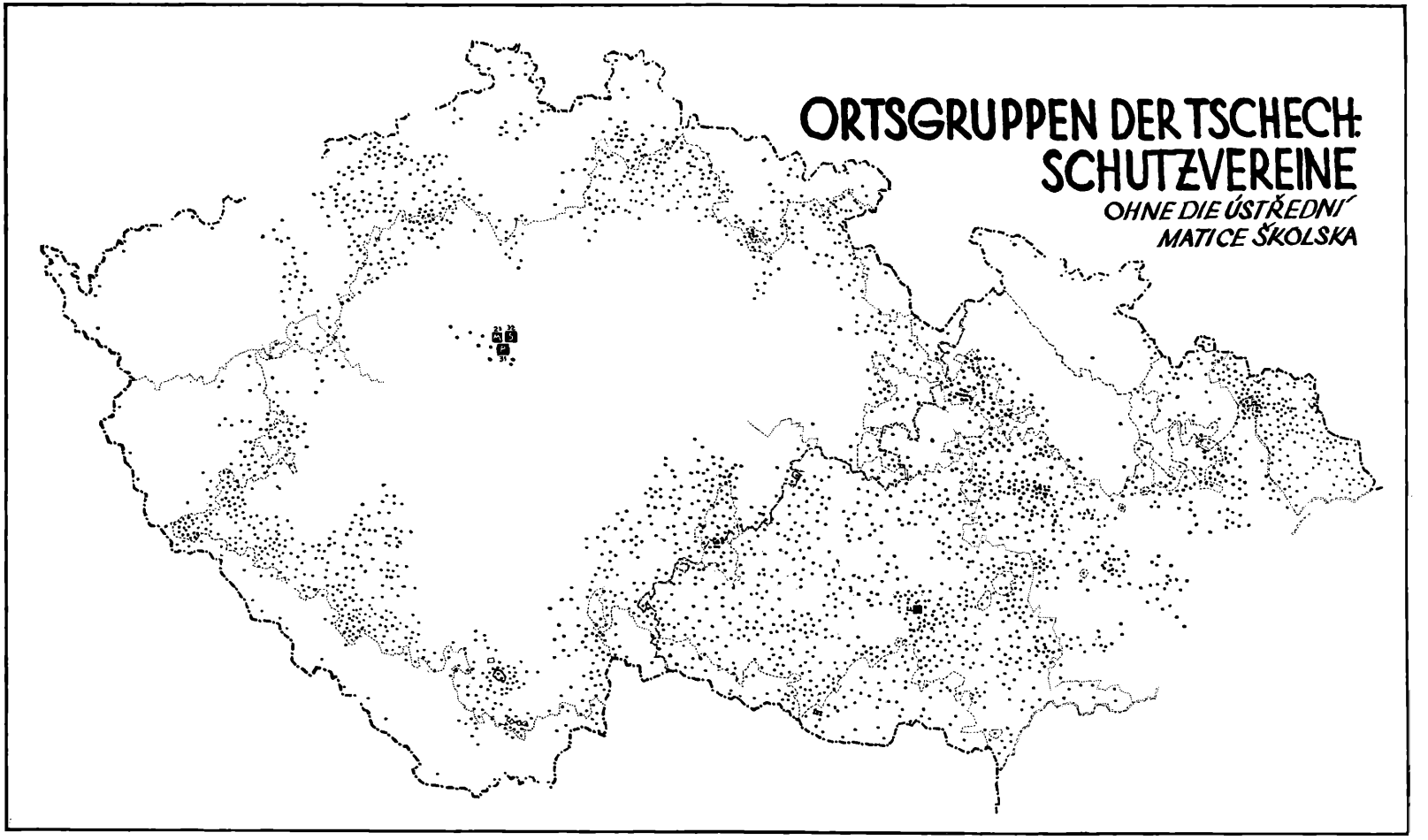
Tschechei und die Slowakei. Der Korridor (auf der Karte mit Kreuzstrichen) verbindet die Tschechei und Serbokroatien, ist gegen Kroatien hin von zahlreichen Kolonien durchsetzt, im Süden sind die Slowenen; so sollte die ganze Bevölkerung zu Serbien gehören oder ein Teil zu Tschechien, ein Teil zu Serbien. — Gebiete, welche slawisch sind (auf der Karte schwarz angelegt) (Lausitz — Unter-Themenau), man könnte sie Tschechien angliedern, wenn es die Verbündeten genehmigen. — Deutschland. Das Ratiborer Gebiet wäre zu reklamieren auch aus geschichtlichen Gründen.

Karte

der „verdeutschten" Gebiete d. böhm. Krone

nach d. Karte von Jan Kapras, Prag 1919.

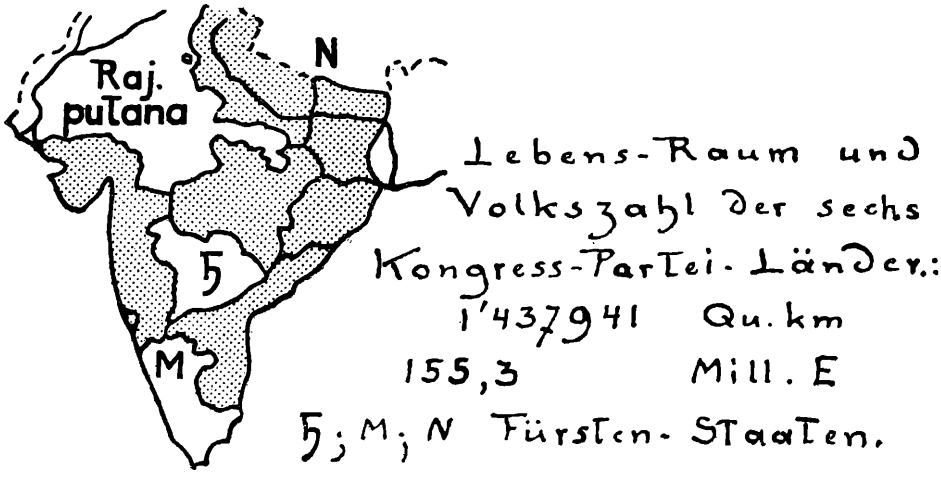




Die Haupteinbruchsstellen sind durch das auffällig verdichtete Ortsgruppennetz leicht erkennbar. Sprachgrenze

Sind und Bengalen, in denen gleichwohl das Regieren gegen die Unabhängigkeitsströmung nicht einfach sein wird. Wichtige Rollen unter den Fürstenstaaten spielen raumpolitisch Hyderabad (H), Mysore (M), die Staatengruppe von Radschputana mit dem vorspringenden Gwalior und im Nordwesten das raumweite, volksarme, in der Skizze nicht mehr aufgenommene Kaschmir.

Eine rein raumpolitische Darstellung verrät also schon die großen Schwierigkeiten, denen die anglo-indische Bürokratie gegenübersteht und die sie nun durch Amtsministerien in den sechs Ländern Bihar, Bombay, Central-Provinzen, Madras, Orissa und Vereinigte Provinzen zu meistern hat. Eine originelle Form des Ausweichens wird in Orissa durch eine Kabinettsbildung des Maharadscha von Parlakimedi versucht.



Der letzte Grund ist völkerpsychologischer Art, weil selbst in der Beurteilung der seit dem 1. April heraufgezogenen Wirren die beiden Völker: Briten und Inder, vollkommen aneinander vorbeireden, was selbstverständwich nur Wind in die Segel eines innen durch Jawaharlal Nehru vorangetragenen, von außen durch die Sowjets mit Liebe und Verständnis geförderten Radikalismus führt. Mit dieser Art hat China seine blutigen und kostspieligen Erfahrungen gemacht, seit Sun Yat Sen in einem Anfall von Verzweiflung und Hilflosigkeit geglaubt hat, man könne durch Zersetzung zum Aufbau kommen, statt durch evolutionäre Erneuerung, wie Japan. Die Monsunländer weisen nun drei großartige Versuchsreihen auf, die Vergleiche gestatten:

Die geschlossene, vom Parlamentarismus zur Autorität pendelnde Weltmacht Japan, das auf parlamentarischem Weg aus seinen Wirren heraustastende China und das sich radikalisierende Indien.

Es wäre wider die Natur, wenn sich solche Außen- und Binnenspannung nicht

auf die Nachbarschaft übertrüge, z. B. auf Indonesien. „Seit 100 Jahren nicht haben die Niederländer in Niederländisch Indien sich so beunruhigt gefühlt wie in den letzten fünf Jahren ... Ihre Probleme sind nicht neu: ein Inselreich zwischen zwei Kontinenten und zwei Ozeanen ist keine Sinekure — aber sie sind brennend geworden." Wir schließen uns diesem Urteil der „Times" vom 20. 3. 37 an, das ein ungewöhnlich gut unterrichteter Singapore-Korrespondent ausspricht. (Vgl. auch „Amrita Bazar Patrika", Sunday Mag. 4. 4. 37: „Dutch-Indonesian Conference" über Rassenfragen und Kulturspannungen.)

Wir können diesen Aufsatz wie auch die beiden „India"- und „Burma"-Sondernummern der „Times" unsern Lesern empfehlen, weil der erste ihnen zeigt, wie gut sie im Bilde gehalten worden sind, die beiden andern — trotz allen Reklameschattenseiten, die solche Festnummern nicht vermeiden können, gute Gesamtbilder und Karten enthalten. (23. 3. und 20. 4. 1937.) (Sir A. Cochrane: „Burma's Position in the Empire." Amrita Baz. Patr. 25. 3. 37.)

Als neue Volksdruckzahlen Indonesiens werden von Singapore aus jetzt schon 72 Millionen genannt, als Druckbreite, die „mit Argusaugen" überschaut werden muß, 6400 km, und zwar — verhaltet das Lachen! — „gegen die Möglichkeit einer mit oder ohne deutsche Hilfe zu schaffenden japanischen Einflußsphäre", die nun, wohl dank den Seemanövern um Singapore und Hongkong, als Befürchtung zurückgetreten sei und einem vermehrten Sicherheitsgefühl Platz gemacht habe. Ein geschicktes Balancierspiel zwischen „Offener Tür" — (in der Theorie!) — und „Einfuhrbeschränkungen" bis zu 25 % zum Schaden Japans und anderer Neukommenden — (in der Praxis) — geht auf dem scharfen Grat zwischen außenpolitischen Verwicklungen und eben noch gerade vor der öffentlichen Meinung der Welt zulässiger Ausbeutung vor sich. Ein Schiffahrtskrieg, durch eine Art Navigationsakte ohne Cromwells Überlegenheit hinter sich entfesselt, endete mit einem Kompromiß, bei dem die Niederlande die stärkere Hand gezeigt hatten, wenn auch unter Vermeidung einer direkten Provokation Japans, zu der es Klugheit nicht kommen lassen wollte. Die Siedlungs-, Wald- und Baumwollprojekte Japans in Borneo und Neuguinea erregten Unbehagen, ohne daß man sie ganz abschneiden könnte. Enttäuschungen blieben nicht aus. In Holland und Batavia hofft man, sie würden Unwillkommene abschrecken.

Immerhin haben die fremden Eindringungsversuche das eigene Entwicklungstempo beschleunigt. Eine umfassende Lufterkundung von Neuguinea ist im Zuge und wird die sonst nach niederländischer Gewohnheit sehr schrittweise sich vollziehende Erschließung beschleunigen. An sich zieht ja Sumatra und vor allem der jährlich um 600000 Köpfe wachsende, an sich schon unheimliche Volksdruck von Java die Aufmerksamkeit mehr auf sich als die raumweiten menschenarmen Außenlande. Aber gerade dort liegt die Reizgefahr bei der durchaus unzulänglichen Rüstung zu Land und zur See, die im Mutterland nicht deutlich genug gesehen

wird. Eine Sturmpetition mit 50000 Unterschriften — selbstverständlich nur der Zivilbevölkerung — soll die Geister zu den Frühjahrswahlen aufwecken.

„Die Geschichte lehrt, daß schwächere Mächte, die nicht tätig an ihrer Selbstverteidigung mitwirken, beim Friedenschließen vergessen werden, auch wenn sie auf der gewinnenden Seite waren." Dieser Mahnung eingedenk, hat man U-Boot-Basen und Wasserflugzeughäfen an der Küste von Neuguinea errichtet und allerlei für die Verteidigung der Ölfelder von Borneo, Balikpapan und Pontianak getan. 4 Kreuzer, 6 Zerstörer, 12 U-Boote und ein paar Minensucher — im Vergleich mit dem einzigen neuen Kreuzer „De Ruyter" und 12 neuen Dornier-Flugbooten lassen den ehrwürdigen Zustand des älteren Materials deutlich erkennen. 40 amerikanische Glen Martin Bomber im Armeehauptquartier Bandung haben gleichfalls das Selbstgefühl verstärkt, mindestens in einem Umkreis mit dem Radius Batavia—Surabaya.

Indonesien sei eben, im Vergleich mit den vielen gleichberechtigten Kindern des Britenreichs, „ein einziges, kostbarer noch zu behütendes Kind". Das Verhältnis zum eingeborenen Blut, ganz anders, als in britischen Dominien gelöst, ist wohl die Hauptsorge: die Mischheiratsfrage und die des Aufstiegs der Begabten aus ihren Reihen im Wettbewerb mit Weiß und Braun und Gelb, auch mit einem Schlagschatten auf den Wehrgedanken!

Größere und kleinere Kolonialmächte, die vieles zu verlieren und wenig zu gewinnen haben, hätten also allen Grund, nicht — wie es ihnen Lord Lothian mit Recht vorwirft — voll Furcht auf die im Grunde doch im Vergleich zu ihren Besitzmassen kleineuropäischen Fragen zu starren, sondern sich mit Mut und Hoffnung an die von vielen gezeigten Lösungsversuche auswärts zu machen.

Natürlich kann man sowohl die seit Mitte April abrollenden U.S-amerikanischen Flottenübungen zwischen Alaska und Hawai mit mehr als 200 Kriegsschiffen und 400 Flugzeugen ebenso als Panacea (Allheilmittel) gegen solche pazifischen Angstzustände anpreisen, wie eine Kooperativbewegung als solches für Chinas Nöte. (Chen Han-seng: „Cooperatives as a panaeca for Chinas ills.". Far Eastern Survey, Bd. VI; 7. März 31, 37). Das wäre an sich rassengemäß richtig, wenn China geopolitisch so, wie ehedem, abgetrennt und für sich allein wäre, obwohl der Mißbrauch der Amtsgewalt und die Gewöhnung an Wucherzinsen ebenso eingefleischte, zugegebene Erbübel eines auf überwirtschaftetem Boden zu eng zusammengepreßten Volkstums sind.

Dort in USA. wirkt eben — trotz aller nationalen Überzeugung von der reinen Abwehr — die bloße Dynamik der raschen Landnahme sich auch weiterhin expansiv, ausgreifend aus — so sehr der Durchschnittsamerikaner diesen seinen Naturhang zum Übergriff bestreiten wird, während China zunächst bei jedem Reiz von außen versucht, sich auf sich selbst zusammenziehen, und innere Abhilfen zu finden strebt.

Schließlich wirken eben doch auch die Bestrebungen auf Schaffung einer nordischen US.-USSR. Verbindung den Ostasiaten gegenüber als Übergriffe, als expansiv, als imperialistisch, z. B. wenn sich russische Flugstrecken-Teilstücke von Chabarowsk-Cap Wellen und die Alaska-Linien der USA. mit ihren 79 Flugzeugen zu nähern streben, den einen Weg von Cap Chukhotsk über die Bering-See nach Nome suchend, den andern weiter südlich von Kamtschatka über Kommandeurs-Inseln und Aljuten nach Seward in Alaska, schließlich nach Seattle. Verwirklicht sich diese Flugverbindung, so ist in der Tat „Alaska die Zugbrücke nach Asien". Das glauben nur die Asiaten auch und verdichten 1937 ihr koreanisch-mandschurisches Abwehr-Bahnsystem auf 9347½ km — 48% mehr seit der Entstehung von Manchukuo!

Das kommt schließlich dem Weltverkehr zugute, zumal ja auch der Krieg nur ein — „Akt des Verkehrs" ist — freilich ein gewaltsamer, bei dem eine neue Verbindungsstrecke dem unbefangeneren Verkehrspartner in der Regel am meisten nützt; und das dürften bei u. s. amerikanisch-russischem Wettbewerb die Sowjetbünde sein. Gerade das pazifische Amerika ist immer noch mit der Verkehrsabhängigkeit seiner unregelmäßig geballten, auf dem Land so dünnen Bevölkerung eines der verkehrstechnisch empfindlichsten Kriegs- und Unruhen-Theater!

Vieles von seiner Gefahr tritt freilich zurück, solange die Luftverbindung noch in sicheren Händen ist; daher die große Aufmerksamkeit auf ihre geopolitischen Grundlagen in allen weiten, bevölkerungspolitisch ungleich geballten, auflüpfischen Räumen, wie Indien oder Mittelasien, Brasilien, auch in Argentinien mit seiner sich rasch entwickelnden Privatfliegerei. (Tijdschrift voor Economische Geographie, 15. 4. 37, S. 107 — worin auf S. 109 J. Winsemius Zeugnis für Neu-Guineas Kolonisationsprobleme positiv und negativ ablegt, auch wenn ihn sein Kritiker, J. v. Hinte, zerzaust, während er die Arbeit von E. F. Verkade—Cartier van Dissel über Surinam freundlicher würdigt.) Der Eindruck des Außenstehenden ist jedenfalls in beiden Fällen, daß in reichen, weiten Räumen zu wenig und das Wenige zu langsam und bummelig „slaperiger" geschieht. Freilich nimmt die niederländische Wirtschaftsgeogr. Zeitschrift ihre Wächterpflicht am ererbten Lebensraum ernst und gründlich und hält guten Auslug.

„Christian Science Monitor" hält den Staatskünstlern der Welt in einer bemerkenswerten Spottzeichnung $ 10730000000 Wehrausgaben für 1936 vor, und meint, es ließe sich damit allerlei Verbesserung in „derelict areas" machen; sehr viele davon wären ohne weitere internationale Bemühung angelsächsischer Pflege zugänglich und dürften Lord Lothians Verständigungs-Gründe unterstützen!

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Josef Chmelar: The German Problem in Czechoslowakia. Prag, „Orbis" 1936. 93 S.

Das sudetendeutsche Gebiet ist in den Jahren seit den Friedensschlüssen und besonders in der Zeit seit 1929 zu einer Reservation eines in Europa sonst unbekannten Massenelends geworden. Nachrichten darüber drangen in die Weltpresse wie auch über den Zusammenschluß und die Selbsthilfe der früher so zersplitterungssüchtigen Sudetendeutschen. So konnte auch das Auftreten der Sudetendeutschen Partei nicht übersehen werden und ihre Stellungnahme gegen Regierungsmethoden, die auf verwaltungstechnischem, auf kaltem Wege die verfassungsmäßigen Rechte wie die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Deutschen immer stärker beschränkten und die an der Zuspitzung der Notlage mitschuldig sind.

Diese Entwicklung hat das von der amtlichen tschechischen Propaganda erstellte Bild der Tschechoslowakei als einer idealen Harmonie demokratischer Freiheiten arg entstellt. Die uns vorliegende Schrift stellt den jüngsten Versuch dieser Propaganda dar (der Verfasser ist Obersektionsrat im tschechischen Außenministerium), den Westvölkern die sudetendeutsche Frage in einem Lichte vorzustellen, das jegliche Beschwerde als unbegründet erscheinen läßt, die große Volkstumsbewegung innerhalb des Sudetendeutschtums jedoch als verdächtig, ja staatsgefährdend hinstellt.

Geist und Darstellungsweise des Memoires III von 1919 ist getreu beibehalten worden, leider auch der Weg vorsätzlicher Täuschung durch falsche Ziffern. Um die Einheit des sudetendeutschen Sprachgebietes leugnen zu können, teilt es Chmelar willkürlich in sieben Bezirke ein. Es genügt, seinen Angaben die Ziffern der Volkszählung gegenüberzustellen:

Deutsche Mehrheitsbezirke

Zwischen:	Chmelar	Volkszählung
Bischofsteinitz u. Dux	835000	935691
Dux und Friedland	808000	832580
Friedland u. Braunau	129000	131039
Nordmähren und Schlesien	325000	333579
Schönhengstgau	51000	103742
Südmähren	101000	134502
Südböhmen . .	87000	199631
	2336000	2670764

334764 Deutsche fallen bei diesen Angaben unter den Tisch; ja noch mehr, da die Zahl der sudetendeutschen Mehrheitsbevölkerung in Gemeinden mit mehr als 50 v. H. einschließlich der Sprachinseln 2757272 beträgt.

Eine gleiche Technik waltet bei den übrigen Zahlenangaben, soweit sie die Beschwerden und Ansprüche der deutschen Volksgruppe als unberechtigt hinzustellen geeignet sind. Auch die Angaben über den Einfluß der „Minoritäten" in den Selbstverwaltungskörpern sind irreführend (S. 35, 83). Die Gemeindeautonomie ist stark eingeschränkt worden. Nur $^2/_3$ der Sitze in den Bezirks- und Landesvertretungen werden durch die Wahl besetzt, $^1/_3$ besetzt die Regierung mit ihren Vertrauensleuten, Tschechen — auch in deutschen Bezirken — und Sozialdemokraten.

Die Opposition der Sudetendeutschen Partei gegen die Methoden der Regierung wird von Chmelar als eine solche gegen den Staat hingestellt (S. 64, 82). Die wiederholten ausdrücklichen Erklärungen Konrad Henleins und seiner Partei, zur grundsätzlichen Mitarbeit und zum Ausgleich zwischen Tschechen und Deutschen bereit zu sein, bleiben unberücksichtigt. Im Gegenteil, die gemäßigte Haltung Henleins wird als „Firnis einer äußeren Loyalität" bezeichnet (S. 82), „die nicht im Einklang steht mit den verborgenen Hoffnungen, welche die Welle des Nazismus hervorgerufen hat". Es fehlt nicht an dunklen Andeutungen unterirdischer Geldzuflüsse und einer verdächtigen Verbindung mit dem Verband für das Deutschtum im Ausland (S. 64). In ihren geistigen Grundlagen und ihrer politischen Ausrichtung wird die Einigungsbewegung des Sudetendeutschtums als getreuer Abklatsch der NSDAP geschildert, als williges Werkzeug der imperialistischen Pläne des Dritten Reiches (S. 30, 54—58, 87/88).

Es ist das Ziel der Darstellungen, die wichtigste politische Organisation des Sudetendeutschtums als staatsfeindlich zu verdächtigen und ein etwa gegen den Nationalsozialismus bestehendes Ressentiment des westeuropäischen Lesers auch gegen die sudetendeutsche Volksgruppe zu lenken. Damit soll eine Scheidewand zwischen Westeuropa und dem Sudetendeutschtum aufgerichtet, der bedrängten Volksgruppe die Möglichkeit genommen werden, in ihrem Rechtskampf die moralische Unterstützung des Auslandes wachzurufen. *Silesius.*

Tschechische Auslandspropaganda.

Um das Bild zu vervollständigen, das an anderen Stellen dieses Heftes von der geschickten tschechischen Auslandspropaganda entworfen worden ist, bringen wir in deutscher Übersetzung den Teil eines Aufsatzes aus FOREIGN AFFAIRS, NewYork (April 1937), der sich mit der deutschen Minderheit beschäftigt.

Der Aufsatz, „Why Czechoslovakia?" betitelt, ist von Stefan Osusky geschrieben, dem tschechischen Gesandten in Paris (seit 1920), Generalsekretär der tschechoslowakischen Delegation bei der Pariser Friedenskonferenz, Delegierten bei der Reparationskommission und der Völkerbundsversammlung.

„Nun noch ein paar Worte über die Behandlung der Minderheiten. Wenn die Tschechoslowakei in dieser Hinsicht nicht ihre volle Pflicht erfüllt hätte, so wie der Minoritätenvertrag es vorschreibt — würde Deutschland nicht zwischen 1919 und Oktober 1933 offiziell die Aufmerksamkeit des Völkerbundsrates auf ihre Verfehlungen gelenkt haben? Würden Polen und Ungarn nicht dasselbe getan haben, damit die Prager Regierung offiziell und öffentlich getadelt würde? Warum sollte so viel Propaganda in Presse und Radio auf den Versuch verschwendet worden sein, einen ungünstigen Eindruck von der Tschechoslowakei zu erzeugen, wenn der Resonanzboden des Völkerbundes hätte benutzt werden können, um aller Welt zu beweisen, daß die Tschechoslowakei ihre sprachlichen und rassischen Minderheiten mißhandelt?

Diese simple Tatsache würde mich rechtfertigen, wenn ich einfach erklärte, daß der ganze Angriff ein Betrug (fraud) ist und wenn ich davon Abstand nähme, die Frage der Minoritäten überhaupt irgend weiter zu diskutieren. Doch in den vergangenen Monaten ist eine Pressekampagne gegen die Tschechoslowakei eröffnet worden, um die Welt davon zu überzeugen, daß Prag systematisch den wirtschaftlichen Ruin der Sudetendeutschen zu erreichen sucht. Ich muß auf diese Kampagne mit Tatsachen antworten, die so kurz wie möglich aufgestellt sein mögen.

Auf dem Gebiet, das jetzt die Tschechoslowakei darstellt, waren 70 v. H. der gesamten Industrie des alten Österreich-Ungarn konzentriert. Die Produkte dieser Industrie wurden von den gesamten 51 Millionen Einwohnern des Kaiserreichs aufgenommen, ohne Zölle oder andere Schranken. Nach der Auflösung des Kaiserreichs wurde die Zahl der Konsumenten auf dem tschechoslowakischen Gebiet von 51 Millionen auf 14 Millionen reduziert mit dem Ergebnis, daß die tschechoslowakische Regierung gezwungen war, die industrielle Produktion erheblich einzuschränken. Natürlich mußten die höchst industrialisierten Gebiete am meisten unter dieser Begrenzung leiden. Und die höchstindustrialisierten Gebiete waren ausgerechnet (precisely) jene im nördlichen Teil von Böhmen, die zum großen Teil von Deutschen bewohnt werden.

Auf der anderen Seite zeigte die sudetendeutsche Industrie während der ersten Jahre, die auf die Gründung der tschechischen Republik folgten, kein großes Vertrauen in die Währung des neuen Staates und hinterlegte ihre Ersparnisse (genau wie die deutschen Kaufleute in der Tschechoslowakei) bei den Banken und Sparkassen im Reich. Als die Inflation die deutsche Mark zerstörte, verloren sie natürlich große Summen Geldes. Während der folgenden Periode der Prosperität gerieten sie dann, wie sie leicht Geld verdienten, auch leicht in Schulden. Sie modernisierten ihre Betriebsanlagen ohne zu berechnen, wie hoch ihre Gewinne in normalen Zeiten sein würden. Die Krisis von 1929 folgte, und die Unternehmen machten Bankrott. Die Banken, die mit ihnen verwickelt waren, ließen sie im Stich, da sie glaubten, die Unternehmungen seien schlecht geführt worden, und stellten in Zukunft nur ein Risiko dar.

Die Weltwirtschaftskrise traf die Tschechoslowakei mit besonderer Schwere wegen der Bedeutung ihrer Exportindustrie. Im Jahre 1928 betrug der tschechische Export 21,224 Milliarden Kronen; 1933 war er auf 5,923 Milliarden Kronen gefallen. Große Verluste trafen Exportindustrien, wie Porzellan, Glaswaren und Textilien, deren überwiegende Majorität in den Gebieten liegen, die von Deutschen bewohnt werden.

Dies sind die einfachen Tatsachen, die erklären, warum die sudetendeutsche Bevölkerung der Tschechoslowakei in den vergangenen Jahren so hart betroffen worden ist."

Ist damit nicht wirklich alles erklärt? Wird der amerikanische Leser nicht glauben, jetzt völlig unterrichtet und aufgeklärt zu sein? Er weiß nun, was er von dem sudetendeutschen Elend und der reichsdeutschen Propaganda zu halten hat. Eine glattere, kältere, skrupellosere Art von Beeinflussung der ausländischen öffentlichen Meinung ist nicht mehr denkbar. Wenn wir nicht davon lernen wollen, um sie anzunehmen, so müssen wir doch lernen, mit ihr zu rechnen. HAV.

FRANK H. SCHMOLCK:

Der Panamerikanismus von Amerika aus II

Zur interamerikanischen Konferenz in Buenos Aires

Der in Buenos Aires abgeschlossene Panamerikanische Solidaritätsvertrag, dem die angeführten Absätze entnommen sind, ist mit der Kernpunkt und wichtigste Beschluß der VIII. Panamerikanischen Konferenz geworden. Der Umstand, daß er gerade aus Mittelamerika hervorging, ist bezeichnend dafür, daß man dort, als in den durch die bisherige Anwendung der Monroe-Doktrin während der imperialistischen Periode am meisten gefährdeten Ländern, den stärksten Wunsch und das größte Interesse an einem wirklichen Panamerikanismus hat. Es ist dort gerade jetzt wieder darauf hingewiesen worden, daß es ein Fehler war, die Mittelamerikanische Konferenz von 1934 nicht zum Abschluß eines Regionalpaktes ausgenutzt zu haben, um innerhalb der panamerikanischen Politik als „geschlossener Block der Kleinen" auftreten zu können, wie es im Falle dieses Vertragsentwurfes nun spontan möglich war und Eindruck und Erfolg erzielt hat. Man ist sich also dort ganz klar darüber, daß der richtige Weg zum politischen Panamerika als Machtgruppe durch regionale Blockbildung vorbereitet werden muß.

Der genannte Solidaritätsvertrag enthält folgende Vereinbarung:

1. Die Nationen Amerikas proklamieren, getreu ihren republikanischen Staatsformen, ihre vollkommene juristische Gleichberechtigung, die unbeschränkte[1]) Achtung ihrer Staatshoheit und den Bestand einer solidarischen Demokratie in Amerika.

2. Alle amerikanischen Nationen betrachten die den Rechten irgendeiner von ihnen von außerkontinentalen Nationen angetane Beleidigung als Affront für sich selbst, welcher eine gleichmäßige und gemeinsame Reaktion[2]) im Gefolge hat.

In diesem Falle setzen sich die Kanzleien Amerikas sofort ins Benehmen, um die Maßnahmen zu bestimmen, welche die Lage fordert.

3. Grundlegende Prinzipien des Internationalen und besonders des Amerikanischen Rechtes sind die folgenden:

a) Der Ausschluß territorialer Eroberungen und infolgedessen wird keine durch die Gewalt erfolgte Gebietserwerbung anerkannt;

b) Die Intervention eines Staates in die inneren oder äußeren Angelegenheiten eines anderen Staates wird verdammt;

c) Das zwangsweise Einkassieren finanzieller Forderungen[3]) ist unzulässig;

---

1) Die Übersetzung hält sich so genau wie möglich an das spanische Original; letzteres enthält hier nicht das hier vermißte Wort „gegenseitige" und bei **2)** „aller amerikanischen Staaten".

3) ist das Ergebnis der erwähnten USA.-Mexico-Controverse und des seinerzeitigen Venezuela-Zwischenfalls unter der Regierung Castro, sowie der imperialistischen Monroe-Doktrinpolitik im allgemeinen.

d) Jede Meinungsverschiedenheit oder Auseinandersetzung zwischen amerikanischen Nationen, gleichgültig welcher Art sie sei und was ihr Ursprung sei, wird auf dem Wege weitgehenden und unbeschränkten Schiedsspruchs entschieden;

e) Amerika erklärt seine Neutralität in allen außerkontinentalen Kriegen und Konflikten.

Obwohl dieser Vertrag nur einen Rahmen bildet, der noch weit mehr ins einzelne gehender Ausfüllung bedarf, stellt er doch schon das Skelett auf für einen panamerikanischen Schutz- und Gegenseitigkeitsvertrag. In ihm wird ausgesprochen: Die Ablehnung jeder Einmischung außeramerikanischer Mächte, im Sinne Bolivars und der ursprünglichen Monroe-Doktrin, einschließlich der Pflicht zum gemeinsamen Vorgehen in solchem Falle; die Nichtanerkennung territorialer Eroberungen und das Vorbeugen gegen Konflikte wie den Chacokrieg; und — hier ist die Phrase last not least am Platze — die Abstandnahme von der amerikanischen Einmischung in europäische Verwicklungen, mit der der diesbezügliche Teil der Monroe-Doktrin, der in Vergessenheit geraten war, wiederhergestellt wird.

Im ersten Punkt dieses Vertrags wird, aus den bereits weiter oben bezeichneten Gründen, zunächst die Gleichberechtigung und Unantastbarkeit der Hoheit aller amerikanischen Nationen zur Grundlage gemacht und damit nochmals ausgesprochen, daß die Sache mit dem großen und kleinen Bruder nun ein Ende hat. Der zweite Punkt will das Vorgehen irgendeiner außeramerikanischen Macht gegen einen einzelnen amerikanischen Staat ausschließen, indem es in solchem Fall die Gesamtheit der amerikanischen Staaten mobil macht. Die zweite Fassung „irgendeiner den Rechten ... angetanen Beleidigung" läßt sich nötigenfalls auf wirtschaftliches Gebiet ausdehnen. Die Klippe des Verhaltens bei Eroberungskriegen von Amerikanern unter sich wird umschifft, und lediglich die Nichtanerkennung gewaltsam erlangten Gebietszuwachses ausgesprochen im dritten Paragraphen, der gleichzeitig noch einige Grundlagen für ein interamerikanisches Staatsrecht, für ein Schiedsgericht usw. geben will. In ihm wird auch, wie schon erwähnt, in Ablehnung früherer nordamerikanischer Praktiken der Beschluß von Montevideo erneuert. Schließlich ist die Wiederherstellung der Neutralitätserklärung gegenüber europäischen Konflikten die unmittelbare Folge aus der Sanktionspolitik des Völkerbundes gegen Italien, die gänzlich unbeteiligte lateinamerikanische Völkerbundsmitglieder zu Leidtragenden gemacht hat, was sich nicht wiederholen soll. Bezüglich des Schiedsgerichts wird in den Kommentaren zu diesem Vertrag darauf hingewiesen, daß man die Einsetzung eines permanenten Schiedshofes, in Konkurrenz zum Haager Schiedsgericht, nicht plane, vielmehr daran denke, von Fall zu Fall, wie in der Praxis bereits bewährt, Schiedsgerichte aus Nachbarn und Unparteiischen zusammenholen könne. Die Fragen des Schiedshofes, wie der Aufstellung eines amerikanischen Staatsrechts, wie der Errichtung von Lehrstühlen für dasselbe, wie die

Ausarbeitung mehrerer Bestimmungen, welche mit diesem Vertrag zusammenhängen, wurden durch eine Reihe von Sonderbeschlüssen verschiedenen Studienkommissionen zur Prüfung übertragen. Dieser Solidaritätsvertrag stellt somit die neueste Fassung dessen dar, was seit Monroe und Bolivar auf dem politischen Gebiet des Panamerikanismus geschaffen wurde, deren Ideale wir nunmehr als durch diese „Panamerikanische Doktrin" ersetzt ansehen können, um so mehr als ja der Solidaritätsvertrag in gewisser Weise die Beschlüsse von Montevideo 1933, Rio de Janeiro 1933, und Washington 1929, wiederholt und ergänzt, und gleichzeitig die Los von Europa-Bewegung fortsetzt[1]).

*

Zum Abschluß einer Panamerikanischen Union, eines amerikanischen Völkerbundes, ist es in Buenos Aires nicht gekommen. Nach Ansicht vorwiegend der argentinischen Politiker ist Amerika für ein derartiges Gebilde nicht reif. Auch wird darauf hingewiesen, daß man die in Europa gemachten Fehler nicht durch eine Nachbildung des mangelhaften Genfer Völkerbundes wiederholen, sondern neue Wege suchen wolle, für welche mehrfach der Gedanke regionaler Bünde und eines beweglicheren Statuts erwähnt wurde. Von argentinischer Seite wurde auch besonders darauf hingewiesen, daß man derartige amerikanische Regionalpakte vielleicht sogar in den nun einmal bestehenden allgemeinen Völkerbund einbauen könne, wenn dieser an sich, gemäß in Genf vorliegenden Reformvorschlägen, auf Basis der Regionalpolitik umgebaut würde. Auch würde man damit dem Völkerbund sozusagen noch eine Galgenfrist stellen, sich zu bessern, ehe man den entscheidungsschweren Schritt einer vollkommenen Abkehr von ihm unternähme. Dieser argentinischen Anregung wurde entgegengehalten, daß derartige Bindungen dem wahren Panamerikanismus zuwiderliefen.

Bezeichnend ist übrigens, daß der Antrag zu einem panamerikanischen Völkerbund überhaupt nur von einem der kleinsten amerikanischen Staaten, der Dominikanischen Republik, eingebracht und sofort allgemein abgelehnt wurde. Ein weiteres interessantes Moment ist, daß in diesem Zusammenhang auch schon die Frage auftauchte, ob in solch einem Völkerbund wieder jeder Staat eine Stimme haben oder ob die Stimmenzahl entsprechend der Bevölkerungszahl oder territorialen Größe jedes Staates abgestuft werden solle. Solche Einzelheiten zeigen, daß bei aller Begeisterung noch manche Schwierigkeit auftauchen wird, ehe die vorläufig in Washington als Privatunternehmen bestehende Panamerikanische Union zu einem politischen Gebilde und Machtfaktor der großen Politik werden kann.

1) Einzelne Pressekommentare sehen eine „Europäische Gefahr", indem sie befürchten, daß Italien oder Deutschland beabsichtigen, Kolonialeroberungen in Amerika zu machen, nachdem die Eroberung Abessiniens sowohl derartige Eroberungsgelüste als die Impotenz der Mächte, sie zu unterbinden, bewiesen habe. Den Gipfel erreichte darin der Abgeordnete Nicaraguas, Moncada, als er als Beispiel europäischer Expansion aus Übervölkerungsdruck in einem Atem die Eroberung Abessiniens durch Italien und die Besetzung des Rheinlandes durch Deutschland nannte.

Zu diesem Schluß kommt man auch, wenn man den wunden Punkt dieser und der früheren panamerikanischen Konferenzen, und der interamerikanischen Abmachungen überhaupt, etwas näher unter die Lupe nimmt: Unter den Beschlüssen der Konferenz von Buenos Aires befindet sich einer, der als ein Hauptpunkt auf der Tagesordnung, den vertretenen Staaten die Ratifizierung der bisherigen internationalen und interamerikanischen Abkommen ans Herz legt.

Hier ist die Klippe, an der bisher fast alle amerikanischen Friedens-, Freundschafts- und Solidaritätsverträge gescheitert sind.

Schon der verhältnismäßig eng umschriebene, auf fünf Konferenzteilnehmer und drei Unterzeichner beschränkte Mittelamerikanische Friedens- und Freundschaftsvertrag vom 12. April 1934 ist nicht ratifiziert worden. Nicht oder teilweise nicht ratifiziert wurdden ferner:

Der Nichtangriffspakt von Rio de Janeiro, 1933;
die Protokolle der VII. Panamerikanischen Konferenz von Montevideo von 1933;
der Interamerikanische Schiedsgerichtsvertrag von Washington, 1929;
der Interamerikanische Freundschaftsvertrag von Washington, 1929;
der Kellog-Briand-Vertrag von Paris, 1928, an dem ebenfalls amerikanische Staaten teilnahmen;
der Amerikanische Vorbeugungsvertrag von Santiago de Chile, 1923;
das Statut des Internationalen Schiedsgerichts im Haag, 1920;
das Protokoll über progressive Arbitrage von Washington, 1919;
der Völkerbundsvertrag von 1919 und seine späteren Zusätze;
die Internationale Schiedsgerichtskonvention von Haag, 1907.

Hierbei fehlt noch der Vertrag von Washington, 1923, der fast von allen Zeichnern gebrochen und nachher von allen aufgekündigt wurde, und verschiedene halboffizielle Verträge und Abmachungen, wie der Röhricht-Pakt, Beschlüsse innerhalb der Panamerikanischen Union u. a. An Verträgen, welche die der VIII. Panamerikanischen Konferenz zugrunde gelegten Ziele der Organisation des Friedens in Amerika, der gegenseitigen Nichteinmischung, der Neutralität, der Rüstungsbeschränkung, der Sicherheit, der Schiedshöfe, des amerikanischen Rechtes behandeln, fehlt es also nicht. Rechnet man dazu, daß in der Regel internationale Verträge überhaupt nur so lange taugen, als sie nicht gebrochen zu werden brauchen, und daß die Fälle, in welchen Kriege oder Zwistigkeiten durch sie verhindert wurden, in der Geschichte recht selten sind, so muß man, als Beobachter, von dem Enthusiasmus der Beteiligten einen ziemlich starken Abzug machen, um das faktische Ergebnis einer Konferenz wie der von Buenos Aires richtig einzuschätzen.

*

Vielleicht liegt der durch die Konferenz in Buenos Aires markierte Fortschritt des Panamerikanismus überhaupt an einer ganz anderen Stelle, als im Abschluß der Verträge, nämlich in einer gewissen Gleichschaltung der gedanklichen Richtlinien für die zukünftige Politik der einzelnen Länder, auch ohne Pakt, ohne juristische

Grundlage, ohne Verträge. Diese gleiche Denkungsweise, wie sie vor, während und nach dieser Konferenz zum Ausdruck gekommen ist und tatsächlich heute ganz Amerika eigen ist, ist der Pazifismus. Man will sich, den Nachbarn, ganz Amerika vor dem Schicksal bewahren, das Europa ad oculos demonstriert hat. Man zieht — und das ist ebenso in USA., wie in Mittelamerika, wie in Südamerika der Fall — die Konsequenzen aus dem Weltkrieg, der Völkerbundspolitik, der Lage, in die sich das untergehende Europa — Spengler ist hier ein vielgelesener Mann — gebracht hat. Und man will nicht dasselbe Schicksal teilen. Ganz Amerika ist sich des geschichtlichen Augenblicks bewußt, in dem sich nun sein Weg von dem des Abendlandes scheidet. Man will die Führung in einer neuen, der amerikanischen, Geschichtsepoche übernehmen. Man fühlt sich als Wahrer der liberalen Errungenschaften, die man von Europa herübergerettet, in den Unabhängigkeitserklärungen und republikanischen Verfassungen von vor hundert Jahren zum Ausdruck gebracht hat und die Europa nun aufzugeben scheint, um „in der Dekadenz von Cäsarentum und Sklavenaufständen unterzugehen". Man fühlt in sich die Mission, diese liberalen, republikanischen Ideale Amerikas zu verteidigen gegen den Faschismus, Nationalsozialismus, Kommunismus, Sozialismus Europas. Es wird geradezu davon gesprochen, daß jetzt die amerikanischen Völker zu Kulturträgern der Welt berufen seien, gegenüber der zunehmenden Engstirnigkeit und Engherzigkeit, der ausbrechenden Barbarei und dem Chaos Europas.

Der Panamerikanismus, als Ideal und politische Einstellung, wird in Reden und Leitartikeln identifiziert mit Liberalismus, Demokratie, Republikanismus, mit der Verteidigung der — noch von der Französischen Revolution geerbten — Menschenrechte. Und es entspricht der allgemeinen Begeisterung, daß man über dem großen Gedanken, der da so in pathetischen Reden emporflammt, ein wenig den Kopf verliert, Kleinigkeiten übersieht, und wie immer in Amerika, recht großzügig ist, indem man von der Voraussetzung ausgeht, daß es sich bei allen amerikanischen Staaten um liberale Demokratien mehr oder weniger einheitlicher Gestaltung und Richtung handele. Auch in der Einleitung zum eben abgeschlossenen amerikanischen Solidaritätsvertrag und in dessen erstem Artikel kommt das zum Ausdruck und wird auf die Identität der demokratisch-republikanischen Regierungsformen der amerikanischen Staaten Bezug genommen.

Leider hat diese Darstellung einen kleinen Schönheitsfehler.

Er ist auch auf der Konferenz anwesenden Diplomaten und manchem Leitartikler der lateinamerikanischen Presse nicht verborgen geblieben: Es stimmt nicht, daß alle amerikanischen Staaten dieses freie, republikanische, liberale, demokratische Amerika verkörpern. Unter der republikanischen Staatsform gar manchen amerikanischen Landes verbirgt sich ein recht autoritäres Regime, das die in den ursprünglichen Verfassungen dieser Länder festgelegten republikanischen Einrichtungen schon mehr oder weniger beiseite geschoben hat. Die Nationalversammlung mancher dieser Republiken spielt beinahe schon dieselbe Rolle wie der Deutsche Reichstag.

Ja, man kann selbst sehr im Zweifel darüber sein, ob die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch nach ihrer ursprünglichen republikanischen Verfassung regiert werden oder ob die Rekonstruktion, trotz der Stimmen von Arbeitslosenunterstützung lebender Wähler, nicht schon eine autoritäre, nur noch auf Ermächtigungsgesetzen basierende Regierungsform ist. Auf der anderen Seite sind in verschiedenen amerikanischen Staaten Strömungen an die Macht gekommen, welche entweder verzweifelte Ähnlichkeit mit europäischem Sozialismus oder mit den primitiven Formen der Französischen Revolution haben und auf jeden Fall stark in Zweifel stellen, ob diese Länder in Zukunft noch in den Rahmen jenes panamerikanisch republikanischen Ideals fallen. Hier tut sich innerhalb Amerikas und innerhalb des Panamerikanismus ein Problem auf, das schon seine Schatten voraus wirft. Es sind bereits Stimmen laut geworden, die verlangen, daß auf der nächsten, in vier Jahren stattfindenden IX. Panamerikanischen Konferenz, die in Lima stattfinden wird, das amerikanisch-demokratische Ideal fester umschrieben werden soll, und andere, welche dazu auffordern, an gewisse amerikanische Staaten die Gewissensfrage zu stellen, ob sie bereit sind, an diesem Ideal festzuhalten oder wie es mit ihrer Hinneigung zu sozialistischen, kommunistischen oder autoritären Idealen steht. Ja, es ist sogar der Gedanke aufgetaucht, amerikanische Staaten, die sich nicht auf die demokratisch-republikanische Staatsform festlegen wollen, aus einer eventuellen panamerikanischen Union auszuschließen. Damit würde schon im Entstehen die amerikanische Solidarität durchbrochen.

In diesem Zusammenhang wurde auch der Gedanke erwogen, schon auf dieser Konferenz Beschlüsse zu fassen, welche auf die Verhinderung der Ausbreitung kommunistischer, faschistischer und nationalsozialistischer Tendenzen auf dem amerikanischen Kontinent abzielen und die Auflösung jeglicher darauf gerichteten Organisationen auf amerikanischem Boden verlangen. Es ist diesmal noch nicht dazu gekommen, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß Anträge in dieser Hinsicht auf der nächsten Konferenz auftauchen. In der Zwischenzeit wird die Presse und die Auswirkung der Reden von Buenos Aires dafür sorgen, daß man — wie es zum Teil ja auch wirklich der Fall ist — diese „antidemokratischen" Tendenzen als von Europa aus nach Amerika eingeschleppt ansieht und noch mehr als bisher dagegen Front macht. Wenn es auch ein — vielleicht bewußter — Fehlschluß ist, daß die dauernde Unruhe und Kriegsgefahr in Europa in den autoritären Regierungen und den radikalen bzw. nationalistischen Tendenzen ihre Ursache hätten, so wird dennoch im Verfolg der panamerikanischen Campagne geschickt alles zusammengeworfen, derart, daß auf der einen Seite zerfallendes, von radikalen Parteien und diktatorischen Regierungen in den Krieg gehetztes Europa, auf der anderen aufbauendes, liberal-demokratisch-republikanisches, vollkommen friedliebendes Amerika steht, das sich vor den zerstörenden europäischen Einflüssen schützen muß.

So leben Bolivarianismus und Monroe-Doktrin noch in letzter Instanz im neuen panamerikanischen Friedensideal in übertragenem Sinne mit auf. —

(Schluß im nächsten Heft.)

RUPERT VON SCHUMACHER: Büchertafel

(Fortsetzung von Heft 5)

In diesen Worten liegt auch die Idee und der Sinn des österreichischen Staates begründet, der aus der karolingischen Ostkolonisation hervorgeht und als Grenzwacht und eine „Laterne gegen den Osten", wie Uhland Österreich bezeichnete, durch die Jahrhunderte fort wirkte. Aus dieser Idee ergaben sich eigenartige innere Strukturverhältnisse landesfürstlichen, ständischen, religiösen, verwaltungspolitisch-zentralistischen Ursprungs, die Kogler aufsucht und unter ähnlichen Voraussetzungen behandelt, wie Nadler und Srbik ihren Stoff, während Roloff in der knappen Art der Göschenbändchen in chronologischer Folge das komplizierte Wechselspiel zwischen dynastischer Hausmacht, völkischer Vor- und Grenzmacht des Reiches und territorialem Machtstaat im Osten meisterhaft aus der Ostkolonisation herauf bis zum Zusammenbruch darstellt. Einen der wichtigsten und interessantesten, zugleich auch tragischsten Abschnitte österreichisch-deutscher Geschichte sucht ebenfalls im Sinn des ersten Werkes Naumann auf, wenn er die unglücklicherweise sofort nach den erfolgreichen Franzosen- und Türkenkriegen einsetzende Rivalität mit England wegen der Ostindischen Kompagnie und ihre Rolle in der Alternative zwischen der Reichssicherung durch die pragmatische Sanktion und der Überseepolitik und die damit verbundene Absonderung der Österreichdeutschen aus dem Reich behandelt. Geopolitisch bemerkenswert ist die Untersuchung von Hasenclever, weil sie die Rolle Schlesiens und die des Tauschobjektes Bayern in der Geschichte Österreichs und Preußens aufsucht und die verschiedenen Pläne deutschfeindlicher Mächte aus der Weltkriegsepoche, in denen der Zankapfel Schlesien als propagandistisches Störungsmittel weiterlebte, im historischen Zusammenhang darstellt. Schließlich geht Rosenbauer in populärer Schilderung auf die Rolle der einzelnen Persönlichkeiten aus dem Hause Habsburg in der österreichischen Politik der Vorkriegszeit ein, ohne jedoch Anspruch auf eine eigene Quellenuntersuchung zu erheben.

Alexander Frh. von Spitzmüller: Kaiser Franz Joseph als Staatsmann. Manz Verlag, Wien 1935. 36 S.

Heinrich Schnee: Bürgermeister Karl Lueger. Leben und Wirken eines großen Deutschen. Verlag F. Schöningh, Paderborn 1936. 54 S. RM. 1.20.

E. V. v. Rudolf: Georg Ritter von Schönerer. Der Vater des politischen Antisemitismus. Verlag F. Eher, München 1936. 140 S. Zahlreiche Abb. RM. 3.60.

Drei Persönlichkeiten stehen in der sterbenden Donaumonarchie auf ganz verschiedenen Ebenen des politischen Lebens, aber dennoch in engstem Wechselspiel als Pole der verschiedensten Anschauungen einander gegenüber: der Kaiser, Schönerer und Lueger. Franz Joseph als der letzte Repräsentant des rein dynastischen Prinzips sucht Brücken zu schlagen über die Aufspaltungstendenzen innerhalb der Monarchie, letztlich, um das Erbe deutscher Kolonisationsarbeit zu bewahren, Schönerer weist der zukünftigen gesamtdeutschen Entwicklung den Weg zur völkischen Selbsterkenntnis über den politischen Antisemitismus, und Lueger, den Adolf Hitler in seinem Buch als den letzten großen deutschen Bürgermeister der Reichshauptstadt Wien in das Licht der Geschichte stellt, sucht sich der Überfremdung dieser Stadt entgegenzustemmen und verleiht ihrem politischen Wesen Impulse, von dem sie noch heute zehrt. Die drei Bücher sind von begeisterten Verehrern dieser Männer geschrieben, das über Schönerer ist bemerkenswert durch seine zum erstenmal veröffentlichten dokumentarischen Beilagen.

Karl Ausserer: Schöne Städte Altösterreichs. Eine Schau nach Kupferstichen von M. Merian und anderen Meistern. Verlag Lenobel, Wien 1936, 192 S. RM. 6,50.

Heinz Braun: Beiträge zur Geschichte Bozens im 16. Jahrh. Univ.-Verlag Wagner, Innsbruck 1936. 66 S. RM. 3.40.

Hans Fehn: Oberdeutschland. Die deutschen Alpen und ihr Vorland. Verlag K. Moninger, Karlsruhe 1936. 96 S. RM. 2.60.

Adalbert Klaar: Die Siedlungs- und Hausformen des Wiener Waldes. Verlag Engelhorns Nachf., Stuttgart 1936. 58 S. 31 Abb., 4 Kartentafeln.

Ferdinand Krug: Das Marchfeld als Wirtschaftsraum. C. Heymanns Verlag, Berlin, u. Österr. Wirtschaftsverlag, Wien 1935. 95 S.

Hans Tritschel: Die Großglockner-Hochalpenstrasse. A. Hartlebens Verlag, Wien 1935. 60 S. 15 Abb., 1 Karte. RM. 1,50.

Karl Erler: Die Wasserkraftnutzung in Vorarlberg. Österr. Wirtschaftsvlg., Wien 1936. 88 S. Zahlreiche Abb.

Heinrich Einspinner: Flüge über Österreich. Leykam-Verl., Graz 1937. 77 S., 52 ganzseitige Bilder.

Eine Reihe von Büchern, die in die verschiedensten Landschaften Österreichs führt. Allen voran steht das Buch Außerers, das eine Sammlung anmutiger österreichischer Städtebilder aus früherer Zeit von Prag bis Triest, von Bregenz bis Wien bringt und in der anheimelnden Art der Schilderung vor-

bildlich sein sollte für gefällige Bücher über andere Teile Deutschlands. Braun greift Bozen aus dieser Reihe heraus und führt in das Leben und Treiben dieser Stadt im 16. Jahrhundert, das u. a. von dem Auftreten der Tiroler Wiedertäufer und Auseinandersetzungen mit den Juden bestimmt ist. Als ein schlichter geographischer Führer durch die Ostalpen in Österreich und im Reich und ihr Vorland offenbart sich das Büchlein Fehns, während Klaar die Materialien und das Ergebnis einer gründlichen Siedlungs- und Hausforschung an Ort und Stelle aus einem wenig beachteten Teil der Alpen — dem Wiener Wald — vorlegt. Krug liefert eine exakte wirtschaftsgeographische Analyse eines Kleinraumes — des Marchfelds — in einer für die Volksbodenforschung ebenso wie für die Raumforschung vorbildlichen Art. Tritschels Büchlein ist eine Art Reiseführer über das großartige Werk der Großglocknerstraße, das in Karte und Bild und an Hand einer kurzen Entstehungsgeschichte ein Bild dieser großartigen Alpenpaßüberquerung gibt. Erler liefert eine gründliche Studie der für das Reich so wichtigen Wasserkraftnutzung im österreichischen Vorarlberg. Die geographisch-hydrographischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten werden genau untersucht, und eine Darstellung des bisher Geschaffenen belehrt den reichsdeutschen Leser, daß Vorarlbergs Kraft heute bis zum Ruhrgebiet geliefert wird. Schließlich zeigt das nette Buch von Einspinner in Wort und Bild Österreich aus der Vogelschau und rundet so die vorliegenden Arbeiten in glücklicher Weise ab.

Hans Gustl Kernmayr: Kamerad Schnürschuh. Berlin 1935. Verl. f. Kulturpolitik, 318 S.

Sepp Dobiasch: Volk auf dem Amboß. Kampfabschnitt Österreich 1933—1935. Schneider, Reichenau Sa. 1936. 389 S.

Zwei Romane von Österreichs so viel verkanntem Opfergang für das Deutschtum. Beide aus innerer Leidenschaft geschrieben, beide ein Aufruf und eine Mahnung zugleich: den heroischen Kärntner Abwehrkampf und den „Kampfabschnitt 1933—1935" nicht zu vergessen. Vor allem Kernmayrs Buch schildert, wie der vielbelächelte „Kamerad Schnürschuh" nach dem Zusammenbruch noch einmal zur Waffe greift und Deutsches Grenzland gegen die „Sieger" siegreich behauptet.

Neue geopolitische Karten und Atlanten

Zusammengestellt und besprochen von Prof. Dr. E. Wunderlich, Leiter des Volksdeutschen Kartendienstes Stuttgart

Die Zusammenstellung, die an dieser Stelle regelmäßig gegeben werden soll, verfolgt den Zweck, die Leser der „Geopolitik" rasch mit den entsprechenden Neuerscheinungen bekannt zu machen. Von eingehenden Besprechungen muß an dieser Stelle jedoch abgesehen werden; beabsichtigt ist, nur die allgemeine Bedeutung der Veröffentlichung zu charakterisieren.

Die einzelnen Karten werden jeweils in der Reihenfolge: Weltkarten und Allgemeines, einzelne fremde Erdteile, Gesamteuropa, Mitteleuropa und Deutsches Reich, Grenz- und Auslandsdeutschtum, deutsche Einzelgebiete nacheinander besprochen. Dabei sind jeweils die Gegenwartsdarstellungen von den historischen getrennt. Nähere Auskünfte jederzeit gern durch den „Volksdeutschen Kartendienst", Stuttgart, Haus des Deutschtums.

Dietrich Reimer: Große Weltkarte, 1:17 500 000. Größe 182 × 290 cm. Hergestellt in vielfarbigem Steindruck. Auf Lw. aufgezogen mit Holzstäben RM. 60.—; auf Lw. in Mappe m. Metallösen RM. 60.—; Unaufgezogen in 7 Blättern RM. 45.—.

Politisch- und verkehrsgeographische Darstellung der gesamten Erde, mit Flächen- bzw. Grenzkolorit. Beigefügt ist u. a. noch eine besondere kleine Übersicht der Nord- und Südpolargebiete sowie der Kontinente in flächentreuer Darstellung. Hauptsächlich für Übersichten in Büros, Handelsschulen usw.

Geopolitische Weltkarte. Äquator-Maßstab 1:16 000 000, mit 3 Nebenkarten, von Dr. Schmidt. 2. Aufl. 1936. Format 251 × 160 cm, Farbendruck. Verlag Justus Perthes, Gotha. Auf Stoff RM. 53.—.

Neuauflage mit verschiedenen Verbesserungen und Nachträgen, die der neueren Entwicklung Rechnung tragen. Die einzelnen Staaten sind jeweils nach ihrer politischen Stellung mit Flächenkolorit versehen bzw. zu Gruppen zusammengefaßt. Die geopolitischen Kraftlinien sind farbig besonders herausgehoben. Begrüßenswert ist auch der Ver-

such, die einzelnen Gebiete hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Stellung durch Angabe ihrer Produktion zu charakterisieren. Dazu 2 Nebenkarten über die geographische Aufteilung der Arktis und Antarktis. Hauptsächlich für den politisch-geographischen und geopolitischen Unterricht.

Andree (Richard): Handatlas. Ausgew., völlig neu bearb. Ausg. in 1 Bd. Hrsg. v. Dr. Konrad Frenzel. — Bielefeld u. Leipzig: Velhagen & Klasing 1937 (Ausg. 1936). VII, 16 S. mit Kt., 111 Kt.Bl. u. S., 122 S. 45,5×31 cm. Lw. RM. 48.—.

Neuausgabe, die praktischerweise Atlas und Namenverzeichnis in einem Band vereinigt. Der Atlas umfaßt jetzt 100 Blätter, und zwar physisch- und politisch-geographische Hauptkarten, dazu verschiedene Nebenkarten für die einzelnen Erdteile und Länder, außerdem noch einige wenige allgemeine Erdkarten. Beigegeben ist ein einführender Text, der an Hand von kleinen Textskizzen die Beziehungen zwischen den Völkern, den Räumen und der Entwicklung der Weltreiche behandelt. Damit stellt sich der Atlas die Aufgabe, vor allem das Verständnis der politischen Fragen zu fördern.

Velhagen & Klasings großer Wehratlas. Hrsg. v. Dr. Konrad Frenzel. Mit 206 Haupt- u. Nebenkt., 7 Großflächenkarten, 140 Abb., Diagr. u. Tab. — Bielefeld u. Leipzig. Velhagen & Klasing 1937. 170 S. in getr. Pag., 122 Kt.S. 4°. Lw. RM. 19.50.

Zur Einführung ein kurzer Teil, der das Verständnis der Karten zu fördern sucht. Dann ein Abschnitt von 8 farbigen Wirtschaftskarten zu dem Thema „Erde, Mensch und Wirtschaft", weiter eine Zusammenstellung von 92 meist physisch- und politisch-geographischen Übersichten der einzelnen Länder, schließlich ein 4. Teil mit 68 farbigen Karten als Überblick über die neuere deutsche Entwicklung seit dem Weltkrieg. — Überall sind die Karten — die sich übrigens mehrfach mit denen des großen Volksatlasses des gleichen Verlages decken — durch Diagramme, Tabellen und Text ergänzt. Der eigentliche Wehrgesichtspunkt kommt noch am meisten in dem beigefügten Text zum Ausdruck. Auch durch die Ausführung der Karten mehr für weitere Kreise.

Mori, A. e Alberto: Atlante di Geografia Politica Economica. 108 carte, cartogrammi e diagrammi, gr. 4°. Verlag G. B. Paravia & C. Torino (Turin) 1936.

Bietet sowohl in seiner methodischen Anlage und Durchführung wie durch seine reichen wirtschaftlichen Angaben für die einzelnen Länder und Gebiete eine beachtenswerte Grundlage für die geopolitische Betrachtung. Die einzelnen farbigen Hauptkarten sind noch durch verschiedene Schwarz-Weiß-Skizzen und vor allem durch zahlreiche statistische Diagramme ergänzt.

Eingeborenenbevölkerung und Europäerland in Ostafrika. Von C. Troll und R. Schottenloher. 1:6 600 000. Hrsg. v. Bibliographischen Institut AG., Leipzig. Beilage zur „Kolonialen Rundschau", Heft 6/1936.

Wichtiger Beitrag zur afrikanischen Kolonisationsfrage. Ergibt einmal mit der Punktmethode ein klares Bild der Verteilung der Eingeborenenbevölkerung, andererseits zugleich eine flächenmäßige Übersicht der an Nicht-Eingeborene (Europäer) vergebenen räumlich doch sehr beschränkten Ländereien.

Ferner Osten. Japan, Mandschukuo, Korea, Nordchina, Mongolei, Gebiet der transsibirischen Bahn. 1:6 000 000. — Wien: Freytag & Berndt (1937). 67×48 cm. 8° (Farbendr.) (Kopf- u. Fußt.) = Freytag & Berndts Handkarte. RM. 2.—.

Politisch-geographische Übersicht mit Flächenkolorit für die einzelnen Staaten. Die 5 umstrittenen chinesischen Nordprovinzen sind besonders hervorgehoben. Für den Überblick weiterer Kreise.

Kleiner deutscher Geschichtsatlas von A. Pudelko u. A. Hillen-Ziegfeld. 48 S., 57 Karten. Verlag Edwin Runge, Berlin-Tempelhof 1937. RM. 1.—.

Sammlung von 57 einfachen, zum Teil aber recht einprägsamen Schwarz-Weiß-Skizzen, die das Wesentliche der deutschen Entwicklung im Rahmen Europas herauszuheben suchen. Hauptsächlich für Zwecke des Volksschulunterrichts, gegebenenfalls auch für Schulungszwecke.

Stampfuß, R.: Karten zur Vorgeschichte. Im Auftr. d. Reichsbundes f. Dt. Vorgeschichte hrsg. Kartogr. bearb. v. W. Tiemann. Kt. 1. 2. (Nebst) Erl. — Leipzig, F. E. Wachsmuth (1936). 124×102 cm, gr. 8° (Farbendr.). Je RM. 12.—, auf Lederpap. mit Rand u. Ösen je RM. 15.—, auf Lw. mit Stäben je RM. 20.—, auf Lw. mit Stäben u. Wachstuchschutz. je RM. 23.—

1. Eiszeitalter. Die ältere Steinzeit (etwa

400000—12000 v. d. Zr.). 1 Kt. 1:4000000, 124×102 cm; 36 S. m. Abb. gr. 8°. — 2. Die mittlere Steinzeit (etwa 12000—3000 v. d. Zr.). 1:4000000. (Mit 3 Nebenkt.) 1 Kt. 124×102 cm; 40 S. mit Abb. gr. 8°.

Willkommener Versuch, die Entwicklung der Besiedlung Europas während der Steinzeit darzustellen. Das Hauptgewicht liegt auf der Eintragung der Fundstellen der einzelnen Kulturen. Im ganzen ergibt sich bereits ein gutes Bild von der frühesten Bevölkerungs- und Kulturentwicklung der Hauptteile Europas. Hauptsächlich für Unterrichtszwecke.

Luth, Rudolf zu der: Wehrwissenschaftlicher Atlas. 3. Ausg. Wien: Lenobel in Komm. 1936. 96 S. mit Kt. 29×31 cm. Verlag Vowinckel, Heidelberg. RM. 2,90. Hlw. RM. 3,50.

Die Neuauflage zeigt verschiedene wesentliche Änderungen. Vor allem sind die beiden Teile der ersten Auflage nunmehr in einem Band zusammengezogen. Dadurch ist eine wesentliche Kürzung und zum Teil auch völlige Neugruppierung des Stoffes eingetreten. Im ganzen stellt der Atlas mit seinen reichhaltigen Schwarz-Weiß-Skizzen und ihren textlichen Erläuterungen ein sehr wesentliches Hilfsmittel für die geopolitische Unterrichtung dar.

Franke, Dr.: Der Weltkrieg 1914—1918. Maßstab 1:5000000. Format 102×70 cm. Nebst Textheft und mit Kartenskizzen. Verlag: Priebatsch's Buchh. Breslau I, 1937. Roh RM. 5,—; schulf. RM. 6,20, kart. Lw. m. St. RM. 9,80; Textheft RM. 2,—.

Übersicht der verschiedenen europäischen Kriegsschauplätze, mit farbiger Kennzeichnung der kampfführenden Mächtegruppen und namentlich farbiger Heraushebung der einzelnen Fronten und ihrer Entwicklung. Eine Nebenkarte zeigt die wesentlichsten Kriegsereignisse auf den Weltmeeren und in den Kolonien. Dazu ein ausführlicher Text mit ergänzenden Skizzen. Für Schulungszwecke.

Europa, Völker und Geopolitik. Wandkarte, bearb. von Paul Hollo. In 15 Farben gedruckt. Kartengröße 115×86 cm. Hrsg. v. d. Buchhandlung des Waisenhauses GmbH., Halle a.S., 1937. Mit Holzstäben, auf Leinen aufgezogen RM. 12,50.

Versuch, durch Gegenüberstellung einer völkischen und politisch-geographischen Übersicht Europas ein tieferes Verständnis für die geopolitische Entwicklung unseres Kontinents zu bieten, zumal die politische Karte noch durch wirtschaftliche Charakterisierungen der einzelnen Länder ergänzt ist. Leider bietet die politische Übersicht keine ausreichende Fernwirkung, so daß der Gebrauch der Karte dadurch leidet.

Kumsteller, Dr.: Deutsche Vorzeit bis 300 v. Z.-W. 1:1000000. 6farbig, mit 3 Nebenkarten. Format 186×125 cm. 4. verbess. Aufl. 1937. Verlag Gg. Westermann Braunschweig. Leinenaufzug schulf. RM. 32.—; mit Wachstuchschutz RM. 35; Einführungstext.

Versuch einer Übersicht der Bevölkerungsentwicklung Mitteleuropas etwa bis 300 v. Z.-W., mit Flächenkolorit für die Verbreitungsgebiete der Germanen usw., ferner mit farbigen Pfeilen, die die Wanderungsbewegungen zur Darstellung bringen sollen. Drei Nebenkarten stellen die Kulturen der jüngeren Steinzeit, den Bildungsraum der indogermanischen Völker bis 2000 v. Z.-W. und das Bevölkerungsbild der Bronzezeit dar. Vor allem für den Unterricht an höheren Schulen.

Eggers, Dr. W.: Deutschland und die Welt. Ein Kartenwerk f. d. dt. Schule, unter Mithilfe zahlr. Dienststellen u. Erzieher. 10. Aufl. v. Harms, Schulatlas C. — Leipzig, List & von Bressensdorf, 1937. 2 Bl., 12, 44 KtsS. 4°. Best.Nr. 214 = Harms, Einheitl. Unterrichtswerk. Kart. RM. 2,70.

Neubearbeitung des bekannten Harmsschen Atlasses. Bringt neben den üblichen geographischen Übersichten vor allem auch eine eingehendere Darstellung des territorialen Werdegangs des Reiches bis zur Gegenwart einschließlich der Entwicklung der wichtigsten grenz- und auslandsdeutschen Gebiete.

Deutsche Kulturkarte mit 11 Beikarten, bearb. von Dr. Dr. Friedrich Lange, Maßstab 1:1000000, Größe 140×160 cm, gedruckt in vielfarbigem Steindruck. Berlin, Dietrich Reimer, 1936. Schulfertig auf Lw. mit Stäben RM. 18.—; auf Papier mit Halbrundstäben u. seitl. Leineneinfassung RM. 13,50.

Erster Versuch, auf einer Wandkarte eine Darstellung der gesamten deutschen Kulturentwicklung und ihrer Ausstrahlungen nach den verschiedenen Teilen Europas, insbesondere dem Osten, zu geben. Angefangen von den prähistorischen Funden bis zu den Denkstätten der Gegenwart wird der Gang der kulturellen Entwicklung vor allem durch farbige Ortssignaturen charakterisiert. Die Karte vermittelt so eine Vorstellung von der großen Kultur-

leistung des deutschen Volkes. Nebenkarten und ein kurzer Text ergänzen das Bild nach der volks- bzw. geopolitischen Seite hin. Für den Schulunterricht und Schulungszwecke.

Ravensteins Übersichtskarte v. Deutschland (Polit. Gliederung u. Gaugrenz. d. NSDAP.). 1:2 000 000. Mit 7 Nebenkt. — Frankfurt a.M., Ravenstein (1936). 72×65,5 cm. 8° (Farbendr.) RM. 1,10; auf Lw. RM. 2,70.

Politisch-geographische Übersicht Mitteleuropas mit Flächenkolorit für die verschiedenen Staaten usw. bzw. Grenzkolorit für die verschiedenen Gaue der NSDAP. Hauptsächlich für weitere Kreise.

Nationalitätenkarte des nördl. Mähren mit bes. Karten d. Umgegend der Städte Zwittau, Olmütz, Neu-Titschein u. Mährisch-Ostrau. Bearb. v. Karl Řiha, Pilsen. Hrsg. v. d. „Völkischen Einheit" (Narodni jednota) für das nordöstl. Mähren zu Olmütz i. J. 1935. Format 93×62 cm.

Gibt für die einzelnen Gemeinden die Verbreitung der Deutschen, Polen und Tschechen an, und zwar je nach Prozentverhältnissen mittels farbigen Flächenkolorits für die nichttschechische Bevölkerung, während der tschechische Anteil weiß gelassen ist. Die Hauptkarte wird durch 2 Karten für das Teschener Gebiet und den ganzen Streifen von Zwittau bis Neu-Titschein ergänzt. Das Gesamtbild wird allerdings dadurch einseitig und ist deshalb mit Vorsicht zu verwenden, weil bei den deutschen und polnischen Bevölkerungsgruppen erst Prozentsätze von über 20 v. H., bei den Tschechen aber schon 2 v. H. an berücksichtigt sind.

Prof. Wladyslaw Semkowicz: Polska za Kazimierza Wielkiegeo Stan z r. 1370, Format 121:164 cm, hrsg. von Instiytut Imienia Kartografieny E. Romera. Copyright 1936 by Ksiaznica Atlas, Lemberg — Lwow.

Historisch-geographische Darstellung Polens zur Zeit Kasimir des Großen (1370). Die einzelnen Teilgebiete sind durch farbiges Flächen- bzw. Grenzkolorit bezeichnet. Die Ziehung der Grenzen weicht teilweise von der sonst üblichen ab. Nur mit polnischer Beschriftung.

Kumsteller, Dr.: Wachstum Brandenburg-Preußens 1134—1866. Hauptkarte 1:1 250 000. Nebenkarten; Preußen 1807—1815. Das bedrohte Preußen. Die Richtungen der preuß. Ausdehnung. 1:4 000 000. 125×90 cm. 6 Farben. Leinenpapier RM. 20.—.

Zeigt durch Flächenkolorit den territorialen Werdegang Brandenburg-Preußens in der Zeit von 1634—1860 und läßt vor allem die Bedeutung Brandenburg-Preußens für die Entwicklung der östlichen Grenzmarken klar erkennen. Besonders für den Geschichts- und Deutschtumsunterricht an höheren Schulen.

Der Nationalitätenkampf im Grenzland Schleswig, 1:200 000. Hrsg. vom Wohlfahrts- u. Schulverein für Nordschleswig, Flensburg. Deutsches Haus. Abgeschlossen am 1. Mai 1936. Bearb. v. Franz Vaagt; Format 62,5×67cm, mit Erläuterungsheft.

Farbige Neuauflage einer ursprünglich einfachen Schwarz-Weiß-Übersicht, die zudem ergänzt und im Norden und Süden teilweise auch erweitert worden ist. Die Karte gibt ein eindrucksvolles Bild der vielseitigen Deutschtumsarbeit und ihrer Entwicklung seit der nationalsozialistischen Revolution. Mit Erläuterungsheft. Wichtig für alle Grenzlandarbeit.

KURT ROEPKE: Bibliographie der Geopolitik

Bemerkung: Die Bibliographie verzeichnet laufend die neueste deutschsprachige Literatur zur Geopolitik mit Ausnahme der in der „Zs. f. Geopolitik" erscheinenden Aufsätze. In der Titelfassung dient das „Lit. Zbl. f. Deutschland" als Vorbild. Selbständig erschienene Arbeiten sind durch *, Aufsätze usw. durch „In:" gekennzeichnet. Ergänzungen der Titelaufnahmen durch den Verfasser stehen in ( ), wenn sie dem Objekt selbst, in [ ], wenn sie anderen Quellen entnommen sind.

1. Allgemeine Fragen

Baumann, M.: Geopolitik in der Zeitung. In: Dt. Presse. Jg. 27, 1937, 9. S. 103—105. — Zur Methode außenpolit. Aufklärungsarbeit.

Bülow, K. von: Die Aufgaben der Geologie in der Raumforschung. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 5. S. 201 bis 203. — Ihre Beziehung zu den wichtigsten Forschungsgebieten.

Dörr, H.: Raumordnung und Raumerleben. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 5. S. 191—194.

Düring, K.: Raumforschung und Landschaftsbild. In: Mittn Universitätsbund Marburg. Jg. 1937, 1. S. 1—11.

Forsthoff, E.: Führung und Planung. In: Dt. Recht. Jg. 7, 1937, 3/4. S. 48—49.

Hamp, E.: Geopolitik und Raumordung. In: Dt. Presse. Jg. 27, 1937, 11. S. 127 bis 128.

Helbok, A.: Volk als biologische Ganzheit. In: Volk im Werden. Jg. 5, 1937, 4. S. 196 bis 207.

(Hummel, H.): Warum Geopolitik? In: Börsenblatt f. d. Dt. Buchhandel. Jg. 104, 1937, 89. S. 355—357.

Jarmer, E.: Reichsplanung und Raumordnung. In: Dt. Recht. Jg. 7, 1937, 3/4. S. 49 bis 51.

Meyer, K.: Raumforschung und Geographie. In: Verh. u. wiss. Abh. d. 26. Dt. Geographentages 1936. Breslau 1937. S. 34—40.

Ninck, M.: Volkskundliches Schrifttum. In: Das Volk. Jg. 1936/37, März. S. 600—603.

Schoenichen, W.: Naturschutz und Landschaftspflege als Planungsaufgaben. In: Raumforschung und Raumordnung. Jg. 1, 1937, 5. S. 194—197.

Stein, R.: Begründer der Stammes- u. Volkskunde: Görres und Riehl. In: Hochland. Jg. 34, 1937, 6. S. 544—550.

*Verhandlungen und wiss. Abhandlungen d. 26. Dt. Geographentages zu Jena. 9. bis 12. Okt. 1936. Hrsg. A. Haushofer. Breslau: Hirt 1937. 245 S. 4°. 9,— RM.

*Auslandsdeutsche Volksforschung., Vjschr. Hrsg. v. H. J. Beyer. Bd 1. 1937, H. 1. März. Stuttgart: Enke (1937). 112 S. 4°. — Der Bd 14,— RM.; Einzelh. 4,— RM.

Wiepking-Jürgensmann, H. Fr.: Das Volk als Gestalter der Landschaft. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 5. S. 187—191.

(Wunderlich, E.): Geopolitische Wandlungen. Ein Rückblick auf das Jahr 1936. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 3. S. 89—92.

Zusammenstellung von geographischem und geopolitischem Schrifttum. In: Württ. Schulwarte. Jg. 13, 1937, 3. S. 166—168. — Bibliographie für d. Vorbereitung zur 2. Volksschuldienstprüfung in Geographie u. Geopolitik.

2. Regionale Arbeiten

Mehrere Erdteile

Corbach, O.: Räume und Menschen des britischen Weltreichs. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 4. S. 119—123.

Estermann, W.: Rote Ufer am Schwarzen Meer. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 3. S. 81—85.

Haushofer, K.: Gegenspiel von Macht und Erde im Pazifischen Raum. In: Verh. u. wiss. Abh. d. 26. Dt. Geographentages 1936. Breslau 1937. S. 54—66.

Isbert, O. A.: Zur kartographischen Darstellung des Auslandsdeutschtums. 1. Ungarn. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 1. S. 98—105.

Kühlmann, R. von: Neue Entwicklungen am Mittelmeer. In: Europ. Revue. Jg. 13, 1937, 4. S. 273—278.

(Leers, J. von): Die drei nordischen Meere und ihr Gesicht. In: Nordische Welt. Jg. 4, 1937, 2. S. 10—15; 3. S. 37—44. — Nordsee, Ostsee, Atlant. Ozean.

Schmitthenner, H.: Ausweitung und Neuerschließung von Lebensräumen in der Alten Welt seit etwa hundert Jahren. In: Verh. u. wiss. Abh. d. 26. Dt. Geographentages 1936. Breslau 1937. S. 139—172.

*Springenschmid, K.: Großmächte unter sich. Die geopolit. Grundlagen d. Großmachtpolitik. Mit 20 Skizzen. 3. Aufl. Salzburg: R. Kiesel [1937]. 179 S. 8°. Lw. 3,— RM.

Sudheimer, H.: Pazifik und Europa. In: Wehrfront. Jg. 4, 1937, 6. S. 144—147; 7. S. 165—168. — Wirkungen u. Rückwirkungen.

Wirsing, G.: Der Kampf um den Orient. In: Die Tat. Jg. 29, 1937, 2. S. 73—96.

Deutschland (deutsches Sprachgebiet)

*Banse, E.: Niedersachsen. Mensch, Landschaft, Kultur u. Wirtschaft. Mit 7 Kt.-Skizzen im Text u. 35 Abb. auf Taf. Leipzig: Fr. Brandstetter 1937. XII, 363 S. 8° = Bücher d. dt. Scholle. [1.] 4,75 RM.; Lw. 5,75 RM.

Bramstedt, P.: Raum und Arbeit in deutschen Wirtschaftsgebieten. In: Die dt. Volkswirtschaft. Jg. 6, 1937, 1. S. 3842.

Brüning, K.: Das hannoversche Emsland. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 6/7. S. 222—230.

Burgdörfer, Fr.: Volk, Raum und Lebenskraft. In: Der Schulungsbrief. Jg. 4, 1937, 3.

S. 108—113. — Deutschlands absolutes Recht auf eigene Kolonien.

*Deutschland und der Südwesten. Stuttgart: Fleischhauer & Spohn 1937. 121 S. 8° = Auslandkundl. Vorträge d. Techn. Hochsch. Stuttgart. Bd 14/15. 4,— RM. — Inhalt: Machatschek, Fr.: Deutschland u. d. Südwesten; Wentzcke, P.: Lothringen u. Elsaß; Brill, K.: Elsaß-Lothringen nach d. Weltkriege; Siedentop, [J.]: Die Schweiz.

Doublier, O.: Österreich im deutschen Raum. In: Werk u. Wille. Jg. 1936, 10/12. S. 309ff.

*Fittbogen, G.: Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslanddeutschtum wissen muß. Mit 3 Kt. im Text. 8. Aufl. München u. Berlin; Oldenbourg 1937. VII, 245 S. 8°. 3,20 RM.

Die sudetendeutsche Frage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. In: Polit. Erziehung. Jg. 1937, 2. S. 44—54.

*Franke, E.: Das Ruhrgebiet und Ostpreußen. Geschichte, Umfang u. Bedeutung der Ostpreußeneinwanderung. Essen: Baedeker 1936. 135 S. gr. 8° = Volkstum im Ruhrgebiet. Bd 1. 3,— RM.

Graf, W.: Die Bayerische Ostmark. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 5/6. S. 228—238.

*Deutsches Grenzland. Jahrbuch d. Inst. f. Grenz- u. Auslandstudien. Hrsg. v. M. H. Boehm, K. C. v. Loesch. [3.] 1937. Berlin: Deutsche Buch-Vertriebsstelle (1936). 131 S. mit Abb. u. Kt.-Skizzen. 8°. Lw. 3,50 RM.

Heger, F.: Sprachinseldeutschtum. In: Sudetendeutschtum. Böhmisch-Leipa: E. Kaiser (1936). S. 100—104.

*Heger, F.: Volkstum auf Vorposten. Die dt. Sprachinseln in d. tschechoslow. Republik. Dux, Tschechoslowakei: Weigend 1936. 111 S. mit Abb. kl. 8°. 6,80 Kč.

Hofmann, G.: Niedersachsen. In: Die Scholle. Jg. 13, 1937, 5. S. 286—318. — Versuch e. nationalpolit. Erdkunde an e. Kernstück deutschen Lebensraumes.

Hurtig, Th.: Grenzland Ostpreußen. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 4. S. 155—164; 7. S. 268—274.

Imhoff, Chr. Frhr von: Schlesien: Brücke zwischen Deutschen und Polen. In: Dt. Adelsbl. Jg. 55, 1937, 18. S. 570—573.

Kauder, V.: Das Deutsche Reich, Osteuropa und die deutschen Volksgruppen. In: Dt. Mhe in Polen. Jg. 3, 1937, 7. S. 335—340.

Körholz, L.: Geopolitik der deutschen Ostseehäfen. In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 6. S. 121—131.

Koerner, Fr.: Thüringens politisch-geographische Stellung im Wandel der Zeiten. In: Verh. u. wiss. Abh. d. 26. Dt. Geographentages 1936. Breslau 1937. S. 231—245.

*Krebs, H.: Kampf in Böhmen. Berlin: Volk u. Reich Verl. 1937. 232 S., 29 Bl. Abb., 1 Kt. Lw. 7,50 RM.

Lehmann, E.: Die Sudetendeutschen in ihrer stammlich-landschaftlichen Entfaltung. In: Polit. Erziehung. Jg. 1937, 2. S. 33—40.

Meissner, F.: „Verdeutschtes" und „gemischtes" Gebiet. Zur Bedeutung d. polit. Schlagwortes. In: Volk und Führung. Jg. 3, 1937, 3. S. 102—106.

*Muntendorf, O.: Volkstod droht. Die biol. Gefahrenlage d. Sudetendeutschtums in Bildern u. Zahlen. Teplitz-Schönau [Eichenwalder Str. 17]: Buchdr. Wächter B, Abt. Wia-Verl. 1937. 132 S. mit Fig. gr. 8° = Bund d. Deutschen, Abt. Bevölkerungspolitik. Schriftenreihe. Reihe A, H. 1. 1,50 RM.

Ossig, A.: Die bäuerliche Besiedlung des Emslandes. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 6/7. S. 245—252.

*Der deutsche Ostraum im Unterricht. 4. umgearb. u. erw. Aufl. Bearb.: Dr. W. Czajka [u. a.]. Breslau: Handel 1937. 188 S. mit Abb. gr. 8°. 2,20; Hlw. 3,— RM.

*Aus Hansischem Raum. Heftreihe d. Hansischen Gilde. (Schriftl.: Dr. H. Carsten.) Nr 1. Hamburg: Evert [1937]. 8°.

Raumforschung und Raumordnung. Jg. 1, 1937, 6/7. [Emsland-Sonderheft.]

*Schleswig urdänisches Land? Hrsg. vom Schleswig-Holsteiner Bund. Kiel: Verl. Heimat u. Erbe 1937. 80 S. 8° = Schriftenreihe zur Volkstumsarbeit. H. 1. 1,— RM.

(Schmidt-Wodder, J.): Die politischen Aufgaben und Ziele der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig. In: Aus Hansischem Raum. Nr 1 [1937.] S. 3—10.

*Schmitz, H. J.: Die Besiedlung der Grenzmark Posen—Westpreußen. (Schneidemühl): Heimatblätter-Verl. (Vertrieb: Comenius Buchh. 1937). 70 S. mit Abb. kl. 8° = Grenzmarkführer. 1. 1,20 RM.

Schmitz, W.: Emslandplanung. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 6/7. S. 232—236.

*Schoen, L.: Das koloniale Deutschland. Dt. Schutzgebiete unter Mandatsherrschaft im

Jahre 1936. 2. ⟨erg.⟩ Aufl. Berlin: Freiheitsverl. [1937]. 58 S. mit Kt.-Skizzen. 4°. 2,40 RM.

Schrepfer, H.: Die Bedeutung des Raumes für die Entwicklung unseres Volkes seit vor- und frühgeschichtlicher Zeit. In: Verh. u. wiss. Abh. d. 26. Dt. Geographentages 1936. Breslau 1937. S. 91—118.

*Schwertfeger, E.: Ostpreußens Zukunft, eine Frage deutschen Wollens. Mit 16 Aufn. v. W. Raschdorff u. Dr. E. Krause-Skaisgirren. Königsberg: Gräfe & Unzer [1937]. 68 S., 4 Bl. Abb. gr. 8°. 3,— RM.

Simoleit, G.: Österreich, die deutsche Grenzmark des Südostens. In: Der Dt. Volkserzieher. Jg. 2, 1937, 5/6. S. 205—217.

*Springenschmid, K.: Deutschland und seine Nachbarn. Geopolit. Bildreihe. Mit e. Geleitw. v. Prof. Dr. Karl Haushofer. 7. bis 12. Tsd. [Vollst. neugestaltete Aufl.] Leipzig: Wunderlich 1937. 54 S. mit Kt.-Skizzen. 17×25 cm. 2,80 RM.

Staudinger, W.: Mensch und Boden als Träger der deutschen Einheit. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 5. S. 197 bis 199.

*Stuhlfath, W.: Deutsches Schicksal. Ein raum- u. volkspolit. Erziehungsbuch. 7. Aufl. Langensalza, Berlin, Leipzig: Beltz (1937). 6 S., 64 Kt.-Bl. kl. 8° = Volk an d. Arbeit. H. 6/7. 1,40 RM. — Die Raumlage Deutschlands u. ihre Auswirkung in d. jüngsten Vergangenheit.

Troll, C.: Kolonialgeographische Forschung und das deutsche Kolonialproblem. In: Verh. u. wiss. Abh. d. 26. Dt. Geographentages 1936. Breslau 1937. S. 119—138.

*Wiese, H. R.: Uns rief Polen! Deutsches Schicksal an Weichsel u. Warthe. Leipzig: Voigtländer (1937). 242 S. 8°. Lw. 4,20 RM.

Wildermann, H.: Volk ohne Raum. Betrachtungen z. Lage d. dt. Volksgruppe in d. ehem. preuß. Provinzen Posen u. Pommerellen d. Republik Polen. In: Dt. Adelsblatt. Jg. 55, 1937, 16. S. 505—507.

Übriges Europa

Anrainer, W.: Der Südosten in Bewegung. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 4. S. 237 bis 241.

Forsthofer, G.: Das tschechoslowakische Staatsproblem. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 3. S. 153—163.

Freytagh-Loringhoven, Frhr von: Sowjetrußland in der Staatengesellschaft. In: Osteuropa. Jg. 12, 1937, 5. S. 301—316. — Vortrag, gehalten am 8. Januar 1937 in der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas.

*Gellert, J. F.: Mittelbulgarien. Das kulturgeograph. Bild d. Gegenwart. Beobachtgn u. Untersuchgn. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1937. 294 S., 14 Kt. gr. 8° = Neue dt. Forschungen. Abt. hist. u. polit. Geographie, Geopolitik, Bd 1 = Bd 124 [d. Gesamtreihe]. 15,—. — Zugl. Leipzig, Phil. Hab.-Schrift.

Giere, W.: Zur Entstehung der Kulturlandschaft in Nordosteuropa. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 4. S. 252—262.

Harmsen, H.: Volksbiologische Fragen im südlichen Ostmitteleuropa. Eine Übersicht. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 1. S. 70—77.

Hartig, P.: Volkskraft und Kolonialpolitik im England der Gegenwart. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 2. S. 72—79.

Heimburg, W. von: Wandlungen im Südosten. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 5. S. 151—157.

(Heymann, E.): Der Balkan und die Großmächte. In: Dt. Volkstum. Jg. 19, 1937, 3. S. 181—190.

Hüfner, A.: Die Bevölkerungsstruktur der Karpato-Ukraine. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. u. Bevölkerungspolitik. Jg. 7, 1937, 1. S. 55—59.

*Jung, R.: Die Tschechen. 1000 Jahre dt.-tschech. Kampf. Berlin: Volk u. Reich Verl. 1937. 227 S. mit Kt.-Skizzen. gr. 8°. 4,80 RM.

(Schluß folgt.)

Berichtigung

In Heft 4/XIV, April 1937, ist auf Seite 273, Zeile 5 ein Fehler stehengeblieben, den wir hiermit berichtigen: es muß nicht heißen: „Dazu kommen etwa 20000 Juden", sondern: „Dazu kommen etwa 210000 Juden".

Welt-Rundfunk

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Kurt Wagenführ, Berlin

1937 Juni Nr. 3

HORST SCHAEFER:

Rundfunk in der Mandschurei

Der Verfasser, der bereits in Heft 1 einen bemerkenswerten Beitrag über die kulturelle Standortfrage der Sender veröffentlichte, hat diesmal ein noch wenig erschlossenes Rundfunkland beleuchtet, das vorläufig nicht viel sichere Unterlagen für eingehende Untersuchungen bietet. Die Zeichnungen fertigte der Verfasser an, der Nachdruck der Karten ist nicht gestattet.

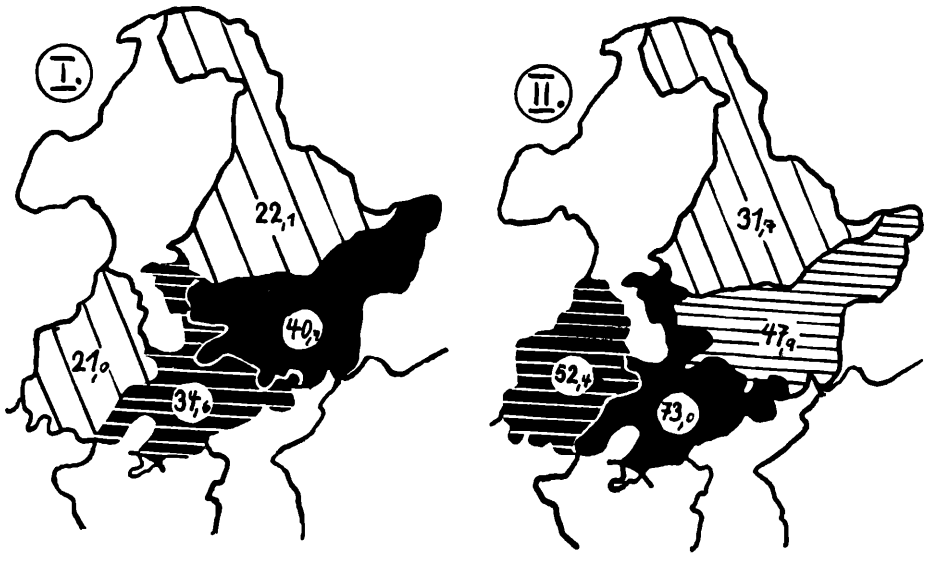
Jede Beurteilung der Rundfunkmöglichkeiten eines Landes muß sich auf raum- und volkspolitische Untersuchungen gründen. Die wirtschaftliche Entwicklung des Rundfunks und damit die Vergrößerung seiner Hörerzahlen ist unmittelbar von der wirtschaftlichen Kraft des Gebietes abhängig. Die Kaufkraft des Einzelnen bestimmt seine Kauffähigkeit für ein Empfangsgerät, die Sprache der Sendung bestimmt sein Interesse am Empfang, die Dichte der Hörerzahlen beeinflußt ausschlaggebend die finanzielle Kraft der Sendegesellschaft und damit auch ihren Programmausbau. Das Ergebnis des Zusammenwirkens dieser Faktoren ergibt die politische und kulturelle Einsatzfähigkeit des technischen Mittels Rundfunk und bestimmt damit das Interesse der politischen Führung an seinem Einsatz.

Die Beachtung dieses organischen Zusammenhanges einer Vielzahl von volks-kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Faktoren im Raum führt uns notwendig zu einer Betrachtungsweise der Rundfunkentwicklung, die sorgfältig die Unterlagen für die obengenannten Faktoren untersucht und daraus ihre Schlüsse zieht.

*

Die Entwicklung des mandschurischen Staates ist seit seiner Gründung sprunghaft vorwärtsgeschritten. Der Strom der Entwicklung ist stark, und die Aufschließung des Landes auch in verwaltungsmäßiger Hinsicht erst im Beginn. Da ist es nicht verwunderlich, daß gut verwendbare statistische Unterlagen nur schwer zu erlangen waren. Die „Zeitschrift für Geopolitik" hat bereits eine Reihe wertvoller Arbeiten über die Probleme der Mandschurei veröffentlicht. Ich bitte zur Vervollständigung des Bildes der rundfunkmäßigen Entwicklung auch die dort gemachten Angaben und Karten zum Vergleich und zur Ergänzung heranzuziehen[1]).

1) Vgl. u. a. Ztschr. f. Geopolitik XIII, 1936, Heft 7, S. 445: Gustav Fochler-Hauke, Völker- und Volksgruppenskizze der Mandschurei.



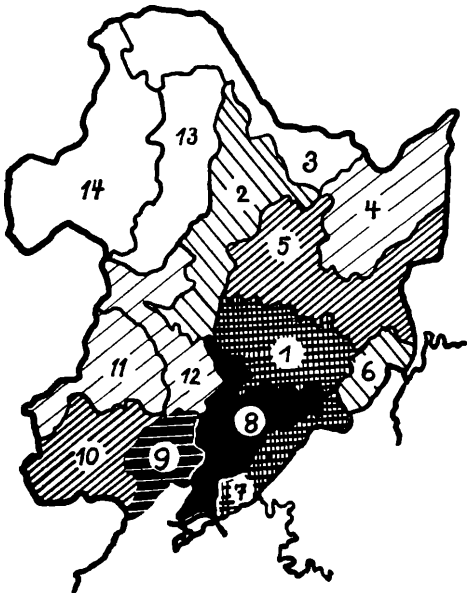
Karte I. Bodennutzung (1. XII. 1934)

I. Anbaufähiger Boden in % der Gesamtfläche II. Kultivierter Boden in % des ackerbaufähigen Bodens
(Quelle: Mandschukuo, Wirtschaftsinstitut für Rußland und die Oststaaten, Königsberg, Pr. 1936)

Die gewaltige Ausdehnung des am 1. März 1932 errichteten neuen Staates mit etwa 1400000 qkm Fläche stellte in seiner verkehrs- und nachrichtenmäßig unerschlossenen Form ein großes Aufgabengebiet für den Rundfunk dar. Bis zur Gründung der „Mandschurischen Telegraphen- und Telephon-Gesellschaft" am 26. März 1933 wurden von der Verwaltung des Kwantunggebietes drei kleine Sender in Mukden, Charbin und Dairen betrieben. Irgendeine stärkere Bedeutung haben diese Sender seinerzeit im Verhältnis zu der damals auf 30 Millionen geschätzten Bevölkerung nicht besessen. Das Sendegebiet dieser Stationen ging kaum über die Stadtgrenze hinaus, das flache Land war rundfunkmäßig nicht erfaßt. Für die zukünftige Rundfunkentwicklung wird die Verteilung der Bevölkerung entscheidend sein. Die Bevölkerungsdichte, die 1914 nur 15 Menschen je Quadratkilometer betrug, hatte sich im Durchschnitt bis 1936 zwar auf 24 erhöht, es wurden von der starken Bevölkerungsverdichtung jedoch hauptsächlich die Bezirke Fengtien, Antung, Chinchow und Kirin betroffen[1]). Entscheidend hierfür wirkte die Bodenbeschaffenheit und die Verkehrslage dieser Distrikte. Ein Vergleich der Karte I und Karte II gibt näheren Aufschluß[2]).

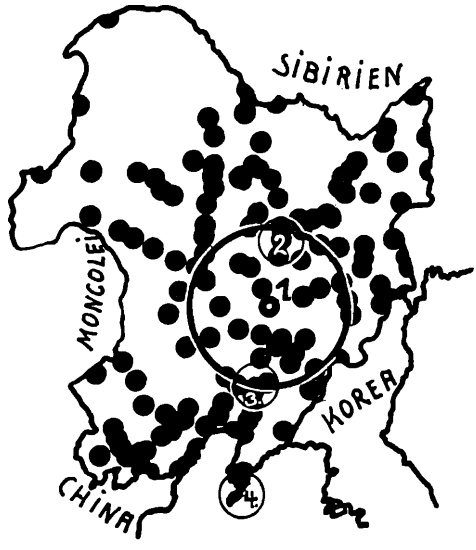
1) Vgl. Ztschr. f. Geopolitik XIII, 1936, S. 837: K. Haushofer, Neugliederung der Mandschurei.

2) Vgl. auch Ztschr. f. Geopolitik XIII, 1936, Heft 12, S. 806/7: Wolf Schenke, Karte des Eisenbahnnetzes der Mandschurei.



Karte II. Bevölkerungsdichte
nach Angaben des staatlichen Informationsbüro.

Verwaltungsbezirk	Bevölkerung pro qkm	Verwaltungsbezirk	Bevölkerung pro qkm
1. Kirin	53,4	8. Fengtien	111,2
2. Lungkiang	17,3	9. Chinchow	83,0
3. Heiho	0,5	10. Jehol	27,0
4. Sankiang	8,5	11. West Hsingan	5,0
5. Pinkiang	29,0	12. Süd Hsingan	7,5
6. Chientao	20,4	13. Ost Hsingan	0,5
7. Antung	57,7	14. Nord Hsingan	0,3



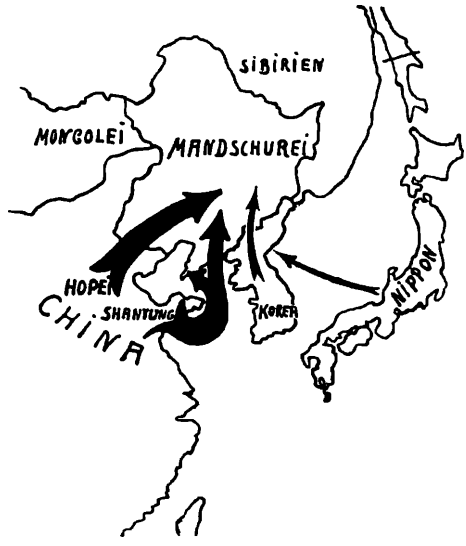
Karte III. Die mandschurischen Sender
und die Verteilung städtischer Siedlungen

Rundfunksender	KW-Stärken	Wellenlänge m	Frequenz Khz
Hsinking A	10	535	560
Hsinking B	100	1666	180
Harbin	3	445	674
Mukden	1	338	890
Dairen	1	462	650

Mit der Inbetriebnahme des neuen 100-Kilowatt-Senders in Hsingking am 1. 11. 1934 wurde der Weg einer modernen Rundfunkentwicklung beschritten, die zeigt, daß die Planung des Senderausbaus an der richtigen Stelle begonnen hat. Hierbei können wir mit Interesse das Zusammenspiel von Bodengüte, Bevölkerungsstrom, Verkehrsentwicklung (SMR.-Zone) und Rundfunkeinsatz beobachten (vgl. auch Karte III).

Entscheidend für die Beurteilung der heutigen Lage und der zukünftigen Entwicklung des mandschurischen Rundfunks ist jedoch die politische Situation. Die politischen Einflüsse Japans in der Mandschurei sind oft geschildert. Es ist natürlich, daß die politisch interessierten japanischen Stellen sich rechtzeitig den Einfluß auf den neu aufzubauenden Rundfunk zu sichern wußten.

Die am 26. 3. 1933 gegründete „Manschuria Telegraph and Telephone Co., Ltd." hat als Ziel die nachrichtenmäßige Erschließung des neuen



Karte IV.
Einwanderungsströme nach der Mandschurei

Chinesische Einwanderung nach der Mandschurei 1926—1935.

Quelle: Fith report on progress in Manschuria to 1936.

Differenz zwischen Zu- und Abwanderung.

Jahr		Jahr		Jahr	
1926	284658	1929	444899	1932	— 84749
1927	843198	1930	259709	1933	147179
1928	693380	1931	6063	1934	251297
				1935	24543

Ziel der chinesischen „Coolie" Einwanderung 1935:

Kwantung Leased Territory	145000	Chientao	1000
Kirin	38000	Antung	23000
Lungkiang	8000	Fengtien	147000
Heiho	1000	Chinchow	16000
Sankiang	2000	Jehol	2000
Pinkiang	36000	Hsingan	4000

Herkunft der chinesischen „Coolie" Einwanderung 1935:

Bezirk	Prozent	Bezirk	Prozent	Bezirk	Prozent
Shantung	57,6	Honan	1,0	Tuchien	—
Shanshi	0,8	Chiangsu	0,3	Anhua	—
Hopei	40,0	Hupei	0,1	Sonstige	0,2
					100,0

Staates. An ihrer Gründung waren offizielle mandschurische und japanische Stellen beteiligt. Das Kapital beträgt 50000000 Yen, die in 1000000 Shares aufgeteilt sind. Von diesen gehören 450000 den beiden Regierungen. Die Gesellschaft steht unter japanisch-mandschurischer Leitung. Ihr Präsident ist General a. D. Yamanouchi, der Leiter des Rundfunks ist Herr Kakutaro Kanazawa.

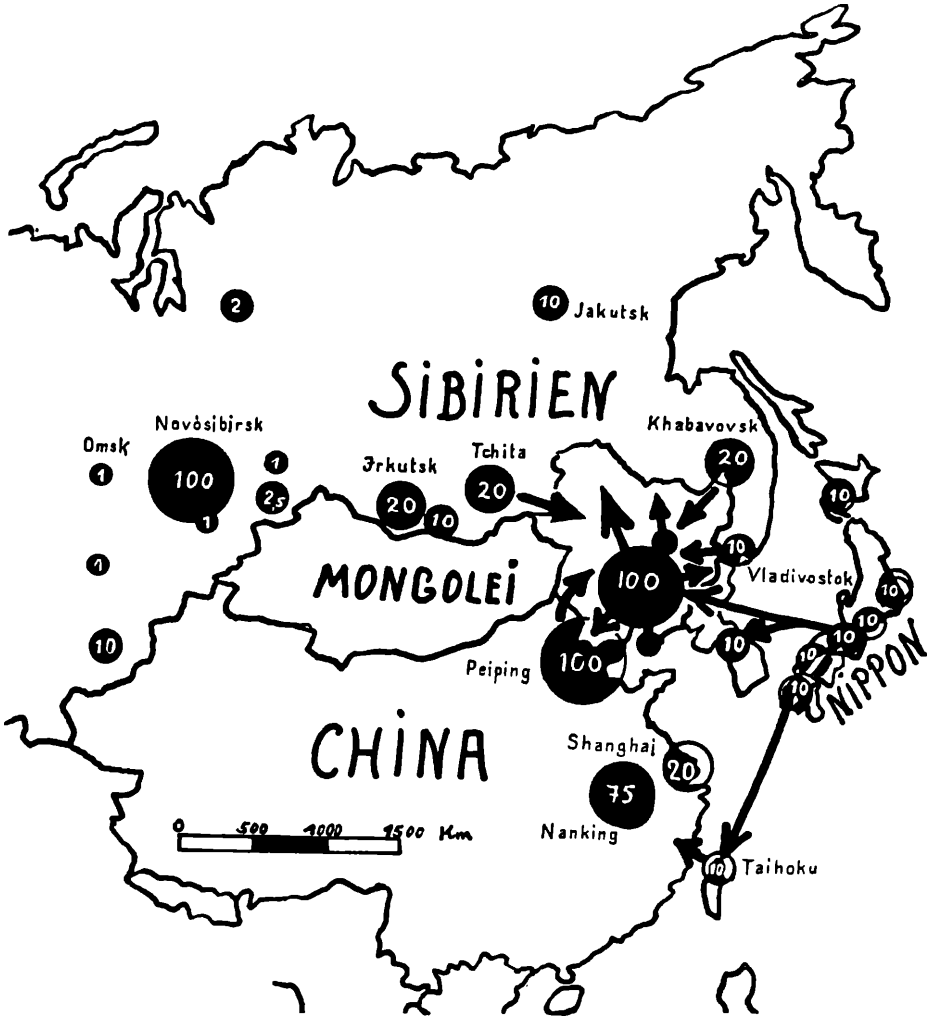
Die Entwicklung eines starken Rundfunks bedeutet so für Japan einmal die geistige Zusammenfassung aller in der Mandschurei auf vorgeschobenen Posten lebenden Japaner, zum anderen die kulturelle und nachrichtenmäßige Beeinflussung der chinesischen Bevölkerung, die den Hauptprozentsatz ausmacht. Damit gehen Hand in Hand die Möglichkeiten einer starken japanischen Wirtschaftspropaganda, die die Mandschurei zum Absatzgebiet japanischer Waren umformt. (Im Jahre 1932 betrug die japanische Einfuhr 182 921 000 Yüan. Sie stieg im Jahre 1935 auf 434 228 000 Yüan bei einer Gesamteinfuhr von 604 149 000 Yüan. Der Wert der Ausfuhr nach Japan fiel in derselben Zeit von 192 684 000 auf 183 522 000 Yüan!)

Unter diesen Umständen interessiert uns noch der sich in die Mandschurei jährlich ergießende Volksstrom sowie die Zusammensetzung der Bevölkerung des Landes selbst. Ohne das Kwantunggebiet und die SMR.-Zone lebten 1936 32 482 627 Menschen im Lande. Der jährliche Zuwachs beträgt etwa 830 000. Nach einer Statistik vom 30. 6. 1935 veröffentlicht in: „Nippon ein Überblick" (Verlagsanstalt Nippon Dempo Tsuhsinsha, Tokio 1936) lebten in der Mandschurei ohne Kwantung und SMR.-Zone folgende Ausländer:

Japaner	90 025	Russ. Emigranten	49 413	Deutsche	459
Koreaner	701 161	Polen	1 519	Amerikaner	226
Sowjetrussen	21 272	Engländer	424	Übrige	1 098
				Insgesamt	865 633

Die Druckrichtung der Einwanderung entnehme man aus Karte IV und den nachfolgenden Tabellen. Die chinesische Wanderung nach der Mandschurei stellt eine der größten Völkerwanderungen aller Zeiten dar. Es bleibt abzuwarten, ob die politische und geistige Haltung des Landes in Zukunft von einem lebendigen und gewaltigen Bevölkerungsstrom oder von einer politischen Macht bestimmt wird, die sich der modernsten Mittel geistiger und politischer Beeinflussung bedient.

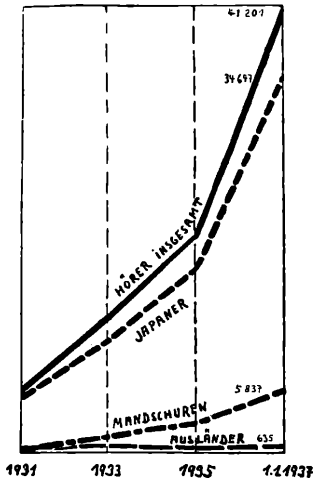
Wenn wir die rundfunkpolitische Lage im Fernen Osten betrachten, können wir feststellen, daß Japan mit seinem Rundfunk erfolgreich auf das Festland vorgedrungen ist. Der erste Schritt war der koreanische Sender Keijo, der zweite die Einflußnahme auf den mandschurischen Rundfunk, der dritte der Ausbau der vorhandenen Stationen und die Errichtung neuer mandschurischer Sender im Laufe des Jahres. Auch besteht im Süden durch den weiteren Ausbau des Senders Taihoku auf Formosa die Möglichkeit einer rundfunkmäßigen Beeinflussung der chinesischen Südostküste. Der russische Druck umklammert durch die Sender in Wladiwostok, Khabarovsk und Tchita die mandschurische Einflußzone (vgl. Karte V). Die tatsächliche politische Wirksamkeit im Kräftefeld des Rundfunks kommt heute, im Anfangsstadium der Rundfunkentwicklung dieser weiten Gebiete, noch nicht zum Ausdruck. In wenigen Jahren wird auch hier ein propagandistischer Kampf der Weltanschauungen im Äther ausgefochten werden.



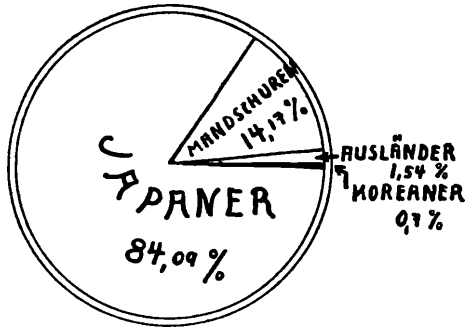
Karte V. Die wichtigsten Rundfunksender im Fernen Osten (ohne Kurzwellensender)

Tabelle der fernöstlichen Rundfunksender über 10 kW. Die eingesetzten Ziffern bedeuten die Kilowattzahl (Quelle: Veröffentlichungen des Büros des Weltnachrichtenvereins, Bern)

So ist es verständlich, daß die japanisch-mandschurische Sendegesellschaft in jeder Weise energisch die Entwicklung ihres Sendegebietes rundfunkmäßig fördert. Der Kaufkraft der Gebietsbevölkerung entsprechend bringt die Gesellschaft drei Typen Volksempfänger auf den Markt (genannt „Doppel-T-Empfänger"). Die billigste, für Ortsempfang gebaute Type kostet mit Lautsprecher 16 Yüan (ein



Karte VI.
Entwicklung der Hörerzahlen



Karte VII.
Rundfunkhörer in Mandschuko 1. I. 1937

Entwicklung der Rundfunkhörerzahlen 1931—1937

	1931	1933	1935	1937
Japaner.....	5236	10284	16650	34647
Mandschuren u. Chinesen	283	1384	2641	5837
Ausländer.....	377	718	473	635
Koreaner.....	—	—	—	82
Insgesamt.....	5896	12386	19764	41201

Yüan gleich 72 Pfennig). Die Mitteltype 27 Yüan, und die teuerste, mit der bereits Japan-Empfang möglich ist, 42 Yüan[1]). Die monatliche Gebühr beträgt 1 Yüan.

Die Entwicklung der Hörerzahlen nimmt unter diesen Umständen stark zu. Sie wird nach Schätzungen Ende 1937 die ersten Hunderttausend erreichen (vgl. Karte VI u. VII). Für die wirtschaftliche Lage und das Interesse am Rundfunk ist die Aufgliederung der Hörerzahlen kennzeichnend. Obwohl etwa 85% der Bevölkerung sich aus Chinesen und Mandschuren zusammensetzen, beträgt der japanische Anteil an der Hörerziffer 84,09%.

Der Empfang von Kurzwellen ist in der Mandschurei verboten. Nach den am 1. 1. 1937 in Kraft getretenen Bestimmungen über den Rundfunkempfang vom 8. 10. 1936 ist der Empfang nur auf folgenden Wellenbändern erlaubt: 200—545 m (500—1500 khz) und 1666 m (180 khz).

Das Programm selbst bringt hauptsächlich in japanischer Sprache Nachrichten, Vorträge, Theaterstücke und japanische Musik. Große Teile des Programms wer-

1) Hierzu schreibt die „Manchurian Economic Review", Harbin, vom 15. 2. 1937: „Um den Rundfunk der Allgemeinheit besser zugänglich zu machen, ist der Verkauf eines Empfängers des sogenannten ‚Doppel-T-Typs' (das Doppel-T bedeutet ‚Telephone u. Telegraph Co.') zu einem sehr bescheidenen Preise durch die Zweigniederlassungen der Gesellschaft eingeführt worden, und die Leitung der Gesellschaft ist befriedigt über den ermutigenden Widerhall, den dieses zusätzliche Unternehmen bisher gefunden hat."

den aus Japan übertragen. Seit dem 1. November 1936 bringt der Sender Hsinking ein Doppelprogramm in japanischer und in mandschurischen Sprachen, wobei neuerdings auch der japanische Sprachunterricht besonders gepflegt wird[1]). Ein Beispiel bietet das nachfolgende Tagesprogramm vom 11. 3. 1937.

2.30 Uhr:	Nachrichten über Schiffsverkehr.
7.50	Manchou-Sprachkursus.
8.15	Wettervorhersage; Mozart-Konzert (Schallplatten).
8.45	Nachrichten von Hsinking.
9.10	Vorlesung in Manchou-Sprache.
9.30	Wirtschaftsnachrichten.
10.00	Hauswirtschaftlicher Kursus.
10.20	Kochkursus.
10.30	Marktpreise.
10.40	Wirtschaftsnachrichten.
10.50	Wirtschaftsnachrichten in Manchou-Sprache.
11.35	Wirtschaftsnachrichten.
11.40	Wirtschaftsnachrichten.
12.00	Zeitansage.
12.05	Konzert von Mukden.
12.40	Nachrichten.
13.00	Wirtschaftsnachrichten.
13.10	Wirtschaftsnachrichten in Manchou-Sprache.
13.20	Nachrichten in Manchou-Sprache.
13.35	Manchou-Musik.
15.00	Wirtschaftsnachrichten.
15.50	Wirtschaftsnachrichten.
16.00	Nachrichten, Wettervorhersage.
16.30	Wirtschaftsnachrichten.
16.45	Wirtschaftsnachrichten in Manchou-Sprache.
18.00	Kinderstunde; Hörspiel (von Tokio).
18.20	Kinderstunde (Mitteilungen).
18.25	Vortrag (von Nagoya, Japan).
18.55	Plauderei in englischer Sprache.
19.00	Nachrichten und Regierungsmitteilungen.
19.30	Wissenschaftlicher Vortrag (von Tokio).
20.00	Vortrag (von Tokio).
20.35	„Shiroto-Shibai" (von Tokio).
20.55	Acht Stücke für Solo-Cello (von Tokio).
21.30	Zeitansage, Nachrichten, Regierungsmitteilungen, Vorschau, Programmansage, Wetter.
22.00	Musikalisches Hörspiel.

1) Die „Manchurian Economic Review", Harbin, vom 15. 2. 1937 schreibt: „Nach dieser Erfüllung ihres Wunsches, der eingeborenen Bevölkerung zu dienen (Einführung des Rundfunkdoppelsendesystems), hat die Gesellschaft die sich so dargebotene Gelegenheit nutzbar gemacht, den eingeborenen Junghörern Unterricht in der japanischen Sprache und in anderen kulturellen Wissensgebieten zu erteilen."

PAUL SPEET:

Der Holländer als Hörer

Paul A. M. Speet ist Direktor des KRO. (Katholische Radio Omroep), der Vereinigung der katholischen Rundfunkhörer Hollands, die er vor 12 Jahren mitgründete. Seit dieser Zeit steht er ununterbrochen an leitender Stelle des KRO.

Um sich einen Begriff vom System des holländischen Rundfunks und der Einstellung des holländischen Hörers machen zu können, ist es unbedingt notwendig, ganz kurz den geschichtlichen Werdegang des holländischen Rundfunks zu betrachten, da hierin die Ursachen liegen, welche einerseits die typische Form des holländischen Rundfunks gestaltet haben, und andererseits in der innerlichen Haltung des holländischen Hörers bedingt sind.

Der Rundfunk in Holland hat eine sehr bewegte Entwicklung durchgemacht. Im Jahre 1919 fing der Ingenieur à Stering-Idzerda im Haag mit Funksendungen an, und zwar auf einem Versuchssender PCGG. Die holländischen Sendungen fanden im eigenen Lande anfangs nur mäßiges Interesse; ganz anders war dagegen das Echo in England, wo man die holländischen Probesendungen gerne hörte, und zwar in einem solchen Umfang, daß die englische Zeitung „The Daily Mail" die Kosten für zwei Sendungen pro Woche für eigene Rechnung übernahm! — Im Jahre 1925 wurden diese Sendungen eingestellt. Damals fing aber die Nederlandsche Seintoestellen Fabriek (heute eine Tochtergesellschaft des bekannten Philips-Konzerns) damit an, Sendungen zu übernehmen.

Die damals noch kleine Anzahl von Hörern (meistens Amateure) vermißten die Sendungen der Station PCGG sehr. Eine Organisation der Hörer wurde gegründet, die sogenannte Hilversumsche Draadlooze Omroep (HDO.). Die Ned. Seintoestellen Fabriek hatte kaufmännisches Interesse beim Verkauf von Funkapparaten, Sendern usw. und stellte den Sender gratis dem HDO. zur Verfügung. In kurzer Zeit entwickelte sich jetzt die Hörerzahl aufwärts. Gleichzeitig aber erkannten die großen Volksgruppen, daß der Rundfunk etwas Gewaltiges für die kulturelle, geistige, religiöse und soziale Gestaltung des Volkes zu bedeuten hätte. Es war deshalb kein Wunder, daß die großen Volksgruppen, wie Protestanten, Katholiken und Sozialdemokraten ihren Einfluß auf die Sendungen festlegen wollten. So bildeten sich in den Jahren 1924 und 1925 noch die Rundfunk-Gesellschaften NCRV. (Protestanten), KRO. (Katholiken) und VARA. (Sozialdemokraten), welche jede für sich einen Abend wöchentlich sandten. Es läßt sich verstehen, daß in dieser Hinsicht bald sich ein Mangel an Sendezeit fühlbar machte, weshalb Protestanten und Katholiken (NCRV. und KRO.) zusammen einen neuen Sender in Huizen im Oktober 1927 errichteten.

Bis dahin war der Rundfunk gesetzlich noch nicht in allen Einzelheiten geregelt. Diese Gesetzgebung kam erst Anfang 1928 zustande. Vorher war die ganze Ma-

terie von einer Studienkommission untersucht worden, und die Kommission drückte schon damals die Meinung aus, daß in Anbetracht des holländischen Volkscharakters und der holländischen Verhältnisse kein neutraler, farbloser Rundfunk zustande kommen könnte. Jede Volksgruppe, welche in der Volksgemeinschaft etwas bedeutet, muß die Gelegenheit haben, sich auch im Rundfunk äußern zu können, wenn nur nicht gegen die Sicherheit des Staates, die öffentliche Ordnung und die guten Sitten vorgestoßen wird.

Es besteht ein Radiorat (1929 errichtet), welcher die Gesamtheit der Rundfunkprobleme in Holland unter seiner Kompetenz hat. Weiter gibt es eine staatliche Kontrollinstanz mit präventiver Kontrolle, so daß nicht gesendet werden kann, was nicht zuvor von der betreffenden Kontrollinstanz gutgeheißen ist. Es ist also nicht möglich, daß der Rundfunk in Holland dazu benutzt wird, um andere Volksgenossen in ihren Gefühlen zu beleidigen.

*

Wenn wir diese Vorgeschichte lesen, so kommen bei der Gestaltung des niederländischen Rundfunks nacheinander typische holländische Merkmale zum Vorschein: der praktische Ingenieur, der selbstbewußt und frei, ohne finanzielle Hilfe von Hörerinstanzen einen Anfang mit dem Rundfunk machte. Und der holländische Kaufmann, der schon früh den großen Wert des Rundfunks für seine Fabriken sieht.

Der freiheitliebende Holländer wartet nicht, bis der Staat ihm zwingend eine Organisation vorschreibt, sondern fängt an mit der Organisierung eines Verbandes von Hörern, und die altbewährten demokratischen Einstellungen führen zu einer endlichen Organisation, welche, sei es auch in bunter Verschiedenheit, das gesamte niederländische Volk umfaßt.

Auch der Hörer wird in seinem Verhältnis zum Rundfunk von denselben typischen Charaktereigenschaften getragen. Er fühlt sich frei in seiner eigenen Rundfunkorganisation, er kann sich hierin ausleben, durch seine Vertreter hat er seine Stimme im großen Rat, ihm wird in nichts sein Recht gekürzt. Was die Programme anbelangt, ist er auch nicht gezwungen, beim Abhören der Sendungen in einer ihm aufgezwungenen Richtung zu denken oder zu fühlen, in einer Richtung, von der andere meinen, daß gut für ihn ist; in Holland gilt das Adagium: Vrijheid, blijheid.

Würde man in anderer Weise mit dem Hörer verfahren, so stellte der Holländer sich sofort dem Aufgezwungenen radikal gegenüber. Er ist dann „in de contramine".

Die holländischen Rundfunkgesellschaften bekommen ihre Einnahmen zum größten Teil aus freiwilligen Beiträgen der Hörer; man könnte meinen, daß dies ein sehr unsicheres System ist, aber im großen ganzen gilt der Sinn für Ehrlichkeit bei den Holländern „Voor wat hoort wat", wenn man etwas empfängt, will man es

nicht umsonst haben. — Selbstverständlich hat das System doch eine Schattenseite: in einer ökonomischen Krise gibt es gleich einen Rückschlag auf die Einnahmen, denn der Hörer zieht gleich alle Anforderungen des Lebens in Betracht. In den Einnahmen kommen dann auch oft ziemlich starke Schwankungen vor. Aus dem System folgt aber auch, daß der Hörer — eben da er freiwillig zahlt — sich Rechte dem Rundfunk gegenüber daraus ableitet. Er fühlt sich Kunde und umgekehrt: die Rundfunkorganisation tut was sie kann, um es dem Kunden recht zu machen.

Ganz merkwürdig ist es zu sehen, wie freundschaftlich und frei sich die Beziehungen zwischen Hörern und Rundfunkgesellschaften gestaltet haben. Im Sommer kommen jeden Sonntag die Autobusse mit tausenden Hörern nach Hilversum, um sich in den verschiedenen Studios der Gesellschaften alles anzusehen und — wenn möglich — ein Konzert oder irgendwelche Sendung mitzuerleben. Der Hörer fühlt sich dann wie zu Hause, und die Rundfunkgesellschaften leisten ihren „Kundendienst". Und mit Erfolg. Denn jeder Besucher fühlt sich selbstverständlich verpflichtet, seiner Rundfunkgesellschaft finanziell etwas Besonderes zu geben und greift beim Abschied in seine Tasche. Das Band zwischen Hörern und Rundfunkgesellschaft zeigt sich am besten bei diesem Besuch, wenn die Hörer stolz untereinander sprechen über „unsere Studiogebäude", „unsere Rundfunkgesellschaft" und so fort.

Das alles mag dem ausländischen Leser ein wenig verzwickt erscheinen, der holländische Rundfunk mag für ihn ein buntes Durcheinander sein. Doch ist die Wirklichkeit ganz anders, denn es herrscht in Holland eine strenge Organisation. Der Staat hat letzten Endes das erste und letzte Wort; der Innenminister hat sehr große Befugnisse, aber er ist — sich stützend auf eine jahrhundertlange demokratische Staatsverfassung — wie ein guter Vormund. Würde etwas schiefgehen, so ist er gleich mit dem ganzen Apparat zur Hand, um die Rundfunkgesellschaften in der richtigen Spur zu halten.

Technisch (Verwaltung der Sender) sind die Rundfunkgesellschaften zusammengeschlossen in der NOZEMA (Nederlandsche Omroep Zender Maatschappij), an der 60% Staat und 40% die vier allgemeinen niederländischen Rundfunkgesellschaften Anteil haben. Auch die gesamte Vertretung in der Union Internationale de Radiodiffusion und in sämtlichen ausländischen Fragen hat die NOZEMA.

Was die Programme anbelangt, so macht jede Rundfunkgesellschaft, was sie machen will. Selbstverständlich hat sie aber in vielen Programmfragen Verbindung mit den andern Rundfunkgesellschaften und das Ganze ist zusammengeschlossen in dem „Centraal Bureau voor den Omroep in Nederland", wo sämtliche Fragen gemeinschaftlich gelöst werden.

Jede Rundfunkgesellschaft hat auch ihre eigenen Studiogebäude. Auch hierin

spiegelt sich der Drang der Selbständigkeit. Man könnte uns vorwerfen, daß die Ökonomie hierin zu Schaden kommt. Dies soll aber auch „cum grano salis" genommen werden, denn man soll ja nicht vergessen, daß zwar vier Studiogebäude vorhanden sind, daß aber immer zwei Sender gleichzeitig gebraucht werden müssen und öfters sogar vier Sender, und zwar: Hilversum I (mittlere Welle), Hilversum II (lange Welle) und PHI und PCJ (Kurzwellensender, für die Kolonien und für die Weltsendungen). Wenn es vielleicht auch einige Prozente wirtschaftlicher wäre, einen ganz großen Rundfunkpalast für die vier Rundfunkorganisationen zu errichten, so wiegt dieser finanzielle Gewinn im Rahmen des niederländischen Rundfunks nicht so schwer wie die Freiheit und Selbständigkeit, worin er sich in seinem eigenen Rahmen bewegen kann.

Wenn man in der Welt herumsieht, so begegnet man verschiedenen Rundfunksystemen. Jedes hat seine Vorteile und Nachteile, und jedes Land hat meistens sich eine Form gewählt, welche ihm am besten dünkt; so hat die Freiheitstradition des holländischen Volkes sich eine Rundfunkorganisation ausgedacht, welche auch in diesem Sinne dem niederländischen Volke die beste Garantie gibt.

PAUL DISTELBARTH:

Das französische Volk und der Rundfunk

Von Paul Distelbarth ist im Verlag Rowohlt, Berlin, das Buch „Lebendiges Frankreich" im 8.—11. Tausend und vor kurzem eine französische Ausgabe in 2 Bänden erschienen.

Wenn man das Verhältnis des französischen Volkes zum Rundfunk verstehen will, muß man von seinem Charakter ausgehen, der sich vom deutschen Volkscharakter in wesentlichen Zügen unterscheidet. In den nachfolgenden Ausführungen sollen daher diejenigen Seiten des französischen Charakters untersucht werden, die jenes Verhältnis bestimmen.

I

Allen Franzosen eigen ist der unzerstörbare Glaube an den Fortschritt. Es gibt einen besonderen Philosophen des Fortschritts, Condorcet, dessen Namen ein berühmtes Gymnasium trägt, aus dem u. a. Jules Romains hervorgegangen ist. Condorcet hat an der französischen Revolution von 1789 einen großen geistigen Anteil gehabt, wurde aber dann verdächtigt und vergiftete sich im Gefängnis, um dem Schafott zu entgehen. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß seine Anschauungen der großen Masse des französischen Volkes in Fleisch und Blut übergegangen sind. Daher halten die Franzosen alles für möglich, und Erfindungen, so umwälzend sie

sein mögen, erregen weniger ihr Erstaunen, als daß sie sie in der Auffassung bekräftigen, es sei die Bestimmung des Menschen, sich gemäß dem Gebote Gottes an Adam die Welt mit allen ihren Kräften und Möglichkeiten untertan zu machen. Die Weltanschauung der Franzosen ist durch und durch anthropozentrisch: das heißt, die Welt ist für den Menschen geschaffen. In einem solchen Volk sind die Voraussetzungen für Neuerfindungen günstig: nicht nur in dem Sinne, daß dort viel erfunden wird, sondern auch, daß fremde Ideen, woher immer sie kommen mögen, bereitwillig aufgenommen werden. Die „Angst vor Überfremdung" liegt den Franzosen fern.

Auf dem Gebiet des Rundfunks ist die grundlegende Erfindung des „Cohärors" von einem französischen Physiker, Branly, gemacht worden; nicht zufällig, sondern als das Ergebnis einer langen systematischen Arbeit. Im „Institut Catholique" zu Paris, das eine Art konfessionelles Konkurrenzunternehmen zur Sorbonne darstellt und auch eigene Forschungsinstitute besitzt, kann man das Laboratorium Branlys besuchen, wo vor vierzig Jahren zum erstenmal eine elektrische Klingel drahtlos zum Tönen, eine kleine Pulverladung zur Entzündung gebracht wurde; auch die ersten primitiven Apparate sind noch vorhanden. Branly, ein Greis von 91 Jahren, arbeitet dort noch jeden Tag von 9 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends. Seit einigen Jahren beschäftigt er sich mit sehr schwierigen und zeitraubenden Messungen; seine Meßapparate ruhen auf einem isolierten Betonsockel, der fünfzehn Meter tief in den Boden hinunterreicht, bis auf den gewachsenen Stein, um so jede Erschütterung durch den Betrieb der Großstadt auszuschalten. Eine Persönlichkeit wie Branly, die seit mehr als sechs Jahrzehnten eine systematische Kleinarbeit leistet, unbekümmert um Erfolg, in einem fast mönchischen Leben, ist bezeichnend für eine ganze, im Auslande so gut wie unbekannte Seite des französischen Charakters.

Damit hängt zusammen, daß die Franzosen ein Volk der Bastler und Tüftler, weiter gefaßt ein Volk von Mathematikern sind. Ohne Zweifel ist die Mathematik die Wissenschaft, die am meisten Ehren genießt. „Wer bei uns gewisse Probleme der höheren Mathematik begriffen hat, dem steht der Weg zu den höchsten Stellen offen", so hat sich einmal ein Direktor der „Ecole Normale Supérieure" ausgedrückt, die vielleicht die berühmteste Hochschule des Landes ist, eine Art „Lehrerseminar" zur Ausbildung von Hochschulprofessoren, in dem Einfluß, den sie auf das geistige Leben des Landes ausübt, etwa dem Tübinger Stift zu vergleichen. Die großen Examenswettbewerbe spielen in Frankreich eine Rolle, von der man bei uns keine Ahnung hat. Wer als Erster aus der Ecole Normale Supérieure, oder der Ecole polytechnique (die militärisch organisiert ist und eben die Mathematik pflegt), oder aus dem Concours Général hervorgeht, dessen Zukunft ist gesichert. Und nach seinem Tode wird man in den Nachrufen lesen, daß er vor sechzig Jahren der Erste im griechischen Aufsatz gewesen sei oder dergleichen.

Die Vorliebe für Rechenschieber und Logarithmentafel treibt manchmal wunder-

liche Blüten. Bis zum Jahr 1935 kostete zum Beispiel der Zuschlag für Benützung eines Salonabteils in Personen- und Eilzügen 0,301 674 Fr. und in Schnellzügen 0,402 232 Fr. je Kilometer.

Unter den Leuten des Volkes äußert sich diese Neigung zum Ausrechnenwollen eben im Basteln und Tüfteln. Schon seit Anfang des Jahrhunderts gibt es jedes Jahr in Paris eine große Bastelausstellung, den „Concours Lépine", so genannt nach dem früheren Polizeipräfekten, der ihn geschaffen hat. Dort strömt alles hin. Nachher verkauft irgendein unansehnlicher Mann sonntags auf den großen Boulevards ein von ihm erfundenes Spielzeug, das im Concours Lépine den ersten Preis bekommen hat, nun nicht aber serienmäßig, sondern behelfsmäßig in seiner freien Zeit erzeugt wird. Infolge dieser Liebe zum Basteln bauen noch heute zahllose Franzosen ihre Rundfunkgeräte selber, und es hat lange gebraucht, bis überhaupt eine eigene Rundfunkindustrie in Frankreich entstand. Wer einen guten Apparat wollte, mußte ein deutsches oder holländisches Erzeugnis kaufen.

II

Den besprochenen Charaktereigenschaften stehen nun aber andere entgegen, die ihre Wirkung in gewisser Hinsicht aufheben. Das ist in erster Linie eine fast unüberwindliche Scheu, Dinge bis zur Vollendung weiterzuentwickeln. Den Franzosen genügt es, das Prinzip herauszustellen. Ist dieses einmal gefunden, dann erlahmt das Interesse. Das ist der innere Grund, warum z. B. so viele der großen gothischen Kathedralen, die ja zu ihrer Zeit in erster Linie Wunder der Technik waren (woran man nicht zu denken pflegt), unvollendet geblieben sind. Es widerspricht auch dem französischen Charakter, solche großen Werke später zu vollenden, wie man es bei uns in Köln, Ulm, Regensburg getan hat. Renovierungsbestrebungen in dieser Richtung unter Napoleon III. sind vereinzelt geblieben. Ein anderes Beispiel bilden die Wolkenkratzer. Ein hervorragender Franzose sagte mir einmal: „Uns können die Amerikaner nicht imponieren. Wir haben vor fünfzig Jahren den Eiffelturm gebaut, das genügt uns als Befähigungsnachweis." In der Tat, niemand kann leugnen, daß der Eiffelturm, eine rein mathematische Leistung, selbst heute noch als technisches Wunder wirkt.

Auf das Gebiet des Rundfunks übertragen, äußert sich diese Vorliebe für das Unvollendete, Improvisierte darin, daß selbst in Kunstdingen verwöhnte Franzosen durchaus damit zufrieden sind, wenn sie Berlin, Rom, Wien, Neuyork usw. überhaupt bekommen. Das Wunderbare daran ergreift sie; denn die Franzosen sind keineswegs ein blasiertes Volk. Daß so etwas möglich ist, ein solcher Fortschritt, das ist ihnen wichtig. Ob jedoch die Reinheit des Tones, die Schönheit der Klangfarbe vollkommen ist, danach zu fragen, kommt ihnen nicht in den Sinn.

Eine andere solche Eigenschaft ist die heftige Abneigung gegen alles rein Mecha-

nische und, schlechthin, gegen die große Zahl. Als die Automobilfirma Citroen vor zwei Jahren in große Geldbedrängnis kam, empfanden das viele Franzosen geradezu als einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit; denn Citroen war es, der die Arbeit am laufenden Band in Frankreich eingeführt hat. Aus dieser Abneigung heraus mögen die kleinen Leute keine serienmäßig hergestellten Apparate großer Firmen kaufen. Wenn sie nicht selber basteln können, dann wenden sie sich an einen kleinen Fabrikanten in ihrem Stadtviertel, den sie kennen, oder an einen bewährten Bastler. Nachher in den großen Laden zu gehen, wenn etwas nicht stimmt, würde ihnen große Überwindung kosten, denn die Franzosen sind im allgemeinen schüchtern; aber zu einem ihresgleichen haben sie Vertrauen; von dem kann man sich alles erklären lassen und braucht sich nicht zu scheuen, eine vielleicht dumme Frage zu stellen. Zufällig sind mir die Verhältnisse in einem Pariser Viertel am Stadtrande bekannt, wo vorwiegend kleine Angestellte und Arbeiter wohnen. Radio hat fast jeder; das gehört zum guten Ton. Sehen wir uns nach den Geschäften um, so finden wir in einer Hauptstraße die erst neueingerichtete Niederlage einer großen Fabrik. In einer größeren Seitenstraße, nicht weit davon, ist ein kleiner Laden, dessen Inhaber alle Apparate, die er verkauft, selber baut. Die Versicherung, daß garantiert nur selbstgebaute Apparate geliefert werden, steht in großen Lettern im Schaufenster. Bei uns würde das vielleicht niemand für eine Empfehlung ansehen. Am meisten aber verkauft ein kleiner Cafetier, der ebenfalls selbst Apparate baut. Wenn nun die Nachbarn das Apéritif bei ihm nehmen, dann redet er ihnen ein Gerät auf. Den ganzen Tag sieht man ihn in Hemdärmeln, ohne Kragen, die Schirmmütze im Nacken, hinter dem Schanktisch sitzen und schrauben und löten und seine wohlbeleibte Gattin nicht minder; sie hat es lernen müssen, weil das Geschäft so gut ging. Zu einem so entstandenen und erworbenen Gerät hat der kleine Mann ein persönliches Verhältnis, und das ist das Entscheidende. Jeden Tag erzählt er dann, was er wieder für Sender hereinbekommen hat. Auf allen Gebieten, bis in die hohe Politik hinein, spielt das Persönliche eine Rolle, von der wir Deutschen uns schwer eine Vorstellung machen können. Man hat erlebt, daß das Parlament eine Regierung stürzte, indem es ein Gesetz mit großer Mehrheit und großem Aufwand prinzipieller Erklärungen ablehnte, und acht Tage später dasselbe Gesetz einem neuen Ministerpräsidenten mit ebenso großer Mehrheit bewilligte. Eine reine Frage der Persönlichkeiten; das Sachliche kommt immer erst in zweiter Linie.

III

Wenden wir uns der Wirkung zu, die der Rundfunk auf das Leben und die geistige Haltung des französischen Volkes ausübt, so wäre zunächst etwas rein Äußerliches festzustellen: das Radio hat die Neigung der Franzosen verstärkt, abends daheimzubleiben. Der Franzose ist, wie man sagt, „casanier", ein Haushammel. Nach dem Abendessen, wenn er einmal die Stiefel ausgezogen hat, mag

er nicht mehr ausgehen. In der Hauptstadt Burgunds, Dijon, fährt die letzte Straßenbahn um halb neun Uhr abends. In Paris selbst sind die Wohnstraßen um neun Uhr verlassen. Hausmusik, die dem Rundfunk Schaden zufügen könnte, hat es in Frankreich kaum in nennenswertem Umfange gegeben. Die Eltern machten abends Gesellschaftsspiele mit den Kindern. Zuweilen, aber selten, denn die Franzosen haben nicht gerne Besuch, kamen Nachbarn zum Kartenspielen. Dort, wo man Radio hat, hört das auf.

An anderer Stelle habe ich ausgeführt, daß die Franzosen gerne zuhören und gute und dankbare Hörer sind. Wir Deutschen lesen lieber; das Gehör genügt uns nicht, wir wollen sehen. Das Sprechen geht auch zu schnell. Die Franzosen sind durch ihre Sprache darauf trainiert, sehr schnelles Sprechen zu erfassen. Diese Eigenschaft kommt dem Rundfunk entgegen. Die Franzosen sind auch große Musikfreunde, aber sie haben zur Musik ein anderes Verhältnis als wir: Bei ihnen ist es die sinnliche Freude am schönen Klang, die im Vordergrund steht. Wir Deutschen werden mehr durch das Jenseitige an der Musik angezogen, die Ahnung einer besseren Welt, „den Klang aus seligen Gefilden". Dieses sinnliche Bedürfnis kann der Rundfunk sehr gut befriedigen. Aber da das Volk in Frankreich durchaus bescheiden und anspruchslos ist, begnügt es sich mit sehr mäßigen Leistungen. Infolgedessen waren die französischen Sender jahrelang mehr als schlecht. Und mit einer unglaublichen Geduld ertrugen die Leute die Reklame, die alles zerhackte; die „Galeries Barbès" sind beinahe unsterblich geworden. Anspruchsvolle Leute konnten sich ja teuere Apparate kaufen und die deutschen Sender hören, deren künstlerische Leistungen in Frankreich ein sehr hohes Ansehen genießen. Ein Wandel auf diesem Gebiet bahnt sich erst neuerdings an.

Die Regierung der Volksfront hat natürlich auch versucht, nach dem bewährten Muster anderer Staaten den Rundfunk zur Verbreitung ihrer Ideen zu benützen. Sagen wir gleich: der Erfolg war null; eher wurde das Gegenteil erreicht. Schon im Jahre 1922 hatte einer der originellsten jüngeren Schriftsteller, Jean Giraudoux, in seinem kuriosen Buch über Deutschland, „Siegfried et le Limousin", einen Deutschen mit Bezug auf Frankreich sagen lassen: „Alle modernen Maschinen, um Völker einzusäen oder abzuernten, sind bei euch unbrauchbar." Das liest sich heute wie eine Prophezeiung. Und daran wird sich nie etwas ändern. Denn stärker als alle andern Triebe ist in den Franzosen der nach Unabhängigkeit. Will man ihnen eine Meinung aufpfropfen, so erzielt man das Gegenteil. Sie haben eine manchmal etwas kindisch anmutende Angst vor dem „bourrage du crâne", wie sie es nennen, dem „Vollstopfen des Schädels". Die Regierung der Volksfront hatte es nun unternommen, durch die Staatssender parteipolitisch gefärbte Nachrichten zu verbreiten. Außerdem hatte sie Beiräte geschaffen, die von den Hörern zu wählen waren. Eine Liste der Freiheit (regierungsfreundlich) und eine

der Familien (unabhängig) standen einander gegenüber. Die zweite siegte, selbst in Orten, wo die Bevölkerung unzweifelhaft „rot" ist. Es verhält sich damit in gewissem Sinne wie mit der katholischen Kirche. Der Franzose, der etwas auf sich hält, ist Republikaner und Freidenker. Als Religion hat er die „großen Ideen" der Freiheit, sozialen Gerechtigkeit, des Friedens. Aber er läßt sich trotzdem kirchlich trauen, läßt die Kinder taufen, zur ersten Kommunion gehen, empfängt die Sterbesakramente. Er sieht es nicht ungern, wenn Frau und Tochter zur Messe gehen; das behütet sie davor, auf andere Gedanken zu kommen. Er läßt alle Ideen gelten; nur Zwang darf keiner ausgeübt werden. Gegen solchen setzt er sich zur Wehr, selbst wenn er aus dem eigenen Lager kommt.

Der Kultus der großen Ideen, der in Frankreich so wichtig ist, eine echte Religion, spielt auch in den Rundfunk hinein. Die Franzosen sehen an dieser Erfindung sehr stark das Völkerverbindende. Der Geist wehet, wo er will, und läßt sich nicht durch Grenzen und Mauern aufhalten. Diese Vorstellung macht ihnen einen großen Eindruck. Der Rundfunk hat ihnen selbst auch den Sinn und das Verständnis für andere Völker, insbesondere für Deutschland aufgeschlossen. Früher lebten die Franzosen wie auf einer Insel, wie in einem ummauerten Garten. Was jenseits der Gartenmauer vor sich ging, das berührte sie im Grunde nicht. Es war „là-bas", dort unten, dahinten, würden wir sagen. Das hat sich ganz geändert. Und sicher werden in keinem andern Lande die großen Kundgebungen des neuen Deutschland im Rundfunk mit so viel Aufmerksamkeit gehört wie in Frankreich. Denn es gibt kein zweites Land, das die Franzosen mit gleich geheimnisvoller Gewalt anzieht wie Deutschland.

E. Kurt Fischer:
Übersee sendet mit

Dr. E. Kurt Fischer, früher Journalist, trat 1929 zum Rundfunk (Reichssender Leipzig) über; er baute dort das erste deutsche Rundfunk-Institut beim Landeskonservatorium auf. Später gehörte er der Programmabteilung der RRG. an, war von 1933—1935 Hauptabteilungsleiter und stellvertretender Intendant beim Reichssender Köln und leitet jetzt die Hauptabteilung „Kunst und Unterhaltung" beim deutschen Kurzwellensender. Er hat eine Reihe bedeutender Bücher verfaßt und ist auch als Bühnenautor bekannt.

Der deutsche Rundfunk hat ein neues Gesicht bekommen. Seine Darbietungen sind nicht mehr der Ausdruck literarischer oder musikalischer Neigungen einzelner Programmleiter und können es nicht mehr sein, nachdem der Wille des Führers das Instrument zur drahtlosen Verbreitung von Wort und Ton in den Dienst der Schaffung und Festigung einer wirklichen deutschen Volksgemeinschaft gestellt und es zum Sprachrohr seines völkischen Gestaltungswillens und zur wirksamen Waffe im Abwehrkampf gegen Verkennung und Lüge gemacht hat. Reichssendung, Ge-

meinschaftsempfang, Verpflanzung des Mikrophons in die Landschaft, Wunschsendung, Werkfeierstunde, Volkssender, Rundfunksprecherwettbewerb und neben dem allen immer und immer wieder Krönung der eigenen programmschöpferischen Arbeit des Rundfunks durch die unmittelbare Erfassung des staatlichen und politischen Lebens durch Übertragungen nationaler Feierstunden und Feste, politischer Akte und grundlegender Reden des Führers und seiner Getreuen: das sind die neuen Inhalte und Formen der Rundfunkarbeit des Dritten Reiches, an denen alle deutschen Gaue dank der Verteilung unserer Sender über das gesamte Reichsgebiet teilhaben können.

Wie aber steht es mit der Erfassung derer, die zwar der Abstammung, zum guten Teil auch noch der Sprache nach Deutsche sind, die aber nicht unmittelbar teilnehmen können an dem Siegeszug der Mikrophone durch die deutschen Landschaften, weil sie in Übersee wohnen? Man kann ihnen ein gut Stück Heimat vermitteln durch ein sorgfältig zusammengestelltes Unterhaltungsprogramm mit wirklichen künstlerischen Höhepunkten, einem durch Sachlichkeit, Wesentlichkeit und Sauberkeit der Haltung auch den Ausländer fesselnden Nachrichtendienst und vor allem durch Übertragung der großen politischen Akte und Reden. Der starke Widerhall dieser drei Programmbestandteile, deren letzter wahre Begeisterungsstürme — in Briefform — auszulösen pflegt und als stärkstes Bindeglied zwischen Heimat und Übersee anzusprechen ist, dieser Widerhall ermutigt die Funkleute zur ständigen Verbesserung ihrer Arbeit und ersetzt zu einem guten Teil die zahlreichen Möglichkeiten unmittelbarer Fühlungnahme und sogar praktischer Zusammenarbeit, die den Rundfunk mit seiner reichsdeutschen Hörerschaft verbinden.

Vorarbeit wurde zunächst geleistet durch sorgfältige Beantwortung aller Hörerzuschriften, die Dank, Wunsch und Programmkritik zu enthalten pflegen. Das Bedürfnis, in irgendeiner Form Beiträge zum Programm zu liefern oder aber, sich der deutschen Richtstrahler als eines die Kontinente verbindenden Hilfsmittels zu bedienen, beginnt erst langsam wach zu werden. Und doch liegen hier Möglichkeiten, die beiden Teilen, dem Rundfunk und seinen Hörern, zum Vorteil gereichen könnten. Deshalb hat man denn auch damit begonnen, um die Mitarbeit der Hörerschaft zu werben. Der nächstliegende Weg, der beschritten werden konnte, war der, den Hörer zur Einsendung von Erlebnisberichten, Stimmungsbildern, Anekdoten, alten Familienaufzeichnungen aus den Tagen der Auswanderung, der ersten schweren Pionierarbeit im fremden Land und dergleichen mehr zu ermutigen. Das Ergebnis dieser immer erneuten Anforderung — bisher ist es noch bescheiden! — wird eines Tages als wichtiger Beitrag zur Psychologie des auslanddeutschen Hörers innerhalb der einzelnen Sendezonen zu werten sein und Rückschlüsse zulassen auf den Erlebnisbereich, die Gemütsart und endlich sogar auf die völkischen Kraftreserven einzelner Siedlergruppen. Daß bei derartigen Einsendungen der deutsche Mensch wichtiger ist als das mehr oder weniger gelungene dichterische

oder musikalische Kunstwerk, das er als Niederschlag seines Wesens und Gestaltungswillens zu Papier gebracht hat, ist selbstverständlich, so wertvoll die Feststellung sein mag, ob und wo und inwieweit schöpferische Leistungen überhaupt zu gewärtigen sind. Sollten sie ganz ausbleiben, so ist der reine, vielleicht sogar in recht mangelhaftem Deutsch abgefaßte Bericht, die ungeschickte, umständliche Schilderung, das naive Bekenntnis, die dürre Notiz immer noch wertvoll genug. Uns kommt es ja vor allem anderen darauf an, etwas von den Menschen in Übersee zu erfahren, nicht nur ein paar freundliche Zeilen zu lesen, die vom deutschen Rundfunk sprechen, sondern ein Stück Selbstdarstellung zu erhalten, das nicht nur Deutschland nach Übersee bringen, sondern auch Brücken schlagen soll zwischen Millionen über den ganzen Erdball verstreuter deutscher Brüder.

Wohl wissen wir um die Geschichte der deutschen Auswanderung, um die Gründung und Entwicklung der größeren Siedlungen in Nord- und Südamerika, in Afrika — vor der Schaffung der ehemaligen deutschen Schutzgebiete —, in Palästina und im europäischen Osten, aber von dem kulturellen Leben des einzelnen Deutschen da draußen, vorab des Deutschen, der außerhalb der geschlossenen deutschen Siedlungen sich behaupten muß, wissen wir noch lange nicht genug. Und auch von den bäuerlichen Siedlern der geschlossenen Kolonisationsgebiete kennt man doch meist nur die allgemeinen Lebensverhältnisse, nicht aber die Besonderheit ihrer kulturellen Leistungen und Bedürfnisse. Je genauer aber die Männer des deutschen Überseefunks unterrichtet sind über das kulturelle Eigenleben ihrer Art- und Volksgenossen da draußen, desto besser können sie ein Programm aufstellen, das, losgelöst von innerdeutschen Maßstäben, dem fernen Hörer das gibt, was er von seiner Heimat, nächst den schlechthin verbindlichen und verpflichtenden Werten, geboten haben will. Wenn diese Unterrichtung gar in Form von Beiträgen zum Programm erfolgen kann, ergibt sich noch ein weiterer Wert:

Amerika erfährt von Asien, Afrika von Australien und jeder von der alten Heimat. Die Meere sind keine unüberwindlichen Abgründe mehr zwischen den Erben eines Blutes und Wesens, die Stimme des Vaterlandes wird von Festland zu Festland, von Insel zu Insel vernommen, auch in der tausendfältig abgewandelten Form, die fremdes Land und friedliches Zusammenleben mit fremden Völkern ihr aufgeprägt hat.

Dieser Brückenschlag von Kolonie zu Kolonie eröffnet außer der gewissermaßen unverbindlichen Fühlungnahme durch Erlebnisaustausch und — in bescheidenen Grenzen — Gestaltungswettstreit noch eine weitere Möglichkeit von durchaus verbindlichem Charakter, eine Möglichkeit, die den Forscher in der Heimat ebenso berührt wie den letzten Siedler im fernen Brasilien: die Wiederherstellung der Sippen durch ein reges Frag- und Antwortspiel auf dem Weg über die kurzen Wellen. Das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart baut seit Jahren eine Kartei der Auslandsdeutschen auf, die bereits viele Tausende

von Anschriften und Lebensdaten enthält und in doppelter Richtung sich auswerten läßt: einmal läßt sich bereits in sehr vielen Fällen die Verbreitung einzelner deutscher und vor allem schwäbischer Familien über die verschiedensten Siedlungsgebiete hin feststellen, oft sogar mit ziemlich genauen Lebensdaten einzelner Sippenglieder, dann aber gewinnt man auch Einblick in die Verteilung und Bedeutung der einzelnen deutschen Städte, Dörfer und Landschaften, die in den letzten zweihundert Jahren Menschen abgeben mußten, und in den meisten Fällen lassen sich aus den örtlichen Archiven die Ursachen, zumindest aber die zu Protokoll gegebenen Gründe für die Abwanderung entnehmen, Ursachen und Gründe, die vieles erklären können, was später mit einzelnen Siedlergruppen und Deutschtumpionieren geschah und die so letzten Endes auch dem Programmgestalter des Rundfunks die Möglichkeiten und Grenzen seiner Arbeit verdeutlichen und ihm beispielsweise helfen können, landschaftsgebundene Sendungen auf einzelne Siedlergruppen abzustimmen. Wenn er weiß, ob Schwaben oder Pfälzer, Schleswiger oder Ostpreußen, ob Nachfahren bäuerlicher Auswanderer des 18. Jahrhunderts oder bedrückter Tagelöhner und Industriearbeiter des beginnenden Industriezeitalters seine Sendungen hören, und wenn er ferner weiß, ob Wirtschaftsnot oder Freiheitsdrang, ob Liebe zu einem bestimmten religiösen Bekenntnis oder bloße Abenteuerlust die hier oder dort vorherrschende Triebfeder des Auswanderertums gewesen ist, kann er Anknüpfungspunkte in Geschichte, Volkskunst und Brauchtum finden. Wird aber einmal eine verwandte Saite berührt, so stellt sich spontan ein warmes, großes Gefühl der Verbundenheit ein, und der Weg zu späterer Zusammenarbeit ist freigelegt. Eine Sendereihe des „Deutschen Kurzwellensenders" „Wo sitzen meine Vettern?" versucht bereits den Brückenschlag im angedeuteten Sinne.

Geschichte, Volkskunst, Brauchtum: diese drei Stoffquellen können auch von Übersee aus immer neu gespeist werden. Wohl muß die Heimat den Anfang machen, und sie tat es bereits in ausgiebigem Maße. Hörspiele aus dem Stoffkreis der Auswanderungsgeschichte, Gestaltungen von Schicksalen deutscher Pioniere in aller Welt, tägliche Sendungen von deutschen Volksliedern und volkstümlicher Musik (Märsche, Tänze), Heimatabende aus allen deutschen Gauen und besondere Brauchtumssendungen im Jahreslauf gehören zum eisernen Bestand des deutschen Überseeprogramms. Wieviel reicher aber könnten diese Sendungen noch ausgestaltet werden, wenn auch nur ein Teil davon aus Beiträgen des Auslanddeutschtums aufgebaut werden könnte. Das Archiv des Deutschen Auslandsinstituts birgt kostbare Schätze aus allen drei Stoffgebieten, Aufzeichnungen längst verstorbener Auswanderer, Rechenschaftsberichte schwer arbeitender Kolonisten, Tagebücher und Memoiren, Volkslieder und volkstümliches Erzählgut, meist in Form von Kalendergeschichten, Schilderungen örtlicher Feste und Spiele im Jahreslauf. Die Bücherei ergänzt diese vielfach noch gar nicht ausgewerteten handschriftlichen Quellen und

eigene Buchveröffentlichungen des Instituts beginnen bereits mit der systematischen Hebung der aufgespeicherten Schätze. Man sieht also: es gibt Volksgenossen drüben in Übersee, die zur Feder greifen und Zeugnis ablegen für ihre Verbundenheit mit deutschem Bluterbe, Überlieferungsgut und Schicksal.

Sollte es nicht möglich sein, von solchen Volksgenossen auch Beiträge zum Rundfunkprogramm zu erhalten? Solche Beiträge könnten Millionen deutscher Brüder in aller Welt Freude bereiten, das Wissen der auslandsdeutschen Gruppen um einander vertiefen und schließlich zu einem lebendigen Erinnerungs-, Erfahrungs- und Wissensaustausch führen und so den Sender der großen deutschen Gemeinschaft zu einem Gemeinschaftssender des Deutschtums in aller Welt machen.

Die Aufgabe der Heimat bliebe es, zu sichten, zu ordnen, das Aufbauwillige und Zukunftsträchtige zu fördern, das wertvolle Erbgut zu zeigen und solche Einsendungen, die dem Geist des Dritten Reiches nur wenig oder gar nicht entsprechen, mit eingehender Begründung abzulehnen, kurz: durch Auswahl und Redaktion erzieherisch zu wirken und so schließlich das Auslandsdeutschtum in seiner würdigsten Form in lebendiger Wettbewerb treten zu lassen mit der Heimat und zugleich mit sich selbst, in seinen zahlreichen, nach Herkunft und Schicksal, nach Umfang und Wirkungsbereich so sehr verschiedenen großen und kleinen Gruppen.

BLICK IN DIE RUNDFUNK-WELT

I. Europäischer Rundfunk

Deutschland Hörerzahl am 1. April: 8511959, am 1. Mai: 8470562. — Im Zuge der Neuordnung des Rundfunks wurde mit Wirkung vom 1. April der Landesstellenleiter des Reichspropagandaministeriums in Köln und Gaupropagandaleiter Dr. Toni Winkelnkemper zum Intendanten des Reichssenders Köln, der Landesstellen- und Gaupropagandaleiter Schlesiens, Carl Gunzer, zum Intendanten des Reichssenders Breslau ernannt; die Intendanz des Deutschlandsenders und des Reichssenders Berlin wurde in eine Hand gelegt: Goetz Otto Stoffregen, bisher Intendant des Deutschlandsenders, übernahm die Leitung beider Sender. Zum Intendanten des Fernsehsenders Paul Nipkow wurde der bisherige Reichsfilmdramaturg Hans Jürgen Nierentz ernannt. — Der Reichssender Köln wird ein modernes Funkhaus erhalten. — Durch den neuen Sender bei Reichenbach erhält die Sendestelle Görlitz eine erhöhte Bedeutung, es wird das Ständehaus in Görlitz Funkhaus werden.

Österreich Hörerzahl am 1. April: 593271. — Programmdirektor Dr. Kunsti hat auch die Leitung einer neu geschaffenen Abteilung für leichte

Unterhaltung übernommen. — Die RAVAG hat eine Pfingstsendung „Ruf der Heimat" auf Platten aufgenommen und über die beiden holländischen Kurzwellensender PHOHI und PCJ (Huizen) für die Auslandsösterreicher verbreiten lassen.

Belgien Hörerzahl am 1. März: 877 722, am 1. April: 881 936. — Mit dem 1. Mai ist eine Neuregelung der Organisation eingetreten: die Verwaltung und Technik untersteht Direktor van Soust de Borkenfeldt (wie bisher), die flämischen Programme leitet Dr. Theo de Ronde, die französischen Theo Fleischmann. (Bisher war die Trennung der flämischen und französischen Programme nicht so streng durchgeführt.) — Es soll ein neuer Privatsender „Radio-Arlon" (in Libramont — Südbelgien) Versuchssendungen aufgenommen haben.

Bulgarien Hörerzahl am 1. Januar: 20 000 (Schätzung). — Die Programme des 2-kW-Senders Stara Zagora werden jetzt täglich von 6—7,15, 11—14 und 17,30—22,15 Uhr MEZ ausgesendet; sie gehen auch über den 0,75-kW-Sender Sofia, der bald durch einen Großsender ersetzt wird.

Dänemark Hörerzahl am 1. April: 668 539. — Zu Mitgliedern der Programmkommission wurden Thorkild Roose (Königliches Theater) und Poul Wiedemann (Königliche Oper) sowie die Parlamentsmitglieder Jul. Bomholt und A. Bindslev ernannt, die beiden letztgenannten sind gleichzeitig Mitglieder des Radiorates. Als Berater und Sachverständiger für Schul- und Kinderfunk wurde G. J. Arvin ernannt. — In Roenne auf der Insel Bornholm soll ein neues Studio, das neunte des Rundfunks, erbaut werden.

Frankreich Hörerzahl am 1. April: 3 841 798. — Es wurde der Neubau eines 30-kW-Ultrakurzwellensenders für Fernsehen beschlossen, der am Fuße des Eiffelturms stehen und mit 405 Zeilen senden wird. — Der neue Nationalsender, der Radio-Paris ablösen soll, wird in Allouis im Departement Cher erbaut, es sind zwei Sender zu je 500 kW; wenn sie zusammengeschaltet werden können, dann würden sie eine Stärke von 1000 kW erreichen (?).

Großbritannien Hörerzahl am 1. April: 8 127 224, am 1. Mai: 8 182 800. — Anläßlich der Krönungsfeier am 12. Mai wurde der Rundfunk in bisher nicht erreichtem Umfange zur Übertragung dieses Ereignisses in das Empire und eine ganze Reihe europäischer und außereuropäischer Länder eingesetzt. Auch das Fernsehen fing das Ereignis mit drei festen und drei fahrbaren Fernsehwagen ein, die Übertragung wurde ein Erfolg. Die Schätzungen der Teilnehmer an diesen Sendungen gehen stark auseinander, als Mindestzahl wird 30 000 Teilnehmer angenommen. Das Programm wurde auf eine Entfernung von 37 Meilen noch empfangen. Die Sendezeit ist auf die Stunden von 12,30—13,30 erweitert, es wird ein Film gesendet, der für die Werbung in Verkaufsstellen dienen soll. — Die Scophony-Gesellschaft teilt mit, daß ein Fernsehempfänger mit einer Bildfäche 60×55 cm entwickelt worden ist (sechsmal so groß als bisher).

Ungarn Hörerzahl am 1. April: 376088. — Es wurden im April Mikrophoneignungsprüfungen durchgeführt, die 67 von 201 Bewerbern bestanden.

Irland Hörer am 1. März: 103320, am 1. April: 105117. — Der Direktor des Rundfunks, Dr. T. J. Kiernan, vertritt, an Stelle von T. J. Monaghan, den Freistaat Irland beim Weltrundfunkverein. — Es ist geplant, einen Kurzwellenprogrammdienst einzuführen.

Italien Hörerzahl am 1. April: 719500. — Die beiden neuen 100-kW-Sender Rom haben ihre Versuchssendungen begonnen, in diesem Zusammenhange ist mit einer inneritalienischen Änderung der Wellenlängen zu rechnen. Neapel wird von 1 kW auf 10 kW, Turin II und Genua II auf je 5 kW verstärkt. — Die Hörberichte sollen im Programm einen größeren Raum einnehmen, es sind Reportagewagen entwickelt, unter anderem Wagen mit Ultrakurzwellensendern. — Ende März waren waren 11221 Schulen (mit 2003396 Schülern) mit Empfängern versehen. — Der Ministerrat hat ein Zentralinspektorat für Rundfunk und Fernsehen beim Propagandaministerium eingerichtet, es ist das oberste staatliche Rundfunkamt und allen anderen Stellen übergeordnet. (Auch in technischen Fragen, die das Verkehrsministerium bearbeitet.) An Stelle des verstorbenen Senators Orso Maria Corbino wurde Exz. Prof. Giordani zum Präsidenten des „Comitato superiore per le direttive artistiche e la vigilanza delle Radiodiffusioni" berufen, das die oberste Programmüberwachungsstelle des Rundfunks ist. — Rom wird das Zentrum der Fernsehentwicklung, es sollen Sender in Rom, Turin und Mailand errichtet werden, desgleichen Fernsehstuben.

Lettland Hörerzahl am 1. April: 100001.

Liechtenstein Der beabsichtigte 2-kW-Sender soll ein staatlicher Rundfunksender (keine Reklamestation) werden, der in enger Anlehnung an den Schweizer Rundspruch arbeiten will.

Litauen Hörerzahl am 1. März: 38500.

Norwegen Hörerzahl am 1. April: 262656.

Holland Hörerzahl am 1. April: 629618. — Die Fernsehversuche in Eindhoven sind sehr weit entwickelt, sie arbeiten mit 405 Zeilen bei 2×25 Bildwechseln. — (Vgl. Österreich — Kurzwellensendung.)

Polen Hörerzahl am 1. April: 773470; von diesen hören 280459 mit Detektoren (mehr als ein Drittel!), 496000 Hörer wohnen in den Städten, 274000 auf dem Lande. — Warschau II (Mokotow) arbeitet mit 8 kW auf Welle 216,8 m; nach Abschluß der Versuchssendungen übernimmt er zum größten Teil das Programm von Warschau I. — Zwischen Polen und Rumänien wurde ein Kulturabkommen abgeschlossen, das auch einen engen Rundfunkaustausch vorsieht.

Portugal Hörerzahl am 1. Februar: 55499. — Der Kurzwellensender „Emissora Nacional" (Welle 30,18 und 27,17 m) wird von 5 auf 10 kW verstärkt. Der Sender „Radio Colonial" (24,73 m) arbeitet mit 2 kW.

Rumänien Generaldirektor G. Munteanu ist durch Dan Sarateanu ersetzt worden. — Präsident des Verwaltungsrates von 8 Mitgliedern ist General Stefanescu-Amza, Vizepräsident Prof. G. Léon. — (Vgl. Polen — Kulturabkommen.)

Schweden Hörerzahl am 1. Januar: 944 847. — Der Kurzwellensender Motala führt Versuche auf Welle 25 und 50 m durch.

Schweiz Hörerzahl am 1. April: 466 110.

Tschechoslowakei Hörerzahl am 1. Februar: 950 110. — Der neue Sender bei Melnik wird als zweiter Prager Sender 100 kW haben. Der karpathorussische Sender wird nahe bei Uzhorod stehen. Preßburg wird neue Senderäume erhalten, Kaschau und Brünn sollen verbessert werden. — Die Hörerverbände haben die Einrichtung von Gemeindehörsälen gefordert, in denen auch Sendungen diskutiert werden sollen.

Türkei Ein 120-kW-Langwellensender für Ankara und ein 20-kW-Kurzwellensender sind in Auftrag gegeben, sie sollen August 1938 betriebsfertig sein. (Der Sender Ankara ist 7 kW stark, ein zweiter, 5-kW-Sender, steht in Istanbul.)

Rußland Die Regierung hat bei einer englischen Firma eine Fernsehanlage und zwei Groß-Empfangsgeräte für die erste Fernsehstation in Moskau bestellt.

Jugoslawien Hörerzahlen am 1. April: Belgrad = 64 766, Laibach = 15 136. — Der Konzessionsvertrag zwischen Regierung und den privaten Sendegesellschaften ist verlängert worden, die Regierung hat ein Vorkaufsrecht auf die Stationen. — Belgrad ist auf 20 kW verstärkt worden, ferner werden verstärkt bzw. errichtet: Agram auf 20 kW, Split mit 3 kW, Serajewo mit 3 kW, Üsküb mit 10 kW und dann Belgrad auf 100 kW.

II. Außereuropäischer Rundfunk

USA. Die NBC hat drei neue Sender erworben, sie hat jetzt 125 Sender und 15 Kurzwellenstationen; es wurde die Genehmigung zur Errichtung eines 75-kW-Senders in Maryland erteilt. — Die NBC hat am 5. April Fernsehversuchssendungen mit 441 Zeilen begonnen und in New York 75 Fernsehempfänger zur Kontrolle verteilt. — Das CBS hat den Antrag gestellt, auf dem Chryslergebäude einen Fernsehsender zu errichten, der mit 30 kW, 441 Linien bei 60 Bildwechseln arbeiten soll. — Am 12. Mai wurde der umgebaute Kurzwellensender in Wayne in Betrieb genommen, der auf fünf Wellenlängen mit 40 kW arbeitet und seine Programme vornehmlich nach Europa und Südamerika schickt.

Kanada Seit 30. November 1936 arbeitet ein Schulfunksender in Lethbridge (Süd-Alberta), der 80 Schulen mit Sendungen versorgt. In diesem Jahr sollen weitere 1000 Schulen mit Empfängern versehen werden. — Es soll ein 50-kW-Kurzwellensender gebaut werden.

Afrika Hörerzahlen am 1. April: Algier = 65498, Marokko = 31355. — Aus Ägypten wird gemeldet, daß der Bau des neuen Senders Abu-Zaabal begonnen wird; er soll nur in arabischer Sprache senden und so stark werden, daß er den übrigen Stationen im nahen Mittelmeerraum gleichwertig ist. — In Tripolis will Italien einen Großsender errichten, der ganz Lybien für den Rundfunk erschließen soll. Er wird neben eigenen Programmen einen Teil der Sendezeit mit Übertragungen aus Rom füllen. Der Bau eines Kurzwellensenders steht gleichfalls zur Diskussion.

Neuseeland Hörerzahl am 1. März: 224098.

Japan Hörerzahl am 1. Februar: 2776189, am 1. März 2826062. — Der Sender JOAK in Tokio wird auf 150 kW, der Sender Osaka (JOBK) auf 100 kW verstärkt. — Der Kurzwellensender JVM, der auf Welle 27,93 m arbeitet, sandte bisher seine Programme in Japanisch und Englisch, seit 1. April auch in Deutsch. — Es wurde beschlossen, für den Ausbau des Rundfunks bis 1940 — im Blick auf die Olympischen Spiele — einen Betrag von 35 Millionen Yen bereitzustellen.

China Die Versuchssendungen des 10-kW-Senders in Szechwan sind sehr gut verlaufen, er arbeitet auf Welle 536 m.

WIRTSCHAFT UND RECHT

Frankreich Die zur Zeit gültigen Bestimmungen über die Gebührenfreiheit für kurzfristig eingeführte Rundfunkempfänger sehen vor, daß die französischen Zollbehörden grundsätzlich Gebührenfreiheit für solche Empfänger gewähren, die von ausländischen Reisenden kurzfristig nach Frankreich eingeführt werden, falls späterhin der Beweis der nachfolgenden Wiederausführung erfolgt. Wegen der Gebührenbefreiung für Inländer sind Verhandlungen mit den Finanzbehörden und dem Generalkommissariat für den Reiseverkehr im Gange, zwecks Befreiung der Rundfunkempfänger von besonderen Gebühren im Inland, falls sie den Standort wechseln.

Großbritannien Die Bestrebungen auf einen engeren Zusammenschluß des Rundfunkhandels haben jetzt zu einem gewissen Ergebnis geführt. Der nationale Verband des Rundfunkeinzelhandels hat seine Satzungen geändert und eine Klausel eingeführt, nach der der Verband seinen Mitgliedern das Recht zur Führung der Bezeichnung „Eingetragener Rundfunkhändler" verleihen kann. Die Bezeichnung wird nur solchen Händlern gestattet, die die vom Verband aufgestellten Bedingungen erfüllen. Gleichzeitig hat der Verband unter dem Namen „Electrical Credit Services, Ltd." ein Unternehmen gegründet, das dem Rundfunkhandel durch Finanzierung von Teilzahlungskäufen gewisse Erleichterungen verschaffen soll.

Die Performing Right Society hat mit der BBC. einen neuen Vertrag über die Abgeltung der Urheberrechte abgeschlossen. Danach bezahlt die BBC. für die Verbreitung von Werken im englischen Rundfunk (Home broadcasting) 7 pence je Rundfunkhörer an die englische Verwertungsgesellschaft (vorher waren es 3¾ pence). Die auf dieser Grundlage errechneten Urheberrechtstantiemen werden monatlich der Performing Right Society zugeführt. Für den Empiredienst sind zusätzliche Tantiemen zu entrichten, die $^1/_{10}$ der Gebühren des home broadcasting ausmachen. Der Vertrag zwischen der Urheber-Verwertungsgesellschaft und der BBC. ist mit Wirkung vom 1. Januar 1937 abgeschlossen und läuft auf zwei Jahre.

Norwegen Es ist eine Änderung der Vorschriften vom 23. Februar 1934 für solche Empfangsanlagen erfolgt, die auf Grund des Gesetzes vom 23. Juni 1933 erfaßt werden. Der Inhalt der neuen Vorschriften des Artikels 15, § 2 enthält die Befreiung der Verpflichtung zur Zahlung der Rundfunkgebühren für ausländische Schiffe, Flugzeuge, Wagen, Kraftfahrzeuge oder andere Beförderungsmittel, die mit Empfängern ausgerüstet sind und sich vorübergehend auf norwegischem Gebiet befinden, sofern sie von der Verwaltung ihres Landes die Genehmigung zur Benutzung des Empfängers erhalten haben und solange diese Genehmigung gültig ist. Befreit von der Gebührenzahlung sind auch solche ausländische Staatsangehörige, die Norwegen mit einem Empfänger besuchen, sofern der Aufenthalt in Norwegen 2 Monate nicht überschreitet und sie von der Verwaltung ihres Landes die Genehmigung zur Benutzung des Geräts während ihres Aufenthaltes besitzen.

Die norwegische Rundfunkgesellschaft hatte im vergangenen Sommer die Initiative ergriffen, um auch in Norwegen einen billigen Volksempfänger zum Vertrieb kommen zu lassen. Die zunächst eingeleiteten Forschungsarbeiten erbrachten ein Zweiröhrengerät für Wechselstrom-Netzanschluß sowie einen Dreiröhrenempfänger für Batteriebetrieb, von denen bei zwei Firmen 16000 Stück aufgelegt wurden. Der Verkaufspreis dieser Volksempfänger konnte nach dem Entgegenkommen der Röhrenhersteller, Patentinhaber und Rundfunkhändler auf 86 Kronen festgesetzt werden. Dieser Preis ist sehr niedrig, weil in Norwegen einigermaßen gute Rundfunkempfänger das drei- und vierfache kosten. Anfang dieses Jahres wurden die Geräte auf den Markt gebracht und bereits in den ersten Wochen ein Absatz von rund 14000 Stück erreicht, ein Erfolg, der in der norwegischen Rundfunkwirtschaft seit ihrem Bestehen beispiellos ist.

Polen Die polnische Rundfunkverordnung vom 1. Oktober 1936, ergangen auf Grund des Artikels 8 des Postgesetzes, enthält alle wesentlichen Bestimmungen für den Rundfunkempfang. Das Recht, eine Empfangsanlage zu erwerben, zu benutzen oder zu besitzen, steht solchen Personen zu, die

eine Anmeldekarte erworben haben. Die Anmeldekarte ermächtigt zur Aufstellung der in ihr vermerkten Zahl und Art der Empfangsanlagen. Sie wird persönlich ausgestellt und ist nicht übertragbar. Die Zahlung der Rundfunkgebühren erfolgt auf Wunsch des Teilnehmers monatlich, vierteljährlich, halbjährlich oder jährlich. Die Gebühren werden an den Briefträger oder an das Postamt gezahlt, das die Karte ausgestellt hat. Die Befreiung von Rundfunkgebühren erfolgt bei Kriegsverletzten, Blinden sowie Personen und Instituten, die wissenschaftlich auf dem Gebiet des Rundfunks arbeiten. — Die Erlaubnis zum Senden ist von der Erteilung einer Konzession abhängig, die der Postminister vergibt. Die Konzessionsbedingungen werden für jeden einzelnen Fall besonders festgelegt.

Tschechoslowakei Interessant ist die Verordnung über die Einziehung der Urhebergebühren vom 10. September 1936, die sich auch auf dem Rundfunk bezieht. Das Ministerium für Volkserziehung hat dem Verband zum Schutz der Urheber, der aus tschechoslowakischen Tondichtern, Schriftstellern und Verlegern besteht und in Prag als GmbH. eingetragen ist, u. a. das ausschließliche Recht erteilt, die Sendung der Werke durch Rundfunk oder andere technische Mittel auf dem Gebiet der tschechoslowakischen Republik zu genehmigen. Der Verband hat uach das ausschließliche Recht, für die erteilte Genehmigung Gebühren einzuziehen.

SCHRIFTTUM

Bibliographierung des Rundfunkschrifttums

Der großen Bedeutung im kulturellen Leben des Volkes entsprechend hat der Rundfunk seinen Niederschlag im Schrifttum gefunden. Die Zahl der selbständigen Veröffentlichungen und Zeitschriftenaufsätze, die sich sowohl mit technischen, organisatorischen und rechtlichen als auch mit politischen und allgemein-kulturellen Fragen beschäftigt, hat im Laufe der Jahre einen solchen Umfang angenommen, daß ihre zweckmäßige Verzeichnung, ihre „Bibliographierung", sich aus wissenschaftlichen und praktischen Gesichtspunkten als notwendig erwies. Aus der öffentlichen Lage des Rundfunks heraus war es natürlich, daß sich die Wissenschaftler des Rundfunks bei dieser bibliographischen Erfassung des Schrifttums zuerst auf das Gebiet beschränkten, das sehr stark mit anderen Fragen des öffentlichen Lebens verkoppelt war und aus diesem Grunde einer Festlegung und Klarlegung bedurfte: das Gebiet des Funkrechts.

So entstand als erstes Verzeichnis die „Bibliographie des Funkrechts" (Teil 1: Deutschsprachige Literatur. Teil 2/3: Deutschsprachige Literatur [Nachtrag 1]. Fremdsprachige Literatur. Leipzig, Vertretungsverlag von W. Moeser, Buchhandlung, 1926 u. 1929). In den 3 Teilen dieser Liste ist das wesentlichste deutschsprachige und fremdsprachige Schrifttum aus dem gesamten Gebiet des Rundfunks, soweit es für den Juristen von Bedeutung ist oder sein könnte, bis zum Jahre 1929 mit genauen Titel- und Quellenangaben und mit kurzen Erläuterungen des Inhalts aufgezeichnet. Die Bibliographie ist systematisch nach rechtswissenschaftlichen Grundbegriffen gegliedert und in ihrem fremdsprachigen Teil auch nach Ländern geordnet, was ihre Übersichtlichkeit und Zweckmäßig-

keit für den praktischen Gebrauch sehr erhöht. In den 10 Hauptkapiteln und ihren entsprechenden Untergliederungen der Teile 1 und 2 ist alles wissenswerte Schrifttum über allgemeine und spezielle Fragen des Funk- und Rundfunkrechts, sind alle Bücher und das wesentliche Zeitschriftenmaterial auch über geschichtliche und organisatorische Fragen, ferner alle gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen verzeichnet. Die beiden letzten Kapitel machen das Schrifttum namhaft, das sich ganz allgemein mit dem Fragengebiet „Rundfunk und Wirtschaft", „Rundfunk und Kultur" und mit dem Rundfunk des Auslandes, insbesondere nach seiner funkrechtlichen Seite hin beschäftigt. Der Anhang bringt neben einem wertvollen Anschriften- und Berufsverzeichnis der Verfasser eine Bibliographie der deutschsprachigen Rundfunk-Zeitschriften und -Jahrbücher. Der 3. Teil umfaßt die fremdsprachige Literatur, soweit sie für die Entwicklung und die Kenntnis des Standes des Rundfunkrechts im Ausland von Bedeutung war. Er führt das wichtigste Schrifttum über das internationale Funkrecht und das Funkrecht und Rundfunkrecht der einzelnen Ländern an. Der Anhang bringt in Anlehnung an Teil 1 und 2 eine Bibliographie der fremdsprachigen Rundfunk-Zeitschriften und ein Verzeichnis der Rundfunk-Organisationen.

Leider hat dieses nützliche und notwendige Verzeichnis weder in Deutschland, noch im Ausland eine Fortsetzung gefunden. Gerade für den fremdsprachigen Teil wäre diese Fortsetzung sehr erwünscht gewesen, da wir auf diesem Gebiet nicht auf Arbeiten des Auslandes zurückgreifen können, sondern bei der wissenschaftlichen und praktischen Arbeit und bei der Zusammenstellung des Arbeitsstoffes anders geartete Bibliographien, Spezialkataloge und sonstige Schrifttumsverzeichnisse benutzen müssen. Der deutschsprachige Teil hat seine mittelbare Fortsetzung im „Deutschen Rundfunkschrifttum" gefunden, das seit 1930 auch alles wichtige funkrechtliche Schrifttum berücksichtigt.

Bei dem starken Interesse, das der Rundfunk in der Öffentlichkeit gefunden hatte, hatte sich jedoch bald die Notwendigkeit ergeben, ein Schrifttumsverzeichnis aufzustellen, das sich nicht auf ein — wenn auch noch so wichtiges — Teilgebiet beschränkte, sondern das grundsätzlich das gesamte Gebiet des Rundfunks mit allen seinen Einzelfragen umfaßte und das das Schrifttum schnell und geordnet für die praktische und wissenschaftliche Arbeit nachweisbar machte. Diese allgemeine und umfassende Bibliographierung wurde 1930 mit dem „Deutschen Rundfunkschrifttum" in Angriff genommen.

Mit der Bearbeitung dieser Bibliographie wurde die Deutsche Bücherei in Leipzig beauftragt, weil sie als die Zentralsammelstelle des gesamten deutschsprachigen Schrifttums die notwendige Voraussetzung bot, um ein wirklich brauchbares, das wesentliche Schrifttum umfassendes Verzeichnis zu schaffen.

Die Bibliographie „Deutsches Rundfunkschrifttum", die früher monatlich als selbständige Zeitschrift herauskam, erscheint seit Ende 1936 als Beilage zum Amtsblatt „Archiv für Funkrecht" (hrsg. v. der Reichsrundfunkkammer). Sie verzeichnet sowohl die selbständigen Werke, die durch einen Stern als solche besonders gekennzeichnet sind, als auch das gesamte wesentliche Zeitschriftenmaterial und bietet durch die bibliographische Zuverlässigkeit der Titelaufnahme, durch ihre den Titeln beigefügten kurzen Inhaltsangaben sowie durch ihre zweckmäßige Gliederung eine brauchbare Hilfe für jeden, der sich aus praktischen Gründen oder aus Gründen der Forschung, als Mann der Rundfunkführung oder der Rundfunkwirtschaft mit dem Rundfunk zu beschäftigen hat.

In den Abteilungen:

1. Nationalsozialistische Rundfunkpolitik,
2. Organisation des Deutschen Rundfunks,
3. Internationaler und ausländischer Rundfunk,
4. Allgemeine Rundfunktechnik,
5. Sende- und Empfangstechnik,
6. Sondergebiete der Rundfunktechnik

ist alles verzeichnet, was an für die Rundfunkpraxis und Rundfunkforschung wirklich wesentlichem Schrifttum erschienen ist. Die bisher abgeschlossenen 6 Jahrgänge mit rund 40000 Titeln sind ein unentbehrliches bibliographisches Nachschlagewerk und ein nie versagender Quellennachweis. Jeder, der mit dem „Deutschen Rundfunkschrifttum" zu arbeiten hat, ist von neuen überrascht über die Reichhaltigkeit, Lückenlosigkeit des Inhalts und die Genauigkeit der Angabe.

Daneben gibt es noch einige bibliographische Zusammenfassungen, die zwar nicht ausgesprochen auf den Rundfunk abgestellt sind, die jedoch auf Grund ihrer engen Verwandtschaft mit dem Rundfunk wesentliche Fragen der Rundfunktechnik bei ihrer Verzeichnung berücksichtigen: Die „Zeitschriftenschau des Reichspostzentralamtes" und „die Technische Zeitschriftenschau mit Bücherschau", die vom VDI herausgegeben wird. Diese Verzeichnisse sind bezüglich des fremdsprachigen Schrifttums als Ergänzungen der Nationalbibliographie sehr wertvoll. Ihre deutschsprachigen Nachweise sind fast lückenlos schon in dem „Deutschen Rundfunkschrifttum" aufgezeichnet.

Dr. Hans Richter.

Franz Humbach: Rund um den Reichssender München mit seinen Nebensendern Nürnberg, Augsburg, Bayreuth. Verlag Knorr & Hirth GmbH., München 1936/37. 122 Seiten mit 175 Fotos. Preis 1,20 RM.

Das Büchlein, das mit Unterstützung des Reichssenders München herausgegeben worden ist, muß als eine Art „Conference" um den Reichssender München bezeichnet werden. Bis auf wenige Ausnahmen schlägt es einen heiteren, recht volkstümlichen Plauderton an, führt den Leser-Hörer in Wort und Bild durch alle Abteilungen, macht ihn mit der Organisation, besonders auch mit allen Mitwirkenden bekannt; das alles einfach in Text und Aufmachung. —r.

J. Zenneck: Die Entwicklung der Funkentelegrafie. V.D.I. Verlag GmbH. Berlin NW. 7.

Als Heft 6 der „Abhandlungen und Berichte des Deutschen Museums" ist diese kleine Broschüre soeben erschienen. Sie bringt in gedrängter Form ein Stück wichtiger Geschichte einer Technik, die unsere Zeit entscheidend bestimmt hat. Ein empfehlenswertes kleines Bändchen. Bü.

Wir haben es uns als Aufgabe gestellt, das politische und kulturpolitische Rundfunkschrifttum von den führenden europäischen Ländern hier zu verzeichnen und zu würdigen. Es erscheint uns dabei wichtig, daß alle die Stellen, die sich vornehmlich mit zwischenstaatlichen Rundfunkfragen befassen, allgemeine Veröffentlichungen über wesentliche Fragen auf allen Gebieten genau so verfolgen wie die Fachliteratur, die wir bis zu ihren Randgebieten (Rundfunkgeschichte, allgemeine Entwicklung des Nachrichtenwesens usw.) erfassen wollen. Wege zum Verständnis und Verstehen anderer Völker — zwei Faktoren die für den internationalen Programmaustausch Grundbedingung sind — eröffnen auch Werke wie „Mein Land und mein Volk" von Lin Yutang, um nur ein Beispiel zu nennen. Die folgenden Besprechungen behandeln die oben angedeuteten Randgebiete; sie sind auf die knappsten Formulierungen gebracht und weisen besonders auf die Stellen hin, die sich mit der drahtlosen Nachrichtenübermittlung befassen.

Karl Baarslag: „SOS! Zu Hilfe!" S. Fischer Verlag A.-G., Berlin 1936. 268 Seiten. Preis geb. 5.80 RM. (Aus dem Englischen übertragen von Dagobert von Mikusch.)

Das Buch ist ein Hohes Lied auf die Segnungen der drahtlosen Telegraphie und Telephonie im Dienste der Sicherheit des Schiffsverkehrs und auf die Einsatzbereitschaft der Schiffsfunker. In ausgezeichneten Berichten, packend und erschütternd in der Darstellung, erstehen Schicksale vor unseren Augen, im Mittelpunkt des Geschehens ist jeweils die Funkkabine und der Mann am Funkgerät, in dessen Händen die Verantwortung und das Leben von Hunderten ruht. Sehr interessant und aufschlußreich die Geschichte des internationalen Notrufes, eindrucksvoll die Ehrentafel der im Dienst dahingeschiedenen Bordfunker. Eine sehr bemerkenswerte und wesentliche Veröffentlichung. —r.

Professor Dr. Richard Hennig: Verkehrsgeschwindigkeiten in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. Erschienen im Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart. Preis broschiert RM. 5.—.

Von Schnelläufern, Feuersignalen, Brieftauben und Briefraben, von den ersten Verkehrsmitteln bis zu den schnellsten unserer Zeit und über unsere Zeit hinweg, bis zum Stratosphärenflug, berichtet in eigenartiger, spannender Darstellungsweise dieses Buch, das durch viele zum Teil unbekannte zeitgenössischen Äußerungen verlebendigt wird. Besondere Kapitel sind der elektrischen Telegraphie mit und ohne Draht gewidmet. Man vermißt hier lediglich die Erwähnung des

deutschen Anteils am Erfolg, da bei der drahtlosen Telegraphie allein Marconi genannt wird. Andererseits zeichnet sich die Arbeit durch ihre Objektivität und durch das Suchen nach historisch wahrheitsgetreuer Berichterstattung aus. Wir begrüßen das Werk, das manches Neuland aufdeckt.

Vom Marathonläufer bis zur Funkstelle, bearbeitet von Oberstleutnant a. D. **A. Benary,** erschienen im Meldereiter-Verlag Amend & Co., Würzburg. Preis gebunden RM. 2.60.

Das lesenswerte Büchlein trägt den Untertitel „2000 Jahre Nachrichtenübermittlung in 24 Erzählungen". Es ist als Gedenkbuch für die Nachrichtentruppe verfaßt und erfüllt seinen Zweck in weit stärkerem Maße als manch eine phantasielose historische Abhandlung über die gleiche Themenreihe. Besonders packend schildert der Herausgeber den Einsatz sämtlicher Nachrichtenmittel und die Unerschrokkenheit der Nachrichtentrupps in seinem Beitrag „Trommelfeuer". Wir konnten dieses Geschichten- und Geschichtsbuch erst aus den Händen legen, nachdem wir mit angespannter Leserfreude die Schilderungen von der ersten bis zur letzten Seite miterlebt hatten. Ein Werk für den alten Nachrichtenhasen, für den jungen Nachwuchs, und erst recht für den fernerstehenden am Funk interessierten Laien. Bü.

*

Zwei Jahrbücher liegen uns vor, die wir mit großer Freude betrachten. Einmal das **BBC Annual 1937,** die traditionelle Veröffentlichung der BBC, die wieder sehr eingehend, aufschlußreich und sorgsam zusammengestellt worden ist. Wir finden darin alles, was den englischen Rundfunk betrifft: eine allgemeine Übersicht, eine klar geordnete, textlich erläuterte Programmanalyse nach den verschiedensten Gesichtspunkten, Aufgliederungen nach National- und Regionalprogrammen, eine finanzielle Übersicht, ausgezeichnetes Material über Hörerzahlen und -verteilung, technische Angaben usw. Besondere Kapitel sind dem Empiredienst und dem Fernsehen gewidmet. Anschriftenmaterial ergänzen das Buch in organisatorischer Hinsicht, der Umbruch und die Bildveröffentlichungen sind gut. Man könnte sich nur wünschen, daß alle Länder solche Veröffentlichungen regelmäßig jährlich vornehmen würden, sie wären für die Geschichte der Rundfunkentwicklung und -wandlung von großer Bedeutung. Der Rundfunk hat zwar heute nicht mehr das stürmische Tempo des Fortschreitens wie in seinen Anfangsjahren, er hat sich aber auf allen Gebieten so verfeinert, so verzweigt, er ist so kompliziert geworden, daß eine Übersicht nicht immer leicht ist, wenn wir uns nicht an den „geschichtlich" niedergelegten Ereignissen und Abschnitten orientieren können.

Das zweite Buch kommt aus USA., es ist das **„Broadcasting and Broadcast Advertising 1937 Year Book",** ein Band von fast 400 Seiten Umfang, von denen man jedoch ruhig die Hälfte — die Anzeigen nämlich — abziehen kann. Allerdings: diese Anzeigen sind unter dem Gesichtswinkel des kommerziellen Rundfunks und der „Werbung für Rundfunkwerbung" betrachtet, zum Teil recht aufschlußreich und interessant, es verlohnt sich schon, auch ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen. Als Ganzes bringt dieses Jahrbuch wieder eine Fülle von Material, meistens rein tabellarisch und statistischer Art, über den Rundfunk in USA., es ist ein Nachschlagebuch, ein „Adreßbuch" für den beim Rundfunk inserierenden Kaufmann. Wir finden die über 700 Sender nach ihren Rufzeichen, nach den Wellenlängen, nach Staaten und Orten, nach Netzwerken und sonstigen Gesichtspunkten geordnet; wir finden z. B. verzeichnet, welche Sender für alkoholische Erzeugnisse Reklame annehmen, welche unter der Kontrolle von Zeitungen stehen und welche Ankündigungen in fremden Sprachen erlauben. Wir treffen auf lange Listen von inserierenden Firmen und von sonstigen Anschriften. Daneben steht eine recht gut aufgeteilte Zusammenstellung der Familien, die am Rundfunkempfang teilnehmen. (USA. kennt ja keine Rundfunkgebühren und berechnet seine Hörerzahl, die für die Breitenwirkung der Reklamesendung wichtig ist, nach verkauften Geräten.) Artikel über die wirtschaftlichen Grundlagen des Rundfunkwerbewesens und eine Reihe von gesetzlichen Bestimmungen sind gleichfalls aufschlußreich. Das Jahrbuch wird ergänzt durch eine Zusammenstellung der Rundfunksender in allen Ländern der Welt, einem kurzen Abriß aus der Entwicklungsgeschichte und einer Literaturübersicht (die letzten beiden Kapitel würden eine Überarbeitung vertragen). Für jeden, der sich mit dem amerikanischen Rundfunk, be-

sonders mit den kommerziellen Progammen beschäftigt, bildet das Yearbook eine gute Informationsquelle. —r.

Money ad the crossroads (NBC-Verlag 1937) von **Charles Morrow Wilson.** Das kleine, nur 20 Seiten umfassende Buch ist der Niederschlag von Besuchen auf über 200 amerikanischen Farmen in 25 Staaten und Unterredungen mit zahlreichen Persönlichkeiten auf dem Gebiete des Landwirtschaftswesens. Der Verfasser hat einmal die Wandlungen untersucht, die der Rundfunk im Leben der Farmer hervorgerufen hat; er hat sich darüber bei den Farmern selbst und bei den Inhabern der magazinähnlichen Läden an den „Kreuzwegen", den Schnittpunkten der wichtigen Verkehrswege, erkundigt. Zweitens stellt er — dem Wesen des amerikanischen Rundfunks entsprechend — aus seinen Beobachtungen Folgerungen für die Wirksamkeit von Werbesendungen auf, die sich an landwirtschaftliche Käuferschichten richten. Länder, die keinen auf Reklameeinnahmen aufgebauten Rundfunk haben, können aus den Angaben verschiedentlich Analogieschlüsse über Weiten- und Tiefenwirkung der Sendungen ziehen. Im übrigen zeigt das Buch, wie nett und ansprechend man eine Werbeschrift aufmachen kann: Druck, Umbruch und Bildmaterial ist geschickt und wirksam verwendet. (Im Jahre 1934 ist bereits ein Werk "Radio and the farm", gleichfalls von der NBC herausgegeben, erschienen.)

—r.

*

Die Frage des Schul- und Erziehungsfunks haben sich nicht aus theoretischen Überlegungen ergeben, sondern aus der praktischen Arbeit, die eines Tages gleichsam von selbst begann, weil sich Idee und Programm einer systematischen Erziehungsarbeit des Rundfunks bereits in den ersten Stadien seiner Entwicklung aufdrängte. Die uns vorliegenden fünf Schriften über den Schul- und Erziehungsfunk im Ausland sind dafür ein Beweis; sie stellen Rechenschaftsberichte über Versuchtes und Erreichtes dar.

Eine Schrift, die schon einige Jahre zurückliegt und auf die wir bewußt zurückgreifen, behandelt die Frage des Schulfunks in England unter dem Titel **„Some Problems of School Broadcasting"**, reviewed by The Central Council after three years experience (1932). Sie stellt also einen Erfahrungsbericht dar über den Zeitraum von 1929 bis 1932, der ausdrücklich als Versuchsperiode bezeichnet wird. In ihr wurden vor allem die Methoden gefestigt und erweitert, die zuvor in den Jahren 1924 bis 1929 von der BBC. erstmalig in die Praxis umgesetzt wurden, als der Rundfunk selbst noch neu war. Es fehlte deshalb nicht an Schwierigkeiten und Widerständen: die Lehrer bezweifelten die Eignung des Rundfunks als neues Erziehungsmittel. Wir greifen aus dem Bericht das heraus, was sich als Hauptaufgabe für die Zukunft aus den gemachten Erfahrungen ergab. Es sind im wesentlichen drei Forderungen:

1. Die Verbesserung der technischen Voraussetzungen für einen brauchbaren Rundfunkempfang in Schulen (und damit auch die Überwindung der bestehenden wirtschaftlichen Hemmnisse).

2. Weitere intensive und extensive Aufklärung über die Aufgaben und Ziele der Schulfunkarbeit, um bestehende Mißverständnisse zu beseitigen.

3. Methodische Anleitungen für die Schulfunkarbeit des Lehrers in der Klasse. Hier freilich rät der Bericht — u. E. mit Recht — davon ab, allzusehr ins einzelne zu gehen. Die Unterrichtssituation sei jeweils so verschieden, daß ohnehin die beste Mitarbeit in der freien individuellen Initiative des Lehrers liege.

In umfassenderer Form als dieser Bericht gibt eine im Jahre 1936 erschienene Schrift **„Broadcasting and Education** von **J. Howard Whitehouse** (Oxford University Press 1936) einen systematischen Überblick über die bisher erreichten Formen des englischen Schulfunks und der allgemeinen Erziehungsarbeit im Rundfunk und zugleich über die in der bisherigen Entwickelung gewonnenen Einsichten. Das Buch gibt in Klarheit und Kürze ein Gesamtbild über die hierher gehörenden Fragen. Wir können in diesem Rahmen nicht über die Einzelheiten berichten, die Schrift ist vielseitig orientierend. Nur zwei Probleme seien herausgegriffen: Am Anfang der Darstellung wird die Forderung vertreten, daß ein besonderer Sender für Erziehungsrundfunk ("an education station") errichtet wer-

den solle. Die Eigengesetzlichkeit der Bildungsarbeit führt sehr leicht zu diesem Gedanken; für uns aber ist er besonders interessant, weil er auch im deutschen Rundfunkschrifttum seit anderthalb Jahrzehnten immer wieder auftritt und ähnlich begründet wird, wie es hier geschieht. Zweitens ist sehr aufschlußreich für die übrigens sehr stark „belehrende" Art der Erziehungsarbeit im englischen Rundfunk das Kapitel "Some subjects for broadcasting". Was hier über die Möglichkeiten des Schulfunks z. B. für den Geschichtsunterricht, die alten Sprachen, die Naturwissenschaften gesagt wird, weicht von den deutschen Erfahrungen ganz erheblich ab, ist aber gerade wegen des Kontrastes sehr charakteristisch für die pädagogischen Grundauffassungen, die in England herrschen, und regt zu einer klaren Besinnung auch der Grundlagen der eigenen Arbeit an.

Es liegt uns weiterhin ein Programmheft über die amerikanische Schulfunkarbeit 1936 bis 1937 vor. **(The American School of the Air 1936—1937.** The Columbia Broadcasting System.) Es zeigt durchgängig den Versuch einer Wissensvermittlung auf allen Gebieten des Unterrichts. Die stille Voraussetzung ist hierbei, daß dem Runfunk bessere und weitere Möglichkeiten zur Verfügung stehen als dem Lehrer im Klassenunterricht. Für die künstlerischen Fächer (z. B. Musik, Sendungen berühmter dramatischer Werke usw.) ist das ohne weiteres einleuchtend, die Grenze dieser Darbietungsform wird aber sehr sichtbar, wenn man die Erläuterungen zu den Sendungen, z. B. für den Geschichtsunterricht, ansieht. Wir können nicht glauben, daß der Rundfunk mit erzählenden Sendungen hier die viel besseren, natürlichen Möglichkeiten eines Lehrers überragt, der vor seiner Klasse steht und lebendig und geistvoll zu erzählen weiß.

Ausschließlich mit den Möglichkeiten der Erwachsenenbildung durch Rundfunk beschäftigt sich ein Sammelheft von Ansprachen und Eingaben, die von amerikanischen Arbeiterorganisationen ausgehen und die Forderung vertreten, daß der Rundfunk den Erwachsenen eine zusätzliche Bildung vermitteln soll **(Addresses — Educational Broadcasting — The last of the public domain. 1936).** Die Begründung ist einfach: der Besuch von Abendschulen und Kursen („Volkshochschulen") sei entweder nicht möglich oder nach Erfüllung der Berufsarbeit allzu schwierig; der Rundfunk räume dieses Hindernis hinweg, indem er die Wohnung jedes einzelnen erreiche und nur eine konzentrierte Aufnahmebereitschaft fordere. Die Auswahl der Stoffe ist ganz von dem Gedanken getragen, daß das Wissen ein wirksames Mittel sozialer Aufstiegmöglichkeiten ist. Aus dem Inhalt der Broschüre geht hervor, daß es sich bei den Darlegungen um altes sozialdemokratisches Gedankengut handelt. Die Schrift zeigt einen allzu leichten Optimismus, der offenbar noch verschont blieb von den ernüchternden Erfahrungen, die eine Reihe von Ländern mit dem sozialpolitischen Grundsatz „Bildung macht frei" in der Erwachsenenerziehung der Vorkriegszeit und vor allem auch der Nachkriegsjahre gemacht haben, in denen dann öfter die Idee vom Rundfunk als Volkshochschule vertreten wurde.

Vor kurzem erschien ein Heft der Zeitschrift „Der Österreichische Rundfunk", Jg. 1, Heft 4 als Rechenschafts- und Erfahrungsbericht unter dem Titel **„5 Jahre Schulfunk in Österreich".** Es ist zugleich ein Jubiläumsheft, denn vor fünf Jahren hat die RAVAG. als einen neuen und wichtigen Zweig ihrer Tätigkeit den Schulfunk ins Leben gerufen. Die einzelnen Beiträge zeigen, daß der Schulfunk sich seit seinen Anfängen der besonderen Förderung der Unterrichtsverwaltung erfreuen konnte und weiterhin von ihr gepflegt wird. Ferner wird klar, daß hier die Arbeit folgerichtig von zwei Seiten aus gesehen wird: vom Funk und von der Schule. Es wird deshalb gefordert, daß die Lehrerschaft durch tätige Mitarbeit und fördernde Kritik an der Durchführung der Schulfunksendungen Anteil nehmen soll. Eine wertvolle Ergänzung zu den programmatischen Ausführungen bildet der Gesamtbericht über die Sendungen vom Januar 1931 bis Ende 1936, der entsprechend der Fächerung der Schularbeit die Programme in Einzelgruppen aufgliedert. Die Erfahrungen anderer Länder im Schulfunk sind bei diesem Programmaufbau fruchtbringend verwendet worden.

W—e.

Diesem Hefte liegen 4 Prospekte bei, die wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen: R. Oldenbourg Verlag, München, für „Dunbar, Geschichte Indiens" und „Friedensburg, Kohle und Eisen im Weltkriege und in den Friedensschlüssen"; S. Hirzel Verlag, Leipzig, über die Vierteljahrsschrift „Jomsburg"; Wilh. Goldmann Verlag, Leipzig, für „Pahl, Wetterzonen der Weltpolitik".

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIV. JAHRGANG 1937

1.

HEFT / JANUAR

Völker suchen Raum

Karl Haushofer: Mitteleuropa und die Welt
Zeck: In den Niederlanden wächst ein Staat
v. Lilienfeld: „CCC."-Arbeitslager in USA.
R. S.: Japanische Agrarfragen
Domaniewsky: Japanische Einwanderung in Brasilien
Pearl: Krieg und Übervölkerung

Aus unserer Arbeit — Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? — Umsiedlung auf dem Balkan — Chinesisches Staatsdenken

Pauser: Die Alpenstellung der Römer I
Wunderlich: Neue geopolitische Karten und Atlanten

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Präsident der Deutschen Akademie,
Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XIV. JAHRGANG / HEFT 1 / JANUAR 1937

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

K. Haushofer: Mitteleuropa und die Welt ... 1
H. F. Zeck: In den Niederlanden wächst ein Staat 4
G. von Lilienfeld: „CCC."-Arbeitslager in den Vereinigten Staaten 13
R. S.: Japanische Agrarfragen I 18
Z. Domaniewsky: Japanische Einwanderung in Brasilien . 25
R. Pearl: Krieg und Übervölkerung 31

BERICHTE

A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt 39
K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum 43

SPÄNE *der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik* 50

UNTERSUCHUNG

F. Pauser: Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart I 56

SCHRIFTTUM

F. Wunderlich: Neue geopolitische Karten und Atlanten 62
G. Fuhrmann: Farbig und Weiß 65
R. von Schumacher: Büchertafel 66

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—
Österreich und das Ausland (ohne die Schweiz): Vierteljahr RM 4.20, bei Zahlung in fremder Währung.
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—
Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G.m.b.H./LUDWIGSHAFEN 12461/WIEN 55918/PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Zbigniew *Domaniewsky*, Berlin W 50, Neue Ansbacher Str. 9 — Gustav *Fuhrmann* (AfG), Heidelberg, Plöck 56 a — Dr. Albrecht *Haushofer* (AfG), Leiter des geopolitischen Seminars an der Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl *Haushofer* (AfG), Gen.-Major a. D., o. Professor an der Universität, Präsident der Deutschen Akademie, München O 27, Kolberger Str. 18 — Georg *von Lilienfeld*, Gauting b. München, Karlstr. 14 — Franz *Pauser:* Anschrift durch den Verlag — Professor Raymond *Pearl*, Baltimore USA., John-Hopkins-University — R. *S.:* Anschrift durch den Verlag — Rupert *von Schumacher* (AfG), Berlin-Lankwitz, Melanchthonstr. 8a. Professor Dr. F. *Wunderlich*, Stuttgart, Deutsches Auslands-Institut — Dr. H. F. *Zeck* (AfG), Köln-Marienburg, von Grootestr. 37

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik.

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

Magdeburg
in der Politik der deutschen Kaiser

Beiträge zur Geopolitik und Geschichte des ostfälischen Raumes

Inhalt

U. Crämer: Magdeburg und der ostfälische Raum in der deutschen Kaiserzeit / R. Holtzmann: Otto der Große und Magdeburg / F. Markmann: Zur Geschichte des Magdeburger Rechtes / W. Greischel: Die Baukunst der Ottonen / H. Gröger: Grundlagen der Handels- und Verkehrsentwicklung Magdeburgs in der deutschen Kaiserzeit / Stichwortverzeichnis / Verzeichnis der Abbildungen und Karten

Als Beilage:

Fünffarbige Karte des Magdeburger Stadtrechts

---

226 Seiten Text und 64 Seiten geopolitische Reliefkarten und Abbildungen auf Kunstdruck, mit großer fünffarbiger Karte

Preis nur 5.— RM in Ganzleinen

Kurt Vowinckel Verlag
GmbH.
Heidelberg—Berlin

Schicksalsfragen der deutschen Volksgemeinschaft in Europa

werden in dem soeben erschienenen Doppelsonderheft von

Nation und Staat

Deutsche Zeitschrift für das europäische Minoritätenproblem

von führenden Männern aus den deutschen Volksgruppen behandelt. Das Heft zeigt die Vielfalt des Kampfes um die Lebensrechte des deutschen Volkes und zieht einen Querschnitt durch Probleme, die für die Entwicklung unseres Erdteils und die Neugestaltung der Völkerbeziehungen von grundlegender Bedeutung sind.

Das Geleitwort schrieb Konrad Henlein

Aus dem Inhalt:

„Volk und Völkerleben in Europa." Von Dr. h. c. Johannes Schmidt-Wodder.
„Volkstumsrecht in der völkerrechtlichen Entwicklung." Von Ernst Kundt, Obmann des parlamentarischen Klubs der Sudetendeutschen Partei.
„Der Heimatbegriff der Volksgruppen." Von F. v. Uexküll, stellvertr. Generalsekretär des Europäischen Nationalitätenkongresses.
„Volkstum und Volkszugehörigkeit." Von W. v. Wrangell, Präsident der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung.
„Die Verluste der deutschen Volksgruppen in der Nachkriegszeit." Von Dr. H. Kohnert, Vorsitzender der Deutschen Vereinigung in Polen.
„Volkstum und Boden." Von Fritz Fabritius, Obmann des Deutschen Volksrates in Rumänien.
„Auslanddeutsches Wirken in der deutschen Kulturgeschichte." Von Dr. R. Csaki, Leiter des Deutschen Ausland-Institutes.

Ferner enthält das Heft die bekannten Lageberichte und einen Bericht über die Karlsbader Tagung des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa.

120 Seiten Umfang

Preis RM 3.20

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG
WIEN—LEIPZIG

Deutſchland braucht Kolonien!

Paul Ritter

Mitarbeiter im Kolonialpolitiſchen Amt der NSDAP.
begründet Deutſchlands Recht auf Kolonien in ſeinem Werk:

Der Kampf um den Erdraum

Kolonien vom Altertum bis zur Gegenwart

2. Auflage

Mit 48 Bildern und Tafeln, zahlreichen Karten im Text und einer farbigen Überſichtskarte. Geheftet RM. 6.–, in Ganzleinen RM. 7.50

Der „Völkiſche Beobachter" ſchreibt: Der Verfaſſer hat über zwanzig Jahre als Farmer in Südweſtafrika die kolonialen Probleme in der Praxis kennengelernt. Seine früheren vielſeitigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten bürgen für gründliche Sachkenntnis. Das vorliegende Werk enthält eine äußerſt klare und umfaſſende, mit wertvollem Bild- und Kartenmaterial verarbeitete Geſchichte und Würdigung der geſamten kolonialen Entwicklung aller Völker und Zeiten.

Deutſchland wird die Wegnahme ſeiner Kolonien, die unter fadenſcheinigen Begründungen erfolgte, niemals anerkennen und auf Wahrung ſeiner natürlichen Lebensrechte beſtehen. Zum Durchbruch ſolcher, für ganz Europa lebenswichtigen Einſicht wird Paul Ritters ausgezeichnetes Werk beitragen, das einen wichtigen und wertvollen Beſtandteil unſerer Kolonialliteratur darſtellt.

In jeder Buchhandlung erhältlich

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

)TANOX
zyszczanie
II 2015

ELBLĄG

CZ.140.21
nr inw. 33131